NEUE DIDASKALIA: UNTERHALTUNGSBLATT. 1862



Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 2. Sonntag, den 12. Januar 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Herr Peter hatte, trotz seiner vier und zwanzig Jahre, noch keine Geheimnisse vor der Neugier zu verbergen, daher stand er dem freundlichen Frager gern in allen Dingen, bei einem guten Schoppen Rheinwein, den dieser auftragen ließ, Rede und Antwort, und bald kannten sich die beiden Männer, als ob sie schon viele Jahre mit einander gelebt hätten. Auch wurde ausgemacht, daß Schöffer, bis er ein anderes Unterkommen gefunden haben würde, gegen einen mäßigen Miethzins das kleine Gemach behalten solle, in dem er jetzt wohnte, und auch über die Kost war man leicht einig geworden, so daß der junge Mann gleich bei seinem Eintritte in Mainz gleichsam festen Fuß dort gefaßt und sich seinen Vermögensumständen gemäß hatte einrichten können.

Für sein ferneres Fortkommen war er völlig unbesorgt, da er in seiner Kunst das Außerordentliche zu leisten im Stande und sich dieser Kunstfertigkeit wohl bewußt war. Er zeigte seinem neuen Beschützer Proben davon vor, die er in seinem Reisebündel mit aus Paris gebracht hatte, die den guten Mann in das größte Erstaunen versetzten, und die er um so mehr mit einer Art von Ehrfurcht betrachtete, da er sie nur anzuschauen, aber nicht zu lesen verstand, zumal da Herr Peter ihm sagte, daß die Pergamentblätter, die er vor sich sähe, Stellen aus der heiligen Schrift enthielten. Die Buchstaben waren durchaus schön und gleichmäßig geformt; die Schnörkzüge scharf, die Linien schnurgerade, und die großen Initialbuchstaben wahre Kunst- und Prachtwerke der Feder und des Pinsels; denn durch beide vereint waren sie hervorgerufen worden. Das schönste Purpurroth und Azurblau, vermischt mit Gold und Silber, erblickte man in der lieblichsten und geschmackvollsten Verschmelzung in diesen schön geformten Buchstaben, deren Größe, gegen die übrige Schrift gerechnet, wahrhaft colossal zu nennen war, denn der erste Initialbuchstabe auf der ersten Seite hatte eine Höhe von fast vier Zoll, und eben so viele in der Breite. Er war mit Arabesken, Blumen, Laubwerk und Thieren reich verziert, aber keineswegs überladen, so daß man die Grundzüge des Buchstabens auf den ersten Blick erkennen konnte.

Der gute Wirth war so in Erstaunen und Verwunderung über diese Kunstwerke versunken, daß er gänzlich verstummte und sogar, ohne daß er es wußte oder wollte, mit gefalteten Händen davor saß.

„Ja, ja!“ sagte er dann, sich voller Ehrerbietung gegen den Meister verbeugend, „jetzt begreife ich, daß Ihr nicht nöthig habt, von mir armen Manne etwas anzunehmen, noch Euch von irgend einem Menschen auf der Welt was schenken zu lassen. Wer solche Kunst besitzt, muß sein Brod, und Ruhm und Ehre obendrein, überall reichlich finden, und wollt Ihr eine Prophezeihung von mir nicht zurückweisen, so sag' ich Euch, daß Ihr zur glücklichen Stunde in Mainz angekommen seid, und dereinst noch als ein reicher, angesehener Bürger dieser guten Stadt, in Ehre und Ansehen stehen werdet. Daß ein so geschickter Mann aber das Licht der Welt in Gernsheim erblickte, muß mich nicht wenig freuen, und wird unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt zu ewigen Zeiten zum Ruhm und zur Ehre gereichen.“

Er drückte bei diesen Worten dem jungen Manne, der über sein großes Lob lebhaft erröthete, herzlich die Hand, und machte sich dann fertig, seinen lieben Gast zu Meister Jacob Fusten zu begleiten; denn er wollte es sich nicht nehmen lassen, dahin sein Führer zu sein.

In der geräumigen Werkstatt Meister Fustens, der, obschon nur ein Goldschmied von Profession, doch einer der reichsten und angesehensten Bürger der Stadt Mainz, und schon damals nahe daran war, Bürgermeister derselben zu werden, ging es gar eilig her, und Meister und Gesellen hatten vollauf zu thun, indem vom Erzbischofe Adolph von Nassau große Bestellungen bei Meister Fusten gemacht worden waren, die baldigst besorgt werden mußten, wie der in allen Dingen eilige und ungeduldige Herr befohlen hatte.

Meister Jacob, der sich trotz seiner großen Reichthümer nicht schämte, noch selbst Hand an's Werk zu legen, war eben damit beschäftigt, das Modell zu einem großen, reichverzierten Kelchglase zu verfertigen, als der Wirth zum goldenen Hirsche mit Herrn Peter in die Werkstatt trat. Meister Jacob kannte den jovialen Wirth recht gut, da er an Sonn- und Festtagen manchen Schoppen edlen Niersteiners bei ihm geleert hatte, und so empfing er ihn mit fröhlichem Willkomm und freundlichem Händedruck.

„Was führt Euch zu mir, Herr Wirth zum goldenen Hirsche?“ fragte ihn der Meister, nachdem er ihm einen von den hölzernen, mit starkem Leder überzogenen Böcken zum Sitzen hingerückt hatte, die in der Werkstatt in Menge vorhanden waren.

„Etwas Gutes, lieber Meister,“ versetzte der Wirth, sichtbar erfreut über die ehrenvolle Aufnahme, die er bei dem reichen und kunstgeübten Manne fand. „Hier bringe ich Euch,“ fuhr er, sich nach Peter Schöffer umwendend, fort, der mit dem Filzhutte in der Hand, und bis jetzt noch von Keinem beachtet, an der Eingangsthür verweilt hatte, „hier bringe ich Euch einen jungen Mann, an dem Ihr, wenn ich Euch anders recht kenne, Eure Freude haben werdet, denn er ist ein Künstler, wie Ihr, wenn gleich in anderer Art.“

„Dann soll er mir herzlich willkommen sein,“ versetzte Meister Jacob, und warf mit seinen etwas tief liegenden, blitzenden Augen einen schnellen Blick auf Schöffer, der erröthend vor demselben das Auge zu Boden senkte und den Hut etwas verlegen in der Hand umdrehte. Meister Jacob imponirte ihm nämlich sowohl durch seine fast athletische Gestalt, als durch jenen geistigen Ausdruck des Gesichtes, der uns auf den ersten Blick sagt, daß wir einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüber stehen. Seine Kleidung entsprach seinem Stande: sie war von gutem dunkeln Tuche und bestand aus einem vorn mit großen silbernen Knöpfen zugeknöpften Wamse ohne Aermel, aus dem die feinen weißen leinenen Hemdärmel, bis über den Ellenbogen aufgekrämpt, hervorsahen; ein breiter lederner Gurt, mit großen silbernen Schnallen, umschloß den kräftigen Leib, und weite Pluderhosen, weiße wollene Strümpfe und Schnabelschuhe, die er aber ohne alle Verzierung trug, vollendeten den Anzug.

„Ich habe, edler Meister, ein Schreiben vom ehrwürdigen Prior der Abtei Saint-Germain des-Pres aus Paris an Euch abzugeben,“ sagte Schöffer, nachdem er sich wieder

gefaßt und etwas Muth gewonnen und zugleich langte er eine Rolle hervor; die er im Busen verwahrt getragen hatte.

„Seid mir herzlich willkommen, junger Mann," versetzte Meister Jacob, nachdem er das ihm überreichte Schreiben aufmerksam gelesen hatte. „Mit solcher Empfehlung durftet Ihr sicher sein, gut von mir aufgenommen zu werden, und was das Beste ist, ich werde Euch gleich Arbeit geben können. Die mir vom Curfürsten aufgetragenen Gefässe sollen viele Inschriften haben, und wenn Ihr so geschickt seid, wie mein ehrwürdiger Freund, der Herr Prior zu Saint-Germain, Euch mir schildert — und ich zweifle daran nicht, — so seid Ihr ganz der Mann, dessen ich bedarf, und zur guten Stunde in mein Haus gekommen."

Er erhob sich bei diesen Worten von seinem Sitze, trat auf Schöffer zu und reichte diesem die Hand zur Bewillkommung.

„Sagt ich's Euch nicht, Meister Jacob, daß ich Euch etwas Gutes brächte?" triumphirte der Wirth, indem er sich vergnügt die Hände über die gute Aufnahme rieb, die seinem Schützlinge von dem verehrten Manne widerfuhr.

„Ich bin Euch in der That für Eure Bemühung Dank schuldig, Herr Wirth," war die Antwort. „Der junge Mann konnte mir nicht gelegener kommen, als gerade jetzt; denn um es nur offen herauszusagen, ich verstehe mich zwar darauf, eine Zeichnung, ein gutes Modell und was sonst zu meiner edlen Kunst gehört, zu verfertigen, allein in der Schrift bin ich wenig geübt, weil sie nicht häufig bei meinen Arbeiten vorkömmt, und so wird Herr Peter — nanntet Ihr ihn nicht so? — mir wacker helfen können."

„Herr Peter Schöffer ist sein Name, mit Eurer Erlaubniß," bemerkte der Wirth, „und sein Geburtsort Gernsheim, woher auch ich stamme."

Meister Jacob führte darauf seine Gäste aus der Werkstatt in das Wohngemach, um sie dort gebührend zu bewirthen, und bei einem guten Humpen Moselwein wurde viel hin und her geplaudert, so daß Schöffer seinen neuen Bekannten erst mit einbrechender Nacht wieder verlassen und mit dem über alle Maßen erfreuten Wirthe zurückkehren durfte, nachdem vorher noch verabredet worden war, daß der junge Mann am folgenden Morgen schon wieder bei Meister Fusten vorsprechen sollte, um sich mit diesem über die Arbeit zu vereinigen, die der Goldschmied ihm aufzutragen gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

6.

Der Sturm.

Am zweiten Morgen nach dem Zusammentreffen mit dem „Einsamen Stern" kam Sir Reginald zu früher Stunde aufs Verdeck, durch das schwere Arbeiten des Schiffes ermuntert. Er fand, daß Eleanor schon vor ihm da war, ebenfalls durch ungewöhnliche und neue Empfindungen erweckt. Der Himmel war dunkel und trübe; der Wind hatte sich während der Nacht erhoben und wehte eine halbe Kühlung, während die dunkle Farbe der Wolken und das Anschwellen der hohen Wogen einen vollständigen Orkan androhten. Lange Streifen zerrissener Dünste lösten sich dann und wann von den festern Massen und eilten wüthend den Himmel entlang. Die Brigg lag unter dicht gerefftem Maissegel; da sie aber ein gutes Schiff war, so gehorchte sie dem Steuer ganz gut, desto bereitwilliger aber, als ein Sturmstagsegel aufgesetzt wurde.

Der Capitän und die ganze Mannschaft erfüllten eifrig ihre wichtigen Pflichten. Zwei Mann standen am Steuerrade, und einige waren hoch oben, um nach Land oder Brandungen auszuschauen; aber der Wind war seit der Windstille immer so ungünstig gewesen, daß sie, statt sich dem Lande zu nähern, davon abgekommen waren, und diese Vorsicht deßhalb kaum nothwendig. Das Schauspiel war in der That erhaben. Die Wellen hatten sich in der Nacht zu Bergeshöhen erhoben und boten einen seltsamen Gegensatz zu der ruhigen Oberfläche des Wassers am vorhergehenden Abend. Der Himmel, welcher, mit funkelnden Sternen besäet, wie ein hohes Gewölbe von unermeßlicher Ausdehnung erschienen war, schien jetzt tief heruntergedrückt zu sein und hing wie ein Leichentuch über die ganze Schöpfung. Das Auge, gewohnt über eine weite Oberfläche zu wandern und auf einen unbegränzten Horizont zu blicken, war jetzt beschränkt und gehemmt; denn nirgends konnte man weiter denn hundert Yards im Umkreise sehen. Ein dichter Nebel hing in der Luft, welcher, mit rieselndem Regen vermischt, die Lage des „Royal Charley" unendlich gefahrvoller machte, als sie sonst gewesen wäre.

Der Capitän nickte seinen beiden Passagieren, welche in Gewänder gehüllt waren, wie sie zu den Umständen paßten, schweigend zu. Aber er wagte nicht zu sprechen; er blickte ängstlich nach einer Unterbrechung der Wolken am Horizont umher, welcher indeß kein Zeichen verhieß, daß der Sturm sich legen würde. Sir Reginald führte Eleanor in eine möglichst geschützte Stellung, warf einen schweren Mantel, den er über dem Arme trug, um sie, und setzte sie neben sich nieder. Er hatte einen Haufen Taue zwischen zwei Kanonen windwärts ausgewählt, wo man eine gute Aussicht auf die tobende See hatte.

„Ist große Gefahr vorhanden?" war die erste und natürlichste Frage Eleanor's.

„Es ist immer Gefahr bei einem Sturm," erwiderte Sir Reginald. „In diesem Augenblick ist er noch nicht stark genug, um unserer Brigg große Gefahr zu bringen; aber selbst dieser Wind würde, wenn er lange anhielte, die See zu furchtbaren Wogen peitschen. Aber die Dinge werden nicht lange so bleiben; der Sturm muß ab- oder zunehmen."

„Und was ist das Wahrscheinlichste?" fuhr Eleanor fort, mit doppeltem Vertrauen auf ihn als Seemann und Geliebten.

„Das kann ich kaum sagen. Das Wetter sieht aus, was die Seeleute schlecht nennen; und wäre ich in meinem eigenen kleinen Fahrzeug, so würde ich unter den Schutz irgend einer kleinen Insel oder in eine ruhige Bucht einlaufen und da bleiben, bis der Sturm nachließe. Aber das kann von der Brigg schwerlich geschehen."

„Was denken Sie, Sir Reginald?" rief plötzlich Capitän Montrose, auf ihn zugehend. „Fürchten Sie nicht, daß wir in einer ernsthaften Lage sind?"

„Hm!" erwiderte der Freibeuter. „Ich gestehe, der Anblick des Himmels gefällt mir eben nicht; aber man hat schon schlimmeres Wetter gesehen als dieses. Ihre Brigg ist ein gutes, festes Fahrzeug und kann viel rauhe Arbeit ertragen."

„Ja, ja. Aber merken Sie, was ich sage; wir haben bis jetzt erst das Ende eines alten Sturmes gesehen. Ich kann einen frischen brauen sehen und fürchte, das Schlimmste kommt noch. Fürchten Sie sich nicht, auf dem Verdeck zu bleiben, Miß Bowen?"

„Nein, Capitän; ich sehe weit lieber, was vorgeht, als daß ich in einer Cajüte eingesperrt bin."

„Ich vermuthe," bemerkte der Befehlshaber des „Einsamen Sterns", welcher den Himmel mit scharfem und durchdringendem Blicke prüfte, daß der Wind nach einem gerade entgegengesetzten Punkte des Kompasses umsetzen wird. Haben Sie Acht, daß die Segel nicht back gelegt werden."

„Segel luvwärts!" rief einer der Wachhabenden.

Sogleich waren Aller Augen nach der angegebenen Richtung gewandt, und man sah eine große Brigantine im entgegengesetzten Kurs schnell heransegeln. Der Capitän eilte zum Steuer, einen Zusammenstoß befürchtend, und Sir Reginald beobachtete das fremde Schiff mit großer Neugierde. Er schien es fast augenblicklich zu erkennen.

„Es ist vielleicht ein Glück, Miß Bowen," bemerkte er, „daß wir dem Burschen in einem Sturm begegnet sind. Er ist einer der berüchtigtsten Flibustier des Golfs, und es würde uns schlecht ergehen, wenn wir in seine Hände fielen."

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 1. Sonntag, den 5. Januar 1862.

Kunst und Liebe.

Historische Novelle.

Gott schuf für Menschenschicksal. Menschenleid,
Der Stufen viel! Die geh'n gebeugt und unerfreut,
Geladen nie zum Festtagsmahl des Lebens.
Und die Gelad'nen sitzen nicht einmal
Bequem und sicher in dem Freudensaal,
Und nach Gerechtigkeit forscht man vergebens.
Ein unbegreifliches Gesetz gebeut
Dem: »Du genieße!« Jenem: »meide!«

Victor Hugo.

Es war im Märzmonat des Jahres des Heils 1450, und einer jener schönen, ahnungsvollen Tage, welche die Seele des Menschen mit sanftem Schauern erfüllen, indem sie uns das Nahen eines holden Glückes ahnen lassen. Die Sonne hatte bereits den Schnee überall geschmolzen, wohin sie nur mit ihren Strahlen zu dringen vermochte; keine Eisdecke verhüllte das Fließen der Quellen und Bäche mehr, an deren Ufern Tausende von Kräutern und Blumen sich dem goldenen Lichte und dem nahenden Frühlinge entgegen drängten, um baldigst ihre volle Farbenpracht zu entfalten. In den wasserreichen Vertiefungen wucherte schon üppig die Brunnenkresse und auf den Angern und Wiesen hatten bereits die Margarethenblümchen mit ihren weißen, röthlich gesäumten Blüthenblättern, so wie an geschützten Stellen die duftigen Veilchen ihre Kelche erschlossen. Auch die Mandelbäume trieben an den Spitzen ihrer schlanken weidenartigen Zweige bereits hellgrüne Blätter, und ihre hochrothen Blüthenknospen schwellten sichtbar. Aus den grünen Saatfeldern jubelte die Lerche zum azurblauen Himmel empor und belebte die stille feierliche Natur, die sonst so geheimnißvoll in ihrer großen Werkstätte arbeitete, durch ihre fröhlichen Gesänge, gleichsam als könne sie allein von allen Kreaturen es nicht lassen, der Welt zuzurufen: er kommt, er kommt, der holde Freudenbringer, der Lenz, er kommt mit allen seinen Wonnen! Auf, ihn zu begrüßen!

An diesem wonnevollen Tage schritt ein junger Mann mit schönem aber ernstem Antlitze, durch die das reiche weltberühmte Mainz umgebenden Fluren. Er war nach damaliger Sitte nicht nur zierlich, sondern für seinen Stand sogar reich gekleidet.

Trotz dieser reichen zierlichen Kleidung schien der junge Mann doch nur leicht an einem Bündelchen zu tragen, das seine ganze Habe enthielt, die er in ein feines weißes Tüchelchen geknüpft, auf einem über die rechte Schulter gelegten Haselstocke mit sich führte. In der That war ihm von irdischem Besitzthum nur wenig zugefallen, und was er durch seine Kunst, die ihn ernährte, gewann, verwendete er meist auf seine Kleidung, die er nicht zierlich und reich genug haben konnte.

In Paris, woher er eben kam, nannte man ihn sowohl wegen seiner Wohlgestalt, als wegen seines zierlichen Anzugs, den schönen deutschen Schreiber, und manches weibliche Auge sah ihm voll Sehnsucht und Verlangen nach, wenn er mit seinen Pergamentrollen unter dem Arm, durch die Gassen schritt; allein er schaute weder rechts noch links, denn sein Herz war noch frei und seine Seele ganz nur noch auf die Kunst gerichtet, der er sein Leben widmete und die ihm seinen Unterhalt verschaffte. So dankte er zwar, wenn ein schöner Frauenmund ihn grüßte, mit derjenigen Courtoisie, die jungen Männern so wohl ansteht; allein sein dunkles durchdringendes Auge, das seinem schöngeformten frischen Gesichte einen so geistreichen Ausdruck gab, glitt nur flüchtig über die Gestalt der ihn Grüßenden hin, und er setzte schnell seinen Weg weiter fort, indem er ein lustiges deutsches Lied vor sich hin trillerte, das ihm noch aus seiner Jugend her im Gedächtnisse geblieben war.

Oft machte ein solches Lied ihn aber wehmüthig, indem es ihm seine frohen Jugendjahre im geliebten Heimathlande in die Erinnerung zurückrief: das freundliche Städtchen am rechten Rheinufer, in dem er geboren wurde, das kleine grün angemalte Häuschen, von Reben hoch überrankt, in dem er die ersten Spiele seiner Kindheit spielte! Die theuren Eltern, die nun schon seit vielen Jahren unter dem grünen Hügel des Kirchhofes schliefen; den guten frommen Mönch Anselm, der ihn aus christlicher Liebe in der damals noch so seltenen Kunst des Schönschreibens unterrichtet und ihn, nachdem er sich darin hervorgethan hatte und beide Eltern ihm gestorben waren, nach Paris gesandt, wo er von dem Prior der Abtei Saint Germain des Pres mit Freuden aufgenommen worden war und von ihm eine ehrenvolle Beschäftigung als Clerc oder Schönschreiber angewiesen erhalten hatte. Alle diese Gegenstände und Personen standen dann oft, wie durch einen Zauberschlag in ihm heraufbeschworen, vor ihm da, und das erst so fröhliche Liedchen wandelte sich in ein wehmüthiges, der Sehnsucht geweihtes um.

Jetzt endlich war sein mit dem Prior des Klosters geschlossener Contract abgelaufen und es ihm vergönnt, in die liebe Heimath zurückzukehren, nachdem er 8 Jahre in der Fremde verweilt und dort vom Knabe zum Manne herangereift war.

Er hatte erst die Absicht gehabt, seinen Geburtsort, Gernsheim, am rechten Ufer des Rheins, zu besuchen; allein ein Empfehlungsschreiben, das ihm sein Freund in Paris an den reichen Mainzer Bürger und Goldschmied, Meister Jacob Fust (Faust) mit auf den Weg gegeben hatte, bestimmte ihn, vorerst die weltberühmte Stadt Mainz zu besuchen und sich dort nach Arbeit umzusehen; denn die Turnosen und Gold-Florenen, die er als Früchte seines Fleißes und seiner Ersparungen von Paris mitgebracht hatte, waren fast sämmtlich aus dem kleinen Beutel von Hirschleder verschwunden, den er, nach damaliger Sitte, am Gürtel hängend trug, und so mußte er, der jugendlichen Leichtsinn in Hinsicht des Auskommens nicht kannte, sich vor allen Dingen nach neuem Erwerb umsehen. Diesen hoffte er in Mainz um so mehr zu finden, da er nicht nur eine Empfehlung an einen sehr reichen, ansehnlichen und kunstliebenden Mann daselbst mit sich führte, sondern man auch dort seine Kunst gebührend schätzte.

Mit Plänen und Gedanken für seine Zukunft beschäftigt, schritt so Peter Schöffer — den man in der Abtei zu Paris, einer Sitte jener Zeit gemäß in Petrus Opilio umgetauft hatte, schon weil den Franzosen der deutsche Name nicht mundgerecht war — durch die ergrünenden Fluren dahin und steuerte durch das Gartenfeld dem Münsterthore

der Stadt Mainz zu, das er mit raschen Schritten und nur leicht beladen wandelnd, schon gegen Mittag erreichte.

In der Stadt angelangt, erkundigte er sich bei einem alten Manne, der vor einem Hause auf der steinernen Bank saß und augenscheinlich in behaglicher Ruhe sich des goldenen Sonnenscheins erfreute, nach einer anständigen Herberge; denn er wollte sich nicht vor Mittag bei Meister Jacob Fusten melden, und der Gefragte wies ihn nach dem „goldenen Hirsche“, wo, wie er sagte, so feine Junker wie er, einzukehren und willige Aufnahme zu finden pflegten. Herr Peter dankte dem freundlichen Greise sowohl für seine Nachweisung, als für die ihm gesagte Artigkeit, und schritt dann rüstig der ihm bezeichneten, unfern liegenden Herberge zu.

Hier angelangt, ließ er sich ein Gemach anweisen und begehrte, nachdem er sich selbst und seine zierliche Kleidung von dem ihnen anklebenden Reisestaube gereinigt hatte, ein gutes Mittagsmahl, das ihm, da es gerade Essenszeit war — der Pfarrkirchenthurm von St. Emmeran verkündete eben die eilfte Stunde des Tages — bereitwillig gerricht wurde, worauf er ein Stündchen ausruhte und sich dann zu dem freundlichen Herbergsvater hinab begab, um von diesem die Wohnung Meister Jacob Fusten und sonstiges zu erfahren, was ihm nöthig und wichtig sein mußte.

Er erhielt die gewünschte Auskunft; dann fragte ihn der etwas geschwätzige Wirth:

„Ihr seid — verzeiht meine Neugier, edler Junker! — wohl ein Fremdling in diesem Lande? Der Accent Eurer Sprache verräth mir den Franzosen, und doch werde ich wieder durch die Leichtigkeit, mit der Ihr Euch in unserer Sprache ausdrückt, irre in meiner Vermuthung, daß Ihr zu jenem Volke gehört, von dem ein altes Sprichwort sagt, daß man eher dem Esel das Lautenschlagen, als ihm die deutsche Mundart lehren kann.“

„Ich bin auch kein Franzose, Herr Wirth,“ versetzte Peter, „sondern ein guter Deutscher, und zwar aus dieser Gegend, aus Gernsheim, dem freundlichen Städtchen am rechten Ufer des Rheins; allein da ich acht Jahre — eine lange Zeit! — in Paris zugebracht habe, mag sich meine Sprache etwas verändert haben, wie das wohl nicht anders sein kann, wenn man die trauten Mutterlaute so lange weder hört, noch übt.“

„Ihr seid aus Gernsheim? daher bin ich auch, und nur durch Heirath hierher nach Mainz gekommen. Der frühere Besitzer dieser Herberge starb und ich heirathete die Wittwe. Euer Name, wenn ich bitten darf? Vielleicht sind wir gar alte Bekannte.“

„Peter Schöffer,“ war die Antwort des jungen Mannes.

„Ei, da habe ich Eure lieben Eltern gar wohl gekannt und erinnere mich auch, daß nach ihrem frühzeitigen Tode — Gott wolle ihnen die ewige Seligkeit schenken! — ihr einziges Söhnlein nach Paris vom frommen Bruder Anselm gesandt wurde, um sich dort noch mehr in der edlen und nicht genug zu bewundernden Kunst des Schreibens auszubilden, die der heilige Mann ihm gelehrt hatte. Dieß Alles erfuhr ich durch Reisende aus der Vaterstadt, die von Zeit zu Zeit bei mir einkehren und die ich über die dortigen Ereignisse gern befrage. Euer Vater war — die Ehre muß man ihm lassen — ein feiner erfindungsreicher Kopf, der, wenn er länger gelebt, gewiß ein gutes Vermögen hinterlassen haben würde, denn er besaß Geschick zu Allem; überdieß war er ein braver Mann, und ich freue mich herzlich, seinen Sohn zu begrüßen. Wir, ich und Euer Vater, haben manchen Schoppen Wein mit einander ausgeleert und als wir beide noch Knaben waren, auch manchen lustigen Streich ausgeheckt. Seid mir drum nochmals herzlich willkommen, und die Stunde sei gesegnet, in der Ihr in mein Haus tratet. So lange Ihr in Mainz verweilt, das eine schöne reiche Stadt ist, erzeigt mir die Ehre, mein Gast zu sein, versteht sich, ohne daß von einer Vergütung zwischen uns die Rede sei; denn von dem Sohne meines Jugendfreundes würde ich kein Geld nehmen!“

Peter Schöffe lehnte zwar dieß letztere Anerbieten entschieden, aber mit Höflichkeit ab; doch war er nicht wenig erfreut, gleich bei seinem Eintritte in Mainz auf eine befreundete, ihm wohlwollende Seele gestoßen zu sein, was ihm von guter Vorbedeutung dünkte, und so plauderte er noch eine Weile mit dem freundlichen Wirthe zum goldenen Hirsche fort, der nicht müde wurde, ihm von ihrer gemeinschaftlichen Vaterstadt zu erzählen und ihn über die Ereignisse seines Lebens in der Fremde zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sängergruß.

(Vorgetragen bei einer kleinen Sängerzusammenkunft im badischen Oberland.)

Seid uns gegrüßt, ihr Sangesfreunde!
Schlagt ein die treue Sängerhand!
Die Stunde, die uns hier vereinte,
Sei schöner Zukunft Unterpfand.

Gekommen seid ihr, zu genießen
Des Sängers und der Freundschaft Glück.
Es soll mit Harmonie umschließen
Uns dieser frohe Augenblick.

Doch nicht nur diesen wen'gen Stunden
Sei unser Freundschaftsbund geweiht,
Denn bald sind sie dahingeschwunden
Im reißend schnellen Sturm der Zeit.

Nein, noch für spät're ferne Tage
Verbinde uns das deutsche Lied.
Ihr kennt ja wohl die schöne Sage,
Die jetzt durch Deutschlands Gauen zieht.

Wir seh'n da Schützen-, Sängerfeste
Zahlreich besucht aus nah und fern,
Wir seh'n die Eintracht aller Gäste,
Glänzend als schönster Hoffnungsstern.

Wir seh'n an allen diesen Festen
Stolz Deutschlands Tricolore weh'n
Als Schutz und Hort nach Ost und Westen,
Die scheel und lüstern nach uns sehn.

Auch hier vor unserm kleinen Chore
Weht lustig sie und ohne Scheu,
Im Schwarz-Roth-Goldnen Farbenflore
Belebend jede Brust aufs Neu.

Wo Deutschlands Banner sich entfalten,
Da muß die düst're Zwietracht flieh'n,
Da wird nur holde Eintracht walten
Und jeden freien Sohn durchglüh'n.

Ja, jeder Deutsche muß es fühlen,
Sieht er so frei die Fahnen weh'n,
Daß sie auf Deutschlands Einheit zielen,
Wird ihrer Farben Sinn versteh'n.

Sie zeigen uns: es naht ein Morgen,
Ihr Frühroth kündet uns ihn an,
In ihrem Schatten kühn geborgen
Wird ungehindert er sich nah'n.

Bald wird die gold'ne Sonne scheinen
Von allen Höh'n in jedes Thal,
Wird Deutschlands muntre Söhne einen
Mit ihrem gold'nen Freiheitsstrahl.

Und wenn auch schwarze Wetter dräuen,
Mit Blitzen donnernd uns sich nah'n,
Wir Sänger werden sie nicht scheuen,
Wir wandeln singend unsre Bahn.

Auf dorthin laßt die Hand uns reichen,
Für jenen Tag gelt' unser Bund,
Dort tön' als schönstes Einheitszeichen
Das „deutsche Lied“ aus jedem Mund.

Ja, deutsche Lieder, deutsche Weisen
Die sollen uns stets theuer sein,
Und daß wir sie auch heute preisen,
So stimmet Alle mit mir ein:

Der Freundschaft unter deutschen Brüdern,
Der Einheit in der deutschen Macht,
Den deutschen Farben — deutschen Liedern
Sei auch ein deutsches Hoch gebracht!

Der „Einsame Stern“.

(Fortsetzung.)

6.

Erklärungen.

Sobald seine Segel beigesetzt waren und sein Steuer das Schiff wieder lenkte, ging Capitän Montrose ehrerbietig auf Sir Reginald zu und dankte ihm herzlich. Sein und seiner Familie ganzes Vermögen steckte in dem „Royal Charley,“ sagte er — und wäre dieser gekapert und nach den Turtle-Inseln geschickt worden, so wäre er ein ruinirter Mann gewesen. Unter diesen Umständen, setzte er hinzu, wäre er dem republikanischen Offizier ewige Dankbarkeit schuldig.

Nachdem der Capitän des „Einsamen Sterns“ diesen Dank öffentlich empfangen hatte, führte er den Schiffsherrn und Eleanor, trotz des sichtbaren Widerstrebens der Letzteren, auf die Seite und redete sie, an die Verschanzung gelehnt, mit kurzen Worten an. Er erklärte, daß er, durch Richard Cromwell's Fall jeder Thätigkeit beraubt und der bestehenden Regierung feindlich gesinnt, doch nicht ohne eine seinen Geist anregende Thätigkeit leben könne. Er habe mit Einigen seiner Partei die Idee gefaßt, in dem spanischen Meere eine kleine unabhängige Republik zu gründen, und zu diesem Zwecke hätten sie eine Zeit lang unter ihren zerstreuten Truppen rekrutirt. Inzwischen habe er, da er vermögend sei, ein Schiff gekauft, Mannschaft angeworben und zwei Jahre damit zugebracht, einen passenden Platz zu suchen, wo er seine Operation beginnen könne. Nothwendiger Weise komme er beständig mit spanischen Schiffen in Berührung, und nie vermeide er den Kampf. Er greife indeß nie englische Kauffahrer an, und nur auf seinen Befehl sei der „Einsame Stern“ ihnen in den Weg gekommen. Die Leute wären angewiesen, vor der Manastraße zu liegen und jedes Schiff zu entern, um nach ihm selbst oder Nachrichten von ihm zu forschen, im Fall er unglücklicher Weise in England entdeckt worden wäre.

„Und haben Sie noch immer diesen Plan im Kopfe?“ fragte Capitän Montrose, während Eleanor ihn gespannt anblickte.

„Das hängt ganz von den Umständen ab,“ erwiderte Sir Reginald. „Es gibt Etwas, das mich veranlassen würde, um die Erlaubniß zu bitten, ruhig in England zu leben, alle meine ehrgeizigen Hoffnungen aufzugeben und noch einmal der englische Baronet, Grundherr und vielleicht Parlamentsmitglied zu werden; aber das steht nicht bei mir.“

Eleanor wandte sich dem Meere zu, um ihre außerordentliche Verwirrung zu verbergen, denn trotz ihres heftigen inneren Schmerzes konnte sie dem Einflusse der tyrannischen Leidenschaft nicht widerstehen; und nach einem bedeutungsvollen Händedruck ließ Capitän Montrose sie allein zusammen. Henry Postans stand still und blickte von Ferne auf sie.

„Miß Bowen,“ sagte der Freibeuter mit leiser, banger Stimme, „es ist sehr früh nach einem so traurigen Ereigniß, von Heirath oder Liebe zu sprechen; aber ehe ich dieses Schiff verlasse, muß mein Schicksal entschieden sein. Wenn Sie meine Bitte erhören und meine Hand, mein Vermögen und den Namen einer Lady Woolaston annehmen wollen, so kehre ich sogleich nach England zurück, und der Einfluß meiner Freunde wird mich vor Allem schützen, außer dem Befehl, auf dem Lande zu wohnen; wenn Sie mich abweisen, so gehe ich wieder zu meinen munteren Korsaren, und würde für den Rest meines Lebens ein Seeschwärmer, ein Flibustier, — wenn Sie wollen ein Pirat.“

„Sir Reginald,“ erwiderte Eleanor bitter, „mein Vater ist erst zwanzig Tage todt, und Sie wollen, daß ich von Heirath spreche?“

„Eleanor, theure Eleanor! Sie haben eine Frage über Leben und Tod für mich zu entscheiden. Ich bitte Sie nicht, einen Zeitpunkt für unsere Verbindung zu bestimmen; ich bitte nur um Hoffnung für die Zukunft.“

„Sir Reginald, klingt nicht die von meinem Konsin gegen Sie vorgebrachte fürchterliche Anklage noch in meinen Ohren?“

„Und glauben Sie —“

„O nein!“ rief die junge Dame mit dem tiefen rührenden Vertrauen eines weiblichen Herzens und mit voller, starker Stimme, die keinen Irrthum zuließ. „O nein, aber was würde die Welt von mir sagen, wenn ich die Bewerbung eines Mannes annähme, der der Ermordung meines Vaters angeklagt ist? Sir Reginald, fragen Sie mich nicht mehr, bis diese Frage gelöst, bis der Mörder entdeckt ist. Dann, glauben Sie mir, wird Eleanor Bowen, den Schutz und den Heerd eines Mannes, den sie nicht umhin kann, zu lieben, nicht zurückweisen.“

„Dieses Wort ist genug,“ sagte der Freibeuter, „und von diesem Versprechen werde ich von nun an leben. Eben als ich nach kurzer Abwesenheit zu meinem wilden Leben zurückkehren wollte, scheint mir das Schicksal einen Sonnenstrahl in den Weg geworfen zu haben, nach dem ich nicht umhin kann, begierig zu greifen. Werde mein Weib, theuerste Eleanor, und Du wirst mich noch einmal zu einem nützlichen Mitgliede der Gesellschaft machen und ich in deiner Gesellschaft die Kämpfe und Kriege vergessen, welche das schöne Antlitz Englands so lange befleckt haben.“

„Ich habe viel gesagt, Reginald,“ erwiderte Eleanor, „zu viel vielleicht für die Verhältnisse; fragen Sie mich nicht mehr.“

Das Gesicht des Ironside strahlte vor Freude und Vertrauen. Das Wort „Reginald,“ ohne das „Sir“ war genügend für ihn. Er verlangte, er wünschte nichts mehr. Sie blieben indeß noch Stunden lang im Gespräch über andere Gegenstände und hörten erst auf, als sie zur Abendmahlzeit gerufen wurden. Sie saßen neben einander und der Capitän des „Einsamen Sterns“ spannte sie und die ganze Gesellschaft durch seine lebendigen Erzählungen von Abenteuern zu Wasser und zu Land. Anfangs zwar herrschte eine gewisse Gezwungenheit auf Seiten der Passagiere gegen den berüchtigten Piraten des Golfs; aber sein feines Benehmen, seine beredte und edle Sprache fesselten bald ihre Aufmerksamkeit, welche nicht mehr von ihm abgezogen werden konnte. Er erklärte so freimüthig seine eigenthümlichen Seeräuberoperationen, die hauptsächlich in der Absicht der Verfolgung von Englands Erbfeinden, den Spaniern, geführt wurden, daß seine Reisegefährten, anstatt sein Verfahren zu tadeln, damit schlossen, ihm ihren Beifall auszudrücken.

Henry Postans allein hielt sich gänzlich entfernt von ihm. In dem Gemüth und Charakter dieses jungen Mannes war eine schreckliche Veränderung vorgegangen. Seine ganze ruhige und gutherzige Munterkeit war verschwunden, und für den schwächsten Beobachter war es unmöglich, nicht zu bemerken, daß er nicht nur von tiefem Kummer, sondern von Gewissensbissen irgend einer Art verzehrt wurde. Er hatte schon Tage lang, jeden Verkehr mit seiner Kousine eingestellt, und nie sah er Sir Reginald ohne einen Blick des Schmollens oder des Schreckens an. Niemand sprach mit ihm, und als die Reise sich ihrem Ende näherte, mied ihn Jedermann, denn alle Gemüther durchzog derselbe fürchterliche Argwohn.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsspiele in langen Winterabenden.

Zur Winterszeit, wo ein fröhliches, geselliges Zusammensein erstrebt wird, sind Gesellschaftsspiele fast so nothwendig als ein warmer Ofen, eine Tasse Thee und eine Partie Whist. Nicht selten hat eine Hausfrau, trotz der splendidesten Bewirthung ihrer Gäste, für deren leibliche Nahrung sie gewissenhaft sorgte, dennoch den Kummer, die Langeweile um sich her wurzeln zu sehen, weil sie — nicht weiß, was mit den Leuten anfangen. Die singen können,

wollen nicht singen, nur die, welche nicht singen können, lassen leider sich zum Singen bewegen, Tanz wird nicht in Vorschlag gebracht, und so schleichen die Stunden träge, unter der Bürde schleppender Unterhaltung hin. Was würde die Wirthin nicht geben für ein Spiel — zur Unterhaltung der jungen Leute; wie sehr bedauert sie, keine Kenntniß davon zu haben, denn nichts bringt so viel Leben in eine Gesellschaft, als ein Spiel, sei es noch so harmlos. Für den Fall solcher Verlegenheiten dürfte vielleicht die Mittheilung einiger wenig bekannten Spiele erwünscht sein. Unter den Pfänderspielen, welche auf das Nicht-Wissen der Mitspielenden basirt sind, ist eines der unterhaltendsten:

Schatten-Blindekuh.

Dieses Spiel unterscheidet sich dadurch von dem gewöhnlichen Blindekuhspiel, daß der Suchende die Augen offen hat. In dem Zimmer wird ein großes weißes Tuch aufgehangen, welches die Blindekuh von den übrigen Mitspielenden trennt. In den Raum, wo diese sich aufhalten, wird ein helles Licht gestellt, und zwischen dieses und die weiße Gardine treten die Mitspielenden, Eines nach dem Andern. Die Aufgabe der Blindekuh ist, aus dem Schatten die Person zu errathen, und da es Jedem freisteht, durch Gang und Geberden sich möglichst unkenntlich zu machen, so währt es zum allgemeinen Ergötzen oft sehr lange, ehe die Blindekuh das Rechte trifft.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bayreuth. Auf der Bahnstrecke bei Münchberg ereignete sich am ersten Weihnachtsfeiertage Nachmittags ein als warnendes Beispiel dienendes Unglück. Ein Paar 10 bis 11jährige Knaben von Münchberg schäkerten miteinander auf dem Bahngeleise; als bereits schon der Eilzug im Anzuge war, sprangen sie noch hinüber und herüber, bis endlich derselbe mit Blitzesschnelle herankam und einen der Knaben erfaßte, niederwarf und ihm — den Kopf vom Rumpfe trennte.

In **Apolda** erscheint vom 1. Januar 1862 eine „Teutsche Strumpfwirker-Zeitung". Unter Mitwirkung von Fachleuten herausgegeben von Adelbert Kühn, genannt „Adelbert Prokop."

In der Verbrecherwelt ist wohl bisher noch nicht vorgekommen, was in diesem Augenblicke in dänischen Blättern aus der schwedischen Festung Landeskrona berichtet wird, wo die Strafgefangenen eine Falschmünzerbande gebildet haben, die sich vorzugsweise mit der Anfertigung falscher dänischer Thalerstücke beschäftigte.

Eine **heizbare Feuerspritze** hat der Glockengießer Friedrich Hönig in Arad (Ungarn) erfunden. Dieselbe kann in fünf Minuten geheizt werden, um das Einfrieren des Wassers zu verhindern. Statt der bisherigen Druckeinrichtung wird die Spritze durch ein Schwungrad in Bewegung gesetzt, wodurch ein einziger Mann mehr leistet, als an den gewöhnlichen Spritzen zwölf und noch mehr Leute.

Es geht nichts über 'nen guten Lehrherrn, der in alle Geheimnisse der Kunst und Zunft gehörig einweiht, und der **dicke Bäcker** in Schwaben sucht Seinesgleichen. Trag's Brot ins Wirthshaus! rief er seinem Lehrjungen zu. Der trug's hin und konnte nichts dazu, daß ihn die Gäste fragten: nach welcher Tax' ist's gebacken? — Was Tax! sagte der Junge, mein und des Gesellen Tax ist unsers Meister Gesicht! — Wie meinst Du's Junge? — Na, wenn der Meister heimkommt mit rothem Kopf, dann war er im Wirthshaus und es hat aufgeschlagen, und ich und der Gesell machen's Brod kleiner. — Kommt der Meister aber ohne rothen Kopf, dann hat's abgeschlagen! — Was macht Ihr denn dann? — Dann lassen wir's beim Alten!

Gemeinnütziges.

Gicht und Rheumatismus.

Ein bewährtes Mittel gegen solche, welches u. A. einen Veteran des Befreiungskrieges von schweren Leiden und Krücken erlöste, besteht aus einem Pflaster von geschmolzenem Kolophonium, Bernstein, Wachs und etwas Gummiharz, welche Masse heiß auf Leinwand gestrichen und sodann auf die schmerzenden Stellen, z. B. Brust und Rücken, gelegt wird. Das Pflaster bleibt so lange liegen, bis es von selbst abfällt.

Den üblen Geruch, der durch das Rauchen

der Oel- und Nachtlampe entsteht, kann man verhüten, wenn man über der Flamme in einiger Entfernung einen mit Wasser oder mit Essig befeuchteten Schwamm aufhängt, der den Rauch und Geruch anzieht. Der Schwamm muß zuweilen ausgewaschen werden.

Raritäten-Kästlein.

Lehrer. „Die Erde ist also, wie Du an diesem Globus siehst, eine Kugel. Wer sind nun unsere Gegenfüßler." — Schüler. „Das weiß ich nicht." — Lehrer. „Nun, wenn wir in Leipzig ein Loch senkrecht durch die Erde bohren, welches an der andern Seite wieder herausgeht, wo kommen wir da heraus?" — „Aus dem Loche."

Ein Dichter überreichte dem Kaiser August einige Verse, die er zu seinem Lobe gemacht hatte. Dagegen gab ihm der Kaiser wieder ein Sinngedicht von seiner eigenen Arbeit. Der Dichter las es, lobte es und zog einige Stücke Geld heraus, die er dem Kaiser anbot, indem er fragte: „Ich würde gern mehr geben, wenn meine Umstände besser wären." Dem Kaiser gefiel dieser Einfall und er machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Man warf einem Schmarotzer vor, daß er so oft bei Anderen speise. „Was soll ich machen?" sprach er, „ich werde ja dazu genöthigt." — „Es ist wahr," mischte sich ein anderer darein, „nichts nöthiget mehr, als der Hunger."

Ein Mann beauftragte seinen kleinen Sohn, einen Brief zur Post zu tragen und den Portobetrag dafür zu erlegen. — Papa, der Brief kostet nichts, sagte der Knabe zurückkehrend, ich paßte am Schalter auf, bis der Briefmann nicht guckte. Da schob ich den Brief hinein und entwischte.

Ein armer Künstler, welcher sich durch die italienischen Klöster gebettelt hatte, um leben zu können, rühmte sich nach seiner Rückkehr, daß er in Italien gefochten habe.

Charade.

Mein Erstes ist voll Licht; mein Zweites ist voll Lieder.
Mein Ganzes ziert, bewacht, vertheidigt, stößt euch nieder.

Dienstesnachricht.

Se. Maj. der König haben gemäß allerhöchster Entschließung vom 30. Dez. sich allergnädigst bewogen gefunden, den k. Regierungsassessor Heinrich Clostermeyer zum k. Landcommissär in Kusel und den Aktuar des Landcommissariats Landau, Friedrich Gummi zum k. Landcommissär daselbst vom 1. Januar 1862 an, ferner zum Assessor der k. Regierung der Pfalz, Kammer des Innern, vom 1. Januar 1862 an, den Aktuar des Landkommissariats Frankenthal, Joseph Ferdinand v. Parseval, zu ernennen.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 31. Dezbr. Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 5 fl. 41 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 55 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Kornbrod 25 kr.

Mainz, 3. Jan. Auf dem heutigen Fruchtmarkte stellten sich die Durchschnittspreise wie folgt: Weizen 13 fl. 38 kr. Korn 10 fl. 6 kr. Gerste 6 fl. 53 kr. Hafer 5 fl. 17 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe,
Joseph Kleinschmidt.

„Würde er keine Rücksicht auf Sie nehmen?"

„Der nicht. Er kennt keinen Unterschied der Nationen und Personen."

In diesem Augenblick war die Brigantine ihnen gegenüber. Eine schwarze Flagge wurde an der Mastspitze sichtbar, während das Verdeck von Menschen bedeckt war; aber obgleich die Piratenbeschaffenheit des Schiffes augenscheinlich war, so beschlossen doch die Elemente jede Möglichkeit einer Gefahr in dieser Beziehung aus. Ein Mann in Offiziersuniform lüftete den Hut höflich vor Capitän Montrose, welcher den Gruß erwiderte, sehr froh, seinen Verkehr auf solche Begrüßungen zu beschränken; und dann eilte das fremde Schiff davon, um wieder in dem rieselnden Regen und dem Nebel zu verschwinden.

Fast den ganzen Morgen verblieben die Dinge in demselben Stande, der Sturm schien gar nicht geneigt, nachzulassen. Ein eiliges Mahl wurde von Allen an Bord verschlungen, und dann fuhren Passagiere und Mannschaft fort, den Gang der Ereignisse zu beobachten. Um 3 Uhr Nachmittags jedoch trat eine plötzliche Stille ein, das Schiff rollte heftig, und der Wind hörte beinahe ebenso plötzlich auf, als er angefangen hatte. Der Erfolg war wiederum höchst peinlich; die Brigg wurde auf die unangenehmste Weise umhergestoßen und geschleudert. Die Segel füllten sich, wenn sich das Schiff nach der einen Seite bewegte, und schlugen mit einem Getöse wie ferner Donner, wenn es in die entgegengesetzte Richtung flog. Das Takelwerk wurde erschüttert, und jede Planke empfand die Schwingung.

„Seid rasch," sagte Sir Reginald aufstehend und auf den Capitän zugehend: „Laßt die Leute Speise und Trank haben, und dann schickt Euch an, Lopez, den spanischen Renegaten, zu bekämpfen. Er wird bei uns sein, beinahe ehe wir fertig sind."

„War das Lopez, der an uns vorüberfuhr?"

„Derselbe. Löst die Kanonen und feuert erst zwei und dann drei Schüsse. Wir werden den „Einsamen Stern" bedürfen; wenn er im Bereich des Gehörs ist, so wird dieß Signal ihn herbringen."

„Vielen Dank, Sir Reginald. Schlagt Generalmarsch! Splißt die große Brasse! — schickt die Kanoniere nach unten!"

Diese verschiedenen Befehle wurden mit schnellem Tone ertheilt und ebenso schnell befolgt; während die eine Wache die dargebotenen Erfrischungen nahm, richteten die Anderen die Kriegswerkzeuge her. Einige Minuten später wurden zwei Kanonenschüsse abgefeuert, dann nach einem Zwischenraum von drei Minuten drei andere folgten.

Der Nebel und Regen hörte allmälig mit der Heftigkeit des Sturmes auf und von einer sanften Brise getrieben, flog der „Royal Charley" dahin. Die Piratenbrigantine war indeß nicht mehr als drei Meilen entfernt, und fuhr unter schwerem Segeldruck auf ihre heiß begehrte Beute zu.

(Fortsetzung folgt.)

Es fällt der Schnee.

Es fällt der Schnee vom Himmel hoch
Und deckt die weite Erde zu; —
Nun schlummert sie, o könnt' ich doch
Mitträumen da in süßer Ruh.

Läg' ich im Walde hingestreckt,
Die weiße Hülle über mir,
Bis daß der Lenz, der Alles weckt,
Geschritten käme ins Revier.

Dann stünd' ich auf vom Wintertraum,
Vergessen wär', was mich bedrückt,
Ich gliche dem verjüngten Baum,
Der sich auf's Neu mit Blättern schmückt.

Dann wär' ich froh und wohlgemuth
Und thät' es wie der muntre Quell,
Mit leichtem Fuß, mit heit'rem Blut
Durcheilt' ich Flur und Wiesen schnell.

Dann wär' ich wie das Vöglein gar,
Und stimmt' in seinen Jubel ein,
Und tausend Lieder wunderbar
Säng' ich den Bach entlang im Hain.

Und wenn das Vöglein trüg' zu Nest,
Eilt ich ein Hüttlein mir zu bauen;
D'rin wollt ich meines Lebens Rest,
Mit Lobgesängen Gott vertrau'n.

Es fällt der Schnee vom Himmel hoch,
Und deckt die weite Erde zu,
Ich aber muß mit schwerem Joch
Fortwandern sonder Rast noch Ruh'! —

Die Crinoline.

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.
v. Schiller.

Die Mode ist ein Götze dem von aller Welt und zu jeder Zeit gehuldigt worden und nichts vermag ihn vom Throne zu stoßen, als der mächtige Geist der Zeit. Die Modefürstin Paris gibt den Ton an, schreibt Gesetze vor und findet gehorsame Unterthanen, die mit wahrer Begeisterung aufnehmen, was von der blonden Eugenie für schön und modern bezeichnet wird. Eine größere Herrschaft hat aber noch keine Mode erlangt, als die ebenfalls von dort ausgegangene Crinoline. Noch nie ist eine Mode so vielfältig angefochten und verspottet worden, literarisch und auf der Bühne, als die Crinoline, aber auch noch niemals hat sich eine Mode so siegreich gegen alle Anfechtungen erhalten und in der ganzen civilisirten Welt Eingang verschafft, wie diese. Je mehr der Kreuzzug dagegen gepredigt und der Bannstrahl der kritisirenden Männerwelt auf sie geschleudert wird, mit desto größerm Stolz und Eifer wird sie getragen, und ihr letzter Tag, der schon lange prophezeit wurde, mag noch in weiter Ferne liegen.

Die Moralisten verpönen sie als unsittlich, die Aerzte sprechen ihr das Urtheil, da sie der Erkältung aussetze, der Ehemann sieht sie mißmuthig an, weil sie seine Kasse leert, und die Erfahrung bringt manch' warnendes Beispiel. Wie oft hat sie schon Damen zum Fallen gebracht und mit ihren Stahlreifen schwer verwundet. Da sie meist aus Flitter besteht, ist sie feuergefährlich, und ihres großen Abstandes wegen, wurden schon viele vom Maschinen- und Räderwerk ergriffen und manche Dame starb so den Märtyrertod der Crinoline. Man erkennt alle diese schrecklichen Wahrheiten und trägt doch nach wie vor die Crinoline, denn die Mode will einmal, daß man sie trage, und sie wird getragen. Allein sie hat am Ende doch auch ihre guten Seiten und diese sind es, womit man sich tröstet. Die Geschichte lehrt, daß sie einer Dame, die aus dem dritten Stockwerk eines Hauses gestürzt, als Luftballon gedient und sie wie auf Fittigen getragen, leise auf die Erde gesetzt habe. Eine Andere trug sie bei einem Schiffbruch, wie einst der Delphin den Arion, majestätisch durch die tückischen Wellen. Wer wird da nicht eine Crinoline tragen, da ihre Lichtseite die Schattenseite weit überstrahlt!

In unsern Tagen ist die Crinoline Gemeingut, ja unentbehrlich geworden, sowohl in den höchsten Ständen, wie in den dienenden Klassen, und die Küchenmagd trägt sie mit eben dem Anstande, wie ihre adeliche Herrin und sucht damit den Unterschied des Standes zu verbergen. Nichts täuscht mehr als die Crinoline. Man glaubt Wunders wer die Dame sei, welche so köstlich becrinolint daher wogt, und siehe! beim Lichte betrachtet, war Alles mit Lumpen gefüttert.

Nichts ist sich aber auch leichter zu verschaffen, als eine Crinoline. Zwar hat man das ganze Pflanzenreich, Thierreich und Mineralreich ausgebeutet, um schöne und dauerhafte Crinolinen zu Stande zu bringen und verfertigt dieselben aus: Rohr, Fischbein, Stahl, Kautschuk u. s. w. Das Mädchen vom Lande sucht sich dieselbe leichter zu verschaffen und verfertigt sie selber. Mein Freund Sch. aus Th. sagte mir, daß er am verflossenen Herbste nach N. gegangen sei

um seine Bandweiden zu schneiden, die er dort in seiner Wiese pflanzte. Doch siehe da! Alle waren fort und auf sein Nachfragen erhielt er die merkwürdige Antwort, daß sie in die Röcke der dortigen Mädchen gewandert seien, wo sie nun stolz sich blähend, als Crinolinen von nicht geringem Umfange prangten.

Die Crinoline ist keine neue Erfindung, sondern nur eine Composition verschiedener Gebräuche und Formen, die früher schon einmal im Schwunge waren; und mit Bewunderung sieht die Großmutter die weiten Aermel und das weit ausgeschnittene Kleid ihrer Enkelin an, welcher Mode sie in ihrer Jugend schon gehuldigt. Gewiß ist die Crinoline schöner als die enganliegende und alle Formen entstellende Tracht des vorigen Jahrhunderts; nur was übertrieben wird, ist unsinnig und lächerlich. Die Crinolinen wetteifern im Umfange und man glaubt die Eleganz einer Dame nach der Weite ihrer Crinoline bestimmen zu können. Ja, wenn es so fortgeht, müssen unsere Thüren erweitert, Kirchstühle aus einander gerückt werden, und die Postconducteure den Raum für eine Crinoline auf das Sechsfache erhöhen. Selbst auf die deutsche Sprache wird sie ihren mächtigen Einfluß üben und aus dem Worte „Frauenzimmer" wird bald „Frauensaal" werden. Wenn man einen solchen Frauensaal von Ferne erblickt, glaubt man die Glocke von Moskau oder das Faß des Diogenes auf uns zuwandeln zu sehen.

Wohl machen die Männer die Crinoline zur Zielscheibe ihres Witzes, denken aber nicht, wie oft sie die Mode wechseln, und noch mehr als die Mode. Der gestern so strenge Demokrat, ist heute zum eifrigsten Aristokraten geworden, und der am letztverflossenen Sonntag das neue Gesangbuch in die Kirche trug, singt bis nächsten Sonntag aus dem alten.

Also meine schönen Leserinnen! So lange die Herrn im Schwalbenschwanz, den riesigen Cylinder auf dem Kopfe und gevatermördert Euch den Hof machen, wird auch die Crinoline, die Euch so lieb und theuer geworden ist, Euch nicht entrissen werden. **F.**

Gesellschaftsspiele in langen Winterabenden.

(Fortsetzung.)

Die Köchin.

Einer aus der Gesellschaft geht umher und erzählt den Uebrigen (welche natürlich die Pointe des Spiels nicht kennen dürfen), daß er großen Verdruß habe mit seiner Köchin, welche eine unbegreifliche Antipathie hege gegen das höchst nahrhafte Gemüse — B o h n e n. Er bittet zugleich die Freunde, ihm Speisen zu nennen, die er seiner Köchin empfehlen könne, und die Mitspielenden unterstützen ihn mit gutem Rath, indem Jeder ein Gericht vorschlägt. Aber ach — die Gefälligkeit bekommt ihnen schlecht, fast Jeder muß ein Pfand geben. Schweinbraten wird vorgeschlagen — „Ein Pfand!" Beefsteack — „Ein Pfand!" „Preißelbeeren — „Ein Pfand!" „Was ist an allen den Rathschlägen auszusetzen?" wird man fragen. — Nun, das Geheimniß des Spieles besteht darin: die Köchin ist allen Speisen abgeneigt, in denen der Buchstabe B enthalten. — Daß der Buchstabe beliebig gewechselt werden kann, versteht sich von selbst.

(Schluß folgt)

Raritäten-Kästlein.

In Philadelphia hielt einst eine Quäkerin folgende Anrede an die Gemeinde: Lieben Freunde! es giebt drei Dinge, über welche ich mich sehr wundere. Erstens, daß Kinder das Obst von den Bäumen werfen, statt zu warten, bis es abfällt. Zweitens, daß sich Männer im Kriege oder im Duelle tödten, statt zu warten, bis sie von selbst sterben. Drittens, daß Jünglinge den Mädchen nachlaufen; denn wenn sie zu Hause blieben, so würden die Mädchen gern zu ihnen kommen!

An einem Sonntage hielt ein Pfarrer eine so rührende Predigt, daß sämmtliche Zuhörer sich des Weinens nicht enthalten konnten. Nur ein fremder Bauer stand da und hörte die Predigt ganz gleichgiltig an. Ein neben ihm stehendes Weib bemerkte dies und sagte ihm: „Wie könnt Ihr doch so kalt sein und hier ganz allein ungerührt bleiben!" — „Was geht mich die Predigt an," erwiederte der Bauer; „ich bin ja nicht aus dieser Pfarrei."

Von einem Amthause fiel ein Ziegeldecker, welcher das Dach reparirte. Ein witziger Kopf sagte: „Das sei das Einzige, was von diesem Amte schnell heruntergekommen sei."

Auflösung des Räthsels in Nro. 1: Hellebarde.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 8. Jan. Der Centner Weizen 7 fl. 16 kr. Korn 5 fl. 47 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 5 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. — kr. Mischfrucht 6 fl. 2 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Kornbrod 25 kr.

Zweibrücken, 9. Jan. Der Centner: Weizen 7 fl. 13 kr. Korn 5 fl. 50 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 4 fl. 20 kr. Spelz 5 fl. 30 kr. Hafer 3 fl. 59 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 27 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 42 kr. Stroh 1 fl. 30 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 3. Sonntag, den 19 Januar **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Als man wieder im goldenen Hirsche anlangte, begegneten die Blicke des jungen Mannes einem weiblichen Wesen, das sich auf der Flur zu schaffen machte und ihm sowohl durch ein bleiches, etwas verzerrtes Gesicht, als durch schnelle, gleichsam unwillkürliche Bewegungen und einen seltsamen Putz auffiel. Diese Person hatte nämlich nicht nur einen großen Strauß verwelkter Blumen vor der Brust stecken, sondern solche auch an der Ringelhaube angebracht, die sie trug. Uebrigens war sie wie die Frauen damaliger Zeit, nur etwas dürftig, jedoch reinlich gekleidet.

Kaum hatte sie den jungen Mann an der Seite des Wirthes erblickt, so ließ sie von ihrer Arbeit ab, trat rasch auf Schöffen zu und schaute ihm mit so seltsamen, durchdringenden Blicken in die Augen, daß er im höchsten Grade verlegen wurde; denn niemals war ihm noch dergleichen begegnet.

„Ennelie, er ist's nicht. Du kannst Dich darauf verlassen!“ sagte jetzt der Wirth, die Zudringliche sanft beim Arme nehmend und sie zurückziehend, um die Verlegenheit seines Gastes zu enden.

„Er ist's nicht? Er ist's wieder nicht?“ sagte das Weib, indem es die Arme sinken ließ und das bleiche Haupt traurig schüttelte. „Wieder nicht?! Wann wird er denn kommen, seine Braut heimzuführen?“

„Er wird schon noch kommen, Ennelie, Du mußt nur Geduld haben,“ versetzte der Wirth. „Jetzt aber geh an Deine Arbeit, die thut Dir besser, als wenn Du so Deinen Grillen nachhängst.“

Die Gestörte — denn daß er eine solche vor sich habe, darüber konnte dem jungen Manne kein Zweifel länger bleiben — trat jetzt mit trauriger Miene zurück und machte sich, wie vorhin zu schaffen; die beiden Männer traten in das Gastzimmer, wohin sie ihnen nicht folgte.

„Ich hätte Euch von der Anwesenheit dieser unglücklichen Person in meinem Hause schon gleich benachrichtigen sollen,“ nahm der Wirth das Wort, als sie sich allein befanden. „Indeß seid ohne alle Furcht vor ihr: sie thut keinem was zu Leide, und ist, bis auf einen einzigen Punkt, ganz sanft und umgänglich. Irgend ein Bösewicht muß das arme Weib betrogen haben, denn ihr Wahnsinn besteht allein darin, daß sie fortwährend ihren ihr angetrauten Gemahl erwartet, und diesen in jedem fremden Manne, der ihr zu Gesicht kommt, zu erblicken glaubt.“

„So wißt Ihr nichts weiter von ihren frühern Schicksalen?“ forschte der Schreiber, den die Unglückliche lebhaft interessirte.

„Nicht das Geringste,“ versetzte der Wirth; „sie hat, bis auf den einen Punkt Verstand genug, allen an sie gerichteten Fragen auszuweichen, und es ist unmöglich, irgend Etwas aus ihr herauszubringen.“

„Und wie kamt Ihr zu ihr? Verzeiht meine Neugierde, Herr Wirth.“

„Es mögen ungefähr vier Jahre her sein,“ erzählte der Wirth, „als ich an einem Wintermorgen, wo eben eine grausame Kälte herrschte, vor meine Thüre hinaustrat, um nach einem Knechte auszusehen, den ich mit einer Bestellung fortgeschickt hatte, und der mir zu lange wegblieb. Da sah ich diese Unglückliche, nur leicht bekleidet, und mit einem Bündelchen am Arme, in dem sie einige Kleidungsstücke, und wie sich nachher auswies, die verwelkten Blumen trug, mit denen sie sich noch jetzt von Zeit zu Zeit schmückt, vor mir stehen. Sie schaute mit ihren seltsamen, verwirrten Augen, bei deren Anblick einem ganz unheimlich zu Sinne wurde, bald mich, bald mein Herberg-Schild an, blies sich in die erstarrten, ganz blau gefrorenen Hände und sagte dann, wie vor sich hin: „„Ganz recht! Hier werd' ich ihn finden!““ — Wen sucht Ihr, armes Weib? fragte ich, von Mitleid erfüllt. „„Nun, wen denn anders, als Ihn?““ war ihre Antwort. — Welchen Ihn meint Ihr? fragte ich weiter, und sie neigte sich mit einer seltsamen, geheimnißvollen Miene an mein Ohr und flüsterte mir zu: „„Herrn Johannes, mein eheliches Gespons!““ Ich wußte gleich, was ich vor mir hatte, und von Mitleid mit der Armen erfüllt, und in der Hoffnung, mit der Zeit vielleicht von ihr zu erfahren, wohin sie gehöre, nahm ich sie bei mir auf. Indeß weiß ich bis zum heutigen Tage noch nichts weiter, als daß sie Ennelie, und der, den sie sucht, Herr Johannes heißt. Es muß aber ein höchst unglückliches, von aller Welt verlassenes Wesen sein, da in allen den Jahren keine Nachfrage nach ihr gekommen ist, und so hab ich mich aus christlichem Mitleide entschlossen, sie bei mir zu behalten; konnt ich sie, in dem traurigen Zustande, worin sie sich befindet, doch nicht wieder in die Welt hinausstoßen, lieber Herr, und sie, die Keinem etwas zu Leide thut, dem Hunger, der Rauhigkeit der Witterung und dem Gespötte der Gassenbuben preisgeben, da sie ein Geschöpf Gottes und so noch unglücklich genug ist! Auch verdient sie durch Fleiß und Umsicht in der Wirthschaft das Stückchen Gnadenbrod, das ich ihr reiche, und mein Weib, das sich bereits an ihre Seltsamkeiten gewöhnt hat, möchte sie jetzt nicht wieder missen, da sie uns in Allem wacker zur Hand geht.“

Herr Peter hörte dieser Erzählung des gutmüthigen Landmannes mit gespannter Aufmerksamkeit zu und betrachtete das unglückliche Weib, als dieses nach einer Weile zu ihnen in das Gastzimmer trat, mit jenem Mitleiden, das gutgeartete Seelen solchem Unglücke nicht versagen können.

Trotz der Blässe ihres Gesichts, des unverkennbaren Ausdrucks von Wahnsinn in ihren Augen, und ihrer leidenden, etwas verzerrten Züge, mußte diese Person doch einst schön gewesen sein; denn noch jetzt waren sowohl die Formen ihres Gesichts, als ihres Körpers, edel und regelmäßig, obgleich ihre Haltung, wie die aller Wahnsinnigen, schlecht und gebückt war.

Ennelie schien den fremden jungen Mann mit einem gewissen Wohlwollen zu betrachten, indem sie sich gern in seiner Nähe etwas zu schaffen machte und ihn von Zeit zu Zeit von der Seite verstohlen anblickte, was ihm nicht entging. Er redete sie daher freundlich an und suchte im Laufe des mit ihr angeknüpften Gesprächs, auf das sie willig einging, etwas über ihre Vergangenheit von ihr zu erforschen, allein so freundlich und zuthunlich sie auch gegen ihn that, so war doch sein Bemühen vergeblich, und mit großer Geschicklichkeit umging sie die Beantwortung seiner an sie in dieser Hinsicht gerichteten Fragen. Nur einmal entschlüpfte ihr eine Aeußerung, aus der man abnehmen konnte, daß sie

nicht nur von guter, sondern sogar von adeliger Herkunft und die Letzte ihres einst berühmten Stammes sei.

Früh am andern Morgen begab sich der Schreiber in die Werkstatt Fustens, den er bereits in voller Thätigkeit und dabei im Gespräche mit einem Manne begriffen fand, dessen Aeußeres einen sehr wohlhabenden Bürger verrieth. Er trug auf dem Kopfe eine runde, mit Pelzwerk verbrämte Mütze, die wie die der chinesischen Mandarinen geformt und oben mit einem vergoldeten Knopfe versehen war; um den Hals einen nur schmalen, aber sehr steifen und sorgfältig eingelegten Ringkragen, und über dem schwarzseidenen Wamse einen kurzen, mit Pelzwerk besetzten Mantel von gleicher Farbe und gleichem Stoffe.

Hättest Du, freundlicher Leser, jemals in der Gallerie zu Versailles das Bildniß des berühmten Beichtvaters Ludwigs des Vierzehnten, des Père la Chaise, gesehen: so würdest Du die vollkommenste Vorstellung von dem Manne haben, den ich jetzt versuchen werde vor Dein geistiges Auge zu führen, da er eine sehr wichtige Rolle in unserer Erzählung spielen wird. Der fragliche Mann war ziemlich groß, wenigstens über die Mittelgröße hinaus gewachsen, und fast mager zu nennen. Seine Haltung war etwas gebückt, doch neigte er eigentlich mehr das Haupt, als den ganzen Oberkörper vorüber; seine dunkeln, blitzenden und fast zum Erschrecken klugen Augen hatten etwas von denen des Meisters Jacob, allein sie wurden durch einen lauernden, zuweilen gar falschen Blick unheimlich und unangenehm gemacht, obgleich ihre Form eigentlich vollkommen schön war, und ebenso die Farbe, die fast an's Schwarze streifte. Die Stirn war hoch, aber schmal und an den Schläfen eingedrückt; die Nase fein geschnitten, römisch, doch etwas zu lang, und die schmalen, entfärbten Lippen fest zusammen gekniffen; vom Kinn konnte man nichts sehen, weil ein langer, sorgfältig gekämmter und in der Mitte gescheitelter schneeweißer Bart, der tief auf die Brust herabhing, es bedeckte. Die Wangen waren eingefallen und zeigten nur auf den etwas hervorstehenden Backenknochen einen leisen Anflug von Röthe; sonst war das Gesicht völlig farblos und das Haupt ziemlich kahl.

Der Anblick dieses Mannes, der, so wie der Schreiber eintrat, einen unangenehmen lauernden Blick auf diesen warf, machte Herrn Peter fast stutzen, denn nie war ihm noch eine Physiognomie vorgekommen, die, ohne geradezu häßlich zu sein, ihm mehr mißfallen hätte als diese.

„Da ist der junge Schreiber, mein Bruder," wandte sich Meister Jacob an den neben ihm stehenden Johann Fust — denn so war sein Name — „von dem ich Dir geredet habe."

„Ihr sollt auch mir freundlich willkommen sein," wandte sich jetzt Herr Johann an den Schreiber, indem er auf ihn zuging und ihm die Hand reichte, „und, wenn's Euch recht ist, auch bei mir Beschäftigung finden. Ich habe mich da seit Kurzem in einen Handel mit einem Edelmanne eingelassen, einem feinen, erfindungsreichen Mann übrigens, von dem ich Schaden für meinen Beutel fürchte, wenn uns nicht Hülfe kommt, und die könntet Ihr, mit Eurer Geschicklichkeit, uns vielleicht leisten."

„Will's noch immer nicht recht mit der neuen Erfindung fort, Bruder?" forschte Meister Jacob; „ich meinte Ihr wäret nun endlich doch zu Stande gekommen?"

„Freilich haben wir einen Schritt vorwärts gethan," entgegnete Herr Johann; „allein die Sache will mir trotzdem noch nicht gefallen, und doch steckt ein großes Geld darin, das ich zu andern Spekulationen vielleicht hätte besser benutzen können."

Der Schreiber wandte sich nun an Meister Jacob, der ihm in jeder Beziehung besser gefiel, als dessen Bruder, und legte ihm, wie verabredet worden war, die mit aus Paris gebrachten Schriftproben zur Ansicht vor. — Kaum aber hatte er eine Rolle vor dem Goldschmied entfaltet, so fiel Herr Johann mit einer wahrhaften Begierde darüber her und konnte nicht satt werden, die schönen, zierlichen Schriftzüge zu betrachten und zu loben, und alle seine Reden beurkundeten den Kenner. Er legte jetzt sein lauerndes, zurückhaltendes Wesen gänzlich ab und endete damit, daß er den Schreiber dringend einlud, mit ihm nach Haus zu gehen und das Mittagsmahl mit ihm einzunehmen, welchem Verlangen sich aber Meister Jacob alles Ernstes widersetzte, da er selbst Schöffer bei sich behalten und schon jetzt Gebrauch von seiner Kunstfertigkeit machen wollte. Dem fügte sich Herr Johann endlich, allein nur nachdem der Schreiber ihm das feierliche Versprechen hatte geben müssen, schon den folgenden Tag zu ihm zu kommen, worauf er sich entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Friedhof im Walde.

O wer hier ruhte, wer hier schliefe,
Kein feindlich Auge dränge nach,
Kein Schlag der wilden Sehnsucht riefe
Ihm Leid und Liebe pochend wach.

Kein hast'ger Ton der Welt verwirrte
Die Ruh, die Rast, den Friedenstraum;
Kaum daß ein müder Wandrer irrte
Wegab in diesen stillen Raum.

Nur aus dem Waldesdunkel bebte
Ein tiefer Nachtigallenlaut,
Und in den Eichenwipfeln webte
Ein ahnend Rauschen gar vertraut.

Ja, wer hier ruhte, wer hier schliefe,
Beschattet so von Kreuz und Stein:
Kein Schmerz der Sehnsucht pocht und riefe
In seinen Schlummer wild hinein.

O Waldesduft, o Friedhofsegen,
Was weht in deinem Hauch mir zu?
Schon muß das Herz sich leiser regen —
O nimm mich auf, o gieb mir Ruh!

Bis über Gräber, Kreuz und Steine
Ein wunderheller Morgen bricht,
Der Himmel quillt von goldnem Scheine,
Die Erde trinkt lebend'ges Licht;

Der Wald in niegefühltem Schauer
Rauscht himmelwärts mit frohem Drang,
Der Nachtigall geheime Trauer
Schmilzt selig in dem hellen Klang.

Es weht, es weckt, es bebt, es blühet
Hinunter in den stillen Raum;
O Licht, o Klang, es zuckt, es ziehet
Allmächtig durch den Grabestraum.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

7.
Der Kampf.

Alle Segel, welche der „Royal Charley" tragen konnte, wurden in diesem verhängnißvollen Augenblick aufgehißt, und obgleich wenig Aussicht vorhanden war, einen Kampf zu vermeiden, so war doch Capitän Montrose nicht ohne einige Hoffnung, daß die Nacht herankommen könnte, ehe der Kampf ernsthaft würde. Alle Vorbereitungen wurden unter der kräftigen Leitung Sir Reginalds getroffen, dem die Leute mit Munterkeit gehorchten; denn es lag Etwas in seinem Tone und in seiner Art und Weise, woran man erkannte, daß er ans Commando gewöhnt war. Der Schiffsherr beschäftigte sich mit dem Schiff — der Freibeuter mit den kriegerischen Vorbereitungen. Die Brigantine aber segelte mit so ungemeiner Schnelligkeit, daß es bald klar wurde, daß jeder Gedanke an Flucht vergeblich sei, und auf ein verabredetes Zeichen des Capitäns des „Einsamen Sterns" schwenkte die Brigg herum, und ehe die Brigantine das kühne Manöver des Kauffahrers gewahr ward, erhielt Lopez die ganze Breitseite desselben zwischen sein Takelwerk. Das

Schlagen der Segel, lautes Geschrei und eine große Verringerung der Schnelligkeit der Brigantine zeigte zur Genüge, daß die Breitseite gewirkt hatte. So schnell wie möglich wurde die Brigg wieder herum gebracht, und eine doppelte Salve zeigte, daß die beiden Gegner zugleich gefeuert hatten. Auf den Rath Sir Reginalds — der nur in verzweifelter Tapferkeit noch eine Aussicht auf Rettung erblickte — gab die Brigg einige ihrer Vortheile auf (sie war ein gut Theil windwärts gewesen) und fuhr auf den Piraten los. Bald war Alles in Rauch gehüllt, Salve folgte auf Salve, indem jeder durch die hellen Blitze von den Kanonen des andern geleitet wurde. Fast bei jeder Entladung kamen die beiden Schiffe einander näher; bis plötzlich die Brigantine einen Schuß erhielt, welcher ihren größten Baum wegriß. Capitän Montrose ließ sich diesen Vortheil nicht entgehen.

„Setzt alle Segel auf, Jungen — legt sie vor den Wind — eine Sternjagd ist eine lange Jagd, und unter dem Schutze der Nacht werden wir der Schlange schon entkommen."

„Ganz recht, den Versuch zu machen," sagte der Freibeuter, „aber ich glaube, wir müssen uns mehr auf einen guten Kampf, als auf unsere langen Beine verlassen. — Seht, der Bursche ist so stark bemannt, sein Baum ist beinahe schon wieder auf."

In weiteren fünf Minuten bearbeiteten die beiden Schiffe einander wieder mit jenen metallischen Argumenten, welche bis auf die neueste Zeit allgemein als die besten betrachtet worden sind, um Streitigkeiten beizulegen.

Der „Royal Charley" war für einen Kauffahrer außerordentlich bemannt und Sir Reginald war für sich allein eine ganze Schaar. Nach einem gegenseitigen Austausch von Breitseiten während einer fernern halben Stunde kamen die Gegner einander nahe genug, um handgemein zu werden, und das Erscheinen eines Schwarmes von Menschen, die sich wie Bienen an den Bug der Brigantine sammelten, zeigte, daß sie sich zum Entern anschickten. Alle Mannschaft, die an den Kanonen entbehrt werden konnte, und alle Passagiere rüsteten sich eilig, die gefährliche Bande zurückzuschlagen, mit der sie sich jetzt in dichtem Kampfe messen sollten.

„Möge sich Jeder erinnern," sagte Sir Reginald ernst, „daß er jetzt für das Leben kämpft, welches ihm Gott gegeben und der Mensch ihm zu nehmen strebt. Jedes lebende Wesen wird über die Planke schreiten müssen, wenn wir gefangen werden. Lopez kennt keine Gnade nach einem Kampfe."

Jedermann an Bord des „Royal Charley" schauderte bei dieser fürchterlichen Ankündigung, welche indessen die Nerven Aller spannte, sich zu dem letzten Kampfe vorzubereiten. Heran kam die Brigantine und erhielt die letzte Breitseite der „Royal Charley" in einer Weise, welche unter Menschen und Sparren eine furchtbare Verwüstung anrichtete, denn die oberen Segel kamen durch den Stoß herunter und hingen über die Seite. Aber die Piraten kümmerte das nicht. In der nächsten Minute stießen die beiden Schiffe zusammen, ihre Buge krachten gegen einander, Enterhaken wurden ausgeworfen und sicher befestigt, und dann stürzte eine Schaar dunkler bärtiger Räuber von allen Nationen ungestüm auf das Verdeck der dem Verderben geweihten Brigg.

Die Zahl der Enterer war doppelt so stark als die derer, welche ihr Leben und Eigenthum gegen den Angriff der erbarmungslosen Flibustier zu vertheidigen hatten. Die Vertheidigung jedoch war ernstlich und tapfer. Alle empfanden den ermuthigenden Einfluß einer guten und gerechten Sache, und das ist schon die Hälfte des Kampfes, das verleiht dem angegriffenen und unterdrückten Theile eine so ungeheure Stärke und erklärt die Hälfte der Heldenthaten derjenigen, welche ihr Vaterland gegen überwältigende und ehrgeizige Schaaren vertheidigen. Sir Reginald war überall. Durch Wort und That ermunterte er das kühne Schiffsvolk und die Passagiere, fest zu stehen: und obgleich sie sehr bald der bloßen Wucht des angreifenden Theiles wichen, so dachte doch Niemand an Ergebung. Es würde peinlich sein, jeden einzelnen Zug dieser schrecklichen Scene zu beschreiben. Genug, wenn wir sagen, daß in einer Viertelstunde das Verdeck mit Leichen besäet war, und alle, die von den Vertheidigern des „Royal Charley" übrig blieben, waren Sir Reginald, Henry Bostans, Josh, 4 Passagiere und 5 Matrosen.

„Ergebt euch, ihr Hunde!" schrie der Pirat Lopez, wüthend über einen verlängerten Kampf, der seine eigenen Kräfte fast ebenso schwächte wie die des Feindes, und bemerkend, daß wieder ein Sturm im Anzuge sei; ein Umstand, der für Schiffe in dem Zustande, in welchen sie durch den Kampf gerathen waren, leicht verhängnißvoll werden konnte.

Aber die Antwort, die er erhielt, war ebenso erschreckend, als gänzlich unerwartet. „Nieder, verrätherischer Spanier — nieder auf Deine Kniee und bitte um Dein feiges Leben," schrie Sir Reginald mit lauter Stimme. „Heran, meine tapfern Husaren; heran! der „Einsame Stern" für immer."

„Nieder! nieder!" schrieen hundert frische und klare Stimmen von Männern, die von allen Seiten aufs Verdeck sprangen.

Die Piraten standen sprachlos da. Während des fieberhaften Kampfes hatten selbst die Wachhabenden ihre Posten verlassen und sich den Kämpfern angeschlossen. Der Mann am Steuer hatte seine Blicke auf das tragische Schauspiel geheftet, und der zierliche „Einsame Stern" war ruhig unbemerkt herangekrochen. Den Piraten wurden ihre Piken und Hirschfänger aus den Händen geschlagen, ehe sie sich von ihrer Ueberraschung erholen konnten, und der schreckliche Kampf war zu Ende.

Der Rest der Mannschaft und Passagiere des „Royal Charley" stand in stummer, aber dankbarer Stellung um Sir Reginald herum.

„Keinen Dank," rief der Capitän des „Einsamen Sterns," „ich kämpfe für mich selbst und für Sie. Ich verlange keinen Dank, denn ich verdiene keinen. — Williams, leiste uns alle nothwendige Hülfe, setze Lopez und seine Bande fest, und dann gebe ich Euch sein Schiff zur beliebigen Plünderung."

Ein lautes Jubelgeschrei war die Antwort, und nachdem sie die Mannschaft des Flibustiers in den Raum des „Einsamen Sterns" gesperrt hatten, schritten die Leute dazu, die Verdecke von den Todten zu säubern, während die Verwundeten den Händen des Arztes übergeben wurden. Unter den Letzteren waren Capitän Montrose, verschiedene Passagiere und einige Matrosen. — Die Todten wurden in ihre Hängematten genäht und unter einer Kanonensalve in die Tiefe hinabgelassen.

Nachdem die Leute des „Einsamen Sterns" darauf einige der schlimmsten Beschädigungen, welche die Brigg erlitten, ausgebessert hatten, begannen sie die Piraten-Brigantine zu plündern, an deren Bord sie eine reiche Beute fanden. Sie war von der Brigg losgelöst worden und lag in einiger Entfernung vor Anker. Plötzlich gab Sir Reginald Williams ein Zeichen, der sogleich einen lauten Pfiff ertönen ließ. Die Mannschaft gehorchte dem Signal und nach einigen Minuten waren sie auf ihrem eigenen Verdeck, mit Allem, was des Fortschaffens werth war. Sie waren zur rechten Zeit abgekommen; denn sogleich sahen sie die Brigantine sich heftig erheben, sich ins Wasser senken, ihren Bug vorwärts schießen, und dann in weiteren 10 Minuten brachen die Verdecke mit donnerähnlichem Getöse ihre Bande, und das Schiff versank in die tiefen Abgründe des Meeres.

Alle standen einen Augenblick still und starrten auf das ernste Schauspiel, und dann wurde jeder Gedanke auf ihre eigene Erhaltung gerichtet. Sir Reginald befahl dem Zimmermann, die Pumpen zu sondiren, und erhielt die unangenehme Anzeige, daß 18 Zoll Wasser im Raume seien. Doch war dieß noch kein beunruhigender Stand der Dinge, und emsig wurden die Segel aufgesetzt, trotz der finstern Miene des Himmels. Eine starke Abtheilung der Mannschaft des „Einsamen Sterns" wurde auf dem „Royal Charley" versetzt, welcher dann seinen Weg fortsetzte, sich aber so nahe wie möglich zu seinem Gefährten hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist die Welt?

Was ist die Welt,
Die mich bisher mit ihrer Pracht bethöret?
Wie plötzlich fallt,
Was Alt und Jung, was Reich und Arm verehrt!
Was ist doch Alles, was man allhier findet? —
Ein leichter Wind.

Was jetzo blüht,
Kann noch vor Abend ganz zertreten werden.
Der sich hier müht
Um flüchtig Geld, muß ohne Geld zur Erden;
Er sammelt fleißig, doch für Andre ein
Und stirbt allein.

Das kleine Thier,
Das Seide spinnt, verstrickt sich in sein Spinnenetz.
So müssen wir
Durch unsern Fleiß oft unsern Tod gewinnen.
Viel' hat Verstand, und was uns weise macht,
Ins Grab gebracht.

Wie ohne Rath
Ein Schifflein wird bald her, bald hingeschmissen;
So setzt uns zu
Der Sorgen Sturm; wir werden hingerissen
Auf dieses Lebens schmerzenvollen See,
Da tiefes Weh.

Wie selig ist,
Wer schadenfrei kann in den Port einfahren!
Wer sich erkiest
Den Lauf der gottergeb'nen Schaaren,
Der kann, ob Wellen, Bergen gleich, aussteh'n,
Nicht untergehn.

Gesellschaftsspiele in langen Winterabenden.

(Schluß.)

Männchens Haus.

Die Gesellschaft schließt einen Kreis, und der Erste giebt seinem Nachbar scheinbar einen Schlüssel oder sonst einen andern beliebigen Gegenstand mit den Worten: Ich verkaufe Dir mein Männchen. Nachdem Jeder diese Worte wiederholt, sagt der Anführer des Spiels, den Schlüssel einem Andern, dem Folgenden gebend: Ich verkaufe Dir meines Männchens Haus. Die Spielenden haben diese Rede abermals zu wiederholen, und der Anführer fährt fort, zunächst: Ich verkaufe Dir die Thür von meines Männchens Haus — dann: Ich verkaufe Dir das Schloß der Thür von meines Männchens Haus — weiter: Ich verkaufe Dir den Schlüssel zum Schloß der Thür von meines Männchens Haus — weiter: Ich verkaufe Dir die Tasche zum Schlüssel vom Schloß der Thür zu meines Männchens Haus u. s. w. bis zu beliebiger Ausdehnung. Da die Wiederholung so gestreckter Sätze für Gedächtniß und Zunge gleich schwierig ist, gehen zahlreiche Pfänder von den Mitspielenden ein.

Verschiedenes.

Edenkoben. Wie sehr sich der Wildstand in unsern Gebirgswaldungen gehoben hat, geht daraus hervor, daß bei einer gestern und vorgestern in einem Theil des hiesigen Reviers abgehaltenen Treibjagen bei einer sehr geringen Anzahl von Schützen die Jagdbeute aus zehn Rehböcken bestand.

Kirchheimbolanden, 13. Jan. Heute wurde ein Individuum, Salomon Helmann de Leeuw aus Rotterdam durch die Gendarmerie auf dem Weierhofe verhaftet und hier eingeliefert, welcher Regierungserlaubniß zum Hausirhandel mit Gummi, Politur und Fleckseife hatte, diese Fabrikate aber theilweise als Gift zur Vertilgung von Ratten, Mäusen und Insekten den Bewohnern hiesiger Umgegend anpries und vielfach um äußerst hohe Preise verkaufte. So soll er Leute von Bischheim, Stetten, Rittersheim etc. um 10, 20—30 fl. geprellt und bei seiner Verhaftung eine bedeutende Geldsumme und goldene Uhr bei sich geführt haben. (K. W.)

Vom Rhein, 13. Jan. Laut nunmehr veröffentlichter amtlicher Bekanntmachung sind die Brückendurchlaßgebühren auf dem Rheine aufgehoben.

Von der großen Häuserzahl Berlins (mehr als 10,000) sind nur 31 von Hypothekenschulden ganz frei. Viele Hausbesitzer die vollkommen die Mittel haben, die Hypotheken zu tilgen, ziehen es vor, dieselben stehen zu lassen, um ihre Kapitalien anderweitig zu verwerthen.

Raritäten-Kästlein.

In W. starb kürzlich eine alte Dame, die eine solche Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden hegte, daß sie in einem besondern Testamente demjenigen, der sie dreimal vierundzwanzig Stunden nach ihrem Tode hintereinander kitzeln würde, 1000 Gulden aussetzte. Ein Dienstmädchen unterzog sich der Kitzelei und erhielt die genannte Summe.

Ein junges Mädchen hörte mit großer Geduld die faden Schmeicheleien und schlechten Witze eines Gecken an. Dieser nannte sie zuletzt eine Göttin. „Ja, ich will glauben," äußerte das Mädchen, „daß Sie mir göttliche Langmuth zutrauen, sonst würden Sie mich so zu quälen nicht wagen!"

Welcher Unterschied ist zwischen einer Uhr und einem Soldaten? — Jene schlägt, wenn sie läuft, dieser, wenn er steht. — Was macht das Glück des Kaufmanns und das Unglück des Soldaten? — Die volle Niederlage.

Charade.

Wo die Sonne kalt und flüchtig
Ueber Eisgefilde schaut
Hat die erste seit Aeonen
Ihren Demantthron erbaut.

Nur zwei Zeichen hat die Zweite.
Sie bezeichnet keine Frau.
Würde falsch gebraucht vom Kinde,
Trifft beim Manne nur genau.

Einen viel genannten Krieger
Zeigt die dritte Silbe an,
Einen Stern im Heldenkranze,
Der umgab den »kleinen Mann«.

Eine Insel, meerumspület,
Nennet Dir das ganze Wort.
Viel besucht von Deutschlands Kindern
Als beliebter Badeort.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 15. Jan. Der Centner Weizen 7 fl. 14 kr. Korn 5 fl. 56 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 55 kr. Gerste 4 fl. 28 kr. Hafer 4 fl. — kr. Mischfrucht 6 fl. 8 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 27 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 16. Jan. Der Centner: Weizen 7 fl. 10 kr. Korn 5 fl. 58 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 4 fl. 22 kr. Spelz 5 fl. 37 kr. Hafer 3 fl. 56 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 42 kr. Stroh 1 fl. 30 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Birkenfeld, 15. Jan. Der Centner: Weizen — fl. — kr. Korn 6 fl. 7 kr. Gerste 4 fl. 48 kr. Hafer 3 fl. 51 kr. Spelz — fl. — kr. Kartoffeln — fl. — kr. Ein Kornbrod 6 Pfd. 25 kr. Butter 27 kr. 1 Dutzend Eier 21 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Firma
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 4. Sonntag, den 26. Januar 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Als er die Thüre hinter sich hatte, sagte Meister Jacob lächelnd zu seinem Gaste:

„Ein seltsamer Mann, mein Bruder! und immer hoch hinausschwebend! Er hat den Kopf stets voller Projekte und das Neue reizt ihm mehr als billig. Ein Glück ist's für ihn, daß er im Handel und Wandel früher schon ein schönes Vermögen gesammelt hat; denn ich fürchte, daß er bei der neuen Erfindung, bei der ein armer Edelmann, Herr Johannes Gutenberg, hier aus Mainz gebürtig, wo sein Stammhaus liegt, ihn zum Antheil zu bewegen wußte, manchen blanken Goldgulden los werden wird. Indeß, solche Leute muß es auch geben, denn sonst würde es schlimm um neue Erfindungen stehen, und das daran gewagte Geld ist selten verloren, wenn's auch erst der Nachwelt zu Gute kommt. Ueberdieß ist mein Bruder, wie schon gesagt, ein reicher Mann, und die neue Spekulation wird ihn nicht ruiniren, selbst wenn sie gänzlich fehlschlagen sollte.“

„Darf ich wissen, von welcher neuen Erfindung die Rede ist?“ fragte Schöffer, dessen Neugierde lebhaft angeregt worden war.

„Ich darf Euch nichts davon sagen, Herr Schreiber,“ versetzte Meister Jacob, „da ich meinem Bruder Ehrenwort und Handschlag darauf habe geben müssen, sein Geheimniß Keinem, wer es auch sein möge, mitzutheilen. Indeß wird er, so glaube ich, es Euch bald selbst sagen, da er Eurer schönen Kunst zur Vervollkommnung der seinigen zu bedürfen scheint; habt demnach nur noch etwas Geduld und laßt ihn Euch selbst damit kommen, denn er ist ein wunderlicher Mann, und wenn Ihr die geringste Neugierde blicken ließet, würde er Euch sicher nichts sagen. Ich, für meinen Theil, halte nur wenig von alle dem, was man jetzt im Hof zum Jungen — denn diesen hat der Junker zum Gutenberge zum Zweck seiner Arbeiten in Pacht genommen — treibt, und halte es für eitel Tand und Narrentheiderei. Wären Reichthümer mit der neuen Kunst zu gewinnen, so würde der Junker seine Erfindungen gewiß für sich behalten und allein den Gewinn ausgebeutet haben; denn er ist, obschon von einem alten berühmten Geschlechte, doch arm und ohne jegliche Mittel, und selbst sein Stammhaus ist nicht mehr sein eigen, so daß er zur Miethe wohnen und Herrn Ortens zum Jungen einen schweren Zins für seinen Hof zahlen muß.“

Dem Schreiber ging die Sache mehr im Kopfe herum, als der glauben mochte, der ihm davon sprach. Er nahm sich daher fest vor, die nähere Bekanntschaft des Mannes zu suchen und so begab er sich schon am folgenden Tage zu dem ihm bezeichneten Hof zum Humbrecht, der Herrn Johannes stattliches Wohnhaus und in der Schuhgasse, dem Barfüßer Kloster gegenüber, gelegen war.

Der Hof zum Humbrecht bot, seiner ganzen Bauart und seiner Geräumigkeit wegen, mehr den Anblick einer Ritterburg, denn den der Wohnung eines einfachen Bürgers dar. Auf dem Hauptgebäude erhoben sich mehrere Glockenthürmchen; das Dach war ziemlich flach und nach vorn und hinten überragend, so daß es von einigen kolosalen Säulen in der Fronte gestützt werden mußte; die Thüren waren hoch und breit, die zu denselben führenden Treppenstufen ganz wie die eines Schlosses; im Innern aber führte eine ziemlich schmale Wendeltreppe, die von braunem Holze und reich mit Schnitzwerk verziert war, in die obern Gemächer.

Dieser Hof hatte auch wirklich früher einem vornehmen Geschlechte, dem der adelichen Patrizier zum Humbrecht, angehört, war aber jetzt durch Kauf an Herrn Johann Fusten gekommen, der ihn bereits seit einer Reihe von Jahren bewohnte.

Ein alter Diener des Hauses befragte den Schreiber, nachdem dieser die hohe Wendeltreppe hinauf gestiegen war, nach seinem Begehren, und führte ihn dann in ein geräumiges, mit vielen schönen Gemälden verziertes, aber etwas finsteres Gemach, das der gewöhnliche Aufenthalt Herrn Johann Fustens war.

Er traf diesen in einem eifrigen und, wie es schien, nicht eben angenehmen Gespräche mit einem Manne von mittleren Jahren an, der neben dem Armsessel stand, in dem der Herr des Hauses vor einem großen eichenen Tische saß. Der Fremde schien Fusten etwas vorzudemonstriren, denn er hatte, als der Schreiber eintrat, die Hand auf einige Pergamentblätter gelegt, und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle; als er aber den Fremden eintreten sah, raffte er schnell die Blätter und eine Holztafel, die neben diesen auf dem Tische lag, zusammen und nahm beides unter den Arm, als wolle er es vor den Blicken des Eintretenden verbergen.

Die Gestalt dieses Mannes war hoch, edel und durchaus schön und sein Gesicht eines von jenen, die gleich lebhaft interessiren, obgleich es nicht mehr ganz jugendlich war. Die schönsten blauen Augen belebten es und aus ihnen sprach zugleich Klugheit und Güte. Stirn, Nase und Wangen waren vollkommen schön zu nennen! dichtes, krauses, dunkles Haar umspielte das Haupt und ein gleicher Bart Mund und Kinn.

„Hier kömmt unser Mann, Herr Junker,“ sagte Johann Fust, sobald er den eintretenden Schreiber erblickte. „Ich hoffe, er hat einige von seinen schönen Arbeiten mitgebracht, und Ihr werdet jetzt selbst beurtheilen können, ob ich Euch zuviel davon gesagt.“

Der Angeredete wandte sich jetzt mit einer raschen Bewegung nach der Thür um, neben der Peter Schöffer etwas schüchtern und verlegen stand, und zwei Männer schauten sich jetzt zuerst von Angesicht zu Angesicht, deren Zusammenleben und Zusammenwirken für die Welt so bedeutungsvoll, ja, so segensreich werden sollte; beide fühlten sich durch jene unbegreifliche, aber nimmermehr abzuleugnende Macht der Sympathie augenblicklich zu einander hingezogen.

Der Junker Gutenberg — denn dieser war es, den Peter Schöffer vor sich sah — betrachtete den Schreiber mit prüfenden Augen; seine Blicke glitten schnell über die ganze Gestalt des jungen Mannes hin, der lebhaft erröthete und die Augen nicht aufzuschlagen wagte, obgleich er sich auf eine fast wunderbare Weise zu dem hingezogen fühlte, der ihn in diese Verlegenheit versetzte.

„Tretet näher, Herr Schreiber,“ nahm jetzt Johann Fust, der Beide aufmerksam beobachtet hatte, das Wort, und Peter Schöffer gehorchte dem an ihn ergangenen Befehle,

indem er sich mit dem Anstande eines Weltmannes gegen Beide verbeugte.

„Nicht wahr," fuhr Johann Fust fort, „Ihr habt uns Proben von Eurer Arbeit mitgebracht, Herr Schreiber? Ich redete bereits von Euch und Eurer Kunst zu dem edlen Junker, Johann von Gutenberg, den Ihr hier vor Euch sehet, und er ist begierig, sich durch den Augenschein von Euren Leistungen zu überzeugen. Man muß es den Franzosen lassen, daß sie es in der Schrift schon weit gebracht haben; so seid ihr in Paris in der besten Schule gewesen und habt tüchtig darin profitirt."

„Dort wird von Oben herab die Kunst unterstützt," versetzte der Schreiber; „König Karl XII., der erlauchte Beherrscher Frankreichs, hat sein Herz den Künsten und Wissenschaften von jeher mit Liebe zugewandt, und seit das Land von den Feinden befreit und er zum ruhigen Besitze seiner Krone gelangt ist, viel für beide gethan. Er liebt weit mehr die Künste des Friedens, als die des blutigen Krieges, und an seinem Hofe darf Alles auf Schutz und Beifall rechnen, was sich durch Kunstfertigkeit und Geistesgaben auszeichnet."

Er breitete bei diesen Worten die mitgebrachten Pergamentblätter vor den Beiden auf dem Tische aus und trat dann bescheiden wieder etwas in den Hintergrund des Gemaches zurück. Der Junker betrachtete die Blätter mit der größten Aufmerksamkeit und, wie es schien, mit Kenneraugen. Dem Schreiber schlug das Herz fast hörbar in der Brust, während der Stille, die jetzt auf einige Augenblicke eintrat und nur dann und wann durch ein leises „Hm?" Herrn Johann Fustens, wodurch dieser die Bewunderung des Junkers herauszufordern schien, unterbrochen wurde. Ein Lob aus dem Munde dieses Letztern, dies sagten ihm die ungestümen Schläge seines Herzens, würden ihn in eben dem Maße beglücken, als ein Tadel aus diesem ihn niederbeugen können.

Endlich erhob sich der Junker, wandte sich nach dem jungen Manne um und reichte diesem die Hand mit den Worten:

„Ihr habt das Außerordentliche in Eurer schönen Kunst geleistet, Herr Schreiber, und wenn Ihr anders wollt, wie ich will, so laßt uns nähere Bekanntschaft miteinander machen. Auch ich bin von Eurem Fache, wenn ich gleich meine Zeit bisher daran verwendete, auf Stein und Holz zu schreiben, wie Ihr es auf dem Pergamente thut. Wenn Ihr mich im Hofe zum Jungen, den ich seit Kurzem bezogen habe, besuchen wollt, will ich Euch auch von meiner Kunst Proben vorlegen. Meine Wohnung ist leicht zu finden: wenn Ihr über die Marktstraße geht, liegt sie gen Osten und ist an den vielen spitzigen Thürmchen, so wie an der steinernen Wendeltreppe kenntlich, die in das Innere führt. Drei Waldhörner in Wappen bezeichnen sie außerdem noch; Ihr werdet sie über dem Eingangsthore erblicken und so mich nicht leicht verfehlen können, sofern Ihr mir die Ehre Eures Besuches schenken wollt."

In dieser genauen Beschreibung, die der Junker Schöffern von seiner Behausung machte, lag so deutlich der Wunsch ausgedrückt, diesen bei sich sehen zu wollen, daß der Schreiber ihm mit Freuden seinen Besuch zusagte; dann schied der Junker von Gutenberg von ihnen, nachdem er von Herrn Johann Fusten einen etwas kalten, von Peter Schöffer aber einen weit herzlichern Abschied genommen hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

---

* Wunsch und Frage.

Ein wilder Bube war Christoffel,
Mit dickem Kopfe, starker Brust.
Gar trefflich schmeckten ihm Kartoffel,
Und Müssiggeh'n war seine Lust.

Die Schule war ihm eine Plage,
Am Lernen hatt' er keine Freud;
Drum wurd' ihm dort auch alle Tage
Sein breiter Rücken durchgebläut.

Ein Jeder ihn als Thäter nannte,
Er war der ew'ge Sündenbock —
Den strengsten Richter, den er kannte,
War sein Herr Lehrer mit dem Stock.

Kein Tag verging, den er nicht krönte
Mit einem tollen Schelmenstreich.
Doch wenn der Schule Glöcklein tönte
Ward er vor Schrecken still und bleich.

Und schwermuthsvoll, mit trüben Blicken,
Der Stiefel leck, das Haar zerzaust
Geht er, sein Ränzchen auf dem Rücken
Zur Schule, wo der Strenge haust.

Auf einmal hört er »Hurrah« schallen,
Und Peter kommt mit Freudenschrei:
„Das Schulhaus ist heut eingefallen!"
„Jetzt, Stoffel, sind wir wieder frei!"

„Was?" ruft der Stoffel voller Hitze,
„Das Schulhaus?" „Ist's auch wirklich wahr?"
Und jubelnd schwenkt er seine Mütze,
Macht Sprünge hoch und sonderbar.

Noch Etwas muß er Peter fragen
Und hält in seiner Freude ein:
„Hat's auch den Lehrer todt geschlagen?"
Doch Peter sagt ihm traurig: „nein."

„O, ruft er jetzt, von Schmerz durchschauert,
„So lebt er noch der harte Mann!
„Bald ist das Schulhaus aufgemauert,
„Und's Elend geht von Neuem an". F.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

8.

Der Leck.

Es war ganz klar, daß die Unterbrechung, welche in dem Sturme eingetreten war, nur von kurzer Dauer sein würde. Als der Abend heran kam, erhob sich der Wind wieder, der dunkle und trübe Himmel schien auf den hohen Masten der Brigg zu liegen, und alles weissagte eine schreckliche und grauenvolle Nacht. Nach den Befehlen Sir Reginalds, welcher, da Capitän Montrose auf dem Krankenbette lag, das Commando übernommen hatte, wurden die Segel allmälig eingezogen. Nachdem Alle einen kurzen Augenblick der Ruhe genossen hatten, kamen sie aufs Verdeck und schickten sich zu dem erneuerten Kampfe mit den Elementen an. Zur Vorsicht waren schon zwei Mann an's Steuer gestellt.

Kein Stern, kein Schimmer des Mondes, der doch schon lange aufgegangen, war zu sehen. Die Sonne war in einer tiefen Wolkenbank zornig roth untergegangen, und keines der Zeichen, welche dem Seemann Muth einflößen, war zu erkennen. Das Tauwerk begann unter der Gewalt der Brise zu zittern und zu beben, und sogleich war der Sturm da. Das Heulen des Windes durch die Segel, die Stagen und Kardeelen war fürchterlich. Nichts kann eine Vorstellung von dem Tone desselben geben, als das angebliche Geheul unglücklicher Geister, während das Zittern der Masten und Sparren den wilden Charakter des Tumults noch erhöhte. Dazu knarrte und ächzte jede Planke in der Brigg, während ein Mensch in der That hätte laut schreien müssen, um sich in all diesem Tumult Gehör zu verschaffen.

Eleanor, welche während eines Sturmes nie unten bleiben konnte, hielt sich, in Mäntel gehüllt und mit einer Persenning umgeben, mit der einen Hand an einem Pflock und mit der anderen an einer Kanone fest. Sir Reginald stand neben ihr, nach dem Himmel blickend und hin und wieder einen kurzen Befehl ertheilend, welchen die Leute mit finsterer Geschwindigkeit befolgten.

„Peilt die Pumpe," flüsterte er dem Zimmermann plötz-

lich zu, mit leiser und vorsichtiger Stimme sprechend, weil er sich der Thatsache sicher bewußt war, daß für den Seemann kein Schrecken größer ist als das Vorhandensein eines Lecks.

„Zwei Fuß Wasser, Herr!“ erwiderte er mit eben so leiser Stimme, in der der Schrecken nicht zu verkennen war.

„Setzt die Pumpen in Thätigkeit,“ fuhr Sir Reginald fort; „Burschen, theilt Euch in zwei Haufen; es ist ein wenig Wasser im Raum durch die Anstrengung des Schiffes, aber eine halbstündige Arbeit wird das in Ordnung bringen.“

Die Leute thaten, wie ihnen befohlen war, und jede Abtheilung pumpte eine Viertelstunde. Indeß schien die Wuth des Sturmes zu wachsen. Die Leute am Steuer mußten ihre Aufmerksamkeit auf jede Bewegung der Brigg acht haben, welche zu Zeiten fast nicht zu regieren schien. Die Dunkelheit nahm zu, und das Schiff schien wirklich in einem Meer von Dinte zu schwimmen. Plötzlich wurde der ganze Schauplatz durch einen hellen Blitz erleuchtet; jedes Tau und jede Sparre wurde deutlich sichtbar, während man den „Einsamen Stern“ in einiger Entfernung erkennen konnte, wie er über den schäumenden Kamm einer Woge fuhr. Bald fing auch der Regen an in Strömen zu fallen, so schwer und unablässig, daß er selbst die tobenden Wellen niederschlug und das Rollen und Stampfen des „Royal Charley“ etwas verminderte.

„Peilt die Pumpe noch einmal,“ sagte Sir Reginald nach abermaligem Verlauf einer Stunde, den Zimmermann anredend.

„Zwei Fuß sechs Zoll, Herr!“ erwiderte der Mann alsbald mit leiser und verzweiflungsvoller Stimme.

„Haltet aus, Jungen,“ sagte der Capitän des „Einsamen Sterns“ mit heiterem Tone, obgleich ihm der Muth entsank. Aber er wußte, wie sehr wichtig es war, die Leute bei guter Laune zu erhalten. „Muth! der Sturm scheint sich legen zu wollen, und das Wasser wird geringer.“

Dann stellte er sich ohne weitere Worte an die Spitze der frischen Abtheilung, nachdem er dem Steward befohlen, den Leuten, welche eben zu pumpen aufgehört hatten, eine tüchtige Ration Branntwein zu reichen. Aber obgleich Alle, Passagiere wie Mannschaft, munter genug an's Werk gingen, so sahen sie doch recht gut, daß Sir Reginald nur sprach, um sie zu ermuthigen und bei guter Laune zu erhalten. Alle empfanden den trostlosen Einfluß der Thatsache, daß das Schiff sich mit Wasser füllte. Der Sturm mag wüthen, der Wind heulen, der Blitz flammen, der Donner rollen, und doch wird der Seemann Vertrauen zu den Planken haben, auf die er tritt; sobald er aber merkt, daß Wasser innerhalb des Schiffes, dicht unter seinen Füßen ist, so entsinkt ihm der Muth, und Verzweiflung ergreift schnell sein Herz.

Um Mitternacht schien der Sturm noch mehr zu wachsen. — Ungeheuere Wogen, die sich wüthend hinter der Brigg herwälzten, drohten jeden Augenblick über den Spiegel des Schiffes zu brechen, eine der größten Gefahren bei einem langanhaltenden Sturme auf dem Meere. Das Schiff arbeitete mühsam in der Rinne des Meeres, dann wieder auf berghohen Wellen, und schien bei jedem Sturze sich nicht mehr erheben zu wollen. Seit langer Zeit war nicht ein Wort gesprochen worden. Auf keiner Seite sah man etwas Anderes als Ströme weißen Schaumes, dann und wann durch schnelle Blitzstrahlen erleuchtet. Die Leute waren noch immer bei den Pumpen. Gerade um Mitternacht befahl Sir Reginald abermals eine Untersuchung der Pumpe, welche jetzt vier Fuß Wasser im Raume zeigte. Die Leute entsetzten sich und weigerten sich zu arbeiten.

„Legt Hand an, meine braven Jungen,“ rief Sir Reginald; „es sind nur noch vier Stunden bis Tagesanbruch, und dann können wir die Brigg ihrem Schicksal überlassen und an Bord des „Einsamen Sterns“ gehen. Nur noch einige Stunden müssen wir das Schiff flott halten. Steward, gebt den Leuten kaltes Fleisch, Brod und Wachholderbranntwein, und dann alle Hände an die Pumpen. Ueber Bord mit dem Ersten, der zurückweicht!“

Der Capitän des „Einsamen Sterns“ sprach mit großer Energie. Es war ein zwiefacher Ton der Ueberredung und des Befehls in seinen Worten, der seine Wirkung ausübte; und trotz der düstern Nacht, der furchtbaren Wuth des Sturmes, des rollenden und stampfenden Schiffes, theilten sich die Leute, nachdem sie die dargebotenen willkommenen Erfrischungen eiligst verschlungen hatten, abermals in zwei Haufen und gingen an die Arbeit.

„Ich denke,“ sagte der Capitän, den Zimmermann anredend, „wenn sie ihrer Masten entledigt wäre, würde sie weniger schleppen und weniger Wasser ziehen.“

„Reicht mir eine Axt.“

Die Axt wurde ihm gegeben.

„Steuerbord das Ruder, Jungen, laßt sie einen Strich abfallen. Aufgepaßt! so!“

Nachdem dieser Befehl gegeben war, sprang er mit dem Zimmermann windwärts, und nun begannen sie, an den Talreepen und Stagen zu hauen, während Andere dasselbe vorn thaten. Sehr kurze Zeit bedurfte es, die gespannten Taue wegzuhauen, und bald hörte man das Krachen derselben.

„Aufgepaßt unten!“ donnerte Sir Reginald, und im nächsten Augenblick brachen die beiden Masten in der Mitte und am Vormars ab, und hingen leewärts. Sie waren jedoch noch nicht frei. Zahlreiche Bolzen und Taue hielten sie noch fest, und die Brigg lag in furchtbarer Weise auf einer Seite. Die Vier, welche Aexte in den Händen hatten, sprangen das Tauwerk hinauf, hielten sich fest an den Webeleinen, und, obgleich sie durch die Gewalt des Sturmes beinahe weggeblasen wurden, gelang es ihnen doch, die Spitze zu erreichen. Einige wohlgezielte Schläge, und bald schwammen die Masten an der Seite. Dann kamen sie alle herab und hieben die Taue ab, welche die Sparren leewärts am Schiff festhielten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vorschlag in Knittelversen zur Güte.

Um unsere Flotte auszurüsten,
Thut's noth, daß alle Deutsche müßten
Dabei auch eines Sinnes sein.
Und daß nun einmal doch auf Erden
Jedem Geschlecht sein Recht muß werden,
Das sieht am Ende Jeder ein.

Unmöglich aber können wir
Bei unserm neuen Actienbier
Die deutsche Flotte ertrinken.
So mancher guter Patriot
Trinkt aus Verzweiflung sich zu todt
Und sieht kein deutsches Segel blinken.

Dem schönen Geschlecht ist zu entbieten
— Was man aus Selbstsucht selbst vermieden —
Zu opfern für das Vaterland.
Wenn man von jeder Crinoline
Einen Thaler Steuer flott erhöbe —
Das wär schon Etwas vor der Hand.

Es könnte nach der Zahl der Reifen,
Wohl auch der Flottenbeitrag steigen:
So wär man jedem Theil gerecht.
Einst gaben ja Carthago's Frauen
Ihr seidnes Haar dem Kriegsgeschlecht.
Auf holde Deutsche — wir vertrauen.

Ja, um die Crinoline zu behalten
Zahlen gern die Jungen und Alten,
Ob Jettchen oder Wilhelmine. —
Wir nennen dann den deutschen Frau'n zu Ehren
— Es soll's uns Greiz und Schleiz nicht wehren —
Das größte Schiff — die „Crinoline“.

E. f. K.-L.

Verschiedenes.

Der Vesuv konnte nach seiner letzten Eruption noch nicht wieder zur Ruhe kommen. Die von ihm ausgeworfenen

Aschen- und Dampfwolken sind nicht so lästig, als die am Fuße des Berges, in Torre del Greco, ausströmenden kohlensauren Gase. Sie verpesten die Luft bis nach Rosina hin, und zwangen die dortigen Bewohner, die Arbeiten auf den nach Torre zu gelegenen Feldern vollständig einzustellen. Es ist sehr gefährlich, sich dem betäubenden Dunstkreise, der die Mofetas umgibt, in dem schon viele Thiere umkamen, zu nähern. Wenn die Ausdünstungen nicht aufhören, so kann Torre del Greco schon des Gestanks wegen nicht wieder aufgebaut werden. Die Erderschütterungen wiederholen sich zwar noch von Zeit zu Zeit, sind aber so unbedeutend, daß sie schon hier in Neapel gar nicht mehr verspürt werden.

London, 22. Jan. Die Berichte aus dem Kohlenwerke Hartley Pit sind die allertraurigsten. Fast muß man die Hoffnung aufgeben, auch nur Einen der 215 lebendig Begrabenen retten zu können. Morgen ist es gerade eine Woche, daß sie verschüttet wurden; am Montag hoffte man noch, in wenigen Stunden mit der Wegräumung der letzten Schuttlagen fertig werden zu können, aber bei jedem Schritt stellten sich den leitenden Ingenieuren neue Hindernisse in den Weg. Gestern wurde die Arbeit durch eine neue, unvorhergesehene Katastrophe unterbrochen. Die Luft im Schachte schwängerte sich plötzlich mit kohlensaurem Gase und sie bei der mit Wegräumung der Balkentrümmer beschäftigten Arbeiter wurden im bewußtlosen Zustande heraufgeschafft. Bevor Andere der Gefahr des Erstickens ausgesetzt werden dürfen, muß natürlich eine hinreichende Lüftung des Schachtes vorgenommen werden, womit man im besten Falle erst im Laufe des heutigen Tages zu Ende kommen kann. Mittlerweile gehen die Verschütteten wahrscheinlich zu Grunde, wenn dieß nicht bereits geschehen ist.

Gemeinnütziges.

Wollene Zeuge zu waschen, daß sie gar nicht einlaufen,

hat wohl Mancher schon für unmöglich gehalten, und — wahrlich, wir sehen ungleich weniger schmutzige Tücher, Röcke rc. im Winter, wenn wir uns nicht vor dem Einlaufen (Eingehen) der Stoffe in der Wäsche fürchteten. Alles, was so gut, so nett, so vollkommen paßte, ist nachgehends zu klein, verzerrt, verschrumpft! Aber man wasche die wollenen Zeuge nur nicht mit Seife, sondern bloß mit Wasser, zu dem man bloß etwas aufgelös'tes kohlensaures Natron, also mit einem Worte Soda, gethan hat, und alle Sorge ist überflüssig. Nichts läuft oder geht ein. Auch Ammoniak oder Salmiakgeist in verdünntem Zustande statt der Soda in das Wasser gegossen, thut dieselben Dienste.

Leinwandproben.

Unter dem Mikroskop erscheint die Leinwandfaser wie eine lange massige Röhre mit engem Kanal, die Baumwollfaser wie ein flacher, bandähnlicher, schraubenförmig gewundener Cylinder. In verdünnter Schwefelsäure lös't sich, nachdem die Schlichte entfernt ist, die Baumwollfaser auf; von Leinwand werden nur die feinsten Fasern durch genannte Säure angegriffen. Mit Olivenöl gerieben, wird Flachs durchscheinend, wie Oelpapier; Baumwolle bleibt undurchsichtig weiß. In Cochenille (mit Alkohol versetzt) wird Flachs violet, Baumwolle hellroth; in Krapp Flachs gelbroth, Baumwolle hellgelb. — Man muß zur Sicherung mehrere dieser Proben anstellen.

Brandwunden durch Phosphor werden gefahrlos,

wenn man z. B. die Hand, woran die Wunde ist, schnell in Wasser, worin Chlorkalk aufgelös't ist, einige Minuten hält. Sollten Wunden dieser Art an anderen Körpertheilen sein, so werden wohl in benanntem Wasser stark angefeuchtete Leinwandbinden, auf die Wunden gelegt, gleiche Hilfe leisten.

Scene in dem Gewölbe eines Marktschreiers.

Herr (einem seiner Diener ein Inserat für die Zeitungen dictirend.) Oben drüber, wie immer dreimal unterstrichen: Gänzlicher Ausverkauf wegen Aufgabe des Geschäfts! (Nachdem er eine Weile dictirt) Ferner — wie viel haben wir noch von den alten, schlechten, sogenannten Thybet-Damen-Mänteln?

Diener. 32 Stück.

Herr. Also schreiben Sie: Ferner 500 Stück feinster Thybet-Damen-Mäntel neuester Façon, 25 Procent unter dem Kostenpreise.

Diener. Wär's nicht besser, wenn wir 100 Stück schrieben?

Herr. Das zieht nicht. Schreiben Sie, wie ich Ihnen sage: 500 Stück. Der Schund muß fort. Wenn er viel verlangt wird, lassen wir neuen machen.

Aus dem Dienstbotenleben der Jetztzeit.

„Ergebenster Diener, mein Fräulein — Mit wem habe ich denn die Ehre? — — —"

„Ach Herr Jeeses! ich bin Ihr neies Dienstmädchen — —"

Gewinn in Beschränkung.

Wer sich nicht froh begnügen mag,
Dem ist nicht wohl bei Nacht und Tag,
Und von des Jahres Stunden
Will ihm keine recht munden:
Wer sich jedoch am Kleinen erfreut,
Den segnet das Größere allezeit.

Raritäten-Kästlein.

Ein Handwerksmann, der seinen Sohn, einen ungeschickten Menschen in die Fremde schickte, sagte vor dessen Abreise zu ihm: „Geh' nur, Du verstehst die Profession nicht und wirst nirgends einen Meister finden." — Der Sohn ging; ungefähr nach drei Wochen schrieb er seinen Eltern und bemerkte dabei, daß der Vater nicht wahr geredet, denn er habe nun in Zeit von vierzehn Tagen schon fünf Meister gehabt.

Jemand begegnete einem Bekannten, der sehr zerstreut war, bei regnerischem Wetter und sah, daß derselbe den aufgespannten Regenschirm nicht über dem Kopfe hielt, den Hut aber in der Hand trug. — „Warum setzen Sie denn Ihren Hut nicht auf?" fragte Jener verwundert. — „Das wollte ich schon recht gern," antwortete der Andere, „aber der dumme Regenschirm ist zu niedrig."

Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum in O. wurde angezeigt, daß ein Seehund zu sehen ist, und zwar 105 Pfund schwer, halb Säugethier und halb Fisch, davon, wie die Anzeige sagt, 60 Pfd. Säugethier und 45 Pfd. Fisch.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 22. Jan. Der Centner Weizen 7 fl. 19 kr. Korn 6 fl. 2 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 3 kr. Mischfrucht 6 fl. 12 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 24 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 23. Jan. Der Centner: Weizen 7 fl. 20 kr. Korn 5 fl. 52 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 13 kr. Hafer 4 fl. 6 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 42 kr. Stroh 1 fl. 30 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Mainz, 24. Jan. Auf dem heutigen Fruchtmarkte stellten sich die Durchschnittspreise wie folgt: Weizen 14 fl. 12 kr. Korn 10 fl. 27 kr. Gerste 7 fl. 31 kr. Hafer 5 fl. 2 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe.
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 5. Sonntag, den 2. Februar 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Dieser Mann,“ nahm Fust, gegen den Schreiber gewendet, das Wort, als er sich jetzt diesem allein gegenüber befand, „wird mir, so fürchte ich, viel Geld mit seinen großen Projekten und Plänen kosten. Schon oft habe ich mir vorgenommen, mich gänzlich von ihm loszusagen und lieber den kleinen gewissen Schaden zu leiden, als mich dem ungewissen größern, den er mir vielleicht bereitet, auszusetzen. Auch er hätte vielleicht besser gethan, das Handwerk seiner Vorfahren zu ergreifen und seine Lenden mit dem Schwerte zu umgürten, um im Kriege Glück, Ruhm und Geld zu suchen, als den Rest seines väterlichen Erbtheils an Künste zu verschwenden, die ihn schwerlich zum reichen Manne machen werden.“

„Es liegt nur nicht in der Macht des Menschen,“ versetzte der Schreiber, der einen Mann ungern tadeln hörte, der ihm so ausnehmend gefallen hatte, „solchen edlen Neigungen zu entsagen. Der auf die Kunst oder die Wissenschaft gerichtete Sinn verschmäht alle Erdengüter, sobald man sie *ihm* unter der Bedingung aufzudringen sucht, jenem für immer zu entsagen, und der Junker — verzeiht meinem Freimuth, Herr — sieht mir ganz darnach aus, daß er wohl weiß, was er will und auch, daß er das Gewollte zum gewünschten Ziele zu führen versteht.“

„Er hat Euch, wie Andere,“ versetzte Fust ohne Unwillen, „für sich einzunehmen gewußt, das sehe ich schon; allein nehmt Euch trotzdem vor ihm in Acht, junger Mann, denn er ist ein gar gewaltiger Mensch und ein solcher Schwärmer für die Kunst obendrein, daß es ihm gleich viel gilt, ob er Brod im Hause hat oder nicht, wenn er nur seinen Trieben und Eingebungen Folge zu leisten vermag. Er hat schon mehrere junge strebsame Männer an sich gezogen, und die ließen jetzt nicht nur ihr Leben für ihn, sondern theilen sogar willig seine Armuth, indem er sie gänzlich für sich und seine Projekte zu begeistern verstand. Hat er mich selbst doch — und ich weiß sonst wohl was ich thue — in sein Netz gezogen, und zapple ich jetzt darin, wie ein gefangener Schmetterling, der sich gegen die Maschen den Goldstaub von den Flügeln abschlägt. Ich werd's noch eine kurze Zeit mit ansehen, und wenn das Werk dann noch immer nicht vorwärts gerückt ist, dann Ade mein Herr Junker von Gutenberg und meine schönen Goldgülden! Wenn wir uns erst näher kennen, sag' ich Euch vielleicht mehr davon; für jetzt nur noch die Frage: ob Ihr wohl geneigt wäret, gegen eine billige Vergütung meiner Tochter Christine einigen Unterricht in Eurer schönen Kunst zu geben? Sie hat bereits einen Anfang damit gemacht und dürfte es unter Eurer Leitung weit darin bringen; denn sie hat einen feinen Kopf und überaus geschickte Hände.“

Der Schreiber sagte dies gern zu und trennte sich dann mit dem Versprechen von Johann Fust, wiederkommen zu wollen, sobald er die ihm von Meister Jacob aufgetragenen Arbeiten vollendet haben würde.

Der Schreiber würde den Mann, der ihm durch das Wenige, was er von ihm gehört hatte, so bedeutend geworden war, schon gleich am folgenden Tage besucht haben; allein die ihm von Meister Jacob aufgetragene Arbeit hielt ihn noch einige Zeit von diesem Besuche zurück. Endlich war die letztere vollendet und er stand jetzt nicht länger an, seiner Neigung zu folgen, den edlen Junker in seiner Behausung aufzusuchen.

Er traf diesen nicht im Hause selbst, sondern in dem Garten an, der an dasselbe stieß. Kaum erblickte ihn der Junker am Eingange des Baumgangs, so eilte er auf ihn zu, ergriff seine beiden Hände mit gewinnender Freundlichkeit und sagte: „So haltet Ihr mir doch noch Wort, Herr Schreiber? Schon fing ich zu zweifeln an, daß Ihr mir Euren Besuch schenken würdet, und grämte mich über Eure Gleichgültigkeit gegen mich, der ich Euch auf den ersten Blick gewogen ward. Ihr werdet's diesen Worten schon abmerken, daß ich nicht der Mann bin, der mit seinen Gesinnungen hinterm Berg zu halten versteht, und so sage ich Euch offen und ehrlich heraus: Ihr gefallt mir, nicht nur Eurer schönen Kunstfertigkeit, sondern auch Eures wackern Angesichts wegen, das eins von denen ist, die ich gerne mag.“

Herr Peter erröthete lebhaft über diese Worte; dann aber besiegte die Neigung, die auch er dem herrlichen Manne entgegen trug, seine jugendliche Schüchternheit, und bald wandelten Beide Arm in Arm durch die Gänge des Gartens hin und redeten Worte des innigsten Vertrauens zu einander.

Der Junker führte darauf seinen Gast in das Haus zurück und zeigte ihm einige Edelsteine, in die er Wappen, Namenszüge und viele andere artige Gegenstände mit großer Kunstfertigkeit theils gravirt, theils geschnitten hatte und die von dem Schreiber gebührend belobt und bewundert wurden. Indeß war ihre Bekanntschaft noch zu jung, als daß der Junker schon jetzt seinen neuen Bekannten in das Allerheiligste hätte führen mögen, in dieses Allerheiligste, worin die größte Erfindung aller Jahrhunderte vorbereitet wurde, die man aber aus guten Gründen noch geheim hielt und womit man erst, wie die Natur es mit ihren Werken zu thun pflegt, hervortreten wollte, wenn der Fruchtkeim geschwellt war und das Blatt die sie umgebende Hülle gewaltsam gesprengt hatte, um in vollendeter Gestalt das goldene Licht des Tages zu begrüßen.

Der Junker redete auch nicht zu seinem Gaste von seiner Verbindung mit Herrn Johann Fusten, vermuthlich, weil sie ihm wenig Freude gewährte und er diesen nicht tadeln mochte; aber je mehr der Schreiber Johann Gutenberg kennen lernte, je weniger vermochte er zu begreifen, wie es möglich gewesen sei, daß zwei so durchaus verschiedenartige Männer sich zu gemeinsamen Zwecken und Unternehmungen hatten vereinigen können; denn während Gutenbergs Seele nur von der göttlichen Kunst begeistert und ihr alles Andere völlig gleichgültig dagegen war, hatte er in Johann Fusten auf den ersten Blick den Mann erkannt, der dem Geldgewinne und dem Vortheile jegliches Opfer darzubringen im Stande war.

Er wagte es im Laufe des Gesprächs und nachdem der Wein, den der Junker hatte auftragen lassen, ihm die Zunge gelöset, ihm seine Verwunderung über diese Verbindung zu äußern, und Gutenberg antwortete ihm leichthin:

„Er hat Geld, das mir fehlt, um meine großen Pläne in Ausführung zu bringen; er sucht Vortheile, ich den Ruhm,

und so passen wir gar wohl zueinander, und jeder von uns wird, so hoffe ich zu Gott, aus dem neuen Unternehmen ziehen, was ihm am meisten zusagt."

Diese Erklärung stellte den jungen Mann zufrieden und machte ihm zu gleicher Zeit seinen edlen Wirth noch lieber. Einem wahrhaft für das Höchste begeisterten Menschen vermag überdieß Keiner zu widerstehen, und den hatte er jetzt vor sich. Gutenberg war ein wahrer Künstler, ein Mann, der zwar in allen Dingen, die das äußere Leben anbetrafen, unerfahren und unbesorgt wie ein Kind war, der aber dagegen die höchsten geistigen Schätze in seinem Haupte angehäuft hatte und stets nur Sorge trug, sie zu vermehren. Dabei war seine Seele von jener edlen Liebe zum Ruhme erfüllt, die allein große Männer schafft, indem sie ihm alles Andere unterordnet. Er schien gleichsam nur noch in seinen Ideen fortzubestehen und achtete das äußere Leben so gering, daß er seinen materiellen Anforderungen kaum Augenblicke schenken mochte, weil diese ihn von den höhern, geistigen abzogen, die er an sich selbst und an die heilige Kunst zu machen gewohnt war.

Beide Männer schieden als Freunde von einander: Gutenberg liebte den schönen, klugen und kunstfertigen Jüngling, Peter Schöffer bewunderte seinen neuen Freund aber fast noch mehr, als er ihn liebte.

Beinahe war es Schöffer jetzt unangenehm, das Haus Herrn Johann Fustens noch wieder betreten zu sollen, denn dieser Mann wurde ihm mehr und mehr widerwärtig, je mehr er über ihn nachdachte; indeß band ihn sein Versprechen und er eilte, als er den Junker verlassen hatte, dem Hofe zum Humbrecht zu.

Man führte ihn wieder in das früher beschriebene Gemach, diesmal aber traf er den Herrn des Hauses nicht dort an, sondern ein fast noch an der Kindheit stehendes weibliches Wesen, das, als er eintrat, mit Schreiben beschäftigt zu sein schien.

Christine, Faust's Tochter — denn diese war es — fiel dem jungen Manne durch nichts besonders auf. Sie war für ihr Alter ziemlich groß gewachsen, aber ihre Glieder hatten sich noch nicht völlig ausgebildet und waren noch etwas ungelenkig, wie dies bei jungen Personen der Fall zu sein pflegt, die schnell emporschießen und für ihr Alter eigentlich zu groß sind. Augen und Mund waren dagegen vollkommen schön; die ersteren belebten auf eine angenehme Weise das etwas bleiche Gesicht, während ein anmuthiges Lächeln die schön gerötheten, feingeschnittenen Lippen umspielte. Sie erhob sich bei seinem Eintritte von dem Tische, an dem sie gesessen und geschrieben hatte, und trat ihm mit kindlicher Unbefangenheit mit den Worten entgegen: „Seid Ihr vielleicht der Schreiber, von dem mein Vater mir gesagt hat?"

„Ich bin's," versetzte er mit einer flüchtigen Verbeugung.

„So können wir wohl gleich den Unterricht beginnen?" sagte sie, ihm einen Sessel neben den ihrigen hinrückend; „ich habe schon rechtes Verlangen nach Euch getragen, Herr Peter Schöffer, denn seht nur selbst" — sie schob ihm das Blatt hin, auf dem sie sich eben im Schreiben geübt hatte — „wie gering noch die Fortschritte sind, die ich in Eurer edlen Kunst gemacht habe."

Diese Aufrichtigkeit und dieß zutrauliche Wesen, das er am wenigsten von Fustens Tochter erwartet haben mochte, gefielen ihm und er stand nicht an, wie sie es wünschte, ihr sogleich einigen Unterricht zu geben, sowohl was die schönere Form der Buchstaben, als die bessere Haltung der Hand anbetraf. Sie war eine sehr gelehrige und aufmerksame Schülerin und dabei voll neckischer Einfälle, die ihn nicht wenig ergötzten und die sie mit ihrer hellen Kinderstimme anmuthig genug vortrug.

Dann, als sie selbst genug geplaudert hatte, forderte sie ihn auf, ihr von Paris und dem dortigen Leben zu erzählen, das sie, wie sie sagte, um so mehr interessire, da ihr Vater, dessen Liebling zu sein sie offen eingestand, ihr versprochen habe, sie dahin mitzunehmen, wenn er selbst die Reise nach jener berühmten Stadt antreten würde.

Unter diesem und ähnlichen Geplauder war wohl eine Stunde und mehr Zeit verflossen, als der Eintritt Herrn Johannes es unterbrach. Er sah — dieß bemerkte man an seiner Miene — nicht ohne einiges Erstaunen den jungen Schreiber ganz zutraulich neben seiner Tochter sitzen und sich mit dieser unterhalten, als ob sie alte Bekannte wären, und dieß verwischte augenblicklich den Schatten von Unmuth, der sich Anfangs auf seiner etwas gerunzelten Stirne gezeigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

EU Für die Männer!

Motto:

Eh' du um And'rer Thun dich kümmerst —
Das heißt: wenn Tadelsucht dich treibt, —
Sieh' zu, daß du dein Werkchen zimmerst,
An welchem nichts zu tadeln bleibt.

Es scheint mir, daß Ihr Männer meist
Vergesset, wie das Sprüchwort heißt:
„Wer immerfort an Andern tadelt,
Der ist noch lange nicht geadelt." —
Denn saget mir, mit welchem Recht
Ihr immer tadelt an uns Frauen?
Sag mir's, erhabenes Geschlecht,
Das stets möcht' neue Reich' erbauen,
Und das, wo wir's mit hohen Plänen
Des Menschenwohls beschäftigt wähnen,
Sich gar bekümmert, um, — ach, nein,
Ich schäm' mich fast, es auszusprechen.
Doch hilft es nichts, heut muß es sein,
Um einmal uns an Euch zu rächen —
Nun denn, es kümmert sich sogar
Statt dem, um uns're Unterkleider,
Und wie wir flechten unser Haar,
Als wären's nur Friseur und Schneider.
Dann nennet Ihr uns Modepuppen!
Ach, wartet nur, gleich werde ich
Von Euren Augen zieh'n die Schuppen
Und euer Wesen ändert sich.
Doch ach, den Schleier ganz zu heben,
Die Arbeit wäre mir zu arg;
Ich müßte da viel länger leben,
Und meine Zeit ist mir zu karg
Noch zugetheilt; doch darf ich sagen,
Daß Ihr die Modenarren seid.
Stets seh ich euch heut dieses tragen
Und morgen ein ganz andres Kleid!
Bald hohe, niedre, runde Kappen,
Ein Hütchen bald, bald einen Hut,
N'en Rock, bald mit, bald ohne Lappen,
Als hättet ihr die Wechselwuth;
Bald einfärbig und bald mit Rosen
In Salons an der Lustenfeld',
Und bald carrirt sind eure Hosen,
Bald furchtbar eng, bald mächtig weit.
So könnt ich Euch noch Vieles zeigen,
Will aber jetzo davon schweigen;
Ich träfe doch auf keinen Boden. —
Und glaubt ihr mir's noch immer nicht,
Daß ihr mehr dient, als wir, den Moden,
So schaut euch doch in's Angesicht:
Wird euer Bart doch umgedrechselt,
So oft die Mode damit wechselt,
Der Bart, des Mannes schönste Zierd!
Um den ein jeder sollte trauern,
Wenn er ihm fehlte. O, Bedauern
Fühl ich für Euch; doch Ihr verliert
Mit Eurer kleinlichen Betrachtung,
Wenn sie nicht bald ein Ende nimmt,
Ja wahrlich ganz noch unsre Achtung,
Die so nur noch ein Bis'chen glimmt.

Crinoline.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Der „Royal Charley" schien sichtbar erleichtert. Er rollte freilich noch, aber leichter, und um 2 Uhr zeigte eine Untersuchung der Pumpe keine Zunahme des Wassers im Raum. Noch immer war keine Abnahme des Sturmes zu merken, und als am Morgen die auf dem Wrack Zurückgebliebenen um sich blickten und den „Einsamen Stern" etwa eine Meile entfernt wie eine Ente über die Wellen gleiten sahen, wünschten sich Alle an Bord des bewundernswerthen kleinen Schiffes. Die Schwierigkeit war, an Bord zu kommen. Es war klar, daß kein Boot in einer solchen See leben konnte; aber Sir Reginald, nachdem er dem Schooner ein Zeichen gegeben hatte, auf sie zuzukommen, fing an, auf Mittel zur Rettung zu sinnen. Bald schwebte ein freudiges Lächeln auf seinem Gesicht, als eine Erinnerung aus der Kindheit in ihm aufstieg, und er befahl den Leuten, ihm ein biegsames und starkes Stück Holz zu suchen. Dieß war bald gefunden und in einen Bogen verwandelt. Pfeile wurden in einigen Minuten von dem Zimmermann roh angefertigt. Sir Reginald selbst befestigte an einem derselben eine bleierne Spitze und ein Stück Lumpen als Federn. An das Ganze band er eine lange Schnur, und an dieser wurde wiederum ein sehr großes und mächtiges Kabel befestigt.

In sehr kurzer Zeit rauschte der „Einsame Stern," wie von seinem Capitän befohlen, dicht unter dem Stern der Brigg. Sir Reginald spannte seinen Bogen, ließ fliegen, und der Pfeil, nachdem er sich ein wenig in der Luft gedreht und gewirbelt hatte, fiel gerade auf das Verdeck des „Einsamen Sterns" und wurde von einigen der Leute aufgegriffen. Eine schnelle Ruderbewegung des Schooners brachte ihn dann noch näher heran, und ehe die tobende See sie trennen konnte, war das Kabel fest. Schnell war eine Verbindung zwischen den Schiffen hergestellt, ein anderes kleineres Tau wurde hinübergeschafft, und die Verwundeten, in Hängematten befestigt, wurden schnell auf das Verdeck des „Einsamen Sterns" gezogen. Die Hinüberschaffung war jedoch lang und beschwerlich; und nachdem eine ganze Stunde verflossen war, blieben auf dem Verdeck des „Royal Charley" noch Sir Reginald, Eleanor und Josh, welcher am Steuer stand.

„Geh," sagte der Capitän zu dem Mulatten; „dann könnt ihr mich mit der Dame in meinen Armen herüberziehen. Sage, sie sollen langsam ziehen."

„Ich zuletzt gehen," erwiderte der Schwarze plötzlich.

Sir Reginald ging drohend auf Josh zu; dieser ließ das Steuer fahren; die Brigg, sich selbst überlassen, gab einen furchtbaren Stoß, und alle drei verloren das Gleichgewicht. Als sie wieder festen Fuß gefaßt hatten, fanden sie, daß der Stoß das Kabel abgerissen hatte, daß der „Einsame Stern" leewärts abhielt, ohne auch nur die entfernteste Aussicht, zu ihnen zurückzukommen. Sie hörten das rasende Geschrei der Leute, sie sahen die Ruder auslegen; aber Alles vergebens. Die Elemente hatten noch zu große Macht, und das seinem Schicksal überlassene Trio blieb, dem Sturm preisgegeben, an Bord des „Royal Charley" zurück.

9.
Allein.

Die Lage unserer drei Abenteurer war jetzt anscheinend von der peinlichsten, hoffnungslosesten und traurigsten Beschaffenheit. Sie waren allein an Bord eines Wracks, das sich sichtlich schnell mit Wasser füllte. Sie waren gänzlich unfähig, es eine Zeit lang zu regieren. Sir Reginald und Josh jedoch, um einen Augenblick der Ueberlegung der Ruhe zu gewinnen, banden das Steuer in der Mitte des Schiffes fest, wodurch die Brigg still vor dem Winde gehalten wurde, und hielten dann Rath. Eleanor saß in einem Zustande vollkommener Betäubung auf dem Verdeck. Der „Einsame Stern" war schon weit weg nach der Leeseite, und machte noch immer verzweifelte Anstrengungen, windwärts zu gelangen, eine Richtung, welche er bisher immer eingehalten hatte; aber das erfahrene Auge der beiden Männer sagte ihnen deutlich, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren.

„Was denkt Ihr, wir jetzt thun, Massa?" sagte Josh mit einem tückischen, fast trotzigen Grinsen.

„Auf unseren Muth und unsere Thätigkeit vertrauen," erwiderte der Exrepublikaner. „Der Sturm hat seine Wuth nahezu erschöpft; der Leck vergrößert sich vielleicht nicht so schnell, als wir fürchten; und sollte es doch der Fall sein, nun, so müssen wir ein Boot in's Wasser schaffen und da unser Glück versuchen."

„Das Schiff sinkt gewiß," fuhr der Mulatte fort, der indessen sprach, als ob seine Gedanken anderswo wären.

„Das Schiff wird gewiß nicht sinken. Sieh, der Wind ist schon schwächer, obgleich die Wellen berghoch gehen. Geh' an's Steuer. — Wir wollen uns halbstündlich daran ablösen."

Der Mulatte gehorchte und Sir Seginald näherte sich dem jungen Mädchen.

„Eleanor, dieß ist eine sehr schreckliche Lage für Sie; doch haben Sie Vertrauen und Hoffnung. Vielleicht sind wir besser daran, als wir denken. Wenn der Sturm fortfährt, nachzulassen, so werden wir mit vollkommener Leichtigkeit entkommen. Wir sind nicht zweihundert Meilen vom Lande entfernt, und die Jolle wird uns ohne Schwierigkeit diese Strecke bringen."

„Wir werden nie wieder Land sehen," entgegnete Eleanor mit finsterem Tone; „das Schicksal ist gegen uns."

„Eleanor, Sie dürfen nie verzweifeln, nie verzagen. Das ist der gewisse Vorbote des Mißlingens, so wie das Vertrauen die sicherste Grundlage des Erfolgens ist. Wir haben noch immer eine gute Brigg, die vielleicht zu schnell aufgegeben ist, unter unsern Füßen. Um offen zu sprechen, Miß Bowen, ich hege nur geringe Furcht vor dem Sinken. Ich sah, daß der Leck die Leute schreckte und entmuthigte, deßhalb schlug ich zur Selbstvertheidigung eine Hinüberschaffung auf den „Einsamen Stern" vor. Aber ich sehe kein Zeichen von einer Zunahme des Wassers."

„Nein, machen Sie mir keine vergebliche Hoffnung. Ich bin jetzt auf Alles gefaßt. — Reginald, mein Vater ist todt; die welche ich liebe, stehen unter dem Bann eines furchtbaren Verdachts; was ist mir also das Leben?"

„Was das Leben allen erschaffenen Wesen ist — das herrlichste und glänzendste aller Dinge, Eleanor. Verachten Sie nie das Leben. Es hat weit mehr Honig als Bitteres, wenn wir nur die Süßigkeiten suchen. Eleanor, lebe in die Hoffnung auf glückliche Tage. Mein theuerstes Mädchen, vertraue auf Einen, der noch nie gelogen. Du wirst noch mein stolzes und glückliches Weib werden — von Allen um Dich her verehrt und geliebt. Das Bild steht vor mir, klar und deutlich. Ich sehe es, ich fühle es, ich weiß es."

Der vertrauensvolle, zuversichtliche Ton Reginald's ermunterte Eleanor. Mit einem schwachen Lächeln reichte sie ihm die Hand, während ihre Augen, strahlend von Hoffnung und erneutem Leben, mit einem Ausdruck an seinem Gesichte hingen, welcher selbst in diesem Augenblicke sein Herz hüpfen machte. Er fügte noch einige Worte des Trostes hinzu, und dann, wie ein Feldherr, der sich zu einer Schlacht vorbereitet, prüfte er die Elemente wieder. Der „Einsame Stern" war noch immer zu sehen, dießmal mit aufgehißten Segeln auf die Brigg losstürmend, aber mit sehr wenig Aussicht, sie zu erreichen. Der „Royal Charley" unlenkbar windwärts von ihm, der Wind noch sehr heftig, die See schwer; und Sir Reginald wußte wohl, daß sein getreuer Schooner mehr abwärts treiben, als sie bei jedem Umlegen vorrücken würden. Er gab alle Hoffnung nach dieser Seite hin auf.

(Fortsetzung folgt.)

Die barmherzige Schwester.

Bleich und erschöpft durcheilt die öden Straßen
Ein junger Mann, mit düsterm Späherblick
Sein Herz ist krank, sein Lieb hat ihn verlassen,
Umsonst rief er das holde Weib zurück,

Er ist verschmäht! und kann sie doch nicht hassen,
Er liebt sie noch, sie ist sein einzig Glück,
Und immer hofft er noch sie zu erfassen,
Und Liebe lohne dann all sein Mißgeschick —

Jetzt tritt er in die ärmste Hütte bangend,
Man sagte ihm, dort wird die Liebste sein,
Er bebt zurück, in jenes Haus gelangend,
Vor einem unnennbaren Friedensschein.
Dort weilet sie, doch nicht in Schönheit prangend,
Ein schwarzes Kleid hüllt ihre Glieder ein,
Ein weißes Kreuz auf ihrem Busen hangend,
Sagt ihm: „Die Nonne harret nimmer Dein!“.

Sie steht am Bette eines Fieberkranken
Und pflegt ihn sanft mit ihrer Engelshand,
Hier siegt die Liebe über alle Schranken,
Hier hätt sie selbst dem Tode muthig Stand!
Sie pflegt den Fremden ohne Furcht und Wanken
Und wenn ihn Todesschauder übermannt,
Dann lehnt sie mild das Haupt des armen Kranken
Fest an ihr dunkles heiliges Gewand.

Hier kann der Liebste nicht auf Mittel sinnen,
Sie zu entführen durch Gewalt und List.
Er eilt bewegt, gerührt nun, schnell von hinnen,
Nachdem er jene Schwelle noch geküßt —
Doch soll Ergebung nicht den Sieg gewinnen,
Und schon nach einer kurzen Frist
Will er ein andres Wagstück kühn beginnen,
Um die zu rauben, die ihn ganz vergißt!

In einer Nacht, voll Sturmesdrohn und Grauen,
Harrt er am Klosterthor, voll Liebesmacht.
Ein frommes Lied, von dem die Seelen thauen,
Tönt aus der Kirche in die dunkle Nacht,
Und schmerzlich klaget in den finstern Auen
Ein Wesen; doch sein Herz ist nicht bedacht.
Jetzt fremdes Leid zu lindern, und zu schauen
Wer da in bittern Leiden mit ihm wacht.

Da öffnet sich die kleine Kirchenpforte,
Die Liebste tritt heraus, still und allein,
Und muthig nähert sie sich jenem Orte,
Wo er sich birgt in namenloser Pein,
Doch gelten ihm nicht jene süßen Worte,
Die sie jetzt spricht, so himmlisch, sanft und rein,
Es liegt an ihres Klosters sicherm Horte
Ein armes Kind hilflos und klein.

Sie nimmt es auf mit himmlischem Erbarmen,
Sie küßt sein bleiches kleines Angesicht,
Sie wiegt es sanft in ihren reinen Armen
Und Himmelsworte sind es, die sie spricht,
Sie läßt's an ihrer keuschen Brust erwarmen
Und der Geliebte findet immer nicht
Den Augenblick, wo sie von ihren Armen
Verlassen ist, vergessend ihrer Pflicht.

Er eilt davon, doch schon nach wenig Tagen
Kehrt er an jenes Klosterthor zurück,
Und diesmal wird er sicher nicht verzagen,
Dies sagt sein düstrer, fieberglühender Blick;
Da reihen sich an ihn mit leisen Klagen
Viel Menschen, unbegünstigt vom Geschick,
Die bleichen Stirnen dieser Menschen sagen:
Uns lachte nie des Reichthums Lust und Glück!

Es sind wohl Bettler, die sich zu ihm reihen,
Und arme Kranke, ach ein langer Zug!
Da öffnet sich das Thor, die Schwestern weihen
Wohl sonst der Armuth Sorg' und Lieb' genug,
Heut schweigen sie, doch kleine Kinder schreien,
Als man jetzt einen Sarg hernieder trug.
Und bebend sucht er in der Nonnen Reihen
Die Frau, für die sein Herz so glühend schlug. —

Er sucht umsonst sie voller Schmerz und Beben,
Sie ward ein Opfer jener Fiebergluth,
Und schied als leichter Engel von dem Leben,
Die schöne Leiche in dem Sarge ruht,
Und schlummert nach dem mühevollen Streben,
— Das Antlitz noch so seelenvoll, so gut. —
Die Schwestern stehen schweigend und ergeben,
Und jede sucht in sich denselben Muth.

Verschiedenes.

Ein gefoppter Heirathscandidat. Ein heirathslustiger Kaufmann, der in einem Inserate des Bayerischen Kuriers vom 23. Dezember vorigen Jahres mit der Ueberschrift: Neujahrsgeschenk Nr. 1001 sich eine Braut suchte, sollte bedeutend übers Eis geführt werden. Irgend ein Spaßvogel las die betreffende Annonce, gibt sich für ein Frauenzimmer aus und schreibt dem Heirathscandidaten vielleicht in ziemlich weiblichen Schriftzügen mit Namensunterschrift der Tochter des L. von B...n, er sei ein junges gebildetes Mädchen von 20 Jahren, besitze ein Vermögen von 5000 fl. mit Aussicht auf eine nicht unbedeutende Erbschaft, habe sich schon längst gewünscht, eine Kaufmannsgattin zu werden u. s. w. Dieser Herr soll also nach B...n kommen: durch die Frau Posthalterin, die allein nur von seinem Anerbieten wisse, könne er alles erfahren und dergl. Richtig, acht Tage darauf steigt jener junge Mann aus München auf der dortigen Post ab und möchte sich nach dem betreffenden Mädchen erkundigen. Die Frau Posthalterin bittet um Entschuldigung, sie weiß von der ganzen Sache nichts. Man läßt nun das im Briefe unterschriebene Mädchen selbst herbeirufen. Es kommt; — er eilt auf die Verlegene zu, ganz entzückt, begrüßt sie freundlichst, als ob schon alles Richtigkeit hätte. Anna schaut, schneidet Gesichter, wird verlegen, roth und dann blaß und weiß von der ganzen Geschichte nichts. Endlich macht sie wieder „kehrt euch“ und der also Getäuschte steuert voll Aerger und Verdruß ab.

Wieder ein Opfer hat die **Crinoline** gefordert. Mme. G. aus Lyon, welche in Paris bei einer Freundin zu Besuch war, gerieth am 23. Jan. Abends im Gesellschaftszimmer des Rentier X. in der Bellevuestraße, als sie am Kamin vorüberging und durch den Luftzug, welchen ihre weite Robe verursachte, das Feuer lebhafter anfachte, durch einen abspringenden Funken in Brand und stand im Nu in vollen Flammen. Alle Bemühungen das Feuer zu ersticken, scheiterten in den verhängnißvollen Reifen. In der Nacht war Mme. G. todt.

Auf einer der **englischen Eisenbahnen** ist vor Kurzem der Fall vorgekommen, daß ein anständig gekleideter Herr, während der Zug mit einer Schnelligkeit von vierzig Meilen dahinsauste, aus dem Wagen sprang und sich im Falle fast gar nicht beschädigte. Er versicherte denen, die ihm zu Hülfe eilten, er habe keineswegs Selbstmordgedanken im Kopfe, er müsse geschlafen und vielleicht träumend den Sprung gethan haben.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 29. Jan. Der Centner Weizen 7 fl. 8 kr. Korn 5 fl. 52 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. — kr. Mischfrucht 6 fl. 4 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 24 kr. Kornbrod — kr.

Zweibrücken, 30. Jan. Der Centner: Weizen 7 fl. 13 kr. Korn 5 fl. 51 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 4 fl. 28 kr. Spelz 5 fl. 8 kr. Hafer 4 fl. 4 kr. Wicken 5 fl. 20 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 42 kr. Stroh 1 fl. 30 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Mainz, 1. Febr. Auf dem heutigen Fruchtmarkte stellten sich die Durchschnittspreise wie folgt: Weizen 14 fl. 20 kr. Korn 10 fl. 38 kr. Gerste 7 fl. 25 kr. Hafer 5 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe,
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№. 6. Sonntag, den 9. Februar 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ich habe gleich mit dem Unterricht angefangen, Väterchen,“ schmeichelte Christine, „denn schon zu lange habe ich mich darnach gesehnt, von diesem geschickten Manne einige Anweisung in seiner Kunst zu erhalten, die mir schöner erscheint, als jede andere.“

„Du bist noch immer ein ungeduldiges, ungestümes Kind!“ schalt der Vater, aber ohne Zorn; denn diesen vermochte er gegen seinen Liebling nicht zu äußern. „Sie wird Euch, Herr Schreiber,“ wandte er sich an diesen, „schon genug vorgeplaudert haben, sie ist geschwätzig wie eine Elster und trägt stets das Herz auf der Zunge.“

„Möchtet Ihr denn, Vater,“ fragte Christine, „daß ich auch stets so still und traurig und schweigsam wäre, wie mein armer Bruder Johann, der ganze Tage dasitzt, ohne ein Wort zu sprechen?“

Der Vater biß sich auf die Lippen und die Frage Christinens schien ihn unangenehm zu berühren; dann sagte er nach einer Pause:

„Dein Bruder hat sich dem geistlichen Stande gewidmet, und da schickt sich ein stilles, schweigsames und abgemessenes Wesen gar wohl für ihn.“

„O, ich hatte ihn doch lieber, als er noch lustig und geschwätzig war, wie ich's bin, Vater, und das ist so lange doch nicht her, etwa ein Jahr, länger gewiß nicht. Seitdem er den Priesterrock angezogen hat, der ihm noch dazu gar schlecht steht, ist er ein trauriger Gast geworden, ein gar trauriger!“

„Deine Mutter verlangt nach Dir, Christine,“ versetzte Herr Fust, dem sichtbar daran gelegen war, das ihm unangenehme Gespräch zu beenden, und Christine entfernte sich, indem sie ihren neuen Bekannten freundlich beim Abschiede begrüßte.

Herr Johann hieß jetzt dem Schreiber an dem Tische wieder Platz zu nehmen, und ging selbst an einen großen, stark gebräunten Schrank von Eichenholz, dessen Thüren reich mit Schnitzwerk verziert waren, öffnete ihn und nahm ein ziemlich starkes Paquet Pergamentblätter daraus hervor, die er vor dem jungen Manne ausbreitete. Dieser staunte nicht wenig, als er auf allen diesen Blättern dasselbe geschrieben fand, und zwar mit so ganz gleicher Handschrift, daß auch nicht ein einziger Buchstab, ja nicht ein einziger Schriftzug anders wie der andere ausgefallen war, was ihm, dem Kenner, sogleich in die Augen fallen mußte.

„Dieß sind die Blätter,“ sagte Herr Johann, ohne das Erstaunen des Schreibers bemerken zu wollen, „die ich von Eurer geschickten Hand gern mit eben so schönen Initialbuchstaben verziert sehen möchte, wie man sie auf Euren Schriften erblickt. Ich gestehe Euch, daß ich mit diesen Blättern einen Handel zu treiben gedenke, und zwar einen einträglichen, denn sie enthalten Auszüge aus der Grammatik und sind sehr gesucht. Nun möchte ich zu dem Nützlichen auch das Schöne hinzugefügt sehen, und dieses Letztere vermögt Ihr allein diesem Kunstprodukte durch Eure Feder und Euren Pinsel zu verleihen.“

Schöffer war beim Anblicke dieser Blätter völlig verstummt, nicht wegen der [illegible] der Schrift, die manche Mängel aufzuweisen hatte, [illegible] weil sein scharfer, schnell begreifender Geist bereits die Wahrheit zu ahnen begann, nämlich daß das was er [illegible]he, nimmermehr das Produkt der Feder, sondern einer andern Kunst, als der des Schreibers, wäre — welcher aber, wußte er sich noch nicht zu sagen.

Johann Fust seinerseits beobachtete den Verstummenden mit jener ängstlichen Spannung, die alle Jene fühlt, welcher sich nahe daran sieht, ein Geheimniß errathen zu sehen, das er um jeden Preis bewahrt sehen möchte; dann als der Schreiber noch immer schwieg, sagte er endlich mit einem besondern Ausdruck der Stimme:

„Nun?“

Der Schreiber fuhr aus seinem Nachdenken auf und antwortete ihm:

„Das, was ich vor mir sehe, ist nicht geschrieben, kann es nicht sein.“

„Und was wäre es dann?“ fragte Fust rasch und ihn mit durchdringenden Blicken ansehend.

„Es ist ein Kunstwerk, von dem ich zur Stunde noch nicht zu sagen weiß, auf welche Weise es entstand,“ war Peter Schöffers Antwort.

„Ich will Euch vertrauen,“ versetzte Fust rasch, der nicht aus innerem, edelmüthigem Antriebe des Vertrauens, sondern allein von der Furcht getrieben, daß der scharfsinnige junge Mann ohne sein Zuthun der Wahrheit auf die Spur kommen und dann sich vielleicht nicht zum Schweigen verpflichtet fühlen würde, sich diesem schon jetzt eröffnen wollte. Er forderte daher einen feierlichen Eid der Verschwiegenheit von Schöffer, und als dieser ihn geleistet hatte, sagte er:

„Ihr vermuthet richtig, Herr Schreiber, daß das, was Ihr vor Euch seht, nicht geschrieben ist — es ist gedruckt.

„Gedruckt?“ rief Schöffer überrascht.

„Ja, vermittelst einer Holztafel, in die der Junker die Lettern schnitt, die Ihr da seht, und von denen man dann eine beliebige Anzahl Abdrücke nehmen konnte. Jetzt,“ fuhr er fort, indem er nochmals an den Schrank ging, aus dem er die ersten Pergamentblätter genommen hatte und mit andern zurückkehrte, „jetzt haben wir schon einen Schritt weiter gethan, und eben heute war es, wo der Junker von Gutenberg mir die ersten Proben einer mit beweglichen hölzernen Lettern gedruckten Schrift brachte; sie liegen vor Euch. Lange zweifelte ich, daß es mit der neuen Kunst etwas werden würde, und sah die an dieselben verwandten Summen schon als verloren an; jetzt aber weiß ich, daß nicht nur reicher Gewinn, sondern auch Ehre, ja unsterblicher Ruhm für die Erfinder zu erwarten steht, besonders wenn auch Ihr Eure Geisteskräfte und Eure Kunstfertigkeit derselben ernstlich weihen wollt.“

Der Schreiber antwortete nicht, so erstaunt, so überrascht war er von der großen, riesenhaften Erfindung seines neuen Freundes; denn daß sie allein der feurigen Seele Johannes von Gutenberg angehöre, daran zweifelte er keinen Augenblick. Er bog sich über den Tisch und die vor ihm ausgebreiteten Blätter hin und durchforschte sie mit Kennerblicken, und bald blieb ihm über die Wahrheit des Gesagten kein Zweifel mehr, als er in dem auf einem der Abdrücke befindlichen Worte (discerni) das erste i umgekehrt, also

(discerni) vor sich sah, denn so konnte es selbst von dem nachlässigsten Schreiber nicht geschrieben worden sein."

„Ihr staunt mit Recht," nahm Johann Fust wieder das Wort, als Schöffer noch immer schwieg, „und eben so wird die Welt einst erstaunen, wenn wir mit dieser Erfindung, der keine andere gleichkommt, hervortreten werden. Für jetzt aber wollen wir nur noch daran denken, von ihr den Nutzen zu ziehen, den sie uns bei Klugheit und standhafter Verschwiegenheit gewähren kann. Es ist demnach mein Wunsch, daß Ihr, der Ihr in Frankreich, namentlich in Paris bekannt seid, mit einer gehörigen Anzahl dieser gedruckten Blätter dahin zurückkehrt und sie dort, als rührten sie von der Feder her, zu Geld macht, nachdem Ihr sie mit den schönen Verzierungen geschmückt habt, die Ihr Euren bisherigen Abschriften zu verleihen wußtet. Sprecht, seid Ihr mit diesem Plane einverstanden, junger Mann?"

„Ich bin es, doch muß ich zuvor des Junkers Erlaubniß zu diesem Vertriebe eingeholt haben," versetzte Schöffer; „nie werde ich etwas wider den Willen des großen Mannes in dieser Angelegenheit thun."

„Dann wird nichts daraus," sagte Johann Fust mit sichtbarem Verdrusse. „Er will schon jetzt offen mit seiner Erfindung hervortreten und kann die Zeit nicht abwarten, sich wegen derselben angestaunt und von der Welt berühmt zu sehen, während ich, wie billig, auch den Geldvortheil vor Augen habe, den sie uns bei kluger Verschwiegenheit gewähren kann. O Ihr glaubt nicht, Herr Schreiber, wie eitel, wie ruhmsüchtig dieser Mann ist, wie seine Seele nach Ehre und Auszeichnung lechzt und wie gleichgültig er gegen alle andere Güter des Lebens ist!"

„Wäre er ohne diese Liebe zum Ruhme, ohne eine solche Begeisterung für die Kunst dann wohl der große Mann geworden, der er ist?" fragte der Schreiber, entrüstet über den ungerechten Tadel, den er über den von ihm angestaunten Mann von einer kleinlichen, erbärmlichen, nur den äußern Gewinn berücksichtigenden Seele aussprechen hörte.

Es klopfte in diesem Augenblicke an die Stubenthüre. Johann Fust raffte eilig die Blätter zusammen, welche auf dem Tische ausgebreitet lagen, verschloß sie wieder in dem Schranke und eilte zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

() Erwiederung

auf das Gedicht in Nro 5 der neuen Didaskalia
„EU Für die Männer."

Der Vogel schreit mit frecher Miene
So Jemand seinen Käfig stößt —
Bekrittelst du die Crinoline,
Dann stichst du in ein Wespennest

Kannst Du auch sprechen, Crinoline?
Ich hielt Dich für ein stummes Thier,
Nun sprichst Du gar mit strenger Miene
Aus Eifersucht von Rachbegier.

Du Dame von der Seine Strande,
Wie magst Du so unartig sein?
Wie Vieles Schein in jenem Lande,
So dienest Du auch nur zum Schein.

Die liebe Welt vor Schein beschützen
Ist jedes Biedermannes Pflicht.
Und drohst Du auch mit deinen Blitzen,
Vor Frauenrache bebt er nicht.

Wer kennt denn noch in unsern Zeiten
Die Dame vor der Küchenmagd?
Wie mancher Brave würd' sich täuschen,
So nicht der Kritik Auge wacht.

Den Schleier wag ich nicht zu heben
Wie Du gethan bereiftes Kind.
Was würd' ich sehn? O, du mein Leben!
Ich wünschte mich dann wirklich blind.

Wir müssen oft die Hüte ändern,
Du äff'st sie uns ja immer nach.
Trag ich den Hut mit hohen Rändern,
Du trägst ihn schon den andern Tag.

Den schönen Bart willst Du beschimpfen
Und läß't kein Mittel unversucht
Doch all' Dein Toben, all' Dein Glimpfen
Geschieht aus bloßer Eifersucht.

Die Hosen, ja das will ich glauben,
Die riefen unsern Streit hervor.
Dies Kleinod willst Du uns noch rauben;
Doch weh' dem Mann, der sie verlor.

Ei, wie Du stolz sprichst, Crinoline,
Daß Deine Achtung*) nur noch glimmt.
Du fachst sie an, Du Reifmaschine,
Zum Windmachen bist Du bestimmt.

Ich schweige jetzt des Frieden' wegen;
Für was das Kneifen immerfort!
Und will die Feder niederlegen —
Die Frau hat doch das letzte Wort.

Der deutsche Michel.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

Sein erster Gedanke war nun auf die Lebensmittel gerichtet. Das Steuer wurde wieder sicher in die Mitte befestigt, und Josh und Sir Reginald fingen an, Alles zu einer Kreuzfahrt Nothwendige bei Seite zu legen. Brod, Fleisch, ein wenig Wein, ein Fäßchen Wasser nebst so vielen Flaschen, als sie füllen konnten und verschiedene andere Gegenstände wurden an einen sichern und passenden Platz gebracht. Neben diese Dinge legte er einen kurzen Mast, einen Segel, einen Kompaß, zwei Paar Ruder, einige Bootsmäntel, ein Reservesegel und eine kleine Matraze. Der Soldat vergaß auch Pistolen, Pulver und Blei nicht. Darauf hieß er Josh für sich selbst sorgen; aber der Mulatte begnügte sich mit einem kleinen Bündel, daß er mit allen Zeichen der Sorgfalt und Vorsicht in ein Behältniß unter einem Sitz am Schiffsspiegel legte.

Inzwischen wurde der Sturm merklich schwächer.

„Geh hinunter, Josh, und hole des Capitäns Fernglas," rief plötzlich der Capitän des „Einsamen Stern," „und sieh in seiner Commode nach: ich denke, es befinden sich wohl einige Dublonen darin, die Du behalten magst, wenn Du sie finden kannst."

Die Augen des Mulatten blitzten wie Feuer, und er ging hinunter, während Sir Reginald auf das Steuerrad zuging. Als er an dem Behältniß vorbeikam, worin des Negers Bündel lag, steckte er die Hand hinein und hob es auf. Er lächelte, indem er es niederlegte! aber es war ein seltsames Lächeln, welches Eleanor, die jede seiner Bewegungen beobachtete, beunruhigte. Gleich darauf kam der Neger mit dem Fernglase in der Hand und einem sehr langen Gesicht auf's Verdeck zurück. „Was gibt's?"

„Capitän alter Fuchs. Jeden einzelnen Dollar mitgenommen. Nicht einen Vierteldollar zurückgelassen."

„Laß gut sein. Wenn wir wohlbehalten an das Land kommen, sollst Du Deinen Lohn haben." „Danke, Massa."

„Nun, wir müssen also die Jolle hinausschaffen. Sie ist schwer; aber wir müssen eine Winde anbringen und an der Gangspille aufhissen. Alles ums Leben."

Der Wind hatte jetzt sehr nachgelassen und blies kaum eine halbe Kühlung; aber der „Einsame Stern" war gänzlich außer Sicht.

Josh stieg auf das große Mars, Sir Reginald auf das Vormars, und da befestigten sie zwei starke Winden. Durch diese wurden Stricke gezogen, welche dann fest an die Jolle, ein neues und dichtes kleines Boot gebunden wurden. Dann

*) Zu uns Männern.

wurden die festen und gut geknüpften Bindseil desselben durchgehauen, und die beiden Männer gingen an den Kabestan. Erst jedoch sicherten sie sich ihre beste Hoffnung auf doppelte Weise, indem sie eine lange Fangleine daran befestigten. Dann begannen sie zu hissen. Sie hatten die Arbeit von sechs oder acht Mann zu verrichten; aber sie arbeiten für ihr Leben; und nach einer mühsamen Anstrengung von 20 Minuten, zuweilen wollte die Gangspille nicht arbeiten, hatten sie das Boot eine gute Strecke über die Verschanzung gehißt. Doch hing es in einiger Entfernung über dem Verdeck. Dem wurde indeß bald abgeholfen. Einige Sparren wurden in schiefer Richtung von dem großen und hohen Langboot nach der Verschanzung gelegt und festgebunden. Dann wurde das kleine Boot langsam niedergelassen, und Sir Reginald ans Steuer eilend, brachte die Brigg nach dem Winde auf und ließ sie schief liegen. In demselben Augenblick flog das Kabel aus Josh's Hand, schoß mit ungeheuer Schnelligkeit von der Gangspille ab, und das Boot fiel mit schrecklichem Gespritze ins Wasser. Das Steuer befestigend, eilten die beiden Männer mit klopfendem Herzen, um den Stand der Dinge zu untersuchen.

„Alles in Ordnung, Massa!" sagte Josh grinsend.

„Alles in Ordnung!" wiederholte Sir Reginald mit tiefer dankbarer Stimme. „Geh hinunter und löse die Blöcke. Laß es nach hinten gehen, und ich will Dir die Ruder, Masten und übrigen Gegenstände hinunterreichen."

Der Mulatte gehorchte mit Behendigkeit, und bald war die Jolle mit Allem beladen, was sicher darin geborgen werden konnte. Dann wurde beschlossen, eine Weile zu warten, denn der Sturm legte sich schnell, und die See stillte ihre Wuth. Eleanor und ihr Liebhaber genossen das erste erquickende Mahl, das sie seit einiger Zeit zu sich genommen hatten. Beide waren voll Hoffnung und Zufriedenheit, obgleich Sir Reginald ungewöhnlich zurückhaltend und gedankenvoll war. Als ihr Mahl zu Ende war, ging Eleanor in ihre Cajüte, einige kleine Gegenstände zu holen, welche zu ihrer Behaglichkeit im Boote beitragen möchten. Als sie aufs Verdeck zurückkam, stand der Freibeuter mit gekreuzten Armen und starrte in die untergehende Sonne. Der Wind war jetzt zu einer steifen Brise gesunken, und Alles schien ihre bevorstehende Fahrt zu begünstigen.

„Wir wollen die Pumpe untersuchen," sagte er nach einer Weile.

Der Neger näherte sich der Pumpe und half seinem Offizier, die Tiefe des Wassers aufzunehmen.

„Sechs Fuß!" rief Reginald ernst aus. „Wir haben eine offene Warnung; wir wollen sie nicht verschmähen."

„Ich bin bereit, theuerer Reginald."

„Sei denn bereit in allen Dingen, Eleanor," rief Jener mit lauter, schallender und drohender Stimme; „und nun sei fest und schnell. Nimm jenes Seil auf und binde dem Schurken die Hände."

Indem er sprach, hob Sir Reginald eine Handspeiche auf, schlug dem Mulatten damit so heftig auf den Kopf, daß ein Mensch mit einem dünnen Schädel damit getödtet worden wäre, streckte ihn betäubt auf das Verdeck und fing dann an, ihm die Beine zu binden.

„Guter Gott, Reginald, was hast Du vor?"

„Frage mich nicht, sondern binde dem Schurken die Hände. Er gedachte uns im Schlafe die Kehlen abzuschneiden und uns zu berauben — jedenfalls glaube ich es; und wer vorgewarnt, ist vorgewaffnet. Ich kann mich jetzt nicht weiter erklären."

Ehe der Mulatte seine Sinne wiedererlangt hatte, war er so fest gebunden, daß jeder Widerstand vergeblich war. Sir Reginald zog dann ein Paar Pistolen und einen Dolch hervor, die unter Josh's Anzug verborgen waren, und übergab sie Eleanor.

„Bewahre dieß als Zeugniß."

Darauf nahm der exrepublikanische Soldat, dessen Stärke erstaunlich war, den Mulatten in seine Arme, hob ihn über die Verschanzung und ließ ihn an einem Seil in das Boot hinunter. Eleanor folgte; dann stieg der Capitän des „Einsamen Sternes," nachdem er die Fangleine losgemacht und Josh's Packet genommen, ebenfalls hinab, und in der nächsten Minute stießen und schleuderten sie in einem offenen Boot auf der weiten Wasserwüste umher.

(Fortsetzung folgt.)

An den Schlaf.

Komm, geliebte Nacht! — ergieße
Deinen milden Sternenschein!
Nah' o Schlummer dich, und schließe
Mich in Deine Wogen ein.

Laß mich ruhn in deinem blauen
Unermeßlich weiten Meer,
Deine Inseln laß mich schauen,
Deiner Träume stilles Heer!

Wunderbar aus dunkeln Fluthen
Tauchen sie im schönen Kranz,
Leis' umwebt von duft'gen Gluthen,
Ueberstrahlt vom Mondenglanz!

Helle Zauberschlösser winken
Durch ihr schattig dunkles Grün,
Und die goldnen Quellen blinken
Und die Wunderblumen blühn.

Freundlich ernste Angesichter
Grüßen uns am schönen Strand,
Und im Spiel der Mondeslichter
Dünken sie uns wohlbekannt.

Der Erinnrung Blumen sprießen
Uns im Herzen unbewußt,
Und geliebte Todte schließen
Weinend wir an unsre Brust.

Komm, ersehnter Schlaf, und trage
Aus des Lebens düsterm Port
Mich mit sanftem Wogenschlage
Zu den seligen Inseln fort!

Oder sendest du den Bruder?
Sei willkommen schöner Tod!
Führe still mit leisem Ruder
Mich hinaus ins Morgenroth.

Verschiedenes.

* Kusel, 8. Febr. Zu den am 24. Februar beginnenden Assisensitzungen für das 1. Quartal 1862 sind als Geschworne aus dem hiesigen Landkommissariat berufen: 1) Theodor Canstatt, Apotheker zu Kusel, und 2) Jacob Reidenbach zu Becherbach wohnhaft.

Aus der bayerischen Pfalz liegen viele Berichte von Ueberschwemmungen vor. Bei Rozheim ist die Dammschleuse gebrochen; dadurch wurden drei Gemarkungen (von Rozheim, Mörsch und Bobenheim) unter Wasser gesetzt. Zu Zweibrücken standen die Straßen der mittleren Stadt schon am 1. vollständig unter Wasser.

Darmstadt, 6. Febr. Heute Nachts 12 Uhr wurde Jakoby von den Geschwornen der Vergiftung seiner Ehefrau einstimmig für schuldig erkannt und vom Assisenhof zum Tode verurtheilt.

In Backnang, im Württembergischen, wurden bei der letzten Ueberschwemmung den Gerbern mehr als 2000 Stück in Arbeit begriffene Häute mitgenommen; viele Schweine, Gänse und eine Ziege ertranken.

Wien, 2. Febr. Der Wiener Männergesangverein, der bei dem vorjährigen Sängerfest in Nürnberg den ersten Preis errang, trifft bereits Anstalten, zur Zeit der allgemeinen Industrieausstellung eine Sängerfahrt nach London zu

unternehmen. Gleichzeitig dürfte die österreichische Militärmusik durch eine der tüchtigsten Regimentskapellen vertreten sein.

Zwei Schüler aus Wien, Wilhelm Sch. und Julius v. J., sind flüchtig geworden, um, wie sie früher oft geäußert, „amerikanische Indianer“ zu werden.

Im Dorfe Neukirchen bei Chemnitz hat ein Lehrling das Haus seines Meisters in Brand gesteckt, um sich eines Gespenstes zu entledigen, das auf dem Boden umgehen sollte!!

Oppeln, 4. Febr. Heute früh gegen 3 Uhr ist die zwischen Neustadt O.-S. und Oppeln verkehrende Personenpost, welche zufällig mit Passagieren nicht besetzt war, im Walde zwischen Chrzelitz und Proskau von vier Männern angefallen worden. Die Räuber haben den Postillon vom Bocksitze des Wagens herabgezogen, ihn an einen Baum gebunden, das Vordermagazin gewaltsam erbrochen und den Inhalt, circa 5000 Thaler nebst den Briefschaften entwendet. Von letztern ist ein Theil inzwischen im Walde aufgefunden worden.

In Paris wird am 1. Mai das Hotel de la Paix eröffnet, das außer den vielen Salons 500 Zimmer enthält. Mobiliar und Gebäude zusammen kosten 20 Mill. Franken. Ein Kaffeewirth, der einen Theil des untern Geschosses gemiethet hat, zahlt für seinen Kopf 88,000 Fr. Miethe.

Maaß für Maaß.

Hoffen und Träumen
Läßt Vieles versäumen;
Fürchten und Zagen
Hat Manchen geschlagen;
Stürmisches Ringen, —
Stürme wird's bringen;
Ruhiges Regen, —
Dein ist der Segen.

Lokal-Scene.

Lehrer (zu den Kindern): So jetz wend mer ufhöre, s'nächst Mal erzähl i En vo der Wüesti Sahara!

Frau des Lehrers: Chunst e no nüd zum Esse, Schang?

Lehrer: Ja ja, Sara, i chumme!

Schulkind: Ja, ist das die groß wüest Sara, wo-ner s s'nächst Mol dervo erzelle will?

Raritäten-Kästlein.

Richter: „Ihr gesteht also ein, daß Ihr den Hans mit einem Stück Holz geschlagen habt; könnt Ihr auch noch Milderungs-Gründe vorbringen?“ — Stoffel: „Ja gewiß, Herr Richter, es war ein Stück weiches Holz, womit ich ihn keilte.“

Lehrer: „Eduard, Du sollst zeigen, ob Du subtrahiren kannst. Ich habe fünf Tauben, davon schieße ich drei todt und zwei fliegen fort; wie viel bleiben da?“ — Schüler: „Drei todte.“

Bei Gelegenheit eines Freiwilligenaufgebots kam auch ein Lahmer herbeigehinkt, um Waffen zu tragen, und ward ausgelacht. „Warum lacht Ihr?“ sprach er; „ich bin hier, um zu fechten, nicht um davonzulaufen.“

Der Himmel hängt heute wieder voll grauer Regenwolken, sagte ein junger Mann zu einer Dame. Mir kommt er blau vor, erwiederte die kleine Kokette, vielleicht nur deswegen, weil ich ihn mit blauen Augen ansehe.

Heirathsgesuch. Ein sehr hübsches Mädchen, gebildet, aus guter Familie und mit einem baaren Vermögen von 500,000 Thalern —
— wünscht sich jeder ledige Mann, der dies hier liest! —

„Niemand wird Sie für das nehmen, was Sie sind,“ sagte Jemand zu einem sehr einfältigen Dandy mit langen Haaren. — „Wie so?“ fragte dieser. — „Weil man Ihre Ohren nicht sehen kann.“

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 5. Febr. Der Centner Weizen 7 fl. 2 kr. Korn 5 fl. 50 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 50 kr. Gerste 4 fl. 24 kr. Hafer 4 fl. 1 kr. Mischfrucht 6 fl. 1 kr. Erbsen 6 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr., Kornbrod 25 kr.

Zweibrücken, 6. Febr. Der Centner: Weizen 7 fl. 10 kr. Korn 5 fl. 37 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 16 kr. vierreihige, 4 fl. 10 kr. Spelz 5 fl. 24 kr. Hafer 3 fl. 58 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 42 kr. Stroh 1 fl. 30 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 24 kr.

Mainz, 7. Febr. Auf dem heutigen Fruchtmarkte stellten sich die Durchschnittspreise wie folgt: Weizen 14 fl. 26 kr. Korn 10 fl. 31 kr. Gerste 7 fl. 30 kr. Hafer 5 fl. 32 kr.

Holz-Versteigerung.

[51²/₃] Samstag den 15. Februar 1862, Vormittags um 9 Uhr, zu Landstuhl im früheren Casinolocale des Gasthauses zum Engel, läßt Herr Carl Freiherr von Bethmann, Rentner, wohnhaft auf Schloß Ismaning, aus dem Revier Stempelberg, folgende Hölzer auf Credit versteigern:

Schlag Fischereck.
378 eichen Baustämme,
12 „ Nutzstämme,
11 „ Wagnerstangen,
4 „ Pflugsreben;

Schlag Dämmchen.
8 eichen Baustämme,
2 „ Nutzstämme,
4 buchen Abschnitte über 18" und
13 „ „ unter 18" dick,
1 Klafter buchen Misselholz.

Nähere Auskunft und Looseeintheilung gibt Johann Stadtmüller, Freiherrlich von Bethmann'scher Revierförster, wohnhaft auf dem Stempelberger Forsthause.

Landstuhl, den 7. Februar 1862.

Raquet, k. Notär.

Holz-Versteigerungen

im Gemeindewalde von Hoof, Osterbrücken und Selchenbach.

I. Gemeinde Hoof. Samstag den 15. Februar 1862, Morgens 10 Uhr,

Schlag Staffel:
3¹/₂ Klafter birken Prügelholz,
700 gemischte Prügelwellen;

Schlag Achterswald:
1³/₄ Klafter hainbuchen und birken Prügelholz,
2700 hainbuchen Prügelwellen,
600 ditto Bohnenstangen.

II. Gemeinde Osterbrücken, an demselben Tage Mittags 1 Uhr,

Schlag Brückenbüsch:
8²/₄ Klafter gemischtes Prügelholz,
1950 gemischte Prügelwellen,
3600 ditto Bohnenstangen.

III. Gemeinde Selchenbach, an demselben Tage Nachmittags 4 Uhr:
13 eichene Bau- u. Nutzholzstämme 3. und 4. Klasse.

Saal, den 7. Februar 1862.

Das Bürgermeisteramt,

[53¹/₂] Cullmann.

[44²/₃] Vergangenen Sonntag (den 2. Febr.) wurde ein Schaaf in der Gailbach gefangen. Der Eigenthümer kann dasselbe gegen Erlegung des Futtergeldes und der Einrückungsgebühren abholen.

Näheres bei der Redaction ds. Bl.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

(N.-S.) in München.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 7. Sonntag, den 16. Februar **1862.**

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war der Junker zum Gutenberg selbst, der zu den beiden Männern eintrat. Er begrüßte Johann Fust mit kalter Höflichkeit, reichte Peter Schöffer zutraulich die Hand und sprach dann zu diesem:

„Würdet Ihr es mir wohl verzeihen, Herr Peter, wenn ich mich auf ein paar Augenblicke mit Herrn Johann entfernte, um einige Worte allein mit ihm zu reden?"

„Ich gehe, edler Herr, um Euch nicht zu stören," versetzte der Schreiber und griff nach dem Hute.

„Nicht doch, Herr Schöffer, bleibt immerhin zugegen," sagte Fust, ihn zurückhaltend, „und Ihr, Herr Junker," wandte er sich an Gutenberg, „wißt, daß wir vor diesem jungen Manne kein Geheimniß mehr haben, da ich mich eben veranlaßt sah, ihm das unsrige unter eidlicher Angelöbniß der Verschwiegenheit zu entdecken."

„Wohl," versetzte der Junker, „ich habe nichts dagegen, daß er es weiß, denn meine Seele hat Vertrauen zu ihm gefaßt, und somit zur Sache, Herr Johann! Ihr wünschtet, von der neuen Erfindung noch erst Geldvortheile zu ziehen, und ich war Euch darin entgegen; ja, es gab selbst heute darüber noch einen Streit zwischen uns. Doch habe ich mir die Sache jetzt besser überlegt und Euer Recht gegen das meinige genau abgewogen, und da neigte sich das Zünglein der Wage nach Eurer Seite hin. Ihr, Herr, setztet Euer Geld an meine Erfindung aufs Spiel und verlangt und erwartet weder andern Lohn von derselben, noch wird er Euch zu Theil werden, als den des Gewinns; so habt ihn, Herr Fust, und schaltet nach Belieben mit dem, was durch meinen Geist und Eure Goldgülden im Vereine hervor gerufen wurde. Man soll mir keine Ungerechtigkeit nachsagen können, Ihr sollt mit Recht nicht über mich zu klagen haben; so nehmt denn Euren Antheil vorweg hin — der meinige wird mir späterhin nicht fehlen."

Er sprach diese Worte ruhig, aber mit dem edlen Stolze aus, der ihn zierte. Johann Fust fühlte recht gut, welch ein Vorwurf für ihn selbst in diesem Nachgeben des großen Mannes lag; allein er wollte ihn nicht bemerken und ertrug so scheinbar ohne Zorn die Verachtung, die in Gutenbergs Worten sich gegen ihn aussprach.

„Es freut mich, Herr Junker," sagte er nach einer Pause, die er nöthig hatte, um seine Aufwallung zu bemeistern, „es freut mich, daß Ihr der Stimme der Vernunft Gehör gegeben und Euch willig meinen Vorschlägen gefügt habt, von denen Ihr eben so große Vortheile, als ich, ziehen sollt, denn nicht vermeine ich, sie Euch auf irgend eine Weise zu verkürzen. Laßt mich für das äußere Gedeihen Sorge tragen, während Ihr rastlos Euren Sinn auf das Geistige richtet; so werden wir vereint, Ihr in Eurem hohen, ich in meinem niedrigen Wirken, etwas Tüchtiges zu Stande bringen, und hier ist der Mann" — er wandte sich zu Schöffer — „der uns Beiden auf die gewünschte Weise dienen wird, denn er hat mir versprochen, mit dem, was durch Eure Presse hervorgerufen ist und nachdem er es durch seine Kunstfertigkeit vollendet hat, nach Paris zu gehen."

„Ich willigte nur für den Fall ein, daß der edle Junker damit einverstanden wäre," bemerkte der Schreiber, lebhaft erröthend und durch die Furcht beengt, daß Gutenberg ihn mit Fusten gleichen Sinnes halten möchte.

Gutenberg sah sein Erröthen und verstand ihn, er drückte ihm mit Lebhaftigkeit die Hand und sagte:

„Geht mit Gott, Herr Peter, und damit sei die Sache abgemacht!" Dann entfernte er sich wieder, ohne Fusten weiter zu antworten.

Lange schaute Johann Fusten ihm nach; man sah es seinen Gesichtszügen an, welcher Zorn in ihm tobte; aber er verstand es so, sich zu beherrschen, daß kein Wort von dem über seine Lippen kam, was in seinem Innern vorging; auch traute er Schöffers Gesinnungen nicht genug, um ihn zu seinem Vertrauten in diesem Punkte zu machen.

Peter Schöffer war von diesem Augenblick an der tägliche Gast des Junkers und vollendete unter seinen Augen, in seiner Werkstatt die ihm aufgetragenen Arbeiten. Beide Männer hatten jetzt kein Geheimniß mehr vor einander und ihre Seelen gaben sich mit Entzücken dem Glücke hin, das die edelste Freundschaft ihnen gewährte, und diese konnte, trotz ihrer großen innern Verschwiegenheit feste Wurzeln in ihnen schlagen.

Nicht zu läugnen steht es, daß Schöffer mehr Lust am Leben, mehr Genußsucht und selbst mehr Genußfähigkeit besaß, als Gutenberg, der sich zu einer geistigen Höhe hinaufgeschwungen hatte, die ihm Alles als kleinlich und weit unter seiner Sphäre erscheinen ließ, was nicht vom Geiste ausging; aber Schöffer begriff ihn, verehrte ihn und trauerte in seinem Innern darüber, daß ihm die Schwingen fehlten, um dem Gegenstande seiner Bewunderung nachfliegen zu können auf die lichtumstrahlten Höhen, worauf dieser stand. Ihm war die Erde noch Etwas, ihm das Leben noch ein Buch, in dem er zu lesen wünschte, während Gutenberg mit seinem Inhalte schon vertraut, es gleichsam auf immer zugeschlagen hatte. Schöffers Herz, dessen Knospe noch nicht durch den erwärmenden Strahl der Liebe getroffen und gelüftet worden war, sehnte sich nach einem unbegriffenen Etwas, das ihm zu seiner völligen Reife nothwendig zu sein schien; er wußte aber nicht, daß es die Liebe war, die ihm fehlte, die Liebe, ohne die die holde Blüthe des Lebens unbefruchtet vom Baume sinkt; denn was sie uns ist, welche Zauber sie in uns wirkt, wissen wir erst, wenn wir ihre Macht erprobt haben.

Die Stunde, in der sich Schöffer von seinem Freunde trennen und wieder jener großen Weltstadt zuwandern sollte, die er vor einem halben Jahre erst verlassen hatte, war endlich da, und der Abschied fiel Beiden so schwer, daß sie überein kamen, keinen von einander zu nehmen.

Schöffer war mit Allem fertig und hatte nur noch von Johann Fusten die letzten Befehle einzuholen, weshalb er zu diesem ging. Er traf ihn nicht zu Hause, wohl aber Christine, die eben mit ihrem Bruder Johann, den Schöffer jetzt zuerst sah, in einem eifrigen, wenn gleich leise geführten Gespräche begriffen war, als er eintrat. Sie schien, so kam es ihm wenigstens vor, geweint zu haben, und auch auf dem edlen, aber bleichen Gesichte des Bruders war eine lebhafte Aufregung nicht zu verkennen.

„Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen, Jungfrau Christine," sagte Schöffer beim Eintritt in das Gemach

und war entschlossen, sich gleich wieder zu entfernen, da er nach dem, was er an den beiden Geschwister bemerkte, zu stören fürchten mußte.

„Ihr wollt verreisen?" fragte Christine fast erschrocken, denn sie wußte von nichts. „Was soll denn aus meinem Unterricht werden, Herr Peter?"

„Wir werden ihn nach meiner Rückkehr fortsetzen," war seine Antwort.

„So kehrt Ihr bald hierher zurück?"

„Das steht noch dahin, Jungfrau Christine; ich gehe wieder nach Paris, von wannen ich kam."

Sie antwortete nichts hierauf, sondern sah ihn traurig an; dann wendete sie sich mit einem Seufzer von ihm ab, vielleicht um eine Thräne vor ihm zu verbergen, die ihrem Auge entströmte. Er ging jetzt, sie sah ihm lange nach und setzte sich dann wieder zu ihrem Bruder, der, wie es schien, in Gedanken verloren, auf das nicht Acht gegeben hatte, was um ihn her vorging.

„Mein Bruder," sagte Christine nach einer Pause mit mehr Ernst und Feierlichkeit, als ihr sonst eigenthümlich war, „mein theurer Johann, bedenke, daß Du den Schritt nicht wieder zurückthun kannst, den Du jetzt zu thun gewillt bist; denke auch an die Bitten und Thränen unserer guten Mutter, an die Angst, die sie darüber empfindet, einen Stand Dich wählen zu sehen, für den Du, wie sie wähnt, keinen innern Beruf hast; hat sie doch keinen andern Sohn, als Dich, habe ich doch keinen andern Bruder!"

Sie umfing ihn bei diesen Worten liebevoll mit ihren beiden Armen und weinte an seiner Brust.

„Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt," versetzte der angehende Priester mit fester Stimme. „Rechtet nicht mit mir darüber, sondern mit Dem, der mich durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hat. Er ist unerbittlich — sein Fluch trennt mich auf immer von dem Gegenstande meiner Liebe; wohin soll ich jetzt flüchten, als in die Arme der Religion? Oder soll ich, Christine, soll ich Vaterfluch über mein Haupt und das Wesen laden, das ich so über Alles liebe?"

„O, ich will unsern Vater auf meinen Knieen bitten, will ihn anflehen, daß er die Vereinigung mit Deiner geliebten Anne gestatte," sagte Christine unter Thränen; „Du weißt, er hält viel auf mich, er erfüllt gern meine Wünsche, wenn er es nur vermag."

„Diesen wird er nicht erfüllen, halte Dich davon versichert," sagte Johann mit einiger Bitterkeit: „Anne ist arm, ihr Vater ein schlichter Bürgersmann ohne Amt und Ansehen, so wird er mich lieber im Grabe sehen, als sie in meinen Armen wissen. Glaube mir, ich habe bereits Alles aufgeboten, sein Herz zu rühren, Bitten, Thränen, Ausdrücke der Verzweiflung, doch vergebens; vergebens waren auch die Vorstellungen meines braven Oheims, der anders denkt, wie unser Vater; vergebens die Thränen unserer Mutter."

Er verhüllte bei diesen Worten das bleiche Antlitz mit seinem Tuche, um den Strom von Thränen nicht zu zeigen, der seinen Augen entquoll. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Herr Johann Fust, der Vater, trat zu ihnen ein. Er warf, so wie er seinen Sohn erblickte, einen finstern Blick auf diesen und sagte dann in einem schneidend harten Tone: „Thränen im Auge eines Mannes?"

„Ihr sollt sie nicht wieder erblicken, Vater," sagte der Sohn, erhob sich und schwankte zum Gemache hinaus.

An demselben Tage legte er noch sein geistliches Gelübde ab.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiederung

auf die Erwiederung vom Kuseler deutschen Michel in Nro. 6 der neuen Didaskalia.

Michelchen, was fällt Dir ein,
Solches Zeug zu schwatzen!
Hat es doch beinah den Schein,
Als wie Kinderfratzen,
Wenn von Allen sie gehört,
Was sie nicht verstanden
Und von kind'schem Sinn bethört,
Es für Unrecht fanden.
Denn was Du, mein Guter, sprichst,
Und von uns gar reimlest,
Zeigt, daß Du im Irrthum sitzt,
Oder sicher träumtest.
„Eifersucht" und „Schimpfen"? — Ah!
Was hab' ich verbrochen?
Liebes Michelchen, blickst Du
In die and're Wochen?
Was Du dann von Schein noch sprichst,
Wär' sonst gut gegeben;
Doch, mein Michelchen, da sticht
Du dein eignes Leben.
Weiß man doch, daß euer Muth,
Wo es gilt, verwehet,
Und man stets, wenn Ihr was thut
Wen'ger Euch verstehet:
Weil Ihr stets den Schein benützt,
Diesen dichten Nebel,
Der bei allem Euch beschützt
Und Euch dient zum Hebel.
Eure Hosen möchten wir —
Euer „Kleinod" — nehmen?
Michelchen, Du thätest hier
Gerne uns beschämen;
Als ob wir so tief herab
Uns're Wünsche setzten
Und was Euch kein Ansehn gab,
Immer doch noch schätzten.
O, pflückt dreist die Rosen nur,
Die sie euch noch bringen —
Niemand folget eurer Spur,
Sie euch abzuringen.
Und am Ende sagst Du noch:
„Warum stets das Kneifen?"
Und im selben Athem doch
Läßt Du's Platz noch greifen.
Tadelt ihr nicht immerdar,
Was wir thun und treiben?
Und wir soll'n das ganze Jahr
Dabei Stumme bleiben?
Doch es sei — es möge dann
Wieder Friede walten,
Lieber guter Michel, wenn — —
Du dein — Wort kannst halten.

Die Vorige.

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

10.

Das Boot.

Sir Reginald hatte sogleich seinen Mast eingesetzt und ein großes Sprietsegel befestigt, das merkwürdig gut für das Boot paßte. Er hatte, bevor er die Brigg verlassen (während des Tages) verschiedene Beobachtungen angestellt, welche ihm eine ziemlich gute Vorstellung von seiner Lage gaben, die nichts weniger als erfreulich war. Das nächste Land war die Insel Portorico, welche den Spaniern, seinen geschworenen Feinden, gehörte. Aber er war dort vielleicht persönlich Niemanden bekannt, und er vertraute auf die Gefühle der Menschlichkeit, die, wie man natürlicher Weise erwarten durfte, gegen Personen in ihrer Lage in der Brust jedes Menschen vorhanden sein mußten. — Aber dann kannte er wieder den rachsüchtigen Charakter des Mulatten, welcher, obgleich Jahre lang ein treuer Diener, jetzt, das wußte Sir Reginald gewiß, sein eigenes Leben bereitwillig wagen würde, um Rache zu erlangen. Er brauchte nur ein Wort zu sprechen, und das Geheimniß des Capitäns des „Einsamen Sterns" war verrathen.

„Es wäre klüger gewesen, ihn zu tödten," sagte er, plötzlich laut sprechend, ohne es zu wissen.

„Wen?" rief Eleanor, welche auf den Ruderalien neben ihm saß, mit erschreckender Stimme.

„Den Schwarzen. Er wird unser Verderben werden, fürchte ich;" und die Finger des heißblütigen Soldaten spielten mechanisch mit dem Kolben der nächsten Pistole, während sein dunkles Auge drohend auf den Schwarzen blickte.

„Nein, lieber wollen wir Alles wagen, als unsere Hände in Blut tauchen, Reginald," sagte Eleanor mit einem Schauder, während sie zu gleicher Zeit ihre Hand fest auf seinen Arm legte.

„Wahr, Geliebte," sagte der Freibeuter traurig; „aber wir müssen uns seiner entledigen, ehe wir in Portorico Gastfreundschaft suchen."

„Laß uns auf die Vorsehung vertrauen," antwortete Eleanor leise; „sie ist bis jetzt unsere Freundin gewesen, und sie wird uns nicht verlassen. Erinnere Dich Deiner eigenen Worte."

Sir Reginald erwiderte nichts; er blickte zurück nach der Brigg, welche schnell zu einem bloßen schwarzen Fleck schwand, während er zugleich vor einem Windwechsel das Segel ein wenig umlegte.

„Was ist das, das da in weiter Entfernung über das Wasser gleitet?" rief Eleanor plötzlich, indem sie nach der Richtung zeigte, wo sie etwas bemerkte. „Es ist wohl ein großer Vogel?"

„Es ist der „Einsame Stern!" rief der Capitän freudig; „die Jungen suchen uns wieder. Sie steuern nochmals auf die Brigg zu."

Dann gab er das Steuer auf einen Augenblick in die Hände des Mädchens, nahm das früher erwähnte Glas und prüfte besonnen und sorgfältig den dunklen Horizont.

„Es ist der „Einsame Stern," nur zwölf Meilen entfernt," fuhr er fort. „Sie sind an der Seite des „Royal Charley," und wäre es nicht beinahe Nacht, so würden sie uns höchst wahrscheinlich finden. Es ist unmöglich mit diesem Boot anders als vor dem Winde zu steuern. Wenn sie uns nicht sehen, so müssen wir unsere abenteuerliche Reise fortsetzen."

Dann beschrieb er Eleanor die Bewegung des Schooners. Dieser blieb einige Minuten lang an der Seite des Wracks und eilte dann mit allen Segeln in einer Richtung hinweg, welche wenig Hoffnung gewährte, daß der Wachthabende die dem Verderben geweihten Flüchtlinge bemerken würde.

„Gewiß sinkt die Brigg, nach der Eile zu schließen, womit sie davongehen," bemerkte Sir Reginald endlich. „Eleanor, der Wind ist günstig und beständig. Du hast geschlafen; ich habe zwei Nächte nicht geruht, und meine Augen schließen sich von selbst; halte Du das Boot genau, wie es jetzt ist, während ich einen kurzen Schlummer genieße. Wecke mich, Theuerste, wenn die Brise sich im Geringsten streift, und unter allen Umständen thue es in einigen Stunden. Ich würde mich gar nicht niederlegen, aber die Natur behauptet ihren Einfluß, und ich muß einen ruhigen Kopf und ein klares Auge für den morgenden Tag haben. Gott schütze Dich!"

Der Soldat legte sich nieder, und in einigen Minuten zeigte sein schweres Athmen, daß er fest schlief. Eleanor war nun allein. Der Mulatte lag vorn in dem Bug des Bootes, ebenfalls fest schlafend. Sie blickte umher, und konnte über das Schauspiel, das sich ihr darbot, nur entzückt sein. Die Sonne ging in einer klaren Himmelsfläche unter, die Wellen erleuchtend und die flockige Wolkenbank, welche über ihr hing, rosaroth färbend. — Das Wasser war verhältnißmäßig ruhig geworden; und der Wind, vor Kurzem noch schneidend und kalt, nun balsamisch und warm. Es war auch ein neuer Duft in der Luft, welcher vom Lande herzukommen schien; ein Duft von Blumen, grünen Bäumen und Erde. Weiter ging das Boot, die eine Seite einer Welle hinauf und die andere hinunter, und schien in schneller befriedigender Weise vorwärts zu kommen. Bald ging der Mond über den jetzt durchsichtigen Wellen auf und verwandelte die ganze weite Fluth in eine Spiegelglatte geschmolzenen Silbers. Weiß glänzten die Segel in seinen Strahlen, die selbst so hell waren, daß Eleanor das Spiel der Gesichtszüge ihres schlafenden Liebhabers deutlich sah. Sie blickte eine Weile aufmerksam in das Gesicht des Mannes, der so plötzlich und wunderbar gleichsam ihr Schicksal geworden war. Und dann blickte sie noch einmal umher, und durch den Einfluß der Stunde des Schauspiels Alles vergessend bis auf die scheinbar prophetischen Worte Sir Reginald's, gab sich Eleanor allmählig freudigen Gedanken hin. Sie blickte mit ein klein wenig Hoffnung in die Zukunft und vergaß die Gegenwart so gänzlich, daß sie einzuschlummern begann. Erst schien ihr Alles umher ein schwankendes Gemälde, dann war Alles wieder deutlich, das Boot, der Himmel, der Mond, die Wellen; und dann sah sie eine gräfliche Halle, Haufen von Dienern, Sir Reginald lächelnd an ihrer Seite, nebst einem nebelhaften Umriß verschiedener kleiner Gesichter, welche sie noch nie gesehen hatte, und die ihr doch ganz vertraut waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bart.

Der Geisbock und der Schlüssel,
Die tragen mich zur Schau.
Ich bin des Mannes Zierde,
Die Eifersucht der Frau.

v. Horn.

Bart ist der Name für jenes wundervolle Gewächs, Haar genannt, das sich um Kinn, Lippen und Wangen kräuselt und das Antlitz des Mannes ziert. Obwohl Mutter Natur die Weiber Anthiopiens und des südlichen Amerikas, sowie die männlichsten Weiber unseres Welttheiles mit diesem Schmucke bedacht hat, bleibt doch der Bart immer die Auszeichnung des Mannes. Er entsteht um die Zeit der Mannbarkeit, also vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Jahre.

Schon im grauen Alterthum wurde der Bart durch ein Gesetz geboten und kein Rasiermesser durfte sich erkühnen, das Angesicht eines Sterblichen zu berühren. Obgleich in hohen Ehren stehend, ist er doch ein Opfer der Mode geworden, und zu Alexander des Großen Zeiten war es gesetzwidrig, einen Bart zu tragen. Auch diese Mode wurde mit Jubel begrüßt, und der Jüngling, dem der erste Flaum um's Kinn sproßte, veranstaltete ein Familienfest, wenn diese männliche Zierde, zum ersten Male den furchtbaren Streichen des Barbiermessers zum Raube fielen. Bei allen Nationen wurden Bärte getragen, ja die Longobarden sollen von der Länge ihres Barthaares sogar ihren Namen erhalten haben. Als Ludwig XIII. und Ludwig XIV. als Kinder den Thron Frankreichs bestiegen, wurde auch in diesem Lande der Bart verbannt, da seinen Fürsten dieser Schmuck versagt war. Peter der Große von Rußland glaubte der Gesichtsverwilderung, wie er sich ausdrückt, nicht mehr Einhalt gebieten zu können, als wenn er sie mit schweren Abgaben belegte, und führte somit die Bartsteuer ein. Der Jude und der Muhamedaner ließ sich aber seinen Bart nicht nehmen, und letzterer schwört bei dem Barte seines Propheten, oder wie jener deutsche Kaiser, sogar bei seinem eigenen. Heilig ist ihm der Bart und daran gerupft zu werden, gilt als die gröbste Beleidigung, die der Muhamedaner zu rächen weiß.

Bei uns hat sich aber der Bart noch in seinem vollen Rechte erhalten, und derjenige, bei dem er zu lange säumt oder gar ausbleibt, wird mit dem Worte „plotter" bezeichnet und nach „Watterem" zu dem berühmten Gänserich geschickt. Früher waren nur Krieger, Künstler und Forstleute bebartet, aber jetzt hat sich der Bart in jedem Stande Anerkennung verschafft, bei dem feinsten Hofmanne bis zum struppigsten Schuhmachergesellen, der sich seine eigenen Borsten pflanzt. Das Jahr 1849 war so ein rechtes Bartjahr, da prangte er in den mannigfaltigsten Formen und Farben, und Stutzbärtchen, Schnurrbart, Hambacher und Backenbart sind seine gewöhnlichste Benennungen. Ja, er hatte so überhand genommen, daß die Barbiere eine Beschwerdeschrift an

das Parlament sandten, worin sie eine Bartsteuer vorschlugen und dieselbe als Entschädigung verlangten, da sich Niemand mehr barbieren ließe. — Der Bart schützt aber auch nicht allein vor Erkältung, er gibt auch manchem zaghaften Männchen ein martialisches Aussehen. Zudem ist es auch keine Kleinigkeit, sich von einem Barbierjungen mit solch schrecklicher Waffe das Gesicht zerkratzen und zerschneiden zu lassen und jeden Augenblick der Angst ausgesetzt zu sein, von diesem Schabethier in das Reich des Orkus versetzt zu werden. Außerdem wird durch das kalte Einseifen Zahnweh, Augenentzündung, sowie Anschwellung der Drüsen gar oft hervorgerufen.

Der Bart ist aber auch das Herrscherfiegel des Mannes, und man beobachte ein bärtiges Weib, ob sie sich nicht den Scepter der Hausherrschaft, nämlich Hosen und Pantoffel, anzueignen sucht. Nicht selten wird er aber auch von der Frau mit mißgünstigen Blicken angesehen und war schon oft, obgleich durchaus friedlicher Natur, Ursache manches ehelichen Streites. Als jene Frau, auf den Bart ihres Mannes eifersüchtig, ihm denselben im Schlafe abschneiden wollte, wurde derselbe plötzlich wach, sah die schreckliche Schneide des Barbiermessers an seiner Kehle, sprang wüthend auf und schlug ihr dermaßen auf die unbärtigen Lippen, daß sie später schon beim Anschauen seines Bartes in die fürchterlichste Wuth gerieth, und der Hausfriede war für immer dahin. Damit der Bart nicht so sehr von der Weiberlaune abhängig sei, rathe ich jedem unverheiratheten Manne, so er einen Bart tragen will, denselben mit in die Ehe zu bringen, auf daß er sein Eigenthum ist und ihn die Frau nicht als Errungenschaft ansehen kann.

Obwohl ich oben sagte, daß der Bart in allen Ständen sich ansäßig gemacht habe, wollte ich doch den geistlichen Stand davon ausnehmen. In der apostolischen Zeit trugen alle Vorsteher der Kirche Bärte, bis im Jahre 795 der Papst Leo III. den Bart bei hoher Strafe verbot, und seitdem wird er mit wahrer Wuth tagtäglich von Kinn und Lippen verscheucht. Weil der Pfarrer keinen Bart tragen darf, läßt er auch seinen Schulmeister keinen tragen. Allein die Mode übt einen mächtigen Zauber auf alle Menschen aus, und so bewog sie im Bartjahre 1849 auch den friedlichen Lehrerstand, sich mit dem unschuldigen Schnurr- oder Knebelbärtchen zu schmücken. Allein wer hätte das gedacht! Der Bart wurde mit Bann und Interdict belegt, und der Lehrer mußte seinen Bart oder sein Amt lassen. **F.**

Verschiedenes.

Kirchheimbolanden, 11. Febr. Der Stadtrath hat dem Turnverein dahier auf dessen Ansuchen die ehemalige alte katholische Kirche zur Herrichtung einer Turnhalle unter der Bedingung überlassen, daß dieselbe auch von den Schülern der lateinischen Schule dahier benützt werden kann.

Neuenburg. In Locle ist ein junges Mädchen an einem kleinen Knochen erstickt, der sich in der Suppe, die es aß, befand.

Ein Solo-tout! In **Osnabrück** starb kürzlich ein Goldschmied bei dem Kartenspiel, als er eben im Begriff war, ein Solo-tout aufzulegen.

Innsbruck, 8. Febr. Das Dorf Mezzana im Sulzberg ist am 1. d. gänzlich niedergebrannt. Bei dem heftigen Winde waren alle Rettungsanstrengungen vergeblich. Der Ort zählt 1400 Einwohner. Zwei davon fanden bei dem Brande ein trauriges Ende! Bei der tyrolischen Brandversicherungsanstalt ist das Dorf mit 72,000 fl. assecurirt.

Von dem Gebäude für die Industrieausstellung zu London liegt ein schönes Bildchen vor uns. Das Gebäude wird ein kolossaler Prachtbau. Als Dimensionen stehen unter dem Bilde: Flächenraum 26 Acres, Höhe 260 Fuß, Weite 700 Fuß. Das Schiff 1200 Fuß auf 85 Fuß. Höhe 100 Fuß. Höhe der Kuppeln 250 Fuß. Ihre Basis 160 Fuß Diameter. (Die Kuppel von St. Paul 108 Fuß). Die 26 Acres sind etwa 41 preuß. Morgen oder 10½ Hektaren. Der engl. Fuß = 0,3048 Meter. (Pf. Z.)

„Beim Allah!“ rief ein Mohammedaner in **Algier**, als er zum ersten Male einer Dame begegnete, welche eine **Crinoline** trug, „die europäischen Frauen tragen den Regenschirm unter ihren Kleidern.“

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 12. Febr. Der Centner Weizen 7 fl. — kr. Korn 5 fl. 48 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 15 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 9 kr. Mischfrucht 6 fl. 5 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 13. Febr. Der Centner: Weizen 7 fl. 13 kr. Korn 6 fl. 45 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 1 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 28 kr. Hafer 4 fl. 2 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 30 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 2[illegible] kr.

Quirnbach.

Minder-Versteigerung von Bauarbeiten.

Mittwoch den 26. Februar l., Vormittags 9 Uhr,

schreitet das unterfertigte Amt in seinem Amtslocale zur Minderversteigerung der Bauarbeiten:

a. zur Herstellung eines neuen Feuerspritzenhauses zu Quirnbach und

b. zur Herstellung einer Steinbrücke im Orte Quirnbach.

Pläne und Kostenanschläge sammt Bedingnißheft liegen zur Einsicht offen von heute an bis zum Donnerstag den 20. ds. Monats bei Herrn Bezirks-Bauschaffner Schmeißer zu Kusel, von da an bis zum Tage der Versteigerung auf dem Bürgermeisteramtslocale dahier.

Quirnbach, den 15. Februar 1862.

Das Bürgermeisteramt,
Henkelmann.

[62½]

Holz-Versteigerung.

Montag den 24. Februar l. J., des Morgens um 9 Uhr, im Schulhause zu Theisbergstegen, werden aus dem dasigen Gemeindewalde District Remigiusberg und Potzberg nachstehende Holzsortimente öffentlich auf Zahlungstermine versteigert, als:

18 eichen Nutzstämme 4. Kl.,
9 buchen Abschnitte,
17½ Klafter buchen Scheitholz,
8¼ „ „ anbrüchig,
19¾ „ „ Prügelholz,
¾ „ eichen Prügelholz,
2400 gemischte Wellen,
1800 buchen Astwellen,
108 eichen Astwellen und
2300 Bohnenstangen.

Godelhausen, den 15. Februar 1862.

Das Bürgermeisteramt,
Scheuermann.

[63]

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer.“

№. 8. Sonntag, den 23. Februar 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Christine war allein bei dem harten Vater zurückgeblieben; ihr Herz wandte sich, von Mitleid für den unglücklichen Bruder erfüllt, gänzlich von ihm ab; sie trocknete ihre Thränen und trat an das Fenster, um ihn nicht anzusehen. Fust schien es erst nicht bemerken zu wollen, dann aber, als sie ihm auf mehrere an sie gerichtete Fragen nur eine kurze Antwort gab, sagte er mit spöttischem Tone:

„Es scheint, als ob mein Fräulein Tochter das Recht zu haben glaubt, mit mir zu schmollen. Was habe ich Dir denn gethan, Christine?“ fügte er zärtlicher hinzu; denn wirklich besaß diese Tochter eine Gewalt über den starren Mann, wie kein anderes Geschöpf auf Erden, und allein gegen sie war er zuweilen schwach.

„Ihr glaubt mir nichts gethan zu haben, Vater,“ zürnte sie, „wenn Ihr meinen Bruder unglücklich macht? Wißt denn, Eure Härte gegen ihn zerreißt mir das Herz, und . . . . .“

„Wisse Du, Christine,“ unterbrach er sie mit jener Strenge und jenem furchtbaren Ernste im Tone, der Alles erzittern machte, was ihn umgab, „wisse, daß ich keinem Menschen, auch Dir nicht, erlaube, meine Handlungen laut zu tadeln, und daß mein Zorn Dich treffen wird, wenn Du je diesen Gegenstand wieder gegen mich zur Sprache zu bringen wagen solltest.“

Christine schwieg jetzt, denn sie fürchtete sich, wie alle Uebrigen, vor dem Vater, wenn jene stark geschwollene Ader des Zorns, wie jetzt, sich auf seiner Stirn zeigte, denn dann war ein naher, schrecklicher Sturm zu befürchten und ein einziges Wort vermochte diesen hervorzurufen. Sie senkte das Auge zu Boden und verließ das Gemach: Fust fühlte sich erleichtert, als er sie gehen sah; dann sagte er bei sich:

„Sie ist ein trotziges, gewaltiges Geschöpf und wird mir, so fürchte ich, zu schaffen machen! Mit ihr wäre ich wohl nicht so leicht fertig geworden, als mit dem Schwächlinge Johann.“

Er irrte sich hierin nicht: Christine besaß, trotz ihrer Jugend, viele Kraft des Gemüths und eine Festigkeit, wie man sie selten bei Frauen, namentlich bei solchen findet, die noch an der Grenze der Kindheit stehen. Sie hatte dieß von ihm; allein ihr Gemüth war ganz im Gegensatze zu dem seinigen, edel und weich und hatte sogar einen poetischen Anstrich, jenen erhabenen Schwung, der es zugleich liebenswürdig und edel macht. Dieses Gemüth war das Erbtheil einer trefflichen Mutter, deren Leben aber eben dadurch verkümmert wurde, indem sie sich an einen Mann gefesselt sah, der ihre schönsten und edelsten Regungen nicht zu würdigen verstand, ja, der sie wohl gar verspottete. Ihr fehlte Christinens kräftiger und regsamer Geist; Frau Margarethe gehörte zu den Wesen, die alle ihnen angeborne Kraft an das Dulden zersplittern, während Christine die ihrige zusammenhielt, um ein gewünschtes Ziel damit zu erreichen; der Priester Johann aber war ganz das Ebenbild der sanften Mutter, und so hatte Fust die Macht gehabt, ihn elend zu machen, indem er ihn durch Drohungen einschüchterte.

Der einzige Mensch, welcher Johann Fust durchschaute, war sein Bruder Jacob, der Goldschmied, weil dieser ihn von Jugend auf kannte und, älter als er, die ersten Regungen seines erwachenden Geistes und Gemüths hatte beobachten können. Es herrschte zwischen Beiden auch wenig Liebe und Uebereinstimmung: Johann fürchtete seinen Bruder Jacob und dieser verachtete ihn im Grunde seines Herzens, ohne es sich selbst zu gestehen. Johann, der Sohn, hatte daher auch bei seinem Oheime in Hinsicht seiner Liebe allen möglichen Vorschub gefunden und dieser ihm wiederholt den Rath gegeben, den Drohungen des Vaters zu trotzen, da an der von ihm erkorenen Jungfrau nichts auszusetzen sei, als daß sie armer Eltern Kind; allein der junge Mann fühlte sich zu schwach zu einem solchen Widerstande und erlag so in dem Kampfe mit einem Vater, dessen geistige Mittel den seinigen weit überlegen und der obendrein sein natürlicher Gebieter war.

Seit Schöffer Mainz und das Fust'sche Haus verlassen hatte, war mit Christinen eine Veränderung vorgegangen, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte: alles Kindliche, das ihr bis zu diesem Zeitpunkte noch eigenthümlich gewesen, war plötzlich hinter ihr versunken und ein jungfräulicher Ernst an die Stelle der frühern Heiterkeit und Ausgelassenheit getreten. Sie liebte, ohne es sich selbst zu sagen, den jungen Mann, der ihr an der Grenze der Jungfräulichkeit entgegen getreten war. Zuerst mochte es seine schöne Gestalt sein, die Eindruck auf ihre erwachenden Sinne machte; dann veredelte sich diese Neigung durch einen geistreichen, belebenden Umgang. Sie hörte ihm mit Entzücken zu, wenn er von den Erlebnissen seiner Vergangenheit, von all den Wundern erzählte, die ihm in dem damals schon so außerordentlichen Paris begegnet waren, und ihr Auge füllte sich, wie seines, mit Thränen, wenn er des stillen, abgeschlossenen, aber doch so beglückenden Lebens im Hause seiner Eltern in dem lieblichen Geburtsstädtchen gedachte. Sie lernte nach und nach jede Regung seiner Seele und ihn selbst in einem Blicke, an einer jeden Bewegung verstehen; sie war an den Tagen, wo er nicht bei ihr erschien, um ihr Unterricht zu ertheilen, unruhig, träumerisch und unlustig; sie liebte, was ihm werth und theuer war und somit auch seinen neuerworbenen Freund, den Junker von Gutenberg, den sie früher, obgleich er oft in Geschäften in das Haus ihres Vaters kam, wenig beachtet hatte, der aber, seit Schöffer seine großen Tugenden und Vorzüge so begeistert schilderte, sehr bedeutend für sie geworden war.

Jetzt war dieses stille, beglückende, sie geistig so anregende Leben auf einmal aus, und das große, von Natur so düstere, melancholische Haus kam ihr vor, als ob eine Leiche darin stünde. Sie schweifte von einem Gemache in das andere, stand träumend vor den runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben und schaute in die Gasse hinaus, als erwarte sie Jemand, und wenn dann die Glocke an der unfern liegenden Quintins-Kirche die Stunde verkündete, in der Schöffer zu kommen pflegte, wandte sie sich mit einem Seufzer vom Fenster ab und begab sich in ihre Kammer, um dort die Uebungen fortzusetzen, die sie mit ihm begonnen hatte. —

Sehr willkommen war ihr immer der Besuch ihres wackern Oheims, denn dieser hatte eine herzinnige Zuneigung zu dem jungen Schreiber gefaßt und unterhielt sich so gern mit ihr von ihm, während ihr Vater, dem die große Veränderung, die seit Schöffers Abreise mit ihr vorgegangen war,

aufgefallen sein und der den Grund davon ahnen mochte, nie mit ihr über den jungen Schreiber sprach oder doch, wenn er es einmal that, wie von einem durchaus untergeordneten, unbedeutenden Menschen, was sie natürlich kränkte, da sie selbst ihn höher als alle Andern stellte.

Einst langte ein junger Mann aus Paris in Mainz an, der Johann Fusten Botschaft und ein Schreiben von Schöffer brachte, als eben Christine und der Oheim sich im Zimmer befanden. Kaum nannte der Abgesandte den Namen seines Freundes, so sah Meister Jacob seine Nichte erbleichen und ein leises Zittern alle ihre Glieder durchfliegen; er heftete einen forschenden Blick auf sie; sie bemerkte dies und erröthete lebhaft; dem guten Oheim war von diesem Augenblick an ihre Neigung zu seinem Lieblinge kein Geheimniß mehr, er hütete sich aber wohl, mit irgend Jemanden über die von ihm gemachte Entdeckung zu sprechen, obgleich er sich vornahm, im Nothfalle der Schutzgeist dieser Neigung zu werden, gegen die er, für seinen Theil, nichts einzuwenden hatte, und bei der Jugend Beider, sehr natürlich fand. Herr Johann Fust theilte zwar für den Augenblick nichts von dem Inhalte des an ihn gerichteten Schreibens mit, allein seine heitere Miene bewies nur zu deutlich, daß er ihm angenehm sei, und in der That machte Schöffer auch nicht nur mit den ihm mitgegebenen Druckschriften gute Geschäfte, sondern sein Brief meldete auch, daß er die Vervollkommnung der neuen Entdeckung unablässig vor Augen habe und auf dem Punkte stehe, ein neues, viel wirksameres Verfahren, als das bisherige, in's Leben zu rufen, zu welchem Zwecke er alle seine Kräfte anstrenge.

„Du scheinst gute Nachrichten aus Paris empfangen zu haben?" fragte Meister Jacob seinen Bruder, als sich Beide allein befanden.

„Die besten von der Welt," versetzte dieser und reichte ihm das Schreiben Schöffers hin. „Jetzt endlich sind, so hoffe ich," fuhr er nicht ohne einigen Triumph in Ton und Blicken fort: „Deine Zweifel in Hinsicht der neuen Kunst beseitigt, indem Du siehst, daß sie schon Früchte zu tragen beginnt, und es soll noch besser kommen. Herr Peter Schöffer ist ganz der Mann, wie ich ihn bedarf, und trotz seiner Jugend setze ich ein großes Vertrauen in ihn."

„Und das mit Recht," versetzte Meister Jacob, den Brief wieder zusammenfaltend, den er mit Aufmerksamkeit gelesen hatte; „Du wirst große Dienste von ihm erwarten können, wenn Du ihn so behandelst, wie er es verdient."

„Ich werde mich schon hüten, ihm zu zeigen, wie wichtig er mir ist," sagte Johann Fust, „damit ich mir nicht einen zweiten Gutenberg an ihm auf den Hals lade; ich habe, glaub' es mir, mein Bruder, genug mit diesem Einen zu thun, dessen Künstlerstolz und Künstlergrillen mir das Leben mehr verbittern, als Du denken magst."

„Ich kenne den Junker nur als einen edlen und bescheidenen Mann," versetzte Meister Jacob, „und bitte Dich, ihn in Ehren zu halten, denn üble Behandlung erduldet so ein gewaltiger Mann nicht. Geh' gut mit ihm um, Bruder, schone seine Eigenheiten, denn sonst entschlüpft er Dir?"

„Ich halte ihn am goldenen Faden," sagte Johann Fust lächelnd: „er schuldet mir bereits achthundert Goldgülden und hat mir sein Geräth dafür verpfändet, und jetzt verlangt er noch mehr, da sie aufgezehrt sind und er sich nicht zu helfen weiß."

„Wirst Du ihm das Verlangte geben?" forschte Meister Jacob, dem es in der Seele wehe that, einen Mann in Noth zu wissen, den er so verehrte, wie den Junker.

„Wohl werde ich, seitdem ich die Gewißheit habe, daß das Unternehmen alle Auslagen reichlich vergüten wird; überdies habe ich ja das Pfand, das mich ganz sicher stellt."

„Du thust gut daran; auf die Länge aber, so fürchte ich, wird dieses Verhältniß doch nicht Stand halten; denn ihr, Du und der Junker, sind zu verschiedenartiger Natur, als daß ihr lange in Frieden mit einander leben könnet."

„Das ist auch meine Meinung," versetzte Johann Fust rasch, der vor dem Bruder keine Geheimnisse haben zu dürfen glaubte, „und eben deßhalb ziehe ich mir den Peter Schöffer heran, der wohl ein eben so feiner Kopf ist, als der Junker selbst. Er wird baldigst zurückkehren, wie ich ihm habe sagen lassen, und dann als Gehülfe in das neue Geschäft treten; Gutenberg ist sein Freund und wird sich so nicht zurückhaltend gegen ihn in Hinsicht seiner Kunstgeheimnisse zeigen. Bricht dann das Verhältniß mit dem Junker, so habe ich Herrn Peter und kann ohne den ersteren fertig werden."

„Wird aber dieser Dir auf die gewünschte Weise dienen wollen?" fragte Meister Jacob. „Wenn er es thäte, da er des Junkers Freund ist, würde ich ihn verachten; ich hoffe aber, er thut es nicht; Deine Rechnung dürfte also, so fein Du auch Alles angelegt, eine falsche sein."

„Das Ende wird es lehren," versetzte Johann und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

(Fortsetzung folgt.)

Der beste Werber.

Es war ein junger Dichtergesell,
Der sang seine Lieder so frisch und hell
Zu der Brunnen fröhlichem Rauschen
Doch was ist Sang in öder Stadt?
Die ist des Singens lange satt —
Nicht Einer kam zu lauschen.

Da macht sich der Bursch auf die Wanderschaft
Und sang in den Wäldern mit voller Kraft —
Ein Forsthaus lag auf der Halde.
Sein Lied, das er sang mit erathmendem Sinn,
Bald summt es beim Bleichen die Försterin,
Der Forstknecht pfiff es im Walde.

Und als er gar durch die Wälder schritt,
Da sangens die Buben und Mädel mit,
Hell klangen die Gärten und Auen.
Da war des Pfarrers Töchterlein,
Die sang so süß in den Wald hinein:
„O könnt' ich den Sänger schauen!

Wie bist du mir lieb, du feiner Knab'!
Einen Sänger ich längst mir ersehnet hab' —
Just stieg er den Pfad herunter.
Er schrickt empor: „O süßer Laut!
Wär' ich der Bräutigam, du die Braut!"
Vier Aeuglein grüßen sich munter.

Er freit nicht lang um die liebe Maid,
Es hat sein Lied für ihn gefreit —
Der Werber will mir gefallen!
Und winkt der Lenz mit dem Blüthenstrauß,
Heraus, ihr fröhlichen Sänger, heraus —
Gott segne die Fahrt uns Allen!

Der „Einsame Stern".

(Fortsetzung.)

„Lege Dich nieder, liebe Eleanor," sagte plötzlich eine Stimme neben ihr, und sie war wieder ganz munter.

Sir Reginald hielt das Steuer in der Hand und zog die Segelleine, welche während ihres kurzen Schlummers losgegangen war, nach hinten.

„Habe ich geschlafen?"

„Ja, Eleanor, und das habe ich auch, wie ein Dachs. Das Boot gab einen Stoß, als Deine Hand das Steuer fahren ließ, und das erweckte mich. Ich habe über sechs Stunden geschlafen. Gehe Du jetzt zur Ruhe."

Eleanor that, wie ihr gesagt worden; Sir Reginald warf einen schweren Bootmantel über sie, und bald lag sie im tiefen Schlummer; aber derselbe Traum kam nicht zurück zu ihr, obgleich sie aus Neugierde, wie er enden würde, es innigst wünschte. Sie setzten ihre Reise die ganze Nacht hindurch ohne weiteren Unfall fort, und gegen Morgen fanden sie den Wind so schwach, daß das Boot mit einer Langsam-

keit dahin fuhr, welche, so behaglich und angenehm sie auch für die Empfindung war, ihre Ungeduld doch keineswegs befriedigte. Die Sonne erhob sich heiß und glänzend am unbewölkten Himmel, einen lieblichen Tropentag versprechend. Die Flüchtlinge frühstückten mit Appetit, nachdem sie dem Neger, welcher in mürrischem Schweigen verharrte, Brod und Wasser gegeben hatten. Er aß, was ihm gegeben wurde, Sir Reginald gab ihm mit eigenen Händen zu essen, ohne jedoch irgend eine Bemerkung zu machen.

„Wodurch ist der Verdacht auf Josh bei Dir erweckt worden?“ fragte Eleanor mit leiser Stimme, als Sir Reginald an ihre Seite zurückkehrte.

„Ich habe mehr als Verdacht. Ich kenne des Burschen Auge wohl; er kann mich nicht täuschen; dazu habe ich seinen Charakter und sein Gesicht zu gut studirt.“

„Du weißt es am besten,“ erwiderte Eleanor, welche, wie die meisten Frauen, eine Art blinden Vertrauens in die Worte des Mannes setzte, den sie liebte. „Aber welch ein herrlicher Tag! Es versetzt uns in eine ganz heitere Stimmung, wenn wir die Sonne nach so langer Abwesenheit wieder hervorbrechen sehen.“

„Es ist ein herrlicher Tag. Doch ich muß Dich warnen, Eleanor. Die Sonne erhebt sich viel zu heiß und an einem zu wolkenlosen Himmel, um nicht eine Windstille zu weissagen. Ich fürchte, wir werden bei dieser schrecklichen Hitze rudern müssen. Wenn der Wind anhält, so werden die sengenden Strahlen durch die Brise vielleicht gemildert werden, aber mir gefällt das Aussehen des Himmels nicht!“

„Und jene dunkle Masse vor uns; ist das nicht eine Wolke?“

„Ha! wie scharf Deine lieben Augen sind! Das ist Land, und Land kenne ich wohl. Laß die Brise nur noch zwei Stunden dauern, so können wir auf der Mona-Insel Schutz finden. Siehe, da steigt auch Portorico vor uns auf.“

„Dann sind unsere Gefahren also fast vorüber?“

„Ich weiß nicht; wir haben so viel erduldet, daß wir vielleicht noch mehr zu erdulden haben werden, ehe wir das Ziel erreichen, das wir suchen. Aber iß nur, Theuerste, nichts hält Muth und Hoffnung so gut aufrecht, als gesunde Nahrung.“

Eleanor befolgte diesen Rath, und der Soldatenmatrose gab ihr ein gutes Beispiel. Inzwischen hielt die Brise an und wurde sogar etwas frischer, was als ein gutes Zeichen begrüßt wurde, und das Land wurde jede Viertelstunde deutlicher. Bald konnten sie, anstatt auf eine dunkle wolkenähnliche Masse zu blicken, die Bäume und die grüne, tropische Vegetation von Portorico deutlich erkennen, eine der lieblichsten Ansichten, welche der Mensch je von der See aus genoß, die Farbe des Landes ist so reich, das Grün so tief in seinen Tinten, und dann erstreckt es sich dicht von dem Rande des Wassers ununterbrochen bis zum Gipfel der hügeligen Küste hinauf. Aber die Sonne wurde sengend heiß und Reginald war genöthigt, ein kleines Zelt für Eleanor zu machen, welche durch die ungewöhnliche Hitze ernstlich zu leiden anfing. Die Strahlen des großen Lichtes fielen fast senkrecht auf ihre Köpfe; die Luft wurde schwül und drückend, und die einzige Linderung für das müde Auge war der Anblick der fernen Vegetation. Etwa eine Stunde nach Mittag jedoch stieß das Boot an das Land, und Sir Reginald zog es unter den Schutz der Bäume, welche auf der Mona-Insel bis dicht an den Rand des Wassers herunterwachsen. Eine Bai, oder vielmehr Bucht, die er recht gut kannte, war von ihm ausgewählt worden, und hier beschlossen sie, die Stunden zu verbringen, während welcher die Sonnenhitze zu drückend war. Eleanor lag still im Boote unter ihrem Zelt, von dichten Bäumen hinlänglich beschattet. Ihr Liebhaber aber, nachdem er sich gut bewaffnet hatte, fing an, sich einen Weg durch den verwickelten und undurchdringlichen Wald zu bahnen. Die Reise war beschwerlich. An den Seiten des Berges wuchsen die Bäume dicht zusammen, während viele rollend auf seinem Pfade lagen, der durch Gebüsch und ungeheure Schmarozerpflanzen noch mehr behindert wurde. Geduld und Zeit indeß brachten ihn auf den Gipfel des Eilands.

Er bestieg einen hohen Baum und blickte um sich. Das Schauspiel war in der That lieblich, aber er sah es nicht, denn einige hundert Fuß von der entgegengesetzten Seite der Insel kreuzte der „Einsame Stern“ windwärts, als wenn er das Boot suchte. Sir Reginald zog seine Privatflagge hervor. Er wollte sie bis zum Aeußersten bei sich behalten, in der Absicht, sie zu vernichten, wenn er in die Gewalt der Spanier fiele; ein Unfall, der jetzt indeß sehr unwahrscheinlich war. Er befestigte sie an einem langen Zweig, und schwenkte sie in die Höhe. Anfangs wurde sie nicht bemerkt; er schwenkte sie wieder, indem er sie so hoch wie möglich über den Baum emporhob, und zu gleicher Zeit seine Pistolen abfeuerte. Eine Flagge flog an die Mastspitze des „Einsamen Sterns,“ eine Kanone wurde abgefeuert, dann hörte er lautes Geschrei, und nun wußte er, daß er gesehen worden. Wieder schwenkte er seine Flagge; zeigte aber dießmal nach der Richtung, wo das Boot lag. Der Schooner vierte seine Schooten und lief nach dem äußersten östlichen Punkte der Insel. Von diesem Zeichen des Verständnisses zufriedengestellt, stieg der hocherfreute Mann von seinem Posten herab und eilte zu Eleanor hinunter. Er fand sie im Boote, fest schlafen, den süßen Schlaf der Unschuld und Ermüdung. Ohne sich um die Sonnenhitze zu kümmern, schob er das Boot hinaus, setzte sein Segel auf und stand vom Lande ab. Kaum war er 200 Yard um eine hervorragende Spitze gefahren, so sah er sein getreues Schiff herankommen, und zehn Minuten später waren sie an der Seite desselben.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Kitzingen, 18. Febr. In vergangener Nacht wurde hier ein Büttnermeister sammt Frau aus dem Bette geholt und in die Frohnveste abgeführt. Dieselben sollen im Verdachte sein, einen Vergiftungsversuch an dem Vater der Frau gemacht zu haben. Näheres ist zur Zeit über diese Sache noch nicht bekannt.

Biercoupons. Ein Restaurateur in Chemnitz hat die praktische Einrichtung getroffen, Biercoupons in Dutzenden an seine Gäste abzugeben. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas Bier, die für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen noch den Vortheil bieten, daß bei Abnahme eines Dutzends ein dreizehnter gratis beigefügt ist, an jedem Glase Bier also 1/4 Kreuzer erspart wird.

In einer der Vorstädte **Nantes**, Saint Martin, erwachte dieser Tage ein Scheintodter, welcher fast 60 Stunden in einer Lethargie gelegen, in der Kirche Saint Laurent, als man eben seine Exequien beging. Er schüttelte den Sarg so stark, daß die daneben stehenden Lichter fast umfielen. Sogleich sprengte man den Sargdeckel, und nachdem man den wieder zum Leben Erwachten in der Sakristei gepflegt, kam er wieder völlig zu sich und konnte von einem Arzte in einem Wagen nach Hause geleitet werden. Wer schildert die freudige Ueberraschung seiner Frau und seiner zwei Kinder?

Bradley und Craven in Wakefield haben eine **Ziegelmaschine** erfunden, welche 15,000 Steine täglich liefert und den Lehm ohne Einsumpfen oder Wässern formt, wodurch die Ziegelei im Sommer und im Winter betrieben werden kann.

Eine **Pariser** Correspondenz bringt folgende interessante Mittheilung: Man spricht in Hof- und Damenkreisen viel von einer für die Kaiserin bestimmten „electrischen Parüre,“ welche sie bei einem der nächsten Hoffeste tragen wird. Dieses Diadem besteht aus Glaskugeln, welche mittelst eines um den Kopf gehenden Conductors durch electrisches Licht erleuchtet sind. Die Vermischung dieser Glaskugeln mit Brillanten, Rubinen und Smaragden großer Dimensionen soll, wie versichert wird, ein so mächtiges Licht reflectiren, daß es genügen würde, einen Salon zu erleuchten und

natürlich das Haupt der Schmucktragenden mit einem wahren Lichtschein zu umgeben.

Ein Franzose hat eine Maschine erfunden, welche als Falle zum Fangen von Löwen und anderen Raubthieren zunächst in Algerien in Anwendung gebracht werden soll, um ohne Gefahr sich dieser Bestien bemächtigen zu können.

Frisch und lässig.

Spät zur Ruh und früh zur That
Schaffet zum Verdienste Rath;
Früh zu Bett und spät heraus. —
Im Schlafe schleicht dir der Mangel ins Haus.

Telegraphisches.

Ein Spaziergänger bemerkte, daß Myriaden von Fliegen den Telegraphendraht auf eine Länge von mehr als hundert Ellen bedeckten. Da er mit dem Telegraphenbeamten befreundet war, so ging er auf dem Rückwege in das Bureau hinein, um seinen Freund von diesem sonderbaren Phänomen in Kenntniß zu setzen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er hier erfuhr, daß gerade in der Minute, wo er die seltsame Erscheinung bemerkte, eine Depesche eingegangen war, welche die letzten Zucker- und Syruppreise meldete. (Sehr gut.)

Inschriften auf einem Kürschner-Schild.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Bedenklich ist's den Fuchs zu necken,
Und sich dem Bären keck zu nah'n;
Doch gegen Frost Dich warm zu decken,
Biet' ich Dir ihre Pelze an.

Raritäten-Kästlein.

Frau Klug befindet sich mit ihrer Tochter und deren Courmacher, der Medicin studirt, in einem Wirthschaftsgarten. Die jungen Leute unterhalten sich, trotzdem daß der junge Mann nur sehr mangelhaft deutsch spricht, ganz vortrefflich; Mama ist stumme glückliche Zeugin der zärtlichen Scene. Während sie eben den zierlich geschnittenen Schweizerkäse auf ein Butterbrod legen will, kann sie sich nicht enthalten, einen zärtlichen Blickwechsel der jungen Leute mit den Worten zu kreuzen: „Nun fehlt nichts mehr, als ein Ehering!" Mit einem Male war der junge Mann von Elisens Seite verschwunden und nach einigen Minuten war er halb athemlos wieder da und überreichte der Frau Klug Etwas in ein Papier gewickelt mit den Worten: „Sie 'aben gewünschen einen Ering, da ist er!" — In dem Papier war ein — Häring.

„Ich möchte lieber in die Hölle als in den Himmel kommen!" sagte Dr. Faust heiter, natürlicher Weise im Scherze. Man fragte ihn um die Ursache. „Weil man da mehr Bekannte findet," war die Antwort.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 19. Febr. Der Centner Weizen 7 fl. 19 kr. Korn 5 fl. 55 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 13 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 12 kr. Mischfrucht 6 fl. 14 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 25 kr.

Zweibrücken, 20. Febr. Der Centner: Weizen 7 fl. 13 kr. Korn 5 fl. 48 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 36 kr. Hafer 4 fl. 3 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Quirnbach.

Minder-Versteigerung von Bauarbeiten.

Mittwoch den 26. Februar c., Vormittags 9 Uhr,

schreitet das unterfertigte Amt in seinem Amtslocale zur Minderversteigerung der Bauarbeiten:

a. zur Herstellung eines neuen Feuerspritzenhauses zu Quirnbach und

b. zur Herstellung einer Steinbrücke im Orte Quirnbach.

Pläne und Kostenanschläge sammt Bedingnißheft liegen zur Einsicht offen von heute an bis zum Donnerstag den 20. ds. Monats bei Herrn Bezirks-Bauschaffner Schmeißer zu Kusel;
von da an bis zum Tage der Versteigerung auf dem Bürgermeisteramtslocale dahier.

Quirnbach, den 15. Februar 1862.

Das Bürgermeisteramt,

[62$^{4}/_{4}$] **Hinkelmann.**

Quirnbach.

Holz- und Lohrinden-Versteigerung.

Mittwoch den 26. Februar c., Nachmittags 2 Uhr, schreitet das unterfertigte Amt in seinem Amtslocale zur meistbietenden Versteigerung des Ergebnisses an Eichenlohrinden in den ordentlichen Schlägen der Gemeinde

Wahnwegen, Distrikt Mühlhohl, circa 60 Centner,

Hüffler, Distrikt Hodenbach, circa 14 Centner,

Rehweiler, Distrikt Buchwald, circa 50 Centner,

und des Holzergebnisses aus dem außerordentlichen Schlage der Gemeinde **Quirnbach**, Distrikt Altenwald, bestehend in

7 Eichenbaustämmen 4. Kl.,
2 Eichen-Abschnitten „
1 „ Nutzholzstamm 4. Kl.,
2 „ Nutzholzabschnitten 3. Kl.,
2 „ Nutzholzabschnitten 4. Kl.,
12 Eichen-Wagnerstangen,
3 buchen Metzgerklötzen,
4 kiefern Baustämmen,
42 aspen Sparren,
25$^{3}/_{4}$ Klafter buchen und eichen Scheit- und Prügelholz,
800 Gebund buchen und eichen Prügel- und Reiserwellen.

Quirnbach, den 20. Februar 1862.

Das Bürgermeisteramt,

[72$^{2}/_{2}$] **Hinkelmann.**

Holz-Versteigerung.

[74$^{2}/_{3}$] **Freitag den 28.** d. Mts., Nachmittags 3 Uhr, läßt der Unterzeichnete aus seinem Walde in der Engelbach, folgende Holzsortimente im gewöhnlichen Versteigerungslocale versteigern:

4600 starke buchene Wellen,
1600 Bohnenstecken,
1100 Erbsenreiser,
17 eichene Baustämme,

sodann aus dem Herchenberg:

11 eichene Baustämme.

Kusel, den 21. Februar 1862.

L. Benzino.

Berichtigung.

[76] Die auf nächsten Dienstag angekündigte Holzversteigerung zu Altenglan findet bei Wirth Cappel nicht Cassel statt.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№. 9. Sonntag, den 2. März 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten nachdem dieses vorgefallen war, traf Schöffer wieder in Mainz ein. Freude und Gesundheit strahlten aus seinem schönen Gesichte, aus seinen dunklen, glanzvollen Augen hervor, denn er hatte alle seine Geschäfte vollbracht und durfte mit dem Erfolge derselben zufrieden sein. In seinem Beutelchen, das nicht mehr so schlaf war, wie bei seinem ersten Einzuge in Mainz, klangen eine Menge schöner Goldflorenen, wovon ein Theil, laut seiner Uebereinkunft mit Johann Fust, ihm angehörte, als Früchte seiner Arbeit und Bemühungen.

Er trat auch jetzt wieder, wie das erste Mal, bei dem wackern Wirthe zum goldenen Hirsche ab und wurde von diesem mit aufrichtiger Freude, ja selbst von dem wahnsinnigen Enneli, das ihn noch wieder erkannte, obgleich er über achtzehn Monaten abwesend gewesen war, mit einem Freudengeschrei empfangen. Solcher Empfang, selbst wenn er von ganz unbedeutenden Personen herrühret, verfehlt niemals, eine angenehme, wohlthuende Wirkung auf uns hervorzubringen, und so stimmte auch dieser Schöffern besonders heiter. Er hatte in dem großen Paris auch seines braven Hauswirths und selbst des armen Enneli gedacht und dort für den erstern ein sauber in Oel gemaltes Bild seines Schutzheiligen, für die arme Wahnsinnige aber einen Strauß künstlich gemachter Blumen, wie man sie zu jener Zeit bereits in Italien verfertigte, mitgebracht, und beide Geschenke erregte die lebhafteste Freude und größte Dankbarkeit.

Sein erster Weg führte ihn, nachdem er sich etwas ausgeruht, zum Hofe zum Jungen, wo er den geliebten, so lange schmerzlich entbehrten Freund aufsuchen und in die Arme schließen wollte; allein die Gehülfen des Junkers von Gutenberg, Johann Medinbach und Ulrich Zell, ertheilten ihm in der Werkstatt, wo sie eifrig mit Setzen beschäftigt waren, die Auskunft, daß ihr Meister und Gebieter sich vor einigen Stunden schon in die Werkstatt des Meister Jacob Fust begeben habe, um daselbst und unter dessen Mitwirkung eine Probe mit einem neuen Metalle zum Guß der Lettern zu machen.

„So schneidet Ihr diese jetzt nicht mehr in Holz aus?" fragte der Schreiber, und eine leichte Wolke des Unmuths zeigte sich auf seiner sonst so glatten Stirn.

„Schon lange nicht mehr, Herr Schreiber," versetzte der lebhafte Ulrich Zell; „wir sind, seit Ihr Euch wieder in der Welt umgesehen, auch nicht auf dem alten Flecke geblieben. Schaut her, hier ist eine Probe der neuen Schrift, ein wahres Prachtwerk, wie Ihr gestehen werdet, und dieß sind die neuen Lettern, womit wir sie gedruckt."

Er reichte ihm mit diesen Worten einen Foliobogen dar, worauf das erste Buch Mosis gedruckt war, und zwar mit so verbesserten, schärferen Lettern, daß der Unterschied gleich in die Augen fallen mußte, der zwischen ihnen und den früheren Holz-Drucken statt fand. Dann zeigte der Gehülfe ihm auch die neuen Lettern, die aus Blei gegossen waren; aber Peter Schöffer konnte sich über diese Fortschritte in der neuerfundenen Kunst nicht freuen, denn dadurch wurden die von ihm selbst zu Paris gemachten Entdeckungen, die Fortschritte, welche er durch angestrengtes Nachdenken, rühmlichen Fleiß und unausgesetzte Versuche erzielt zu haben glaubte, zu nichte gemacht; er hatte sich also vergebens angestrengt und bemüht und der Feuereifer des Freundes ihm den heiß ersehnten Ruhm vorweg genommen! Seine Empfindungen in diesem Augenblicke konnten zwar nicht ganz vor der Freundschaft bestehen, allein sie waren rein menschlich, und so wollen wir ihn wegen derselben nicht zu strenge tadeln.

„Nun, was sagt Ihr zu dem neuen Werke?" fragte ihn endlich Johann Medinbach, als er noch immer schweigend das in seinen Händen befindliche Blatt betrachtete und seinen Gedanken und unangenehmen Empfindungen nachhing. „Ja, der Meister ist ein großer Mann, und es ärgert mich nur, daß die Welt ihn noch nicht dafür erkennt," fügte er begeistert hinzu, denn er liebte den Junker mit jener Schwärmerei einer feurigen, uneigennützigen jungen Seele, die zu allem Großen mit Staunen und Ehrfurcht emporblickt und um so inniger liebt, je weniger sie hoffen darf, gleich Großes zu erreichen.

„Auch ein frommer Mann ist er," fügte Ulrich Zell hinzu, „deßhalb hat er die heilige Schrift zum ersten Druckwerke nach der verbesserten Methode auserkoren. Ich kann Euch nicht sagen, Herr Peter Schöffer, mit welcher Freude und geistigen Erhebung wir, die wir doch bloße Handlanger bei der edlen Kunst zur Stunde noch sind, an diesem Werke mitarbeiten; was muß der Meister nun erst empfinden, wenn er es unter seinen Händen gedeihen sieht! Bald wird die Bibel, dieses Buch aller Bücher, dieser Quell alles Lebens, nicht blos mehr als Eigenthum einzelner Reichen sein, sondern ein Gemeingut für Alle, die Lehre, Trost und Beruhigung daraus schöpfen wollen. Wahrlich, wenn ich das bedenke, so komme ich mir jetzt selbst wie ein ganz anderer Mensch vor, gleichsam wie der Auserwählten Einer, die den Herrn begleiteten und dann nach seinem Tode in alle Lande ausgingen, um das Wort Gottes zu predigen."

„Mit Eurer Kunst, Herr Schreiber," nahm Johann Medinbach, der sein Verstummen mißdeutete und demselben einen kleinlichen Brodneid unterlegte, jetzt das Wort, „ist es freilich wohl so ziemlich zu Ende, und wollt Ihr einen guten Rath von mir schlichtem, einfältigem Gesellen annehmen, so werft die Feder in den Winkel und tretet zu unserer Kunst über; der Junker wird Euch mit Freuden zum Gesellen annehmen, zumal da er schon lange Euer Freund ist."

Schöffer fühlte den Vorwurf sehr wohl, der in den ersten Worten des Gesellen lag, und eine lebhafte Röthe überzog seine Wangen, sich so verkannt, so falsch beurtheilt zu sehen; sein Stolz erlaubte ihm aber nicht, die Meinung Medinbachs zu berichtigen, und so entfernte er sich, nachdem er noch einige unbedeutende Worte mit den beiden Gesellen gesprochen hatte, um Gutenberg in der Werkstatt Meister Jacobs aufzusuchen.

Als er in das Haus des Goldschmieds trat, wollte man ihn nicht sogleich in die Werkstatt lassen, wo, wie man ihm sagte, der Junker Gutenberg und Meister Fust sich eingeschlossen hatten, sondern Catharina, die Tochter des Hauses, führte ihn in das geräumige Wohnzimmer und bat ihn, daselbst zu verweilen, bis sie ihn bei ihrem Vater angemeldet haben würde.

Das Gemach war, nach der Sitte damaliger Zeit, nicht

nur sehr groß, sondern auch ziemlich dunkel, indem die kleinen, runden, in Blei gefaßten Fenster, deren nur wenige vorhanden waren, das Tageslicht nur spärlich durchließen, überdieß kam Schöffer aus dem hellen Sonnenlichte, das draußen alle Gegenstände bis zum Blenden erhellte, und so stand er einen Augenblick, ohne etwas zu sehen, am Eingange der Thüre. Plötzlich ließ sich der Ruf seines Namens aus einem Winkel des Gemaches vernehmen, und indem er sich nach der Stimme umwandte, schwebte eine weibliche Gestalt auf ihn zu, deren Züge ihm halb bekannt, halb unbekannt vorkamen, denn durch das längere Verweilen in dem dunklen Gemache war er nicht im Stande, die Gesichtszüge zu unterscheiden, und so machte er nur, statt aller Antwort, eine stumme Verbeugung gegen das reizende Geschöpf, das sich ihm hastig und mit erröthender Wange näherte.

„Wie, Ihr kennt mich nicht mehr, Herr Peter Schöffer?" fragte ihn Christine in einem traurigen Tone.

„In der That, schönes Fräulein," stammelte er verwirrt und überrascht zugleich, „mir ist, als sollte ich Euch kennen, als habe ich Euch schon irgendwo gesehen —"

„So habt Ihr Christinens, Eurer Schülerin, gänzlich vergessen, Herr Schreiber?"

„Christine, Herrn Johann Fusts Tochter wäret Ihr?!" fragte der junge Mann und näherte sich ihr hastig. „Mein Himmel, wie habt Ihr Euch verändert, edle Jungfrau, doch glaubt mir, nicht zu Eurem Nachtheil!"

„Der artige Franzmann spricht aus Euch," versetzte sie erröthend und senkte das Auge zu Boden.

„Nein, der offene ehrliche Deutsche," sagte er, sie noch immer mit Erstaunen und Verwunderung betrachtend, denn in der That war die mit Christinen während seiner Abwesenheit vorgegangene Veränderung so groß, und sie, die er als ein halbes Kind verlassen hatte, war jetzt zu einer so vollkommen ausgebildeten Jungfräulichkeit herangereift, daß er kaum seinen Augen trauen mochte. Zum ersten Mal im Leben fühlte er jetzt die siegende Macht der Schönheit, die ihn vielleicht um so mehr an Christinen überraschte, da er sie bei ihr früher nie wahrgenommen oder nur geahnt hatte.

Das jetzt eingetretene peinliche Schweigen Beider wurde durch den Eintritt Gutenbergs unterbrochen, der von der Ankunft seines Freundes durch Catharine unterrichtet, seine Arbeit auf einige Augenblicke verlassen hatte, um diesen zu begrüßen. Mit der gewohnten Herzlichkeit schloß er den Langentbehrten in seine Arme und führte ihn dann in die Werkstatt des Goldschmieds, um ihn, vor dem er keine Geheimnisse hatte, in seine neuen Entdeckungen und Versuche einzuweihen.

Es kam nämlich jetzt darauf an, eine neue Masse zu beweglichen Lettern, mit denen er die heilige Schrift zu drucken begonnen, zu erfinden, da die ersten, welche er gegossen hatte, von Blei und somit zu weich waren, um lange vorhalten und einen schönen, scharfen Druck liefern zu können. Zu diesem Zwecke hatte er den ihm wohlwollenden Meister Jacob, der mit den Metallen so gut Bescheid wußte, in Anspruch genommen, und Beide waren eben darauf aus, das Werk zu Stande zu bringen, als Schöffer bei ihnen eintraf.

Auch Meister Jacob empfing den jungen Mann wie einen werthen, langjährigen Freund, und jubelnd zeigte er ihm einige Buchstaben von Metall, die man eben gegossen und aus der Matrize hervorgenommen hatte.

„Seht," sagte er fröhlich zu Schöffer, der das von beiden Männern Geschaffte aufmerksam betrachtete, „seht, Herr Schreiber, so weit ist die göttliche Kunst, die diesem edlen Junker das Leben verdankt, jetzt gediehen. Bald wird sie an das Licht des Tages treten und ihm den verdienten Ruhm erwerben. Ja, er wird leben, wenn wir alle längst schon todt und vergessen sind, und sein Name wird weit über die ganze Erde hinschallen. Zur größten Ehre rechne ich's mir an, ihn zu kennen und, wenn auch nur als Handlanger, mit zu dem großen Werke beigetragen zu haben."

„Viel ist noch zu thun, bevor wir uns des vollständigen Gelingens erfreuen dürfen," versetzte Gutenberg bescheiden.

„Ganz recht, lieber Meister, und ich bin nicht der Mann, der Euch rathen möchte, schon jetzt die Hände in den Schoos zu legen."

Peter Schöffer war mit sich selbst unzufrieden und doch vermochte er das Gefühl des Neides nicht aus seiner Seele zu verbannen, das ihn vor sich selbst erniedrigte. Auch war das, was er jetzt erfuhr, wirklich hart für einen Mann, den edle Ruhmbegierde beseelte: er hatte achtzehn Monden damit zugebracht und bedeutende Summen, die er sich abdarben mußte, darauf verwandt, das zu erfinden, was er jetzt schon erfunden sah.

Die beiden Männer bemerkten endlich sein Verstummen und seine Niedergeschlagenheit, und Gutenberg wandte sich mit der treuherzigen Frage an ihn:

„Euch ist hier etwas nicht recht, Peter Schöffer, sagt's gerad heraus, was Euch ist, denn Euer trauriges Wesen quält mich mehr, als Ihr vielleicht denkt."

Diese Worte, begleitet von einem herzlichen Händedruck des edlen Mannes, riefen ein lebhaftes Erröthen auf Schöffers Wangen hervor; dann siegte das bessere Gefühl in ihm und er sagte mit leiser, gedämpfter Stimme: „Mein Herz ist nicht vom Neide gegen Euch frei, gegen Euch, den Beglückteren, auch von der Natur so Bevorzugten. Wißt, daß ich die ganze Zeit, in der ich von Euch getrennt war, nur darauf gesonnen habe, mir auch ein Blättlein aus dem reichen Lorbeerkranz, womit Eure Stirne von der Nachwelt geschmückt werden wird, zu erobern, und hier" — er griff bei diesen Worten in die Tasche und langte eine Handvoll Lettern hervor — „hier ist, was ich durch rastloses Forschen und unermüdete Arbeit gewann. Ich hoffte Euch dadurch zu erfreuen, zu überraschen, und nun ist es nichts, denn Ihr seid mit Eurem Riesengeiste schon zuvorgekommen, und wie in einem Traume habe ich mich vergebens abgemüht — beim Erwachen war der reiche Schatz verschwunden, den ich mit bitterem Schweiß aus unergründlicher Tiefe heraufgeholt."

(Fortsetzung folgt.)

Text zu einer Schillerlotterie-Polka.

Bild auf Bild und Buch auf Buch,
Bleistift und Choklade,
Schnupftabak und Taschentuch,
Watte und Pommade,
Feuerzeuge und Tableaux,
Krüge, Tassen, Becher,
Vorhang, Handtuch und Rouleaux,
Muff und Austernbecher,
Häubchen, Kleidchen und Barets,
Pulverhorn und Flinte,
Strümpfe, Schuh' und Chemisetts,
Rothwein, Rum und Tinte,
Wandkalender, Puppenkopf,
Pulver für die Zähne,
Wachsstockhalter, Flaschenpfropf,
Popeline de laine,
Federnschmuck und Perlenschnur,
Peitschen, Sporn und Zügel,
Locken und gelockte Tour,
Baß und Wiener Flügel,
Crinolin' und Unterrock,
Vasen, Uhren, Spitzen,
Schraubenzieher, Degenstock,
Feuer- und and're Spritzen,
Ladenhüter groß und klein,
Mühlenfels und Weller,
Stolle, Hammer, Apfelwein,
Schüsselbrett und Teller,
Regenschirm und Portmonnaie,
Stoff zur Sommerhose,
Friedrich Schiller als Portrait,
Nebst Apotheose!

Der „Einsame Stern“.

(Fortsetzung.)

11.

Die Mannschaft des „Einsamen Sterns“ und der Rest der heimgesuchten Schaar, welche in dem „Royal Charley“ von Bristol abgefahren war, standen alle auf dem Verdeck und äußerten laut ihre Freude. Der Freibeuter und Eleanor wurden mit dem Entzücken empfangen, das man empfindet, wenn man todtgeglaubte theure Freunde noch am Leben findet. So groß war die Freude, die von Allen, außer Henry Postans, der sich indeß einfach schweigend verhielt, empfunden und an den Tag gelegt wurde, daß des Negers Zustand kaum bemerkt wurde. — Bald fragte indeß einer der Passagiere: „Was hat Josh gethan?“

„Ah, ich hatte vergessen,“ sagte Sir Reginald, welcher mit Eleanor noch auf dem Verdeck war. „Herr Postans, sehen Sie her, Herr. Wissen Sie von etwaigem, Ihrem Onkel gehörigen Besitzthum, das in seiner Cajüte lag?“

„Da war eine große Summe in Gold, welche ich suchte, als wir auf das Schiff zurückkehrten, und die ich nicht fand,“ erwiderte der junge Mann mit hohler Stimme.

„Dann sieh hier den Mörder Deines Vaters, Eleanor!“ rief Sir Reginald feierlich. „Gott weiß, ich habe den Schurken nie in Verdacht gehabt. Herr Postans, ich muß Sie für meinen kränkenden Argwohn demüthig und aufrichtig um Entschuldigung bitten. Elender! Bösewicht! sprich, oder ich lasse Dich in fünf Minuten an der Raa aufhängen!“

„Was ich sagen?“ schrie der Neger, den ganzen verächtlichen Schrecken eines feigen Meuchelmörders zeigend.

„Wer hat Herrn Bowen getödtet?“

„Ich, Massa. Was zum Teufel er so laut mit Massa Postans von all dem Gelde sprechen, das er in sein Kasten hatte?“

Passagiere, Schiffvolk, Herr Postans, Eleanor, Alle hörten mit stummem Entsetzen zu.

„Aber, Elender! hättest Du nicht rauben können, ohne den alten Mann umzubringen?“

„Er erwachen und Lärm machen. Josh kein Narr! Todter Mann nie sagen, was er sehen! Aber Ihr Josh nicht umbringen, Massa Reginald? Er sein treuer Diener, und die Wahrheit sagen?“

„Ich werde Dich nicht tödten; aber in Kingston sollst Du wegen Mordes vor Gericht gestellt werden.“

„O, Massa, sie mich hängen, wie einen Hund!“

„Und Du verdienst es.“

Die Mannschaft und Passagiere starrten mit Abscheu auf den Mörder, als er, schwer gefesselt, nach einem Platz im Schiffsraum gebracht wurde. Der Zweifel und Argwohn, welcher über zwei unschuldigen Menschen geschwebt hatte, war jedoch beseitigt, und Alle empfanden das als eine große Erleichterung. Eleanor sah Beide, trotz ihres tiefen Kummers, mit einem freundlichen Lächeln an. Aber sie war bestürzt über ihres Vetters Gesichtsausdruck. Er war im Begriff, zu sprechen.

„Sir Reginald, Ihre Entschuldigung mir gegenüber ist nichts gegen die, die ich Ihnen zu machen habe,“ sagte Henry Postans mit tiefbewegter, leiser Stimme, welche verhinderte, daß seine Worte andere Ohren als die seiner Cousine und des Capitäns des „Einsamen Sterns“ erreichten. „Ich kannte natürlich meine eigene Schuldlosigkeit an diesem Morde; aber — und das Geständniß wird mir wohlthun — ich sann in jener Nacht darauf, einen Menschen zu erschlagen; und dieser Mensch waren Sie selbst!“

„Heinrich!“ sagte Eleanor.

„Hören Sie mich an! Von Haß und Eifersucht rasend gemacht, begab ich mich in jener Nacht in mein Bett, meiner Sinne nicht recht mächtig, wie ich glaube. Mein Oheim hatte bei weitem nicht den Zorn gezeigt, den er, über Ihre Aufmerksamkeit gegen Fräulein Bowen nach meinem Wunsche hätte zeigen sollen. Ich liebte sie; ich hatte lange gehofft, sie dereinst als meine Frau zu sehen; und da sah ich einen Fremden zwischen mich und jenes Glück treten, zu welchem ich mich berechtigt wähnte, ich sah deutlich, daß Sie mir vorgezogen wurden, und mein Gehirn wurde vom Wahnsinn ergriffen. Ich weiß nicht, wie die Gedanken auf mich eingestürmt kamen; aber sie kamen, und zuletzt erbittert, trunken von rasender Eifersucht, ein Messer in der Hand, erhob ich mich, um wild auf Ihr Bett zuzustürzen. Aber ich hörte die Tritte in der Cajüte, und ich konnte erkennen, daß sie neben Ihrer Thür waren. Dieß veranlaßte eine kurze Ueberlegung, und ich legte mich wieder nieder. Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich — ein Mörder in Gedanken — am nächsten Morgen fand, daß mein Onkel, wie ich fest glaubte, von demselben Manne, den ich dem Tode geweiht, ermordet worden war. Das wird Ihnen meine spätere Melancholie und Verzweiflung erklären.“

„Aber Heinrich,“ sagte Eleanor freundlich, „das war ja nur ein alberner Traum. Er ist jetzt vorüber. Denke nicht mehr daran.“

„Er ist vorüber. Eleanor, und ebenso ein anderer Traum, auch albern, aber viel angenehmer. Aber das ist nun einerlei. Dieser edle Mann hat uns das Leben gerettet, und ist bei dem Unternehmen beinahe umgekommen. Keiner von uns kann ihn belohnen, wie er es verdient; Du mußt für uns alle ihm Dankbarkeit bezeigen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so gibt es nur einen Lohn, den er annehmen würde, und das bist Du selbst.“

„Davon wollen wir ein andermal reden,“ sagte Eleanor.

„Ja,“ setzte Sir Reginald hinzu, seine Hand ergreifend und sie lebhaft drückend.

„Nein!“ versetzte Henry Postans fest. „Ich bin ihr einziger Verwandter und Vormund, und ich will handeln. Oeffentlich habe ich Sie beschuldigt, öffentlich widerrufe ich es, und öffentlich bestehe ich darauf, Eure Hände zu verbinden.“

„Aber Heinrich, lieber Heinrich, höre doch,“ sagte Eleanor, hastig sprechend; „bedenke. Mein armer Vater ist eben erst gestorben. Ich kenne Sir Reginald kaum. Dieß ist ein zu plötzliches Verlöbniß — es erscheint unrecht, unnatürlich in einer solchen Zeit.“

„Meine theure Cousine,“ fuhr der junge Mann mit außerordentlich feierlichem und besorgtem Tone fort, „willst Du mir, auf Dein Gewissen, eine Frage beantworten? Ich bitte darum, ich flehe darum. Erinnere Dich, was ich gelitten habe; und sei großmüthig gegen mich.“

„Was Du mich auch fragest, Heinrich, ich will antworten,“ sagte seine liebliche Cousine, sehr bewegt.

(Schluß folgt.)

Assisenverhandlungen der Pfalz.

Zweibrücken, 25. Febr. In der heutigen Sitzung wurde der Schlaghüter Nikolaus Bender von Rohrbach, Landcommissariats Zweibrücken, des Meineids angeklagt, von den Geschworenen mit 7 gegen 5 Stimmen für schuldig erklärt und, nachdem das Assisengericht der Majorität beigetreten, zum Verlust der staatsbürgerlichen Rechte verurtheilt.

In der Sitzung vom 26. Febr. wurde Elisabetha Sauer, 43 Jahre alt, Näherin von Kallstadt, Wittwe des verlebten Taglöhners Leonhard Freund, des Kindsmordes schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. — Mit dieser Verhandlung gingen die Assisen für das 1. Quartal l. J. zu Ende.

Verschiedenes.

In Maikammer soll eine Familie wegen Verfertigung falscher Halbguldenstücke verhaftet worden sein.

In Soldin (Preußen) steht im Mai eine sehr umfassende Schwurgerichtsverhandlung bevor, betreffend den Prozeß gegen den Raubmörder Maasch und Genossen, da in dieser Sache nicht weniger als 23 Personen wegen Raubmordes und Theilnahme daran sitzen und gegen den berüchtigten Maasch allein 13 verschiedene Morde und gegen 800 gewaltsame Einbrüche vorliegen sollen.

Zu Breitenbach bei Schlüchtern starb kürzlich ein Mann im 42. Jahre seines Alters, nachdem er seit einigen Jahren ein unerklärliches Leiden im Unterleibe und in der Gegend des Magens verspürt und verschiedene Aerzte zu Rath gezogen hatte. Der letzte verordnete starke Brechmittel, und hatten diese zur Folge, daß der Patient eine Blindschleiche und etwas später 2 Kröten von sich gab, 3 Tage darauf aber verschied. Bei der Oeffnung der Leiche fand sich noch ein ganzer Laichstock von Kröten.

Im Naumburger Kreisblatt liest man folgende Anzeige: „Ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann, welcher die Schuhmacherkunst erlernen will, wird gesucht von F. Fritsche in Kösen.“ Der Lehrling wird zum mindesten ein Gymnasialabsolutorium haben müssen.

Vor einiger Zeit erschien ein interessantes Kärtchen von Deutschland, auf dem die Grenzen nach den verschiedenen Getränken, je nach ihrem Vorherrschen gezogen sind. Der Schnaps ist mit Blau bezeichnet und herrscht noch über die ganze norddeutsche Tiefebene, indem die Farbe nach Norden und Osten in ein immer tieferes Indigoblau übergeht. Das braune Bier hat seinen Hauptsitz in Bayern und Böhmen und seine Grenzen erstrecken sich von dort nach Mittel- und West-Deutschland. Der Wein endlich mit purpurrother Farbe florirt am Rhein, an Donau, Neckar, Main und Mosel, während Elbe, Oder und Saale nur ein schwaches Contingent an Meißner, Grüneberger und Naumburger stellen.

St. Gallen, 23. Febr. Das Tagbl. meldet von Rorschach eine tragische Begebenheit. Zwei junge Leute von unbekannter Herkunft, welche sich vorgeblich auf der Hochzeitsreise befanden und, um Nachstellungen zu entrinnen, sich mit Hinterlassung einer bedeutenden Gasthofszeche bei Nacht entfernten, gaben sich im Walde des benachbarten Möttelischlosses durch Gift den Tod. (Die beiden Unbekannten sind nach bayerischen Blättern die Papparbeiterseheleute Joseph und Laura Jungmeier von München, welche wegen bedeutenden Diebstahls, Betrugs und Urkundenfälschung in Untersuchung waren, sich ihr aber am 18. Jan. durch die Flucht entzogen.)

Seinem Schicksal kann Niemand entgehen.

Ein Schuhmacher hatte zwei Lehrjungen, die er täglich früh Morgens wecken mußte. Da sie Beide in einem Bette schliefen, der Eine regelmäßig an der Wand, der Andere am Rande der Bettstelle, so ergriff der Meister immer nur den Letzteren bei den Ohren, sie gewaltig schüttelnd, bis er durch sein Geschrei den Andern aufweckte. Dies ging so durch ein halbes Jahr. Eines Abends sagte der zum Frühstück stets Geschüttelte zu seinem Schlafkameraden: „Hör 'mal! ich bin bis jetzt des Morgens immer der Gepeinigte gewesen, leg' Du Dich ein Mal an meine Stelle und ich will mich an die Wand legen, damit ich doch ein Mal von dem Schütteln verschont bleibe.“ — Der Andere erfüllt diesen Wunsch. — Früh Morgens mit der Dämmerung kommt der Meister, und wie er so zur Bettstelle tritt, denkt er sich: Immer beutle ich nur den Einen, heute soll er verschont bleiben, ich will einmal den an der Wand Liegenden schütteln. — Gedacht, gethan! — Der Arme schrickt auf, und zur Besinnung kommend, ruft er: „Seinem Schicksal kann Niemand entgehen!“

Jägerspruch.

Seitdem es auf Erden tagte,
Gibt's nur Jäger und Gejagte.

Raritäten-Kästlein.

„Sie sind ein sehr geschickter Arzt,“ sagte der Fürst K. zu dem verstorbenen Hufeland, „Sie müssen bei Ihrer Kenntniß des menschlichen Körpers alle Krankheiten curiren können.“ „Ja,“ entgegnete Hufeland, „mir geht es wie einem Nachtwächter, denn ich kenne zwar alle Straßen der Stadt, aber er weiß doch nicht, was in den Häusern vorgeht.“

„Ein neues Mittel, die Leute in's Theater zu locken, hat der Direktor in Rennes erfunden. Er ließ nämlich am Dreikönigsabend den in Frankreich üblichen Bohnenkuchen unter die Zuschauer vertheilen. Derjenige, der die Königsbohne in seinem Stücke hatte, erhielt einen ungeheuren Butterkuchen zum Geschenk.“

Goldkörner.

Trägst Du im Busen Leid und Groll, o komm,
Sieh einem Kind ins Auge froh und fromm.
Das hat schon Manchem lieblich wohlgethan.
Aus Kindesaugen blicket Gott Dich an.

* * *

Zwei Lebensstützen brechen nie,
Gebet und Arbeit heißen sie.

Charade.

Kennst Du der beiden Ersten Wonneton?
Wohl Dir, wenn Dich noch ihre Arm' umschließen.
Und wehe Dir, ward in der Kindheit schon,
Dies höchste Glück der Erde Dir entrissen.

Die beiden Andern künden Freud' und Schmerz,
Zum Bitten braucht man sie, wie zum Befehlen,
Durch sie enthüllt der Dichter uns sein Herz.
Er ließe ohne sie sich nichts erzählen.

Es schlingt das ganze Wort ein festes Band
Um Alle, die ihr Eigenthum es nennen,
Sie werden sich im fremden, fernen Land
Mit hoher Freude stets daran erkennen.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 26. Febr. Der Centner Weizen 7 fl. 13 kr. Korn 5 fl. 53 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 13 kr. Gerste 4 fl. 12 kr. Hafer 4 fl. 2 kr. Mischfrucht 6 fl. 1 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 27. Febr. Der Centner: Weizen 7 fl. 6 kr. Korn 5 fl. 49 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 16 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 24 kr. Hafer 4 fl. 2 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Mainz, 28. Febr. Auf dem heutigen Fruchtmarkte stellten sich die Durchschnittspreise wie folgt: Weizen 14 fl. 39 kr. Korn 10 fl. 57 kr. Gerste 7 fl. 51 kr. Hafer 5 fl. 33 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe,
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 10. Sonntag, den 9. März 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Peter Schöffer fühlte sich nach diesem offenen Geständnisse nicht nur erleichtert, sondern auch wieder vor sich selbst gehoben und konnte jetzt dem Freunde ohne Schamerröthen in das Auge sehen. Dieser begriff, was in seiner Seele vorging und schloß ihn gerühet in die Arme: er war ihm jetzt theurer denn je. Er nahm die ihm dargereichten Lettern, betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und sagte dann gutmüthig: „Betrübt Euch nicht allzusehr über die Zeit, die Ihr verloren zu haben wähnt, denn leicht kann Eure Erfindung die meinige überflügeln. Die von Euch versuchte Mischung ist anderer Art, als die meinige, und der Himmel gebe, daß sie besser und zweckmäßiger sei, was der Versuch lehren wird; auch habt Ihr, mein wackerer Freund, schon jetzt ein großes Verdienst vor mir voraus, indem ich unter diesen schön gebildeten Lettern auch welche von den herrlichen Kapitalbuchstaben erblicke, die Eure Handschriften zieren, und bis dahin habe ich es bis jetzt noch nicht gebracht. Sofern Euch also der Ruhm wirklich etwas ist und Eure Seele nach diesem ersten und unvergänglichen Gute, wie die meine, lechzt, so beruhigt Euch vollkommen, denn Euer Antheil daran wird Euch nicht fehlen.“

„Wie ein braver und neidloser Mann gesprochen, Herr Junker!“ rief Meister Jacob vergnügt; „und nun kommt in das Wohnzimmer, um alle Eure Sorgen und Euren Unmuth, Herr Schreiber, im besten Weine zu ertränken, dafür mein Keller bürgt. Mir ist unbeschreiblich wohl und behaglich in der Gesellschaft so wackerer, strebsamer Männer, und als ein großes Glück würd' ich es betrachten, könnte ich immer mit Euch sein und vereint mit Euch dem großen Ziele zustreben.“

„Das thut Ihr ja, edler Meister,“ versetzte Gutenberg: „auch Ihr weiht Euer Leben und Denken der göttlichen Kunst, dieser Sonne des Lebens, von der tausend und tausend Strahlen ausgehen, die aber alle wieder zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zurückgeführt werden.“

Meister Jacob führte jetzt seine Gäste in das große Wohnzimmer und gebot seiner Tochter Catharine, die seit dem Tode seiner Frau der Wirthschaft vorstand, vom besten Weine aus dem Keller heraufzuschaffen, denn er wollte, wie er sagte, die glückliche Rückkehr eines werthen Freundes gebührend feiern.

Christine war noch immer da, und nicht lange, so saß Schöffer, wie früher wohl, neben ihr, und Beide hatten sich so viel zu erzählen, daß sie Alles um sich her vergaßen. Meister Fusten entging es nicht, welchen Antheil die beiden jungen Leute aneinander nahmen, und weit davon entfernt, ihr trauliches Gekose stören zu wollen, hatte er seine herzinnige Freude daran, denn ihm gefiel sowohl seine Nichte von ganzer Seele, als auch Herr Peter Schöffer, und hätte letzterer um seine Tochter geworben, so würde er sie ihm mit Freuden zum Weibe gegeben haben.

Indeß beschlichen ihn doch bange Besorgnisse wegen dieser aufkeimenden Liebe Christinens, weil er wußte, daß sein Bruder hoch mit dieser hinaus wollte; aber Christinens ihm bekannter Charakter, ihre Festigkeit und Kraft beruhigten ihn in Etwas wieder und er meinte, sie werde es trotz allen sich ihr entgegenstehenden Hindernissen doch wohl mit ihrer Liebe durchsetzen, besser als der Schwächling, ihr Bruder Johann.

Seit Schöffers Rückkehr wußte Christine, daß sie ihn liebe, mit dem ganzen Feuer einer kräftigen, jugendlichen Seele liebe und ihr Charakter ließ es nicht zu, ein Geheimniß aus dem zu machen, was in ihr vorging. Der Erste, welcher bemerkte, daß sie dem Schreiber die volle Gluth ihrer jugendlichen Gefühle entgegentrage, war ihr Bruder Johann, und da dieser sie zärtlich liebte, glaubte er sie warnen zu müssen, nicht Hoffnungen Raum zu gestatten, die bei dem ihnen bekannten Charakter ihres Vaters nimmermehr in Erfüllung gehen dürften. Schöffer war arm und besaß nichts als eine Kunst, die durch die neue Erfindung einen großen Theil ihres Werthes verloren hatte: wie sollte Johann Fust sie wohl einem solchen Manne zum Weibe geben, er, der den Werth des Menschen allein nach dem abzuwägen gewohnt war, was er an irdischen Gütern besaß?

Christine hörte ihrem Bruder bei diesen Vorstellungen mit einer Ruhe zu, die Johann in Erstaunen setzte; dann, als er geendet hatte, sagte sie mit festem Tone:

„Ich weiß wohl, mein guter Bruder Johann, welche Hindernisse sich meiner Liebe von Seiten des Vaters entgegenstellen werden, allein eben so gut weiß ich, daß nie ein Anderer als Schöffer mein Ehegenosse werden wird, weil ich nie einen Andern so werde lieben können, wie ihn.“

„Du dürftest wohl so sprechen, arme Schwester,“ versetzte der Geistliche mit traurigem Tone, „wenn Du über Deine Person zu gebieten hättest; allein schon mein Beispiel sollte Dir zeigen, wie unbeugsam unser Vater in diesem Punkte ist, und so fürchte ich auch für Dich eine trübe, unglückselige Zukunft, wie sie mir zu Theil geworden ist.“

„Weil Du nicht ausharrtest, Johann, weil Du Dich zu schnell für überwunden in diesem Kampfe erklärtest; ich aber bin entschlossen, das Glück meines Lebens bis auf den letzten Blutstropfen gegen unsern Vater und gegen Jedermann zu vertheidigen.“

„Und Schöffer,“ fragte sie der Geistliche, „liebt auch er Dich, Christine?“

„Wenn ich das nicht gewiß wäre, wie könnte ich so freudig den Kampf mit dem Vater wagen?“ versetzte sie.

„Es war sehr verwegen von dem jungen Manne, Dir das zu gestehen, Christine, ohne der Einwilligung unserer Eltern gewiß zu sein!“ bemerkte Johann tadelnd.

„Er hat es mir auch nie gestanden, Bruder.“

„Wie weißt Du es denn?“

„O, so etwas fühlt sich!“ rief sie. „Johann, auch Du hast ja geliebt, weißt Du denn nicht, daß es der Worte nicht bedarf, um zu wissen, ob man geliebt sei, oder nicht? Seine Blicke sagen es mir, das Erröthen, welches sich auf seinem schönen Antlitze zeigt, so oft ich ihm unerwartet entgegentrete; und neulich“ — hier stockte sie und senkte verschämt das Auge zu Boden.

„Nun, neulich?“ . . . forschte der Bruder.

„Neulich,“ fuhr sie mit noch immer zu Boden gesenktem Blicke fort, „hatte ich mir im Garten eine Rose gepflückt; sie entfiel mir, er sah es und raffte sie eilig auf, drückte schnell seine Lippen darauf und verbarg sie. Er mochte glauben, daß ich es nicht gesehen habe, denn er redete nicht von seinem Raube; seit der Zeit, Johann, weiß ich mit Ge-

wißheit, daß er mich liebt, obgleich seine Lippen es mir nicht gestanden haben."

Der Bruder seufzte und antwortete ihr nicht, seine Seele war zu betrübt dazu, denn mit Schrecken dachte er an den Kampf, der seiner von ihm so innig geliebten Schwester bevorstehen würde, an einen gleichen Kampf, als der war, dem er hatte erliegen müssen.

„Sieh," sagte Christine nach einer Pause, während welcher sie nachgesonnen zu haben schien; „ich weiß recht gut, welche Gewalt ein Vater über sein Kind hat, besonders ein Vater wie der unsrige: allein ich biete ihr Trotz, Johann, denn ich weiß für meine Liebe zu sterben!"

Ohne daß die Geschwister es wußten, hatten sie bei diesem Gespräche an ihrem Vater einen Ohrenzeugen gehabt. Johann Fust, der längst über die Neigung seiner Tochter zu dem Schreiber im Reinen und fest entschlossen war, niemals in ein Bündniß zwischen Christine und Schöffer zu willigen, hatte vom Fenster des Hauses aus seine Kinder traulich mit einander kosen gesehen, um sie zu belauschen, durch Umwege hinter das Gebüsch geschlichen, gegen das sie mit dem Rücken gelehnt saßen. Er hatte also wenigstens den letzten Theil ihrer Unterredung mit angehört und war mehreremale in Versuchung gewesen, hervorzutreten und sein verwegenes Kind durch sein Erscheinen zu Boden zu schmettern; allein die Besonnenheit, welche ihn auszeichnete, gewann die Oberhand über seinen Zorn, und so hielt er sich verborgen, bis Beide in das Haus zurückkehrten, worauf er ihnen unbemerkt nachfolgte. Die erste Person, welche ihm bei seiner Rückkehr begegnete, war der Schreiber selbst; er kam, um Christinen, wie sonst, Unterricht zu ertheilen, eine Pflicht, die er jetzt nur zu gern übte. Jene verrätherische Ader, die den Zorn in ihm Allen, die ihn kannten, verkündete, zeigte sich auf Fusts Stirne bei dem unerwarteten Anblicke des jungen Mannes; doch beherrschte er sich auch jetzt und gebot Schöffern, ihm in sein eigenes Zimmer zu folgen, statt sich zu seiner Schülerin zu begeben.

„Herr Peter," sagte er, als er sich diesem allein gegenüber befand, mit einer Stimme, die trotz aller Anstrengung, die er machte, durch ein leises Beben seine innere Aufgeregtheit kund that. „Herr Peter, meine Tochter bedarf Eures Unterrichts nicht ferner, und so bitte ich Euch hiemit, denselben aufgeben zu wollen. Um offen gegen Euch zu sein, so denke ich jetzt alles Ernstes an eine passende Vermählung Christinens mit einem Manne meiner Wahl, und da dürfte die arge Welt vielleicht Anstoß daran nehmen, wenn sie noch ferner Euren Unterricht genösse: ich denke, Ihr versteht mich, Herr Schöffer," fügte er mit einer etwas stärkeren Betonung der letzten Worte hinzu und warf zugleich einen so durchdringenden Blick auf den jungen Mann, daß dieser verwirrt den seinigen zu Boden schlug.

Es war ihm unmöglich, zu antworten; das Herz zog sich ihm krampfhaft in der Brust zusammen: er sah sein zartes, sich kaum selbst gestandenes Geheimniß errathen, und von diesem Manne, vor dem er es gern auf immer hätte verbergen mögen!

Fust schien seine Verwirrung nicht bemerken zu wollen und fuhr mit anscheinender Ruhe fort:

„Wähnt nicht, Herr Schreiber, daß ich die Dienste verkenne, die Ihr mir bisher theils in Geschäften, theils durch den Unterricht, den Ihr meiner Tochter ertheilt habt, geleistet, noch daß ich sie mit Undank belohnen will; vielmehr bleiben wir, so hoffe ich, nach wie vor Freunde und unterstützen uns gegenseitig durch Rath und That; auch wünsche ich, daß Ihr noch weitere Fortschritte in der von Junker Gutenberg erfundenen Kunst machen und Euch davon so viel als möglich aneignen möget, denn man kann nicht wissen, wohin das noch einmal führen und welche Vortheile es Euch und mir in der Folge bringen kann."

Er verbeugte sich bei diesen Worten gegen Schöffer, reichte ihm die Hand und forderte ihn auf diese Weise auf, sich zu entfernen.

Schöffer ging — nein, er stürzte gleichsam die Stiege der Wendeltreppe, welche aus dem Hause führte, hinunter; mit welchen Gefühlen, läßt sich denken. Als er mit eiligem Schritte, um zu seiner Herberge zu gelangen, an der Behausung des Meisters Jacob vorüberstreifen wollte, hörte er sich bei Namen rufen, und als er sich nach dem Rufenden umsah, erblickte er den Meister selbst in der Thüre seines Hauses.

„Wohin so eilig, Herr Schreiber, als ob Euch der Kopf brennte?" fragte dieser; „was giebt's denn, daß Ihr nicht einmal auf den Gruß eines Freundes hört?"

„Verzeiht, edler Meister, ich sah Euch nicht," stammelte Schöffer; „ich war in Gedanken vertieft und da" . . . er stockte.

„Waren es angenehme Gedanken, die Euch beschäftigten, so setzt Eure Wanderung fort, sonst aber tretet zu mir ein und vertraut mir, Eurem Freunde, was Euch bedrückt. Ich sehe nicht gern Falten auf Eurer hübschen, glatten Stirne, Herr Peter, und bin, Ihr mögt es mir glauben, Euer aufrichtiger Freund."

„Ja, das seid Ihr, edler, wackerer Mann!" versetzte Schöffer, und so stehe ich nicht an, mein Herz vor Euch auszuschütten."

„Dacht' ich's doch, daß es was gäbe!" sagte Meister Jacob; „Ihr saht mir auch nicht wie ein Glücklicher aus, sondern vielmehr wie Einer, dem der Hagelschlag die ganze Ernte vernichtet hat. Tretet aber in's Haus, lieber Herr, denn vor der Thüre läßt sich so etwas nicht abhandeln."

Schöffer folgte ihm und erzählte ihm dann, auf welche fast schimpfliche Weise Johann Fust ihn aus seinem Hause gewiesen, ohne daß er Ursache zur Beschwerde gehabt habe.

„Hm!" sagte Meister Jacob. „Ich habe es schon lange erwartet, daß es so kommen würde; und Ihr, junger Fant, habt Ihr mir wirklich getreulich Alles erzählt, was Bezug auf diese unangenehme Sache hat?"

„Ich habe Euch nichts verborgen — mein Gewissen ist rein," versetzte Schöffer mit zu Boden gesenkten Blicken.

„Euer Gewissen ist nicht ganz rein, Herr Peter Schöffer," rief der Meister eifrig, aber ohne Zorn; „nein, Euer Gewissen ist nicht ganz rein und es steht ein Kapitel darin, das Ihr gern vor eines Jeden Blicken verborgen halten möchtet. Ich aber kenne den Inhalt desselben, und so sag' ich's Euch geradezu heraus: mein Bruder hat Euch die Thüre gewiesen, weil Ihr Miene mit seiner Tochter zu treiben im Sinne hattet und sie wohl auch mit Euch, denn ihr seid Beide ein paar schmucke junge Leute und könnt schon Gefallen aneinander haben" . . .

„Meister Jacob!" unterbrach ihn Schöffer und seine Stimme klang fast flehend, während der lebhafteste Purpur sein Gesicht überzog.

„Ja, so ist's, und mir sollt Ihr nichts weiß machen; hab's schon lange gewußt, und dem schlauen Fuchs, meinem Bruder — Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich ihn so nenne, aber er ist's einmal — konnte das auch nicht verborgen bleiben. Der aber will hoch hinaus mit seiner Christine, und wenn Ihr es nicht auf eine ganz besondere Weise anfangt, so wird nichts daraus, daß Ihr Sie zur Frau erhaltet."

„Was aber soll ich thun, um nicht unglücklich zu werden?" fragte Schöffer kleinlaut.

(Fortsetzung folgt.)

Das lebendige Todtengerippe.

(Eine Fastnachtsvision.)

[Aus der Aschb. Ztg.]

Es war des Faschings letzte Nacht,
In der vom Schlaf ich war erwacht.
Verstummt war schon das Freudgewühle,
Und um mich herrschte Grabesstille;
Als plötzlich ein lautseufzend: „Ach!"
Die Todesstille unterbrach
Ich ließ der Lampe matte Strahlen
Auf einen Schrank im Zimmer fallen,
Der eines Todten Beine barg
Der Anblick von dem Knochensarg,
Erregte in mir Angstgefühle
In banger, mitternächt'ger Stille.

Und wieder stöhnt es seufzend „Ach!“,
„Ach! Ach!“ ertönt es wieder nach.
Kaum war das letzte „Ach“ erklungen,
War auch die Thür schon aufgesprungen;
Und vor mir steht der Knochenmann,
Schaut mich mit hellen Augen an,
Und schlotternd rasselt das Gerippe;
Es öffnet seine Knochenlippe,
Und dumpfig, wie aus Grabesschlund,
Erschallt es aus dem Knochenmund,
Daß dumpf erdröhnt des Zimmers Mauer,
Und mich durchrieselt kalter Schauer:

„Du stierst mich an mit scheuem Blick?
„O schaud're nicht vor mir zurück!
„Ich lebte einst wie Du auf Erden;
„Was ich jetzt bin, wirst Du auch werden
„Auch ich war Mensch, ein Mensch wie Du;
„Du eilst wie ich, dem Grabe zu.
„Vom Staub' gebildet, kehren wieder
„Zum Staub' Dein Fleisch und Deine Glieder. —
„Schau her! sieh' diese Knochenbrust!
„Sie liebte einst der Sinne Lust,
„Sie fühlte Freude und Ergötzen
„An Titeln, Würden und an Schätzen.

„Sie rührt nicht mehr der munt're Scherz,
„Nicht Gram, nicht Trauer, nicht der Schmerz;
„Vorüber sind der Erde Leiden,
„Vorüber die genoss'nen Freuden. —
„Mir wird nicht warm, mir wird nicht kalt,
„Die Jahre machen mich nicht alt;
„Wenn hier ich tausend Jahre stehe,
„Wird mir nicht wohl, wird mir nicht wehe,
„Wird mir nicht Tag, wird mir nicht Nacht;
„Und Niemand ist, der nach mir fragt. —
„Vergessen bin ich längst von Allen,
„Von Allen, denen ich gefallen.

„Und Keiner ist, der mich erkennt,
„Niemand, der meinen Namen nennt. —
„Ich hab' im Ueberfluß gelebet,
„Nach Schätzen und nach Ruhm gestrebet,
„War reich an Gütern, war geehrt,
„In Kunst und Wissenschaft gelehrt;
„Als mich des Todes Hand berührte,
„Sprach ich zur Ehre und zur Würde!
„Kommt! rettet mich mit neuer Macht
„Aus schauervoller Todesnacht!
„Ich sprach zu den genoss'nen Freuden:
„Versüßt des Todes Bitterkeiten!

„Die Freude aber sprach zu mir:
„„Ich geh' nicht ein zur Grabesthür'.““
„Ich sah im Tod' sie von mir weichen,
„Und sah des Ruhmes Glanz erbleichen. —
„Ich sprach zum Reichthum und zum Gold:
„O kommt! und stimmt den Tod mir hold!
„Sie sprachen: „„Auch wir müssen wandern;
„Du zu den Todten, wir — zu Andern.““
„Ich sprach zur Gattin, sprach zum Freund:
„Ihr war't im Leben mir vereint,
„Und theiltet mit mir Leid und Freuden,
„O wollt im Tod' auch mich begleiten!

„Und schluchzend sprachen sie zu mir:
„„Du gehst allein, wir bleiben hier,
„„Um trauernd Dich hier zu beweinen,
„„Bis uns der Tod mit Dir wird einen.““ —
„Und aller meiner Wünsche Ziel
„Lag hinter mir — ein Schattenspiel. —
„Mein Aug' ward trüb' und immer trüber;
„Ach! Alles, Alles war vorüber
„Mit einem einz'gen Athemzug,
„Als mir die Todesstunde schlug. —
„Da lag ich in der Todtenkammer;
„Gefühllos bei der Freunde Jammer.

„Sie trugen mich mit Pomp zu Grab',
„Ich stieg in's enge Haus hinab,
„Und sah die Todten hier gebettet
„In Reihen, Sarg an Sarg gekettet;
„Ihr Bett war Moder, und ihr Kleid
„Verwesung, Würmer ihr Geleit.
„Da lag der König mit der Krone,
„Der Bettler bei dem Fürstensohne,
„Der Ritter mit dem stähl'nen Kleid',
„Die Frau in ihrem Goldgeschmeid',
„Der Fürst mit seinem Fürstenwappen,
„Der Bettler in verwesten Lappen.

„Sie riefen: „„Komm' ins Todtenreich!
„„Wir sind hier Alle, Alle gleich!““ —
„Ich sah, wie sich mit Knochenarmen,
„Der Bettler und der Fürst umarmen. —
„Gewürm zernagte jetzt mein Herz;
„Und ich! ich fühlte keinen Schmerz.
„Es hat mein Auge ausgesogen,
„Mein Fleisch durchwühlt, den Leib durchbrochen;
„Was ich so sorglich hier genährt,
„Hat Fäulniß grausam dort zerstört;
„Was ich gewesen, was besessen,
„Es ist, als wär' es nie gewesen.

„Was mir von mir noch übrig blieb,
„Ist dieß Gebein, ist dieß Geripp'. —
„Schau' her, Du Träumer, und erbleiche!
„Sieh'! dieß sind alle meine Reiche! —
„Wach' auf! auch Deine Uhr läuft ab;
„Du steigst hinunter in das Grab,
„Und hinter Dir wird es sich schließen,
„Und nimmer, nimmer sich erschließen.
„O wehe! wehe! wehe Dir!
„O Gnade! Gnade! Gnade mir!“ —
Kaum schloß sich jetzt die Knochenlippe,
Zerbrach auch krachend das Gerippe.

Mich überläuft es kalt wie Eis,
Von meiner Stirne rinnt der Schweiß,
Und Schauer rüttelt meine Glieder;
In meiner Seele tönt es wieder:
„O wehe! wehe! wehe Dir!
O Gnade! Gnade! Gnade mir!
Sieh' her, Du Träumer, und erbleiche!
Hier liegen alle meine Reiche!“ —
Und meiner Sinne fast beraubt,
Als vor mir rollt das Knochenhaupt
Mit einem dumpfig hohlen Schalle,
Stöhnt' ich tiefseufzend: »Carne vale!«

J. B. Barth, Pfarrer.

Der „Einsame Stern“.

(Schluß.)

„Liebst Du Sir Reginald?“ fragte Henry ernst. Der Freibeuter trat zurück, um die Antwort nicht zu hören.

„Bleiben Sie, Sir Reginald; kommen Sie hierher. Ihr seid mir beide diese Freundlichkeit schuldig, mir meinen Willen zu lassen. Und nun antworte mir, Eleanor.“

„Ja,“ sagte sie mit leiser Stimme, die für Henry Postans Ohren kaum hörbar, aber für die ihres Geliebten hell wie eine Glocke war. Und das junge Mädchen heftete ihre Augen auf das Verdeck, während ihre Wangen mit Purpur übergossen waren.

„Ich danke Dir, Eleanor,“ flüsterte ihr Vetter ruhig. „Ich wünschte, dieses Wort zu hören, und ich habe es gehört. Und nun höre mir zu. Ich habe zuletzt mit Deinem freundlichen und guten Vater gesprochen, und ich kann nun in seinem Namen sprechen. Wäre er am Leben geblieben, so hätte er gethan, was ich jetzt thue. Sobald ich ihn überzeugt hatte, daß Du den Fremden liebtest, war seine einzige Sorge, daß er Deiner würdig sein möchte. Dafür kann ich

einstehen. Capitän Montrose, dem ich Alles gesagt, hat mich davon überzeugt."

„Ich danke Ihnen," sagte Sir Reginald.

„Mein Freund, ich thue nur meine Pflicht. Ich habe Ihren Charakter verleumdet und geschmäht. Ich sehe meinen Irrthum, und ich gestehe ihn ein."

„Der wahre Muth edler Gesinnungen."

„Aber laßt uns nicht vergessen, was ich von Euch verlange. Eleanor, wir gehen nach einem fremden Platze. Du mußt einen Beschützer haben. Als reiche Erbin wirst Du verfolgt werden; und dann, liebe Cousine, bedenke, so lange Du frei bist, ist mir noch Hoffnung gelassen. Das wäre wahrlich grausam. Aber bist Du einmal verlobt, bist Du einmal verheirathet, so werde ich mich ruhig ergeben in das, was sein muß, und wieder Dein liebevoller und ergebener Vetter und Freund sein. Willst Du mir diese Gunst verweigern?"

Reginald und Eleanor weigerten sich nicht länger; und Henry Postans legte mit ernster und feierlicher Miene die Hand der jungen Dame in die des Freibeuters; der aber, seinem Versprechen gemäß, kein Freibeuter mehr war. Alle waren bei dem Anblick tief bewegt, obgleich sie das schmerzliche Geständniß, das Henry Postans abgelegt, nicht kannten; und obschon die tapfere Schiffsmannschaft des „Einsamen Sterns" die Folgen voraussah, konnte sie sich doch bei dem Anblick des glücklichen Gesichtes ihres geliebten Capitäns eines lauten und fröhlichen Jubelschreis nicht enthalten. Josh wurde, wie wir schon gesagt, im Schiffsraum in gewahrsam gesetzt; Eleanor erhielt die Capitänscajüte, und dann wurden alle Segel aufgesetzt, und der „Einsame Stern" trat noch einmal seine Reise an. Eine gute Brise, ein liebliches Schiff und günstige Winde brachten sie bald nach ihrem Hafen, in welchen Sir Reginald ohne Zögern einfuhr. Capitän Montrose gab einen solchen Bericht von dem, was sie ihm verdankten, daß die Regierung von Jamaika ihn auf's Herzlichste bewillkommnete. In jenen Tagen wurden die Brüder der Küste mit ganz anderem Blicke betrachtet, als es die Piraten jetzt werden. Lopez und seine Bande ächter Seeräuber wurden nebst Josh den Behörden übergeben, und zehn Tage später wurden sie alle zusammen nach einem summarischen Prozesse gehängt. Darauf segelte der „Einsame Stern" ab. Williams übernahm das von seinem früheren Capitän aufgegebene Commando und der reizende kleine Schooner fuhr nach der Turtle-Insel und schloß sich den berüchtigten Boucaniers an, welche unter den Befehlen Henry Morgans, Montbars und Anderer den Krieg in jenen Meeren noch eine Zeit lang weiter führen sollten.

Sir Reginald und Lady Woolaston kehrten ein Jahr später nach England zurück, da der Erstere von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatte, auf seinem väterlichen Erbgute zu residiren; und Eleanor sah Alles, ja mehr als Alles verwirklicht, was ihr durch den Traum versprochen worden war. Sie war in der That glücklich. Sie hatte einen guten und edlen Gatten, welche nie einen andern ernstlichen Fehler gehabt hatte, als eine starke politische Richtung und eine krampfhafte Sucht nach Abenteuern. Sie ward eine stolze und glückliche Mutter, und wurde von ihrer ganzen Umgebung bis zur Schwärmerei geliebt. Mr. Postans ließ sich in Bristol nieder und wurde einer der einflußreichsten und begütertsten Kaufleute dieser Stadt. Weder er noch Sir Reginald noch Eleanor haben die Lehren der Vorsicht, der Mäßigung und Geduld je vergessen, welche sie auf ihrer Kreuzfahrt mit dem „Royal Charley" und dem „Einsamen Stern" empfangen hatten.

Einige Jahre später stiegen ein Herr und eine Dame, von einer zahlreichen Dienerschaft und mehreren Kindern begleitet, an der Thür eines kleinen Wirthshauses, des einzigen in dem kleinen Fischerdorfe, wo sie angehalten hatten, aus einer prächtigen, von vier Pferden gezogenen Equipage.

Der Herr sah vornehm, und die Dame schön aus, und Beide schienen, was noch weit besser war, ausnehmend glücklich zu sein.

„Auf mein Wort, Sir Reginald," sagte die Stimme eines Mannes innerhalb des Wagens, „dieß ist ein drolliger Platz, um das Dubliner Packetboot zu sehen."

„Uebereilen Sie sich nicht, mein werther Freund," erwiderte der Andere, mit einem röthlich aussehenden und ziemlich stattlichen Herrn sprechend, der jetzt ebenfalls aus dem Wagen stieg, „es ist nichts ohne Ursache auf dieser Welt."

„Dann, mein Herr," sagte die Dame mit verstelltem Ernst, „werden Sie sich vielleicht herablassen, eine Ursache anzugeben und dieses ganze Geheimniß aufzuklären."

„Also Du liebst das Geheimnißvolle nicht mehr?" bemerkte der Herr lachend.

„Das ist eine gute Antwort, Sir Reginald," rief der Herr mit dem röthlichen Gesicht, „und erinnert mich" — „An was, mein Herr?" sagte die Dame schmollend.

„An die lumpige Art, wie Sir Reginald sich zu versichern suchte, daß ich ein Junggesell bliebe. Laßt gut sein, er wird keinen Heller dabei gewinnen. Mein ganzes Vermögen soll auf den gottlosen Henry da übergehen," und dabei zeigte er auf einen fünfjährigen Knaben, der dabei stand.

„Ich danke Dir, lieber Vetter. Und nun Reginald, willst Du Dich herablassen, mir Deinen Grund anzugeben?"

„Ei, meine theure Lady Woolaston," sagte ihr Gatte lächelnd, „da wir uns doch noch einmal dem Salzwasser anvertrauen wollten, um meine irischen Güter zu besuchen, so dachte ich, ich wollte lieber meine eigene Yacht haben, anstatt mit dem Dubliner Packetboot zu fahren. Sieh!"

Eleanor und Henry Postans folgten der Richtung seines Fingers. In dem kleinen Hafen lag ein allerliebster Schooner.

„Der „Einsame Stern"," rief unsere entzückte Eleanor aus, indem sie das Schiff, die Flagge und den Capitän Williams erkannte, welcher auf die Einladung seines ehemaligen Gebieters das Schiff nach England gebracht und eine ausgesuchte Mannschaft braver Seeleute angeworben hatte.

„Auf mein Wort," rief Henry Postans, „der Mann trachtet noch immer nach Räubersold. Aber wenn wir gehen müssen, so ist es besser mit dieser Schönheit zu gehen, als mit dem Dubliner Packetboot."

Und in einigen Minuten befand sich die ganze Gesellschaft wieder auf dem Verdeck des „Einsamen Sterns"; und das reizende Fahrzeug tanzte auf seiner Reise dahin, als fühlte es die Anwesenheit seines alten Führers.

Verschiedenes.

Zweibrücken, 7. März. So eben ist die gegen den Raubmörder Rösch erkannte Todesstrafe unter dem Andrange einer großen Menschenmasse zumeist aus den benachbarten Ortschaften des Bliesgaues ohne alle Störung vollzogen worden. Rösch hatte bereits unterm Gestrigen, von seinem bisherigen starren Leugnen der That abgehend, ein umfassendes Geständniß abgelegt, dessen Bekanntwerden nicht verfehlte, die vorhandene Erbitterung zu mäßigen. Ruhig und mit Fassung betrat er das Schaffot, verrichtete mit dem ihn begleitenden Geistlichen knieend sein letztes Gebet und empfahl, während das Beil fiel, laut Gott seine arme Seele. (Pf. Z.)

München, 6. März. Feldzeugmeister von Lüder ist heute Mittag in seinem 68. Lebensjahre gestorben. Er war in Rammelsbach bei Kusel geboren.

An den drei letzten Faschingstagen haben in Wien 950 Bälle und sonstige öffentliche Lustbarkeiten stattgefunden.

Dienstesnachricht.

Se. Maj. der König haben unterm 21. Februar l. J. sich bewogen gefunden: den protest. Pfarrer zu Altenglan, Decanats Kusel, Friedrich Carl Ludwig Müller, zum Decan des Decanatsbezirks Kusel; den dermaligen 2. Pfarrer zu Kusel, Heinrich August Risch, zum 1. Pfarrer daselbst, allergnädigst zu ernennen geruht.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe,
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 11. Sonntag, den 16. März 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Vor allen Dingen mit der Kunst, die Ihr von dem Junker erlernt habt, hinter'm Berge halten,“ versetzte der Meister; „sie kann Euch statt des Geldes dienen, dessen Ihr entbehrt. Ich selbst hab' das auch erfahren, denn als ich um mein Weib freite, die die Tochter meines Meisters, eines reichen Mannes war, da hatte ich eben auch nicht allzuviele Goldgülden im Säckel; der Alte aber gab sie mir doch, weil ich mich wacker gerührt und es in der Kunst schon weiter gebracht hatte, als er selbst, und er mich in seiner Werkstatt nicht mehr entbehren konnte. So macht's, wenn ich Euch rathen soll, mit meinem Bruder auch, der wie versessen auf die neue Kunst ist, obgleich er selbst nichts davon versteht, und der sie allein liebt, weil sie viel Geld einzubringen verspricht. Rührt Euch wacker, kommt vorwärts, entdeckt, erfindet, aber vor allen Dingen verhütet, daß der schlaue Alte Euch nicht in die Karten gucke, denn sonst wirft er Euch doch weg, wie die Nußschaale, aus der man den Kern genommen. Des Mädchens, so hoffe ich, seid Ihr gewiß.“

„Dank Euch, trefflicher Meister, für diesen Rath!“ rief Schöffer, plötzlich wie neu beseelt, „ja, ich will mir Christinen erringen — nichts soll mir zu schwer sein, da sie der Preis meines Strebens sein wird. Zwar bin ich arm, zwar habe ich ihrem Vater kein Gold für ihren Besitz zu bieten; aber dennoch“ — er warf das Haupt stolz in die Höhe — „dennoch soll er in mir den Mann erblicken, der ihm würdig genug ist, ihn gern seinen Eidam zu heißen.“

„Recht so! so gefallt Ihr mir, Herr Peter, und jetzt frisch und fröhlich auf das Ziel losgesteuert, und auf mich könnt Ihr unter allen Umständen rechnen. Wollte Gott, Euch gefiele mein eigen Kind — ich würd's Euch mit Freuden geben!“

„Und Christinen sagt Ihr, wie die Sachen stehen?“ fragte Schöffer mit dem Tone der Bitte.

Der Alte lächelte und nickte mit dem Haupte, als willige er ein. Dann trennten Beide sich.

Schöffer begab sich jetzt nicht, wie er erst gewollt, in seine Behausung, sondern eilte dem Hofe zum Jungen zu, wo er den Junker zu treffen hoffte und ihn auch wirklich in voller Arbeit, aber etwas verdrießlich antraf, denn die neuen, aus einem ziemlich harten Metall gegossenen Lettern wollten nicht recht gehen, indem sie, vermöge ihrer Härte, in das Pergament und mehr noch in das dünnere Papier einschnitten und so manchen Bogen unbrauchbar machten, was ihn mit Recht verdroß und bekümmerte.

„Ihr kommt zur guten Stunde,“ sagte der Meister, dessen Gesicht sich gleich aufhellte, so wie er den werthen Freund erblickte, „und könnt mir vielleicht helfen. Seht her, welchen Schaden die neuen Lettern, auf die ich ein so großes Vertrauen setzte, angerichtet haben; sie sind, wie ich jetzt leider zu spät einsehe, völlig unbrauchbar, und wieder sind Geld und Mühe verloren. „Habt Ihr von den Eurigen bei Euch, daß wir damit eine Probe machen können?“

„Sie sind im Hause, aber ich hole sie Euch gleich,“ versetzte Schöffer.

„So thut das, und so schnell als möglich, damit ich mich über die Sache beruhige, die mir die Laune verdirbt.“

Schöffer ging und kehrte bald mit einem Kästchen wieder, in dem er die in Paris gegossenen Lettern aufbewahrt hatte. Ulrich Zell, der flinke Gehülfe, setzte gleich einige Zeilen davon, und Johannes Medinbach druckte sie erst auf Pergament, dann auf Papier ab, und sie entsprachen so sehr dem Zwecke, daß Gutenberg seinen Freund vor Freude umarmte.

„Seht Ihr,“ rief er, „daß Ihr doch nicht vergebens gearbeitet und Eure edle Zeit nicht an Unnützes verloren habt? Gesegnet sei die Stunde, in der Ihr mir zugeführt wurdet, denn was wäre ich jetzt ohne Euch? Auch besser gestaltet, schärfer und klarer sind Eure Lettern, als die meinigen, dies muß der Neid ihnen selbst lassen; das kommt daher, daß Ihr ein weit besserer Schreiber seid, als ich, Ihr solltet aber jetzt Euer früheres Geschäft nur ganz an den Nagel hängen und zu dem meinigen übertreten, denn vereint werden wir, so hoffe ich zu Gott, etwas recht Tüchtiges liefern; was sagt Ihr zu dem Vorschlage, Freund Schöffer?“

„Ich willige freudig ein, und Ihr kamt nur meinem eigenen Wunsche entgegen,“ war Schöffers Antwort.

„Da redet Ihr ein Wort, das mir Freude macht; also [illegible], Ihr seid von nun an mein wackerer Gehülfe?“

„Mit Leib und Seele, auf Leben und Tod!“ rief Schöffer und schlug freudig ein. „Jetzt aber gönnt mir, sofern es Eure Zeit erlaubt, einige Augenblicke geheimes Gehör, denn ich habe Euch etwas zu sagen,“ fügte er hinzu.

„Für Euch habe ich immer Zeit, mein wackerer Geselle; folgt mir, wenn Ihr wollt, in den Garten hinab; dort unter den grünenden Bäumen schwatzt es sich noch einmal so traulich.“

Beide gingen in den Garten und hier schloß Schöffer sein ganzes Herz vor dem Freunde auf und bat und beschwor ihn, durch kluges Geheimhalten ihrer Kunst und Bestrebungen der Schutzengel seiner Liebe zu Christinen werden zu wollen.

Gutenberg hörte ihm aufmerksam, und ohne ihn zu unterbrechen, zu; dann sagte er ernst, ja fast bekümmert:

„Eure Stunde hat also auch geschlagen, Herr Peter? Ich wollte, daß es anders, daß die Kunst Eure einzige Geliebte wäre, wie sie in Wahrheit die einzige ist, die uns treu bleibt und keinen Kummer macht.“

„So haßt Ihr die Liebe, Meister? so haltet Ihr sie für unvereinbar mit einem künstlerischen Leben?“ fragte Schöffer betroffen. „Wie, Ihr, den die Natur in jeder Hinsicht so bevorzugt hat, Ihr hättet nie die Süßigkeiten der Liebe geschmeckt?“

„Auch ich wurde, eben wie Ihr jetzt, in jüngern Jahren ihre Beute; denn wer entginge ihr wohl?“ versetzte Gutenberg; „allein nur kurze Zeit hat sie ihre Zauber über mich ausgeübt, und glücklich fühlte ich mich erst dann, als ich ihre Fesseln abgestreift und mich ganz wieder zu meiner ersten Geliebten, der göttlichen Kunst, hingewandt hatte. Doch lassen wir das, mein Freund, denn diese Erinnerungen berühren mich auf eine unangenehme Weise, weil, so recht ich für mich selbst, doch so unrecht gegen das Wesen handelte, dem ich die ersten und einzigen Gefühle meines Herzens weihte. Es ist dies ein wunder Fleck in meinem Leben, ja wohl gar ein fauler — darum nichts mehr darüber!

Was aber Eure Wünsche in Hinsicht unserer Kunstgeheimnisse betrifft, so gehe ich um so williger darauf ein, da ich selbst immer mehr Mißtrauen gegen Herrn Johann Fust fasse und ihn mehr und mehr als den Mann erkenne, der aus gemeiner Gewinnsucht sich alles erlauben würde, selbst das Unedelste. Erwartet aber — dies sage ich Euch offen — in Hinsicht Eures Liebesverhältnisses weiter keinen Vorschub von mir, denn ich betrachte es vielmehr für ein Unglück, denn für ein Glück für einen Mann von Talent und Genie, wenn er sein Leben an ein solches Getändel verliert.“ Mit dieser Erklärung und dem derselben vorangegangenen Versprechen mußte sich Schöffer zufrieden geben und konnte es, da er seinen Zweck erreicht hatte. Unbegreiflich aber blieb es ihm immer, wie ein Mann, wie Gutenberg, einer Leidenschaft abhold sein konnte, die ihn selbst so sehr erhob, ja, die ihm erst eben Geisteskraft und Strebsamkeit verlieh: denn er fühlte, daß er ihr allein Alles zu verdanken haben würde, was er im Leben noch zu erzielen hoffen durfte.

Der Seele Schöffers war jetzt jener belebende Impuls gegeben, der uns allein zu bedeutenden Thaten und Erfindungen befähigt, und Tag und Nacht beschäftigte er sich mit der neuen Kunst, der er immer eine größere Zuneigung widmete. Aus jener Zeit der geistigen Anregung stammt alles Das her, was dieselbe dem Peter Schöffer zu verdanken hat: die Verbesserungen der Matrize durch Anwendung eines schicklicheren Metalls zu derselben; die schöner geformten Buchstaben vermittelst einer gehörig adjustirten, vom besten Stahl gefertigten Punze; die bessere Mischung des zu den Lettern genommenen Metalls: die vervollkommnete Druckerschwärze und endlich jene so viel bewunderten Initialien, die in den von Gutenberg und Schöffer gemeinschaftlich hervorgebrachten Druckwerken zur Anschauung kommen.

Sein Verhältniß zu Gutenberg, der sich immer gleich blieb, wurde mit jedem Tage inniger. Gutenbergs neidlose Seele konnte es gar wohl ertragen, daß sein Schüler ihn in manchen Dingen überflügelte, denn ihr war nur das Gelingen wichtig; auch war er es sich bewußt, daß Unsterblichkeit sein Antheil sein würde, die dem Erfinder nie versagt werden kann.

Nur eins schmerzte Schöffer, in diesem sonst so schönen, erfreulichen und anregenden Verhältnisse: er durfte dem Freunde nicht von seiner Liebe, von dem Höchsten nicht reden, was ihn beseligte; denn wenn gleich Gutenberg ihm willig sein Ohr lieh, so oft er sich nicht enthalten konnte, von Christinen und den Hoffnungen seiner Zukunft zu reden, so geschah es doch ohne jene wohlthuende, dem Liebenden so nothwendige Theilnahme. Dies verletzte natürlich den Liebenden, und so kam es bald zwischen ihnen dahin, daß Christinens und Schöffers Hoffnungen auf den Besitz der Geliebten gar nicht mehr zwischen ihnen erwähnt wurde, was denn allerdings ein fast unerträglicher Zwang für die feurig liebende Seele des jungen Mannes war.

Gegen Fust, der jetzt öfter als sonst im Hofe zum Jungen und in der Druckerei erschien, wo er Peter Schöffer allemal antraf und immer in größter Regsamkeit, hatte der letztere jenes kaltblütige Betragen angenommen, das um so tiefer innerlich verwundet, je weniger die äußern Formen dadurch verletzt werden. Er antwortete ihm zwar auf die an ihn gerichteten Fragen, aber mit jener Vorsicht und Zurückhaltung, die er sich zum Grundsatze gegen diesen Mann gemacht hatte, und wenn es seine und Gutenbergs Kunstgeheimnisse betraf, gar entschieden abweisend; auch redete er ihn nie zuerst an, sondern erwartete seine Anrede, um ihm zu antworten.

Dies verletzte den stolzen Mann, der durch sein Ansehen und seine Reichthümer stets seiner Umgebung zu imponiren gewohnt war, zwar nicht wenig; allein es flößte ihm zu gleicher Zeit eine Achtung gegen Schöffer ein, die er vergebens zu bekämpfen suchte und die selbst mächtiger war, als die, welche Gutenberg in seiner ruhigen Größe als gerechten Tribut von ihm fordern durfte.

Auch machte dieser letztere kein Geheimniß daraus, was die neue Kunst seinem sinnreichen, hochbegabten Gehülfen zu verdanken habe, schon deßhalb nicht, weil er Schöffern sein Wort gegeben hatte, seiner Liebe auf solche Weise, wenn auch auf keine andere, Vorschub zu leisten. So oft also Fust, der mit lauerndem Auge und Ohre überall hinspähte, Dieses oder Jenes zu erforschen suchte, wurde er mit den offenen Worten von dem Junker zurückgewiesen: „Das geht Euch nichts an, Herr Johann Fust; das sind unsere Geheimnisse, die wir zur Zeit Keinem, also auch Euch nicht mittheilen werden. Die Produkte unserer Kunst, insofern Ihr Geld zu deren Hervorbringung anschafft, gehören zum Theile Euch an; über die Waare habt Ihr zu gebieten — über das in uns, was sie hervorgebracht hat, aber nicht.“

Solche und ähnliche Reden des Junkers, die ohne Hochmuth, aber mit Festigkeit und Ruhe gesprochen wurden, machten die Kluft zwischen diesen beiden so verschiedenartigen Männern immer größer; Fust sah sich von Gutenberg verachtet, sah sich von diesem gewaltigen Menschen auf den Platz hingewiesen, der ihm zukam, und zurückgestoßen, so oft er den Versuch machte, einen höhern einnehmen zu wollen. So entstand jener glühende Haß gegen Gutenberg in ihm, der in der nächsten Zeit zur lichten Flamme ausbrechen und einer so unnatürlichen Verbindung auf immer ein Ende machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Köchin.

1.

In einer der lebhaftesten Straßen Semlins prangte an einem freundlichen zweistöckigen Hause ein blaues Schild, auf dem mit großen goldenen Buchstaben die Worte standen: „Drachenapotheke.“ Neben der großen Glasthür, die in das Innere des Hauses führte, stand auf einem weißen Piedestale von Holz die Illustration zu dem Texte im blauen Schilde, ein gelber Drache nämlich, der seinen Schweif um eine Säule wand und den Rachen weit aufriß.

Das Erdgeschoß dieses Hauses enthielt außer dem Verkaufslokale und den Wohnzimmern des Besitzers noch die Küche und die Speisekammern. Die Hausflur ging nach dem Hofe hinaus und in dem Hofe befand sich das Laboratorium.

Der erste Stock ward von einem jungen Advokaten bewohnt. Die Fenster desselben schmückten saubere Gardinen, und ein Flor ausgewählter Blumen prangte hinter zierlichen Eisengeländern auf den reinlichen Brüstungen.

Der Besitzer dieser Niederlage von Heilmitteln war ein Mann von fünfzig Jahren; er nannte sich Istvan Czabo. Sein Haupthaar war bereits ergraut, die Stirn war hoch und glänzend, und in dem feinen weißen Gesichte zeigten sich Furchen. Aber die Lebendigkeit seiner Bewegungen, das Feuer der großen schwarzen Augen und die mäßige Corpulenz seiner hochgewachsenen Gestalt schienen einem kräftigen Manne von vierzig Jahren anzugehören.

Herr Czabo war seit sieben Jahren Wittwer, seine Lebensgefährtin hatte die Cholera hinweggerafft, obgleich er in seiner Apotheke ein bewährtes und untrügliches Mittel gegen diese gräßliche Seuche bereitete. Netti, seine einzige Tochter, zählte bei dem Tode der Mutter elf Jahre, so daß in ihr eine Stütze für die Wirthschaft nicht zu finden war; der betrübte Wittwer war daher gezwungen gewesen, eine Haushälterin zu nehmen, der er die Sorge für die Oekonomie unumschränkt übertrug. Die Wahl dieser Person war eine glückliche gewesen, denn Catharina, eine kinderlose Wittwe, ersetzte vollkommen die waltende Hand der geschiedenen Gattin, und half durch Sparsamkeit den Wohlstand ihres Herrn erhöhen, den man jetzt zu den begütertsten Einwohnern der Stadt zählte.

Netti reifte indeß zu einer blühenden, schönen Jungfrau heran, auf die mehr als ein Dutzend junger Leute aus dem mittlern und höhern Bürgerstande der Stadt sehnsüchtige Blicke warfen. Netti hatte auch bald gewählt: der Advokat Ferenz, der den ersten Stock des Hauses bewohnte, war der Auserkohrene. Beide liebten sich mit dem ersten Feuer der Jugend, und der Vater billigte diese Liebe, da Ferenz, ob-

gleich er nur erst kurze Zeit practicirte, einer der tüchtigsten und gesuchtesten Advokaten der Stadt war. Sein jährliches Einkommen erlaubte ihm, ein gutes Haus zu führen.

Schon seit einem halben Jahre hatte Herr Szabo die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Advokaten festgesetzt; aber die unglückliche Revolution der Ungarn, die auch Semlin, die äußerste Grenzstadt, in steter Gährung erhielt, war dem sorglichen Vater ein Stein des Anstoßes gewesen, und die Liebenden mußten sich in Geduld fügen, das Ende der Volkserhebung abzuwarten.

Oestreich hatte die Erhebung unterdrückt, in allen Städten flatterten die kaiserlichen Fahnen von den Thürmen, und die Führer der Insurrektionspartei wurden verfolgt, und im Falle man ihrer habhaft ward, vor ein Kriegsgericht gestellt. Mit der Uebergabe des Görgey'schen Corps fiel eine große Anzahl junger ungarischer Edelleute in die Hände der Sieger, und viele, die als höhere Offiziere in dem Heere der Ungarn gekämpft, wurden als gemeine Soldaten in die Reihen der östreichischen Armee gestellt, um sie für ihre Tollkühnheit zu bestrafen und ihren Uebermuth zu zügeln.

Aber nicht allein den Männern der Revolution galt diese Strenge, sondern auch den Frauen, die durch anfeuernde Worte und Geldsummen die Revolution befördert hatten. Zu diesen Frauen gehörte vorzüglich die junge Gräfin Thekla Andrasy, die als Herrin eines großen Vermögens die hervorragendste Rolle gespielt hatte. Man hatte einen Preis auf ihre Gefangennehmung gesetzt, da sie sich durch Flucht dem Schicksale ihrer Gesinnungsgenossen entzogen hatte. Ihre beträchtlichen Güter waren confiscirt.

In dem Hause des Apothekers ward nur oberflächlich über alle diese Dinge gesprochen, man konnte sich selbst der Freude über die endliche Unterdrückung der Revolution nicht so recht hingeben, da ein Zufall die Störung des Hauswesens herbeigeführt, dessen regelmäßiger Gang dem Apotheker nicht minder am Herzen lag, als die Regelmäßigkeit der Staatsmaschine.

Die alte Catharina, seine Haushälterin, die schon längere Zeit an einem Augenübel litt, war plötzlich blind geworden und der Arzt, der einer Augenheilanstalt vorstand, hatte erklärt, daß die Sehkraft der treuen Dienerin noch zu retten sei, wenn sie unverweilt sich einer Kur in der Anstalt unterzöge, die freilich einige Monate dauern könne.

Catharina mußte also das Haus verlassen und ein Stübchen in der Anstalt beziehen, die auf einer freundlichen Wiese vor der Stadt lag.

Ein alter Fischer der Save, Namens Lajos, erschien an diesem Tage in der Apotheke. Da er seine Fische an Frau Catharina nicht abliefern konnte, wandte er sich an Herrn Szabo, der ihm das Unglück der Alten mittheilte.

„Ich bin in großer Verlegenheit," schloß er. „Meine Netti kann den Dienst in der Küche nicht allein versehen — woher nehme ich nur eine zuverlässige Magd? Lajos, Ihr kommt mit Dienstleuten mehr in Berührung als ich — schafft mir eine gute, zuverlässige Magd, und ich gestatte Euch, daß Ihr vier Wochen in dem Theile der Save fischen könnt, der hinter meinem Garten fließt, und mein Eigenthum ist. Ihr habt Euch ja lange darnach gesehnt."

Das Gesicht des alten Fischers verzog sich zu einem freundlichen Lächeln. „Herr Szabo," sagte er, „geben Sie mir sechs Wochen die Erlaubniß, zu fischen, und ich gebe Ihnen heute noch meine eigene Nichte, die Tochter meines leiblichen Bruders, in den Dienst. Wenn Sie das schmucke zweiundzwanzigjährige Mädchen sehen, werden Sie sich freuen."

„Zweiundzwanzig Jahre?" fragte der Apotheker, indem er über seine goldene Brille hinwegsah, die er im Hause zu tragen pflegte. „Versteht sie die Wirthschaft?"

„Sie hat zwei Jahre bei einem Kaufmanne in Pesth gedient. Man ließ sie dort ungern gehen, aber sie kam, weil meine Alte krank war, die jetzt, Gott sei Dank, wieder auf den Strümpfen ist."

„Ein Beweis, daß das Mädchen ein gutes Herz besitzt," meinte der Apotheker.

„Gewiß," rief Lajos mit Feuer, „ich stehe für Kathi, wie für mich selbst. Sie ist treu und fleißig, man kann sich auf sie verlassen."

„Wann kann ich das Mädchen sehen, Lajos?"

„Heute noch, wenn Sie wollen!"

„Gut, bringt sie mir diesen Nachmittag. Gefällt sie mir, mag sie gleich in meinem Hause bleiben."

„Ueber den Lohn verhandeln Sie mit ihr selbst," fügte Lajos. „Ich meinerseits habe nur eine Bedingung zu stellen."

„Nennt sie, alter Lajos."

„Daß ich meine Nichte von Zeit zu Zeit besuchen und sie mit überwachen kann. Es ist dies kein Mißtrauen, Herr Szabo; aber ich habe Kathi's Mutter versprochen, das Mädchen nicht außer Acht zu lassen. Sie werden mich ganz verstehen, Herr Szabo, wenn Sie das schmucke Ding gesehen haben."

Der Fischer ging. Herr Szabo theilte seiner Tochter die Ankunft einer neuen Magd mit, und bemerkte dabei, daß Lajos ihm eine große Gefälligkeit erzeigt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Häuserinschriften,

wie sie aus früherer Zeit sehr häufig vorkommen, jetzt nur noch seltener angebracht zu werden pflegen, bilden auch einen nicht unwichtigen Beitrag zur Volkspoesie und eine geflissentliche Sammlung derselben würde manchen interessanten Einblick in die Richtung des Lebens, wie es sich hier und da ausgebildet hat, thun lassen. Ein Schweizreisender der neuesten Zeit hatte es sich zur Aufgabe gemacht, alle Inschriften, die ihm auf Häusern entgegentraten, in sein Reisetagebuch einzutragen; aus diesem mögen einige, denen es nicht an Originalität fehlt, hier eine Stelle finden.

Gott behüet dis Haus so lang,
Bis ein Schneck die Welt umgang
Und ein Ameis' dürst so sehr,
Daß s' austrinkt das ganze Meer.

* * *

Dieß Haus ist gebauen
Mit vielem Fleiß und Schauen,
Und eh' es ausgebauen war,
Kein Geld mehr in dem Beutel war.

* * *

Viel haben macht nicht reich —
Der ist ein reicher Mann,
Der Alles was er hat
Ohn' Leid verlieren kann.

Verschiedenes.

In Celle begegnete kürzlich einem Brautpaar, als es gerade vor dem Altar stand, um sich trauen zu lassen, die große Unannehmlichkeit, daß eine andere Geliebte des Bräutigams sich zwischen dasselbe warf und gegen den Act protestirte. Die Handlung mußte natürlich unterbleiben und auf die Hochzeitsfreuden Verzicht geleistet werden.

In Stargard lebte ein Musiker seit mehren Jahren ziemlich einsam, er war Wittwer, hatte keine Kinder und ließ seine Wirthschaft von einer Haushälterin führen. Dieser versprach der alte, von seinen Renten lebende Herr, seinen ganzen Hausrath, band ihr jedoch auf die Seele, ihn nach seinem Ableben auf ein ihr bezeichnetes Lieblingskissen zu betten. Er starb und ihm wurde das Kissen als Ruhebett in's Grab gegeben. Die ankommenden Erben fanden kein Vermögen vor, die Haushälterin wurde ins Gebet genommen, betheuerte kein Geld oder dergl. gesehen zu haben und erwähnte die Bestimmung des Erblassers betreffs des Kissens. Die Erben ließen die Gruft wieder öffnen und fanden in dem Kissen 12,000 Thaler in Werthpapiere. Der alte Herr hatte sich von seinen Schätzen nicht trennen können.

Aus dem Jahre 1848 erzählt Varnhagen in seinen „Tagebüchern" folgende Geschichte. Ein preußischer Offizier

gibt einem Sandwagenkerl einen Thaler, um ein ihm dummgewordenes Pferd, das nur noch zum Todtstechen taugte, zur Scharfrichterei zu führen; der Kerl verkauft es für fünf Thaler an einen Karrenführer, den das Pferd dauert und der es mit Erfolg einspannt; nach einiger Zeit sieht es ein Roßhändler, dem es auffällt und der es für zwölf Thaler kauft, gehörig aufputzt und einübt, und es nach kurzer Zeit wieder an jenen Offizier, der es nicht kennt, für fünfundzwanzig Friedrichsd'or verkauft! Das Pferd war im Stall zu gut gefüttert und fett geworden, im Karren wieder gesund. Der Offizier war — General v. Radowitz!

Raritäten = Kästlein.

Ein Franzose, der in einem Privathause einer deutschen Stadt in einem Quartiere lag, wo Niemand französisch verstand, wollte einmal, als er bei'm Mittagessen sich an der Suppe den Mund ein wenig verbrannte, zu verstehen geben, daß die Suppe sehr heiß sei. Er wußte sich nicht auszudrücken und sagte endlich: „Ah, das ist viel Sommer in das Supp!"

Der junge Clavierspieler Karl Beck war schon vor 3 Wochen hier um ein Concert zu geben, was wegen des anberaumten Liederkranz-Concertes unterbleiben mußte. Derselbe ließ sich vor einem kleinen Kreis von Musikfreunden hören, und Alle waren von dem schönen Vortrage, den gewandten Spiel dieses so talentvollen Knaben ganz entzückt und sprachen einstimmig den Wunsch aus, er möge bald wiederkehren, um vor einen großen Kreis sich hören zu lassen.

Derselbe hat diesem Wunsche entsprochen und wird am 19. März hier ein Concert geben, worauf wir alle Freunde der Musik aufmerksam machen und sprechen die Ueberzeugung aus, daß Ihnen ein genußreicher Abend werden wird.

Mehrere Musikfreunde.

Frucht = Mittelpreise.

Homburg, 12. März. Der Centner Weizen 7 fl. 11 kr, Korn 5 fl. 59 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 4 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 12 kr. Mischfrucht 6 fl. 7 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 13. März. Der Centner: Weizen 7 fl. 18 kr. Korn 5 fl. 54 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 10 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 31 kr. Hafer 4 fl. 17 kr. Wicken 5 fl. 52 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 12. Sonntag, den 23. März 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Indeß befand sich Fust in großer Verlegenheit, denn er sah seinen Plan scheitern, sich in Schöffer einen andern Handlanger zu erziehen, einen solchen, wie er ihn haben wollte, und er bereute es jetzt bitter, den jungen Mann so hart behandelt zu haben. Ihm blieb zwar noch eine Hoffnung, das früher von ihm selbst zerrissene Band wieder anzuknüpfen: Christine; allein auch dieß war nicht dazu geeignet, ihn völlig zu beruhigen, denn der junge Mann hatte auch nicht den leisesten Versuch gemacht, sich der Geliebten wieder zu nähern, und nie kam ihr Name in seiner Gegenwart über seine Lippen; nie äußerte Schöffer auch nur entfernt den Wunsch, Fust's Haus wieder zu betreten, und daß die jungen Leute sich nicht heimlich sahen, das wußte Keiner besser, als er selbst, da er die Tochter in der ersten Zeit der Trennung von dem Manne ihrer Liebe mit Späheraugen bewacht und jeden ihrer Schritte belauscht hatte, was er um so wirksamer in Ausführung bringen konnte, da sie nicht wußte, daß ihr zartes Geheimniß kein's mehr für ihn sei.

Er war also völlig irre an Schöffer geworden und glaubte annehmen zu müssen, daß es diesem nie ernst mit seiner Bewerbung um Christinens Liebe gewesen, oder daß sie jetzt doch gänzlich von ihm vergessen sei. Er konnte, trotz aller seiner Klugheit und Feinheit, auch die eigene Tochter nicht mehr ergründen; denn Christine, von der er wußte, wie heiß ihr Herz Schöffern liebe, und deren von ihm nur zu wohl gekannter Charakter nicht auf Wankelmuth schließen ließ, war ruhig und gefaßt, ja zuweilen sogar heiter, obgleich er sie von dem Gegenstande ihrer innigen Zuneigung getrennt hatte. Freilich hatte sie mit der ihr eigenthümlichen Festigkeit und Entschiedenheit die Hand eines andern Mannes, der Fusten ein erwünschter Schwiegersohn gewesen wäre, ausgeschlagen, allein er sah sie auch nicht den geringsten Versuch machen, Schöffer wieder in ihre Nähe zu bringen, und vernahm von ihren Lippen selbst nicht den leisesten Vorwurf über die plötzliche Verweisung desselben aus seinem Hause. Dies Alles waren ihm Räthsel, an denen seine List und sein Scharfsinn sich vergebens abmühten: er wußte nicht, daß die Liebenden, trotz seiner großen Wachsamkeit, Mittel gefunden hatten, ihre Gedanken und Gefühle auszutauschen — sie schrieben einander und der gute Oheim war der freundliche Vermittler zwischen ihnen, der Engel, der sich hülfreich ihrer sonst hülflosen Liebe erbarmt hatte, und zwar that Meister Jacob dies nicht ohne ein kleines boshaftes Behagen, das er darin fand, dem überklugen Bruder, gegen den er sehr aufgebracht war, seit dieser seinen wackern Sohn Johann aufgeopfert hatte, zu überlisten.

Christine, die auch bei Gelegenheit der plötzlichen und unerwarteten Trennung von dem Manne ihrer heißen Liebe, ihrem Charakter getreu blieb, war die Erste gewesen, welche von der ihr durch Schöffer gelehrten Kunst Gebrauch machte, sobald sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt und von ihrem Oheim erfahren hatte, daß ihr Vater den jungen Mann ohne alle Veranlassung verbannt habe. Der erste Brief, den sie an ihn schrieb, drückte zwar nur ihr Bedauern über diese Ungerechtigkeit von Seiten ihres Vaters aus; bald aber nahmen die Briefe, die zwischen ihnen mit Hülfe des Onkels und der Base Catharine gewechselt wurden, einen zärtlichern Ausdruck an, und nicht lange, so strömte ihr ganzes Herz in die Zeilen über, die ihre Hand auf dem Papiere hervorrief.

Sie waren jetzt nicht mehr getrennt, nicht mehr unglücklich, und eben das Geheimniß, das ihre Liebe umhüllte, verlieh dieser noch höhern Reiz. Christine legte in ihre Briefe an Schöffer ihre ganze Seele nieder; sie waren lebhaft, ja glühend und naiv wie sie selbst, sie verbarg vor dem Geliebten keine Regung ihres Herzens; sie schämte sich der Gluth nicht, die sie für ihn beseelte, und so auch dessen nicht, sie ihm zu gestehen. O welche glückliche Stunden verlebte sie jetzt in ihrer einsamen Kammer, wenn sie bis spät in die Nacht hinein, bei einem geraubten Lichtstümpchen und sorgfältig herabgelassenen Vorhängen am Tische saß und an den Geliebten schrieb! Und er, mit welchem namenlosen Entzücken empfing er nicht diese Briefe, die Bürgen und Zeugen einer ihm ganz hingegebenen schönen Seele! Wie oft drückte er sie an sein Herz, an seine Lippen, welche Liebesworte rief er ihr, der Entfernten, nicht zu! Mit welchen heißen Schwüren gelobte er nicht der über Alles Geliebten ewige Treue!

Von diesem stillen Glücke, von diesem beglückenden Verkehr der Liebenden hatte Johann Fust keine Ahnung, und so ängstigte ihn jetzt um so mehr der Gedanke, daß diese Liebe, die zu begünstigen er nun geneigt war, jetzt völlig in den Hintergrund der Herzen der beiden jungen Leute getreten sei. Dies mußte er zu erforschen, sich darüber Licht zu verschaffen suchen.

An einem Tage, als Schöffer, der mit der Adjustirung einer neuen Matrize eifrig beschäftigt war, sich allein noch in der Werkstatt befand, da die übrigen Gehülfen sich zum Vesperbrod entfernt hatten, trat Johann Fust zu diesem ein. Seine heiteren Gesichtszüge verriethen, daß er den Zufall segnete, der ihn den jungen Mann allein antreffen ließ; er trat zu Schöffern, betrachtete, nachdem ihn dieser flüchtig gegrüßt hatte, eine Weile die Arbeit und ergoß sich dann in Lobreden über die große Geschicklichkeit, die Schöffer an den Tag legte, und durch die allein, wie er sich ausdrückte, die neue Kunst zu etwas geworden sei.

Schöffer schwieg, denn selbst ein gerechtes Lob aus solchem Munde und nun gar auf Kosten seines verehrten Meisters zu empfangen, behagte ihm nicht, und Fust fuhr fort, indem er einen zutraulichen Ton annahm:

„Mir ist seit lange, Herr Peter, als hättet Ihr etwas gegen mich, und das betrübt mich mehr, als Ihr vielleicht glaubt. Sollte es Euch gekränkt haben, daß der für den Ruf seiner einzigen Tochter besorgte Vater" . . .

„Ich denke nicht mehr daran," versetzte Schöffer rasch und bog sich auf seine Arbeit nieder, um die brennende Röthe, welche seine Wangen bei dieser unzarten Andeutung überflog, vor den lauernden Blicken Fustens zu verbergen.

„Trotz dieser Versicherung, Herr Peter," fuhr Fust fort, dem das Erröthen des jungen Mannes nicht entgangen war, „muß ich glauben, daß die Worte, die ich bei jener Gelegenheit sprach, von Euch mißdeutet worden sind; denn wenn ich gleich wünschen mußte, daß Ihr den Unterricht Christinens nicht länger fortsetztet, so war ich doch keineswegs gewillt, Euch mein Haus zu verbieten, und Ihr habt seit die-

sem Augenblick keinen Fuß wieder in den Hof zum Humbrecht gesetzt. Daran thatet Ihr offenbar Unrecht; man würde sich stets durch Euren Besuch geehrt und erfreut gefühlt haben, besonders auch Christine" — er heftete bei diesen letzten Worten fest den Blick auf Schöffer, damit ihm keine Miene seines Gesichts entgehe — „die noch immer mit großer Dankbarkeit ihres wackern und geschickten Lehrers gedenkt und oft sich darüber beklagt, daß er unser Haus gänzlich vergessen zu haben scheint."

„Herr Johann Fust," sagte Schöffer kalt und gemessen, „gedenken wir nicht ferner eines Gegenstandes, der, ich gestehe Euch offen, mich unangenehm berührt. Ich bin, glaubt es fest, nicht rachsüchtig, nicht unversöhnlich".

„So seid Ihr diesen Abend unser Gast?" fiel ihm Fust mit sichtbarer Freude in die Rede.

„Ich weiß das noch nicht," versetzte Schöffer, für den die Versuchung allerdings groß genug war, die Geliebte nach so langer Trennung wieder sehen zu sollen, der aber noch nicht einig mit sich darüber werden konnte, ob es räthlich sei, den Wunsch des schlauen Mannes so schnell zu erfüllen: „ich weiß das noch nicht, Herr Fust, und muß es erst bei mir gehörig überlegen."

„Ja, überlegt es, Schöffer, und wählet das Beste," war Fust's Antwort, dem weniger daran gelegen war, daß Schöffer ihn besuchte, als zu wissen, wie er mit der Liebe des jungen Mannes mit seiner Tochter daran sei; denn kam Schöffer, so glaubte er gewiß sein zu dürfen, daß dieser die frühere Neigung noch zu Christinen hege und sie nur aus Stolz zu unterdrücken gesucht habe.

Fust entfernte sich jetzt und Schöffer eilte, so wie er ihn weit genug entfernt wußte, um nicht mehr von ihm bemerkt werden zu können, zu Meister Jacob, der, wenn zu der Zeit auch noch nicht Bürgermeister von Mainz, doch bereits seit lange sein Rathsherr, und zwar ein kluger, verständiger und wohlmeinender war.

„Ihr geht diesen Abend nicht in den Hof zum Humbrecht," lautete die Antwort des wackern Mannes auf Schöffers Anfrage. „Ich kenne meinen Bruder — dieses Nachgeben würde Euch in seinen Augen schaden; je stolzer Ihr gegen ihn thut, je weniger Euch an ihm gelegen zu sein scheint, je eifriger wird er Euch suchen. Er will etwas von Euch; was, ist mir noch nicht klar; so seid denn klug und vorsichtig gegen den schlauen Mann, der schon Erfahrenere, als Ihr seid, überlistet hat."

Schöffer befolgte diesen Rath des wohlmeinenden, verständigen Mannes und so erschien er, zu Fust's Erstaunen und Betrübniß, nicht bei diesem, der nun gar nicht mehr wußte, woran er mit ihm sei.

Doch war ihm jetzt, wo er mit dem Plane umging, sich von Gutenberg zu trennen und sowohl die ganze Druckerei, als dessen Erfindung an sich zu reißen, Schöffer eine so wichtige Person, daß er ihn nicht fahren lassen konnte, ohne zugleich Alles aufzugeben. Seine Unzufriedenheit mit dem Junker stieg mit jedem Tage höher, auch fürchtete er, daß die bedeutenden Summen, die er bereits an das Unternehmen gewandt hatte, vielleicht völlig für ihn verloren gehen dürften, da das zu jener Zeit von Fust und Gutenberg unternommene große Druckwerk — das erste von Bedeutung und Umfang, das aus der Presse hervorging — der Druck der zweiundvierzigzeiligen lateinischen Bibel, wegen vieler Hindernisse, die sich zu Anfang dem Unternehmen entgegengestellt hatten und erst nach und nach überwunden worden waren, nur langsam vorwärts rückte; und doch hatte Fust ein für jene Zeit bedeutendes Kapital bereits darauf verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

Herr Szabo saß mit seiner Tochter beim Nachmittagskaffee, als Niklas, der Zögling des Apothekers, eintrat.

Man denke sich eine ungewöhnlich lange Gestalt mit bleichem Gesichte, dessen Backenknochen weit hervorstehen, mit einer fast durchsichtigen großen Adlernase, mit großen lichtblauen Augen, hellblonden Haaren, mit breiten und ungewöhnlich langen Händen und eben solchen Füßen — so hat man ein Bild von dem Gehilfen des Apothekers.

„Niklas," rief der Apotheker, „was willst Du?"

„Der Fischer Lajos ist soeben angekommen."

„Allein?"

„Nein! Ein junges Mädchen begleitet ihn. Er sagt, ich solle Ihnen melden, daß unsere neue Köchin da wäre."

„Ah, der gute Alte hält Wort. Laß ihn mit seiner Nichte sogleich eintreten."

Niklas öffnete die Thür. An der Schwelle stand der Fischer, neben ihm ein junges Mädchen.

„Darf ich eintreten?" fragte Lajos, indem er seine Mütze zog.

Der Apotheker legte seine Cigarre auf den Tisch und nickte mit dem Kopfe.

„Komm, Kathi," sagte der Alte, ich will Dich Deinem neuen Herrn vorstellen. Sei nur nicht so schüchtern, Du kommst zu guten Leuten."

Lajos trat ein, indem er Kathi an der Hand mit sich fortzog.

„Hier ist meine Nichte," sagte er dann mit einer Selbstgefälligkeit, die seine Freude und seinen Stolz verriethen. „Es bedurfte nicht viel Zuredens, um sie zur Annahme des Dienstes zu bewegen, denn sie sieht ein, daß bei diesen schlechten Zeiten mir eine Erleichterung erwächst, wenn eine Person weniger im Hause ist."

Herr Szabo ergriff seine goldene Brille, wischte die Gläser derselben mit seinem weißen Taschentuche ab und setzte sie bedächtig auf seine Nase, als ob er ein Recept lesen wollte. Dann erhob er sich von dem Sopha und sah lächelnd die neue Köchin an.

Kathi war wirklich ein hübsches Mädchen, der alte Lajos hatte nicht zu viel gesagt. Das Gesicht hatte eine bleiche, aber nicht krankhafte Farbe. Unter starken schwarzen Brauen, die regenbogenförmig die schöne Stirn begrenzten, strahlte ein großes dunkles Auge mit langen schwarzen Wimpern, die einen Schatten warfen, wenn sie sich senkten. Feingeschweifte blühende Lippen bildeten einen kleinen, niedlichen Mund. Der Ausdruck des lieblichen Gesichts verrieth in diesem Augenblicke eine ängstliche Schüchternheit, die ihm einen unbeschreiblichen Reiz verlieh.

Der Apotheker sah seine Tochter an, als ob er sagen wollte: das Mädchen gefällt mir.

Netti antwortete durch ein beistimmendes Lächeln. Der Apotheker schob seine Brille auf die Stirn zurück.

„Also Kathi ist Dein Name?" fragte er.

Das Mädchen machte einen kurzen Knix, indem es flüsterte:

„Kathi Lajos."

„Nun gut, Kathi, Du gefällst mir, und da meine Tochter nichts dagegen hat, so nehme ich Dich in meinen Dienst. Die Empfehlung Deines Vaters bürgt mir dafür, daß ich eine brave treue Person aufnehme."

„Dessen können Sie sich versichert halten!" fügte Lajos rasch hinzu. „Sollte sie sich in den ersten Tagen noch etwas linkisch benehmen und ihr die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen, so halten Sie es ihrer Aengstlichkeit zu Gute, Herr Szabo; so bald sie nur einigermaßen gewöhnt ist, werden Sie an ihr die flinkste Arbeiterin haben. Fragen Sie in acht oder vierzehn Tagen bei Mamsell Netti wieder an, und sie werden sehen, daß ich Recht habe. Die Schüchternheit ist Kathi's einziger Fehler —"

„Abgemacht, Lajos!" unterbrach ihn der Apotheker. „Bist Du mit vierzig Gulden jährlichen Lohns zufrieden, mein Kind?"

Eine leichte Röthe erschien auf den bleichen Wangen Kathi's.

„Ja, Herr!" flüsterte sie, indem sie sich wiederum verneigte.

„So gib mir Deine Hand und versprich mir, eine treue und folgsame Dienerin zu sein."

„Ich verspreche es, Herr!" sagte Kathi, indem sie dem Apotheker die Hand reichte.

Draußen an der Hausthür erklang die Glocke.

„Nikolas!" rief der Apotheker.

Der lange Gehilfe hatte wie eine Bildsäule dagestanden und die neue Magd mit weit aufgerissenen Augen angestarrt. Bei dem Rufe des Apothekers schrack er zusammen.

„Herr Szabo!" platzte er heraus.

„Hast Du nicht gehört?"

„Was?"

„Man zog die Glocke an der Thür."

„Nein!"

„Geh' und bediene den Käufer."

Niklas machte einen Riesenschritt und verschwand.

Kathi stand gesenkten Blicks und zitternd in der Mitte des Zimmers.

„Komm, liebes Kind," sagte Netti freundlich, „ich werde Dir Deine Kammer anweisen. Du gehörst von diesem Augenblicke an zu unserer Familie."

Kathi schlug die großen Augen auf, und sah dankend die junge Dame an, die so freundlich zu ihr gesprochen. Dann reichte sie dem Fischer die Hand.

„Lebt wohl, Vetter Lajos," sagte sie leise. „Grüßt mir die Base, und sagt ihr, daß ich sie besuchen würde, so bald es mir meine Herrschaft erlaubt."

„Soll geschehen, Kathi," antwortete der Alte. „Deine Sachen werde ich morgen in meinem Kahne mitbringen, wenn ich hier hinter dem Hause an meine Arbeit gehe. Aber laß Dir es noch einmal gesagt sein: machst Du meiner Empfehlung keine Ehre, so darfst Du nie wieder mein Haus betreten, ich ziehe meine Hand von Dir zurück. Damit Gott befohlen!"

Netti und Kathi entfernten sich.

„Bravo Lajos!" sagte Herr Szabo, als sich die Thür hinter den beiden Mädchen geschlossen hatte.

Der alte Fischer nahm einen herzlichen Abschied und entfernte sich.

Herr Szabo ging in seine Apotheke.

(Fortsetzung folgt.)

Winterlied.

Mir träumt, ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit linden Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüthenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht', da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im halben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Meine Rache.

Mein Freund W. in St. hatte mir voriges Jahr manchen schelmischen Possen gespielt, Possen, die mich so aufbrachten, daß ich meinte ich müßte aus der Haut fahren, und schwur ihm fürchterliche Rache. Wart', dachte ich, wenn sich einmal die Gelegenheit bietet, werde ich es schon wett machen; und sie ließ nicht lange auf sich warten. Als der erste Schnee dieses Winters fiel, nahm ich eine sogenannte Buntschüssel, füllte sie mit Schnee, ließ denselben ein wenig im warmen Zimmer schmelzen, die Nacht über gefrieren und am Morgen ging derselbe in der schönsten Buntkuchenfaçon so leicht aus der Schüssel, als wäre dieselbe mit Fett bestrichen. Ich bestreute ihn nun mit geriebenem Ziegelmehl und etwas später mit Zucker und er ward so zum täuschendsten Buntkuchen. An selbigem Tage hatte mein Freund zufällig Besuch aus dem benachbarten Städtchen, mit welchem die Frau meines Freundes am Abend einen kleinen Spaziergang machte. Halt, dachte ich, diese Dämmerstunde ist gewiß am besten dazu geeignet, deinen Witz auszuführen. Ich legte den Kuchen auf einen Präsentirteller und schickte ihn meinem geschwornen Feinde mit den unten beifolgenden Versen*). Anfangs wollte er ihn nicht annehmen, ließ sich aber doch endlich mit leichter Mühe dazu bewegen, bereitete schnell einen kräftigen Kaffee, um den Kuchen recht gemüthlich zu verzehren. Als der Besuch vom Spaziergange zurück kam, wurde der herrliche Kuchen mit Kennerblicken betrachtet, und Alle verwunderten sich über meine Aufmerksamkeit, sowie über den köstlichen Kuchen, der ihnen bei dem bloßen Anschauen schon den Mund wässern machte. Schnell wurde der Kaffee eingeschenkt, der Kuchen angeschnitten, doch siehe da! es war reiner, gefrorener Schnee. Alle erstaunt und erzürnt über diesen Betrug warfen den köstlichen Bunt zum Fenster hinaus auf die Straße, wo er am andern Morgen von den Schulbuben als wirklicher Kuchen aufgehoben, aber bald der Täuschung gewahr werdend, mit zermalmender Gewalt am Boden zerschmettert wurde. — Ich war gerächt. — Indem ich dieses der Oeffentlichkeit übergebe, verbitte ich mir alles Ernstes, daß mir ja Niemand in diese Kunst pfusche, indem ich mir die Bereitung dieses wohlfeilen Gebäcks allein vorbehalte.

*) Lieber Freund!

In meinen trauten Musestunden,
Von keinem Naseweis gestört
Hab' ich eine Kunst erfunden,
Die mehr als tausend Thaler werth.
Doch Du allein sollst's nur erfahren,
— Ich sage es nicht Jedermann —
Was man mit dieser Kunst ersparen
Und doch gar herrlich leben kann.

Hier schicke ich Dir zum Versuchen,
Was meiner schönen Kunst entsproß:
Einen frischen, mürben Kuchen,
Wie Du noch keinen je genoß.
Vom feinsten Mehl ist er bereitet,
So klar und rein, wie heller Schnee,
In's schönste Braun ist er gekleidet
Und schmeckt gar trefflich zum Kaffee.

Genieß ihn froh mit Deinen Lieben,
Den Abend noch den Tisch gedeckt,
Erst wenn nichts übrig ist geblieben,
Seh' ich, daß er Euch gut geschmeckt.
Den Wunsch wirst Du mir nicht versagen;
Ja nimm ihn an, s'ist gut gemeint!
Und liegt er Dir recht kühl im Magen,
So denk an Deinen lieben Freund. F.

Verschiedenes.

Es wird berichtet, daß in Fünfkirchen kürzlich der eigenthümliche Fall vorkam, daß zwei Mädchen vor dem Stadthauptmann um einen jungen Mann Prozeß führten, den beide heirathen wollten. Die Sache wurde endlich dadurch geschlichtet, daß das wohlhabendere Mädchen ihrer ärmeren Nebenbuhlerin 300 fl. als Abfindungssumme auszahlte.

Ruhrort, 6. März. Vor einigen Tagen fand hier ein höchst seltener Vorfall statt; es ließ nämlich ein Sohn seinen eigenen 72 Jahre alten Vater wegen einer Schuldforderung in den Schuldarrest abführen. Beide haben einerlei Gewerbe und waren früher associrt, seit einem Jahre separirt und jeder führte ein flottes Geschäft für sich.

Ein Schmugglergefecht hat am Abende des 4. März jenseits der russischen Grenze stattgefunden. 22 Schlitten

mit Waaren-Collis (größtentheils schwere Seidenzeuge), angeblich im Werthe von 15,000 Thlrn., passirten beim Dorfe Augsgirren die preußische Grenze nach Rußland; jeder Schlitten hatte drei Schmuggler zur Besatzung. Sie hatten 3 russische Postenlinien zu durchdringen, deren Wachtmannschaft zusammengezogen war und 140 Mann betragen haben soll. Kaum hatte der Transport die Grenze im Rücken, als er zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen wurde, so daß eine Rückkehr nicht zu ermöglichen war. Die Schmuggler mußten sich vorwärts durchschlagen. In der ersten und zweiten Chaine verloren dieselben 7 Schlitten mit 14 Pferden und den Waaren. Der letzte Kampf bei der dritten Postenchaine war der hartnäckigste und soll ein bedeutender Theil der Waaren-Collis durchgebracht sein. Speciellere Nachrichten fehlen indessen. Die russische Grenzwache zählte auf den beiden ersten Postenlinien 2 todte und 9 verwundete Soldaten, darunter einen Wachtmeister, dem vier Finger durch eine Kugel weggerissen sind, desgleichen zehn stark verwundete Pferde.

Beim Graben eines Brunnens entdeckten die Maurer in Sevilla ein unterirdisches Gewölbe, welches wahrscheinlich ein Kerker der Inquisition war. Das Gewölbe war 27 Fuß lang und 12 Fuß breit und von 6 starken Steinpfeilern getragen. An jedem der Pfeiler befand sich ein eiserner Ring, 2 derselben waren frei, an 4 waren aber in Mumien verwandelte Leichen angeschlossen, von denen 3 auf ganz schwarz gewordenem Stroh lagen. Die Kleidung einer der Mumien hatte der Feuchtigkeit, dem Moder widerstanden, sie war aus Seide angefertigt. Die Fußbekleidung dreier der Mumien hatte sich auch erhalten, die vierte hatte nackte Füße, war dem Anscheine nach ein Mönch, der im Augenblicke des Hinscheidens seinen Rosenkranz geküßt hatte. In der Mitte des Gewölbes hing eine ganz verrostete Laterne aus Eisenblech. Die Unglücklichen starben hier den Hungertod.

Nach einer New-Yorker Correspondenz des „Bund" wurde Capitän Wilkes, der bekanntlich die südlichen Rebellenkommissäre gefangen nahm, in seinen jüngeren Jahren durch die Reize einer Dame bezaubert, welche seine Liebe erwiederte und mit ihm sich verlobte. Aber der junge Schiffsmann hatte einen Nebenbuhler an dem Sohn eines wohlhabenden Talghändlers in New-York, welcher den Sinn des harten Vaters gegen den Geliebten seiner Tochter beeinflußte. Das Resultat war, daß die Geliebte von Wilkes Frau Slidell wurde. Wilkes ging zur See und sah nie wieder weder sie noch seinen Rivalen, bis zur Zeit, in der er ihn als Gefangenen an Bord seines Schiffes empfing. Den 56 Jahre alten Seemann mögen hiebei merkwürdige Gefühle beschlichen haben.

Nahrhaftigkeit verschiedener Viktualien. Für unsere Haushaltungen dürften folgende zeitgemäße Notizen von Interesse sein: Süßer Kappes ist viel nahrhafter als Sauerkraut. Weiße Rüben, schichtenweise mit Sauerkraut eingemacht, sind schmackhafter als separat eingemachte. In 90 Pfund Erbsen ist so viel Nahrungsstoff enthalten, wie in 600 Pfund Kartoffeln und wie in 800 Pfund Möhren (gelben Rüben). Oder: 100 Pfund Erbsen enthalten 29 Pfund fleischbildendes Prinzip, 100 Pfund Bohnen sogar 31, 100 Pfund Kartoffeln aber nur 2 Pfund dieses Nahrungsstoffes. Hieraus erhellt, daß die vermeintlich theuern Erbsen und Bohnen dennoch viel wohlfeiler als die wohlfeilsten Kartoffeln sind.

Zur Statistik der Schlachtenverluste.

Erfahrungsmäßig werden die Schlachten weniger blutig, je mehr die Verbesserung der Waffen fortschreitet, weil in der Regel die Entscheidung rascher herbeigeführt wird. Ohne auf alte Zeiten zurückzugehen, wo Mann gegen Mann stritt, gibt schon ein Zeitraum von 100 Jahren genügende Anhaltspunkte. Im 7jährigen Kriege — 1756—1863 — verlor Friedrich d. G. am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag von 64,000 Mann 18000; am 28. Juni bei Collin von 23 Bataillonen 13,000 Mann; am 25. August bei Zorndorf von 32,000 Mann 11,061; am 3. Nov. 1760 von 48,000 Mann 13,000. Daß seine Feinde nicht weniger litten, ist klar, zumal der König selbst nicht Sieger blieb; doch auch seine Niederlage verkaufte er so theuer, daß die russischen Generale äußerten: nach einem 2ten Siege würden wenige übrig bleiben, um die Botschaft zu verkündigen. Der französische Armee-Moniteur vergleicht die Schlachten des 1ten und 3ten Napoleon und sagt: bei Austerlitz verloren die Franzosen 14-, die Russen 30- und die Oesterreicher 44,000; bei Wagram die Franzosen 13-, die Oesterreicher 14,000; an der Moskwa die Franzosen 37-, die Russen 44,000; bei Bautzen die Franzosen 13-, die Preußen und Russen 14,000 Mann; bei Waterloo die Franzosen 30-, die Verbündeten 31,000 Mann; dagegen bei Magenta die Franzosen 7-, die Oesterreicher 8000 und bei Solferino die Franzosen 10-, die Oesterreicher 8000 Mann, was allerdings eine auffallende Verminderung der Verluste erweist.

Raritäten-Kästlein.

Welche Fortschritte die Chemie gemacht, beweist folgende Procedur, die im Augenblick 1000 Gulden einbringt. Man nimmt nämlich Tausendguldenkraut und läßt Sauerstoff darüber streichen. Dieser verbindet sich mit dem Kraut, man erhält das vortrefflichste Sauerkraut und die 1000 Gulden werden frei.

Der Fremde in Paris wird von Seiten der Polizei oft mehr beachtet, als er denkt, wie dies vorzüglich unlängst einem Engländer erging. Er hatte seine Wohnung vergessen, Straße, Hausnummer, Alles dies war seinem Gedächtnisse im Trubel der Weltstadt entschwunden. Da rieth ihm Einer, sich auf das Polizeibureau zu begeben. Hier angelangt, hörte er zu seinem Erstaunen nicht nur, wo er abgestiegen, sondern auch noch, wo er den Tag über gegessen, getrunken und sich sonst aufgehalten habe.

Räthsel.

Wer Alles hat, der hat mich nicht,
Dem bin ich unbekannt;
Ich male in dem schönsten Licht,
Und blick' in's fernste Land.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9:
Muttersprache.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 19. März. Der Centner Weizen 7 fl. 10 kr. Korn 6 fl. 5 kr. Speizkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 17 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen 6 fl. 18 kr. Wicken 6 fl. 15 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 26 kr.

Zweibrücken, 20. März. Der Centner: Weizen 7 fl. 20 kr. Korn 5 fl. 56 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 19 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 23 kr. Hafer 4 fl. 22 kr. Wicken 6 fl. 45 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe.
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 13. Sonntag, den 30. März 1862.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf den Pfälzer. Bestellungen für Auswärts können bei allen kgl. Postämtern, für die Umgegend bei allen kgl. Postexpeditionen und Postboten gemacht werden. Zu zahlreichem baldigen Abonnement ladet freundlichst ein

die Redaction des Pfälzer.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Weit mehr noch als dieser Umstand bewegte Gutenbergs Charakter, der von dem seinigen in jeder Hinsicht so verschieden war, Fusten zu dem lebhaften Wunsche, eine Trennung zwischen ihnen herbeizuführen. Gutenberg achtete das Geld allzu gering und stellte die Kunst über Alles, während Fust die letztere nur als Mittel zum Zweck betrachtet sehen wollte und weder vor ihr, noch vor dem Künstler die Achtung bezeugte, die von dem Junker für beide in Anspruch genommen wurde. So friedfertig und unbefangen er sonst auch war, so braus'te Gutenberg doch gleich auf, so wie es Jemand nur entfernt wagte, seine Ehre oder seinen Ruhm anzutasten; Fust dagegen war wenig dazu geneigt, die Oberherrschaft des Genies anzuerkennen, und so konnte es an Reibungen zwischen diesen beiden Männern nicht fehlen, die nach und nach das ganze Verhältniß untergraben und ihnen ihre Verbindung zur unerträglichen Last machen mußten.

Fust hielt, bis auf einen, alle Fäden in seiner Hand, die zu dem verderblichen Netze dienen konnten, womit er den Gegner umspinnen wollte. Gutenberg war, wie alle wahren Künstler, in Geldsachen leichtfertig und unbesonnen, und so hatte er denn auch ohne Ueberlegung und ohne genaues Hinsehen, den Contract unterzeichnet, der ihm von Fusten beim Beginne ihrer Verbindung vorgelegt und von diesem entworfen worden war. In diesem Contracte hatte er Fusten für die ihm dargeliehenen Summen nicht nur bedeutende Zinsen versprochen, sondern demselben auch seine ganze Druckerei verpfändet, und da er von Haus aus arm war, wußte Fust, daß er seine Schuld nicht würde tilgen können, sobald er sie jetzt einforderte. Er wollte aber nicht bloß seinem Hasse und seiner Rachsucht Genüge leisten, sondern aus dem aufzulösenden Verhältnisse auch bedeutende Geldvortheile ziehen, und dazu bedurfte er Schöffers, ohne den er nichts beginnen konnte. Dieser mußte also gewonnen werden, selbst um den Preis der Hand seiner Tochter, und so hegte er keinen sehnlicheren Wunsch, als die Ueberzeugung von der noch fortdauernden Neigung der beiden jungen Leute zu gewinnen. Hierüber konnte Keiner ihm bessern Aufschluß verschaffen, als sein Sohn Johann, von dem er durch das von ihm belauschte Gespräch im Garten wußte, daß er der Vertraute Christinens sei.

Er nahm also diesen das nächste Mal, als der Priester zum Besuche in seinem Hause war, auf sein Zimmer und eröffnete ihm unumwunden, daß er sowohl um Schöffers und Christinens Liebe, als um seine Mitwissenschaft wisse.

Der Priester erbleichte sichtbar bei diesen Worten des Vaters, denn er sah die Neigung der über Alles geliebten Schwester von denselben Gefahren bedroht, denen die seinige, und mit ihr das ganze Glück seines Lebens, erlegen war; er theilte nicht Christinens Zuversicht, daß sie, vermöge ihres kräftigeren Naturells, siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen würde.

„Vater!" rief er bewegt und fast flehend seine Hände gegen denselben ausstreckend, „Vater, Ihr werdet nicht auch meine Schwester noch unglücklich machen wollen, indem Ihr Euch einer tugendhaften Neigung, die sie zu einem edlen, begabten Manne hegt, in den Weg stellt? Laßt es genug sein an einem Opfer — laßt mich allein unglücklich sein, und bedenkt vor allen Dingen, daß Ihr Christinens Herz zwar zu brechen, aber nie dazu die Macht haben werdet, sie zu zwingen, ihrer Liebe zu entsagen."

„Wer sagt Dir denn, Johann, daß ich die Absicht hege, die Liebenden zu trennen?" versetzte der Vater; „nur muß es mich mit Recht betrüben und verletzen, daß Christine so wenig Vertrauen in dieser Hinsicht zu mir zeigt" ....

„Vertrauen?!" rief der Priester, den Vater unterbrechend; er wollte mehr hinzufügen, besann sich aber, schlug ein Kreuz und verstummte.

Fust hatte ihn verstanden und es herrschte einige Augenblicke ein peinliches Schweigen zwischen ihnen; das bleiche, abgehärmte Gesicht des einst so blühenden, lebensfrischen Sohnes; das gebrochene Herz, das aus den erloschenen Augen desselben sprach, mußte selbst für ihn etwas Peinliches haben, und so hatte er kein Recht, dem Priester wegen des Ausrufs zu zürnen, in dem nur zu deutlich der Vorwurf enthalten war: „Vertrauen zu Euch, Vater?!" Dann gewann er seine frühere Ruhe und Unbeweglichkeit wieder und fuhr fort:

„Weit davon entfernt, mit Christinens Wahl unzufrieden zu sein, billige ich dieselbe vielmehr, denn Schöffer ist ein Mann, der ein großes Vermögen in seinem Kopfe trägt und somit wird er mir als Eidam willkommen sein."

„Redet Ihr, Vater, wie Euer Herz empfindet?" fragte der Priester, und ein Strahl von Freude belebte seine matten, erloschenen Augen und verlieh diesen den früheren Glanz wieder. „Darf ich Euch trauen, Vater? Legt Ihr nicht mir und den Liebenden nur durch eine scheinbare Einwilligung eine Falle, um uns desto sicherer zu täuschen?"

„Du wagst es, so zu dem Vater zu reden?" fragte Fust mit erkünsteltem Zorne in Ton und Blicken.

„Ja, Vater," versetzte der Priester furchtlos, „ja, ich, ich habe ein Recht dazu, so zu Euch zu reden, ich, den Ihr zu Grunde gerichtet, ohne väterliches und menschliches Erbarmen zu Grunde gerichtet habt, und ich will nicht, daß eine geliebte Schwester mein Loos theilen soll!"

„Welche Bürgschaft verlangst Du denn von mir, daß mein Mund Wahrheit rede?" fragte Fust kleinlaut und mit zu Boden gesenktem Auge, denn diesem Sohne gegenüber war er schwach und seine gewöhnlichen Waffen reichten nicht aus.

„Einen Schwur auf dieses Crucifix," versetzte der Sohn und zog ein elfenbeinernes Abbild des Gekreuzigten aus seinem Busen hervor.

„Ich schwöre," sagte Fust, das Crucifix voll Ehrerbietung an seine Lippen drückend, „daß die Verbindung Peter Schöffers mit Christinen, meiner Tochter, der aufrichtige

Wunsch meines Herzens ist; was verlangst Du noch mehr, mein Sohn?"

„Nichts mehr, Vater!" rief dieser freudig aus, „und jetzt erklärt mir, wie Ihr, die Ihr früher die Liebenden gewaltsam trenntet, zu dieser Sinnesänderung gekommen seid?"

„Das geschehe ein ander Mal, Johann; jetzt sei mir nur behülflich, Schöffern zu versöhnen, der mir wegen jener früheren Verweisung aus unserm Hause noch immer grollt. Führe Du ihn zu uns zurück; übernimm Du es, den Liebenden Vertrauen zu mir und meinem redlichen Willen, sie glücklich machen zu wollen, einzuflößen, was mir selbst schwerer gelingen dürfte; vor allen Dingen aber beruhige mich darüber, daß die Neigung der Beiden keine Veränderung erlitten oder wohl gar in Gleichgiltigkeit ausgeartet sei, denn ich gestehe Dir, daß ich darüber im Zweifel bin."

„Beruhigt Euch vollkommen über diesen Punkt, Vater," versetzte der Priester lächelnd: „nie haben zwei Menschen sich treuer, heißer und inniger geliebt, als meine Schwester und Schöffer, und wie sie sich liebten, so lieben sie sich noch."

„So haben sie, troß meiner Wachsamkeit, heimliche Zusammenkünfte gehalten? und wo?" fragte Fust mit Erstaunen.

„Nein, ich gebe Euch mein Wort darauf, daß dies nicht geschah."

„Wie aber dann?"

„Sie schrieben einander," versetzte der Priester, „und Euer Bruder Jacob und ich, wir waren ihre Vertrauten, ihre Liebesboten; ich darf Euch dies ja jetzt wohl sagen, da Ihr ihre Liebe nicht mehr mißbilligt."

„O ihr Verräther sammt und sonders!" rief Fust, aber ohne Zorn, denn er hatte ja seine Absicht erreicht.

Wer vermöchte das Glück der Liebenden zu beschreiben, als jetzt alle Hindernisse verschwunden waren, die sich früher ihrer Verbindung entgegengestellt hatten und selbst der Vater Christinens sich, scheinbar wenigstens, derselben freute; denn recht trauten ihm Beide noch immer nicht, und in manchen Augenblicken beschlich sogar eine geheime Furcht ihre Herzen, daß irgend ein Unheil im Hintergrunde lauern und die Wonne dieser Tage feindlich bedrohen möge.

Fust ging jetzt ruhig seinen Weg fort und man sah ihn die Anstalten zu einer feierlichen Verlobung der Liebenden mit Eifer betreiben.

Der heißersehnte, glückliche Tag war endlich da und der reiche Mainzer Bürger ließ es an Prunk nicht fehlen, um ihn auch auf seine Weise zu verherrlichen. Die ganze Familie des Fust'schen Hauses, die sehr ausgebreitet und angesehen war, so wie die nähern Bekannten wurden zur Verlobung eingeladen und auch der Junker von Gutenberg war nicht dabei vergessen worden.

Letzterer fand sich zwar ein, weil Schöffer es dringend gewünscht hatte, allein man sah es seinen Gesichtszügen an, daß er nicht ganz heiter und unbefangen war. Auf seiner sonst so schönen und glatten Stirne zeigte sich eine Wolke des Unmuths, die selbst durch das Glück des theuren Freundes nicht davon verwischt werden konnte.

In der That war es ihm nicht recht, daß er und die Kunst Schöffer an die Liebe verlieren sollten, denn nach seiner Ansicht paßte ein stilles, ruhiges und beglückt abgeschlossenes Liebes- und Eheleben nicht für den Künstler, den er dadurch der hohen Göttin abwendig gemacht zu sehen glaubte, der er mit so begeisterter Seele ausschließlich die Opfer und die Huldigungen seines Herzens darbrachte.

Schöffer bemerkte, troß der Befangenheit, worin ihn das Glück versetzte, die Wolke des Unmuths auf der Stirne des Freundes, und da ihn dieser Augenblick schmerzte, zog er ihn in den Garten hinab, um dort einige Augenblicke ungestört mit ihm zu plaudern und ihn nach der Ursache seiner Verstimmung zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

2.

Acht Tage nach der Aufnahme Kathi's treffen wir den Advokaten Ferenz in seinem Zimmer. Der junge Mann ging sinnend auf und ab. Plötzlich griff er in die Seitentasche seines Rocks und holte ein zierlich gesticktes Taschenbuch, ein Geschenk seiner Netti, hervor. Rasch zog er den Stift, der die Blätter zusammen hielt, aus den feinen goldenen Oesen, öffnete und las mit lauter Stimme, aber in großer Begeisterung, folgende Verse:

„Und in den Straßen wogte das Gedränge
Des wuthentbrannten Volkes, das empört
In unabsehbar fürchterlicher Menge,
Den Tiegern gleich die Durst und Blut verzehrt,
Das Stadthaus droh'nden Blicks umschlossen hielt —
Und Schrecken, überall, wohin man sah —
Der Ausbruch eines Bürgerkriegs war da!
Noch fehlte nur ein Führer, der mit Kraft
Den rechten Geist im rohen Volke schafft —
Da stand urplötzlich eine hohe Frau — —

„Herrlich, vortrefflich!" unterbrach sich der Leser. „O, wenn ich in dieser Begeisterung vollenden könnte, wenn sie nur heute nicht durch Nebenumstände unterbrochen würde! Es ist wahrlich nicht leicht, die Gräfin Thekla Andrasy zu besingen, den Charakter dieser Jungfrau zu malen, die den Muth eines Heerführers zeigt, ohne die eigenthümliche Grazie ihres Geschlechts zu verletzen. Aber eben diese Schwierigkeit verdoppelt meine Kräfte und ich besinge sie. So viel steht fest, daß mein Gedicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein kühnes Unternehmen ist. Wenn man entdeckte, daß ich, ein einfacher Advokat in Semlin, es wagte, den Ruhm einer Verbannten zu besingen, was würde man von mir denken? Und vor Allen mein künftiger Schwiegervater? Er ist zwar ein respektabler Apotheker, ein herzensguter Mann — aber ein Feind des Fortschritts und der geistigen Unabhängigkeit. Ich muß indeß seine Schwachheit ehren, denn bald," fügte er mit einem zärtlichen Blicke auf das Taschenbuch hinzu, „bald werde ich sein Schwiegersohn. Ach, Netti, Du wirst meine poetische Begeisterung würdigen und mein Werk verstehen; Du wirst stolz darauf sein, daß ich für eine so unglückliche Jungfrau meine Stimme erhebe, denn Alle scheinen sie verlassen zu haben, selbst ihr Oheim, der wirksam für sie sprechen könnte, wenn er wollte. Ihre Freunde sind theils geflüchtet, theils gefangen, und das zarte Mädchen irrt im eigenen Vaterland flüchtig durch die Steppen. Wohlan denn, mögen Alle sie verlassen und verdammen, ich allein will es wagen, sie zu besingen. Thekla soll die Heldin meiner Verse sein! Ich kenne sie nur nach einem unvollkommenen Gemälde, das ich in der Gallerie eines ihrer Schlösser gesehen, aber noch ist mir, als ob ihr sanfter und doch so stolzer Blick auf mir ruhete, noch schwebt mir die anmuthgeschmückte Stirn vor den Blicken. Wenn der Maler das Urbild nicht erreichen konnte, soll es der Dichter. Ich will das Gemälde vollenden, beseelen!"

Der junge Mann nahm den Stift wieder zur Hand, setzte sich vor seinen Arbeitstisch, stützte den Kopf in die linke Hand, sann einige Augenblicke nach und begann zu schreiben:

„Da stand urplötzlich eine hohe Frau,
Wie einst Johanna d'Arc im Volksgewühl,
Die Menge ward begeistert —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Dichter. Rasch verbarg er das Buch in seiner Tasche und forderte mit lauter Stimme zum Eintreten auf.

Herr Szabo erschien.

Der Apotheker trug, wie gewöhnlich, einen schwarzen Frack, eine gelbe Weste und ein weißes Halstuch. Die goldene Brille lag vor der hohen glänzenden Stirn.

„Guten Tag, lieber Sohn," sagte freundlich der Apotheker; „störe ich?"

„O nein, Herr Szabo," antwortete Ferenz, indem er aufstand und dem Ankommenden entgegentrat. „Der Vater meiner Netti stört niemals, selbst bei den dringendsten Geschäften —"

„Ah, Geschäfte gehen Allem vor," antwortete der Alte im Tone des Vorwurfs; „selbst der Braut und dem Schwiegervater."

„Sie kennen ja die allgemeine Stockung der Geschäfte,"

meinte lächelnd der Advokat. „Wenn ich mich nicht mit Privatarbeiten beschäftigte, würde ich jetzt Langeweile haben."

„Die Langeweile ist ein fürchterlicher Wurm, der tödtet!" rief der Apotheker. „Ich habe eine Arbeit für Sie, Ferenz."

„Einen Prozeß?"

„O nein; ich hatte nur einen Prozeß in meinem Leben, den Sie mir so glorreich gewinnen halfen — aber trotzdem ich ihn gewonnen, möchte ich um die Welt keinen zweiten wieder erleben! Ich hasse die Prozesse wie die Langeweile."

„Nun, was ist es denn?"

„Der lange Niklas hat seit acht Tagen eine solche Unordnung in meine Bücher gebracht, daß sie einer gründlichen Durchsicht bedürfen, wenn die Confusion nicht total werden soll. Wollen Sie sich nach Tische diesem Geschäfte unterziehen?"

„Gern, bester Vater! Wie kommt es nur, daß der sonst so pünktliche junge Mann —"

„Sie werden lächeln, Ferenz, aber ich glaube mich nicht zu täuschen. Ich glaube, die Kathi hat dem armen Menschen den Kopf verdreht. Er ist ein guter Junge, weiß seine Medicamente zu präpariren — aber wahrlich, seit acht Tagen, ich habe ihn beobachtet, ist er wie umgewechselt. Sonst konnte ich mich auf ihn verlassen, jetzt nicht mehr."

„In einer Apotheke — das ist bedenklich!" sagte Ferenz, indem er stehen blieb.

„Ich kann von Glück sagen, daß ich ihn diesen Morgen zufällig beobachtete."

„Was ist geschehen?"

„Anstatt vier Gran Brechpulver in ein Packet zu thun, verpackte er acht Gran. Ich zittere, wenn ich an die Wirkung denke. Der Mensch vergreift sich in den Zahlen und in den Büchsen. Gebe nur der Himmel, daß er nicht schon früher ähnliche Dummheiten begangen hat. Der Ruf meiner Apotheke steht auf dem Spiele."

„Ich werde Ihre Bücher überwachen, Vater, überwachen Sie den Niklas."

Der Apotheker reichte dem Advokaten die Hand.

„Ihnen, Ferenz, vertraue ich Alles an, meine Bücher, meine einzige Tochter. Der Frieden steht in naher Aussicht, und mit ihm Ihre Verheirathung."

„Ich werde Ihr Zutrauen zu rechtfertigen wissen," sagte gerührt der junge Mann. „Ich fühle, daß ich Kenntniß und Kraft besitze, eine gute Karriere zu machen; und wem steht ein glänzenderer Weg offen, als einem Rechtsgelehrten?"

Herr Szabo blieb von Neuem stehen, und sah seinen künftigen Schwiegersohn mit großen Augen an.

„Wie," rief er erstaunt, „wollen Sie vielleicht einen ähnlichen Weg einschlagen, wie jener Mann, der nichts geringeres beabsichtigte, als durch eine Revolution sich zum König von Ungarn zu machen? Ferenz, nehmen Sie sich sein Schicksal zur Warnung; jetzt irrt er als Vertriebener durch die Länder — o mein Gott, was für Unglück hat dieser Mensch angerichtet! Gott sei Dank, daß der Herr Generalfeldzeugmeister Herr im Lande geblieben ist und die Rebellen verjagt hat. Ich hoffe, er wird sie noch alle erwischen, damit jeder Keim zur Empörung ausgerottet wird. Wenn er nur so glücklich wäre, die Gräfin Andrasy, dieses übermüthige Weibsbild, dahin zu bringen, wohin sie gehört."

„Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor!" sagte lächelnd der Advokat.

„Allerdings, das weiß ich auch!" rief eifrig Herr Szabo. „Sie entschlüpft ihm aus der Hand, wie ein Aal; aber nur Geduld, wenn sie es jemals wagen sollte, nach Semlin zu kommen, so sollen ihre Abenteuer bald zu Ende sein. Selbst Niklas ist in jeder Beziehung stets meiner Meinung, und um der Ordnung zu dienen, sind wir zu Allem fähig. Jetzt vorzüglich muß ich doppelten Eifer beweisen — —"

„Jetzt, warum jetzt?" fragte der Advokat.

„Weil ich heute bei der neuerrichteten Schutzwache unserer Stadt zum Commandanten erwählt bin."

„Ah, ich gratuliere, mein bester Herr Szabo!"

„Danke," antwortete stolz der Apotheker. „Morgen ist die erste Parade, bei der ich im vollen Glanze erscheinen werde — ich habe heute noch so viel zu besorgen, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht."

„Ihre Bücher werde ich nach Tische berichtigen, machen Sie sich deßhalb keine Sorge — was das Hauswesen anbetrifft, so wird Netti und Kathi — —"

„Apropos, Kathi — nun ja, sie ist ein hübsches Mädchen, eine flinke Arbeiterin, aber eine schlechte Köchin. Ich werde indeß Nachsicht mit ihr haben. Aus dem Mädchen läßt sich noch etwas machen. Bis auf das Kochen entspricht sie den Empfehlungen ihres Vetters Lajos. Da fällt mir etwas ein!"

„Nun?" fragte gespannt der Advokat, der eine wichtige Neuigkeit erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied und Willkommen.

Motto:
Willkommen, holder Frühling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen,
Willkommen auf der Flur!
v. Schiller.

Tage, Monate und Jahre schwinden pfeilschnell in's große Meer Vergangenheit und müssen den herrschenden Gesetzen der strengen Zeit huldigen. Selbst den greisen Winter hat sie unerbittlich über die Grenzen getrieben und uns den jungen Frühling zugeführt. Obwohl der Winter nicht der angenehmste und artigste Gast ist, da er gar viele Leidenschaften und Launen hat und nicht das gefühlvollste Herz besitzt, war er doch dieses Jahr besonders gütig und linde, weßwegen wir ihm bei seinem Abschiede auch freundlich die Hand drücken und uns vor seinem Wiedersehen nicht mehr wie sonst so bange ist. Auch ihm, dem alten Knaben, fiel der Abschied schwer, so daß ihm in den letzten Tagen öfters sein trübes Auge thränte. Schon seit einiger Zeit mochte er sich bei uns nicht mehr recht behaglich fühlen, denn seine geschworene Feindin, die Sonne, hat ihm schon öfters seinen kahlen Scheitel gestochen, trotzdem er am frühesten Morgen schon seine Nebelkappe über den Kopf zog. Drum scheut er auch die Sonne, wie die Eule das Licht, und abermals hat sie ihn wieder von der Mutter Erde verscheucht, die er wie ein drückender Alp belastete, und letzterer ihre Träume von Blumenduft und Vögelchor verwirklicht und ihr den langersehnten Freund Frühling in die Arme geführt. Mit Recht darüber aufgebracht, daß man ihn so mir nichts, dir nichts aus Wald und Flur verbannte, wird sich gewiß der Mann mit dem kalten Herzen an dem zarten Knaben rächen und ihm noch manche seiner Blumen knicken. Doch seine Kräfte schwinden zusehends, während der Frühling immer kräftiger wird und bald den lebensmüden Greis zu Grabe geleitet, und wie er durchaus liebevoll und freundlich ist, ihm Blumen aus seinem Grabe sprießen läßt und dieselben mit perlendem Morgenthau erquickt.

Wie der greise Winter die Erde mit einem schneeweißen Gewande bekleidete, liebt der freundliche Frühling das Bunte und webt ihr ein Gewand mit grünem Grunde, das er mit tausendfarbigen Blumen stickt. Stets mürrisch und rauh vertrieb uns der Winter mit seinem kalten Athem aus Feld und Flur, bewog manchen Vogel die weite Wanderschaft anzutreten und hat selbst die letzte Blume unbarmherzig entblättert. Alles trauerte, schlief und träumte, und die ganze Natur sehnte sich dem herrlichen Frühlinge entgegen, dessen Auferstehungsmorgen uns das niedliche Schneeglöckchen längst schon angeläutet hatte. Selbst der Stelzenmann Storch hat es in weiter Ferne gehört und ist wieder zurückgekommen und unser zwitschernder Hausfreund, die Schwalbe, kehrt wieder. Der Frühling ist da!

Die ganze Natur ruft ihm ein herzliches „Willkommen" entgegen und die befiederten, freien Sänger der Luft haben seine Ankunft mit Jubel begrüßt. Auch auf uns übt er einen magischen Zauber aus, denn ein herrlicher Frühlingstag hat schon manche Sorge verscheucht. Schon in frühester

Morgenstunde erschallt ein tausendstimmiges Concert von lauter prima vista Sänger in Flur und Wald. Denn sobald ein kleiner Frühauf sein Köpfchen unter den Flügeln heraus streckt und das freundliche Morgenroth erblickt, wünscht er seinem schlafenden Nachbar einen „Guten Morgen“. Dieser über sein langes Schlafen erschreckt wünscht ihn mit kräftiger Stimme dem andern, und so geht es fort und in einer Viertelstunde erschallt die großartigste Musik, wo von jedem Aestchen ein beschwingter Sänger sein trillerndes, zwitscherndes oder flötendes Stimmchen ertönen läßt. Wer mag da noch im Zimmer, oder gar noch im Bett bleiben! Heraus in Gottes freie Natur, empfindet seine Liebe und stimmt ein in sein Lob!

Heiter und hoffend vertraut der Säemann dem dunkeln Schooß der Erde seine Saat, während die kleine Lerche ihm eine ihrer Arien singt und sanfte Frühlingslüfte ihm seine vor Schweiß triefende Stirne kühlen. Die Kinder halten es in der engen Stube nicht mehr aus und treiben im Freien ihre muntern Spiele. Und während der wilde Knabe „Katz und Maus,“ oder „Knüppel herum“ spielt, pflückt das sanfte Mädchen den ersten Blumenstrauß, den es hüpfend vor Freude und Lust der Mutter bringt, die seine zärtliche Liebe mit einem herzlichen Kuß belohnt. Ein lieber Blumenbringer ist doch der holde Lenz und der erste Sprosse seiner Zärtlichkeit, das bescheidene Veilchen, wird von Jung und Alt mit wahrer Wonne gepflückt und nimmt nicht selten seinen Platz am Busen ein. Feld und Wiesen grünen wieder, und die Bäume, welche der Herbst schon ihres reichen Blätterschmuckes beraubt hatte, treiben nun Blätter, Knospen und Blüten und verjüngen sich in neuer Pracht. Das Spinnrad wird weggestellt und der Garten, der zarte Pflegling jeder sorgsamen Hausfrau, wird mit Fleiß und Sorgfalt gegraben und gepflanzt, und auch das einfachste Landmädchen pflanzt sein Blumenbeet, damit es sich am Sonntag einen Strauß pflücken kann.

Diese und noch tausend andere Freuden gewährt uns der Frühling, der ein Abbild unserer Jugend ist. Wem sollte der Genuß eines herrlichen Frühlingsmorgen, wo bei den ersten Sonnenstrahlen jeder Strauch und Grashalm von den funkelndsten Diamanten erzittert, wenn die Schwalbe ihren Morgengesang zwitschert, und Berg und Thal von dem Morgengruß der Glocken wiedertönen, nicht das Herz vor sel'ger Freude schwellen, und wenn auch Berge der Sorge und des Kummers darauf lasten sollten!

Was sonst öd, und traurig stand,
Prangt und grünt nun wieder,
Und was einst nur Schmerz empfand
Hat Gesang und Lieder.
F.

Verschiedenes.

Seit einiger Zeit treibt sich in den Waldungen bei Schifferstadt der ehemalige Soldat und Mühlarzt Jacob Kramer von dort, Wilddieberei treibend und das Waldschutzpersonal am Leben bedrohend, herum. Das Bürgermeisteramt Schifferstadt hat auf die Verhaftung dieses pfälzischen Hiesels einen Preis von 100 fl. gesetzt. (Pf. Z.)

In Berlin wurde die Frau eines Arbeiters vor 14 Tagen von einem gesunden Knaben entbunden. Elf Tage später, als die Frau bei der Arbeit war, genas sie eines zweiten Kindes, das zwar auch gesund ist, aber der Mutter das Leben kostete. In der medicinischen Welt macht dieser unerhörte Fall großes Aufsehen.

Sonst und jetzt. Candidat Hemel, der 1682 als Cantor zu Grünhain starb, hat in seinen Tagebüchern seinen Gehalt aufgezeichnet, den er an verschiedenen Orten als Hauslehrer bezogen hat. 1617 bei einem Prediger in Görlitz erhielt er freie Kost und ein Hemd. 1621 in Ehrenfriedersdorf bei einem Kaufmann freie Kost und jährlich 25 fl., dazu ein Hemd, ein Paar Winterstrümpfe, ein Paar Schuhe, einen Engelsthaler zum Weihnachtsgeschenk und 8 Groschen zu Lichtgeld. 1624 bei einem Edelmann erhielt er außer freier Kost wöchentlich ½ Gulden. Auf seiner letzten Hauslehrerstelle bezog er außer freier Kost einen Jahresgehalt von 15 fl., zwei Hemden, drei Schnupftücher und 1 Paar Strümpfe.

Am 14. d. wurde vor dem Schwurgerichtshof in Paris der Prozeß gegen Katty Bernette verhandelt, welche angeklagt ist, den Studenten Ludovic de Berthier, einen direkten Nachkommen des Marschalls Berthier und verwandt mit den namhaftesten Familien des Kaiserreichs, ermordet zu haben. Katty Bernette, eine Grisette von seltener Schönheit, hatte bekanntlich ihren Geliebten, der sie verlassen wollte, im Streite niedergestochen; es ward constatirt, daß sie unmittelbar nach dem tödtlichen Stoße nicht wußte, was sie gethan. Die Jury sprach die Angeklagte des Mordes frei und beantwortete die subsidiarische Frage wegen unbeabsichtigter Tödtung bejahend. Der Gerichtshof verhängte das Maximum der Strafe, zehn Jahre schweren Kerkers.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 27. März. Der Centner: Weizen 7 fl. 15 kr. Korn 5 fl. 57 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 4 fl. 33 kr. Spelz 5 fl. 18 kr. Hafer 4 fl. 17 kr. Wicken 6 fl. 42 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№. 14. Sonntag, den 6. April 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ihr thut mir Unrecht, Schöffer,“ versetzte der Junker auf die Anrede desselben, „wenn Ihr mich ohne Sympathie für Euer Glück glaubt, das ich Euch von Herzen gönne; allein ich bin nicht nur Euer Freund, sondern auch Mensch und Künstler, und so schmerzt es mich tief, Euch für mich und für die Kunst verloren zu sehen. Ihr werdet durch die Verbindung mit Jungfrau Christinen ein wohlhabender Mann, ein Bürger werden, der im behaglichen Besitze der Güter des Lebens nichts mehr zu erstreben braucht; die Liebe wird Euch erst ganz hinnehmen, und wenn ihr flüchtiger Rausch verflogen sein wird, werdet Ihr der Bequemlichkeit zur Beute anheim fallen; somit wird Euer Streben matter und immer matter, die wahre Kunst Euch immer gleichgültiger werden. Ich sehe das Alles kommen, Schöffer, sehe auch voraus, daß wir getrennt werden, denn wenn Ihr, wie jetzt zu erwarten steht, zur Fahne des Philisterthums schwört, wenn Ihr Euer Weib lieber haben werdet, als die göttliche Kunst — und dies wird nicht ausbleiben — dann zerreißt das Band zwischen uns, und ich, Schöffer, ich bin wieder arm wie zuvor, wo meine Seele nach einem Freunde lechzte, nach einer gleichgestimmten, die ich in Euch fand, nach einem Menschen, der mich ganz verstünde und der mit mir nach dem gleichen Ziele strebte. Eines solchen bedurfte mein Herz, wenn es sich gleich vom Getändel der Weiberliebe, die es nur flüchtig berührte, mit Eckel und schnell abwandte, weil ich fühlte, daß sie mich dem mir angeborenen Berufe entfremden würde. Mögt Ihr das Gefühl, das mich jetzt erfüllt, Neid nennen, ich kann's nicht wehren; aber in meiner Seele sollt Ihr immer wie in einem reinen, ungetrübten Spiegel lesen und mir nie eine Falschheit nachsagen können.“

Er reichte dem Freunde bei diesen Worten die Hand, und zwar mit noch getrübterem Gesichte, als zuvor schon; auch fühlte er sich von einer Wehmuth und Weichheit erfaßt, die seiner starken Seele sonst fremd waren.

Dies rührte Schöffer unendlich; doch vergebens bot er alle seine Beredtsamkeit auf, den Freund von dem Ungrunde seiner Befürchtungen zu überzeugen, indem er ihm zugleich vorspiegelte, welche Fortschritte sie jetzt erst, wo Schöffern auch noch bedeutende Geldmittel zu Gebote stehen würden, in der Kunst zu machen hoffen durften, der sie Beide ihr Leben geweiht. Gutenberg blieb ungläubig und schüttelte von Zeit zu Zeit bedenklich das Haupt; dann sagte er, als der Freund seine Reden und seine Betheuerungen geendet hatte:

„Verzeiht mir, Schöffer, daß ich nachtheilig von dem Manne reden muß, dem Ihr in Kurzem den Namen Vater geben werdet; aber ich kann mir nicht helfen, ich mißtraue ihm ganz und gar und kann es mir nicht anders erklären, daß er Eure Schwägerschaft so eifrig suchte, als daß er den geheimen Plan damit verband, sich von mir zu trennen, der ich ihm in tiefster Seele zuwider bin, um alle Früchte meiner Erfindung und meines Fleißes, ja selbst den Ruhm an sich zu reißen, der mir zukömmt. Er hat die Fäden seines tückischen Gewebes zwar fein genug angelegt, aber doch nicht fein genug, um auch mich zu täuschen.“

„Und Ihr könntet nur einen Augenblick glauben, daß ich mich zu einer solchen Schändlichkeit hergeben, mich zur Ausführung solcher Pläne gebrauchen lassen würde?“ rief Schöffer in gerechter Entrüstung. „Vernehmt denn meinen Schwur, den Euch im Angesichte des Himmels geleisteten Schwur, mein Herr und Meister, daß ich weit eher meiner Liebe entsagen, als zu solchem tückischen Verrathe die Hand bieten würde!“ Er erhob bei diesen Worten Auge und Hand zum Himmel; er war tief bewegt und lebhaft beunruhigt, denn er fürchtete, daß Gutenberg mit seiner Voraussetzung Recht haben möge; allein er war zu gleicher Zeit auch fest entschlossen, den dem Freunde geleisteten Schwur zu halten, sollte auch sein Herz darüber brechen.

Gutenberg fühlte, daß er Wahrheit rede, daß es ihm heiliger Ernst mit seinem Versprechen sei, und schloß den Erglühenden mit einem Gemische von Freude und Wehmuth in die Arme. Noch nie hatte er so lebhaft gefühlt, was Schöffer ihm eigentlich sei, als in diesem Augenblicke; seine reine, große Seele begriff die gleichgestimmte des Freundes — er zweifelte, wie späterhin die Umstände sich auch fügten, nie mehr an der Reinheit der Gesinnungen Schöffers — Beide blieben im Herzen Freunde, obgleich das Leben sie trennte.

Johann Fust, dem ihre Entfernung von der Gesellschaft gleich aufgefallen war, warf unruhige Blicke auf sie, als sie Arm in Arm zurückkehrten. Schöffers glühende Wange und leuchtendes Auge, die große innere Bewegung, die sich auf dem offenen, edlen Antlitze des Junkers abspiegelte, verriethen ihm nur zu deutlich, daß irgend etwas Bedeutendes zwischen den beiden Männern vorgefallen wäre, und es quälte ihn nicht wenig, daß es nicht in seiner Macht stand, zu erforschen, was es sei.

Fust konnte es überdies nur ungern sehen, daß Schöffer und Gutenberg jetzt inniger und unzertrennlicher denn je aneinander hingen, jetzt, wo er sie zu trennen, wo er das verhaßte Band auf immer zu zerreißen wünschte, das ihn an Gutenberg kettete. Zuerst fiel ihm jetzt der Gedanke wie eine schwere, erdrückende Last auf's Herz, daß Schöffer sich zu seinen tückischen Plänen nicht gebrauchen lassen, daß er selbst um den Preis der Liebe Christinens den Meister nicht verrathen würde. Der Gedanke an die Möglichkeit, sich verrechnet haben zu können, erfüllte sein Herz mit einer so lebhaften Unruhe, daß es selbst ihm, dem Meister in der Verstellung, schwer fiel, sie vor den Blicken seiner Gäste zu verbergen. Bald aber hatte sein erfinderischer Kopf einen Ausweg ersonnen: Schöffer mußte entfernt und somit frei von aller Theilnahme an dem Komplotte gehalten werden, das er gegen den Junker im Sinne trug; dann, so hoffte er, würde die Liebe zu Christinen die in ihm etwa noch aufsteigenden Zweifel und Bedenklichkeiten besiegen.

Mit ganz andern Hoffnungen, Gedanken und Gefühlen erfüllt, als vor fünf Jahren, wo Peter Schöffer um die schöne Zeit des beginnenden Lenzes mit leichtem Herzen und leichtem Reisegepäck die ergrünenden Fluren durchschritt, um sich nach Mainz zu begeben, ritt er jetzt auf einem stattlichen Rosse, sorgfältig in den weiten, warmen Mantel gehüllt, der ihm Schutz gegen die rauhe, stürmische Witterung des Spätherbstes gewähren sollte, der ihm so theuer gewordenen Stadt zu, die sein Liebstes auf Erden und alle seine Wünsche und Hoffnungen umschloß.

Er kam von Straßburg, wohin Johann Fust ihn in Geschäften gesandt und woselbst er sich in diesen über zwei Monden aufgehalten hatte.

Die Luft war, wie sie in den düstern, melancholischen Novembertagen zu sein pflegt, grau und mit häßlichen Nebeln erfüllt; der Himmel hing niedrig über der ihres grünen Brautschmucks fast gänzlich schon beraubten Erde; der Kontrast zwischen jener ersten Reise nach Mainz und seiner jetzigen Rückkehr dahin, fiel Schöffern schwer auf das Herz und erfüllte es mit jenen bangen, unheimlichen Schauern, über die wir uns, da sie uns so oft inmitten unserer schönsten und fröhlichsten Hoffnungen überfallen, nicht Rechenschaft zu geben wissen.

Endlich hatte er das Thor erreicht und wollte eben sein schon etwas ermüdetes Roß zum schnelleren Trabe anspornen, als sein Auge den alten treuen Diener Gutenbergs, Lorenz Bieldeck, gewahr wurde, der mit gesenktem Haupte und sichtbar verstörter Miene durch die Gasse, ganz dicht an den Häusern hinschlich und so vertieft in Gedanken zu sein schien, daß er nicht einmal auf den ihm entgegenkommenden Reiter Acht gab.

Schöffer hielt sein Roß an und begrüßte ihn mit den Worten:

„Guten Tag, Lorenz, wie geht es Euch und was macht mein theurer Meister, der Junker von Gutenberg?"

„Der Alte erkannte ihn sogleich an der Stimme und blickte zu ihm empor, allein es lag ein solcher Ausdruck von Schmerz und von Verachtung in seinen Zügen, wie Schöffer ihn noch nie zuvor auf dem sonst so heitern und ruhigen Antlitze des Greises gesehen hatte. Der Alte schüttelte dann das greise Haupt und wollte fortgehen, ohne dem Fragenden zu antworten: Eine schwere, schmerzliche Ahnung ergriff Schöffers Herz, und sich mit einer raschen Bewegung vom Pferde schwingend, ergriff er den Arm des Davoneilenden und befahl ihm, ihm Rede und Antwort zu stehen, denn er fühlte sich durch das Benehmen des sonst gegen ihn so freundlichen Alten tief verletzt.

„Euch?" versetzte Lorenz Bieldeck mit einem Tone, in dem die vollste Verachtung lag; „Euch, Herr Peter Schöffer, soll ich Rede stehen? wer kann mich dazu zwingen? Ihr doch gewiß nicht! Ihr möget jetzt ein wohlbehaltener und angesehener Herr, bald vielleicht auch gar ein reicher sein; aber über den alten Lorenz Bieldeck habt Ihr trotzdem keine Gewalt: der verachtet Euch und steht Euch nicht Rede, und damit Gott befohlen!" Er entwand sich Schöffern, mit mehr Kraft, als man seinem hohen Alter hätte zutrauen sollen, und wollte vorwärts gehen.

„Ihr dürft mich so nicht verlassen, Lorenz," sagte Schöffer, dem eine ihm unerklärliche Angst fast den Athem raubte; „bei dem Leibe des Gekreuzigten, sprecht, was ist geschehen? was hat sich während meiner Abwesenheit hier zugetragen? denn ich weiß von nichts, so wahr Gott sich meiner in meinem letzten Stündlein erbarmen wolle?"

Diese Beschwörung wirkte; der Alte hielt seine Schritte an und sah ihm fest und lange in das Auge; dann sagte er mit weicherem Tone:

„Solltet Ihr wirklich nichts von dem hundsföttischen Handel wissen, der sich hier zugetragen hat? sollte unser theurer Meister und Gebieter doch Recht mit seiner Behauptung haben, daß Ihr unschuldig an demselben wäret? Wir wollten's ihm nicht glauben, Herr Schöffer, wir — verzeiht! — wir hielten Euch bis zu dieser Stunde für den Mitwisser und Mithelfer Herrn Fust's, dessen Tochter Ihr ja, wie allgemein bekannt ist, zum ehelichen Gespons nehmen werdet; sollten wir Euch darin Unrecht gethan haben, und jetzt, wo ich wieder in Euer ehrlich Auge sehe, glaube ich das fast, so verzeiht mir und den Andern den ungerechten Argwohn."

„Hier ist nicht der Ort zu allen diesen Erörterungen," versetzte Schöffer in der höchsten Aufgeregtheit; „Ihr folgt mir in den goldenen Hirsch, Lorenz, nicht wahr? und werdet mir dort Alles sagen."

„Wohl, lieber Herr, ich folge Euch dahin," versetzte der Alte, aus dessen Seele der finstere Argwohn gegen den jungen Mann, dem er früher stets so von Herzen gewogen gewesen war, immer mehr und mehr verschwand.

Schöffer spornte sein Roß und erreichte in wenigen Minuten seine Herberge, wo auch sein Landsmann, der biedere Wirth, wie es ihm bedünken wollte, ihn mit minderer Freundlichkeit, als sonst, aufnahm. Es machte den traurigsten und beengendsten Eindruck auf ihn, der gewohnt war, daß überall freundliches Wohlwollen ihm entgegen kam, jetzt nur finstern Gesichtern und kalter Zurückhaltung zu begegnen, und doch war er sich keiner Schuld bewußt.

Er ließ ein tüchtiges Feuer im Kamine anmachen, denn ihn fror und er fühlte sich durch und durch unbehaglich, und vor diesem erwartete er den Alten, der erst viel später als er anlangte, weil er zu Fuß hatte gehen müssen, während Schöffer ritt.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Stimmen und vier Stämme.

Den deutschen Liederkränzen gewidmet von Ludwig Braunfels.

Horcht auf! aus jedem Gau schallt empor
Ein Lied des Volkes, ein gewalt'ger Chor:
Bald hellen Jubel in die Lüfte schmetternd,
Bald wie des Zornes Engel mächtig wetternd;
Bald süß und mild, wie eine Liebesnacht;
Bald kühn und wild, wie Sturm der Männerschlacht.
Wie schwillt das Herz! — Aus deutschem Liederkranz
Duftet der Hauch des Vaterlands.

Ja, kaum ertönt vierstimm'ger Männerchor,
So zaubert er Germania's Bild uns vor.
Die Stimmen vier, tiefsinnig stets vereint,
Und doch im Wechsel oft einander feind,
Sie sind den alten vier Volksstämmen gleich,
Deren Akkord einst hieß: das deutsche Reich.

Der Franke spielt den ersten im Tenor;
Der geht den andern Stimmen allen vor,
Beherrscht mit Uebermuth die Melodien,
Wird er zuweilen auch als falsch verschrien.

Der Sachse wiederum, der muß bescheiden
Die zweite Rolle des Tenors bekleiden;
Er duckt sich unter Franken's stolze Macht,
Und wagt mit ihm doch manche keck Schlacht.

Den Bayern mit den derben Bocksbierkehlen
Kann sicherlich der erste Baß nicht fehlen;
Macht Rühmens viel von seinem Schwergewicht,
Und heißt der Erste gern, und ist es nicht.

Der starke Grundbaß aber, der die Welt
Des deutschen Klanges fest zusammenhält,
Der die Akkorde sicher trägt und leitet,
Durch allen Wechsel hin getreulich schreitet,
Das sind die herzigen, die guten Schwaben,
Die unsrem deutschen Lied den Ursprung gaben.

Und wie die Stimmen vier, in Eins gestellt,
Vier Elemente der harmon'schen Welt;
Und wie aus mannichfach verschiednem Klang
Erwächst der einig eine Männersang:
So sollen Schwaben und so sollen Sachsen
Mit Bayern, Franken fest zusammenwachsen;
So sollen die vier Stämme sich hinfort
Verflechten treu in einen Volksakkord!

So schall' frei zum Himmel, freier Sang!
Umkleide du des Wortes kühnern Klang!
Was nicht die Feder schreibt, was nicht die Sprache sagt,
Heut im Gesange werd' es frisch gewagt!
Und wenn der Ton, der hier der Seel' entklingt,
Dereinst in alle Geister draußen dringt,
Dann wird das Volk, ein großer Liederkranz,
Das Tedeum singen des Vaterlands!

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

„Dieser Lajos hat sich in politischer Beziehung vollständig geändert, daß ich mich über den alten Mann recht innig gefreut habe."

„Was Sie sagen!"

„Gewiß! Deshalb habe ich ihm auch erlaubt, daß er hinter meinem Garten fischen kann. So oft er einen Hecht oder einen schlanken Aal erwischt, bringt er ihn mir. Ach, ich wußte es, daß alle diese Leute ihre Verirrung einsehen würden. Doch nun zu Tische, mein Freund — vorher aber will ich in der Küche noch einmal nachsehen, ob Kathi keine Dummheiten begangen hat."

Die beiden Männer stiegen die Treppe hinab, und traten in das Wohnzimmer, wo Netti beschäftigt war, den Tisch zu decken.

Die Tochter des Apothekers war ein schönes, blühendes Mädchen von einundzwanzig Jahren. Ihre Gestalt war schlank, nicht üppig, aber edel geformt. Ihr dunkelbraunes Haar hing in zwei langen Flechten über den Rücken herab, während es über der weißen Stirn sich in einem schlichten Scheitel theilte. Das große blaue Auge, von dunkeln Brauen bedeckt, strahlte freundliche, milde Blicke und verrieth einen nicht gewöhnlichen Grad von Intelligenz. Ihre Wangen, die bei jeder Bewegung der frischen Lippen niedliche Grübchen zeigten, waren von einer feinen Röthe gefärbt, die zu dem weißen Teint des zarten ovalen Gesichts einen lieblichen Kontrast bildeten. Ein einfaches, dunkelblaues Kleid umschloß die schlanke Taille der Braut des jungen Advokaten.

„Netti," sagte Ferenz zärtlich, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, „es kostet heute Mühe, Sie zu sehen."

„Sie haben Recht, lieber Ferenz," antwortete sie mit ihrer weichen, wohlklingenden Stimme, „mein guter Vater hat heute so viel Geschäfte, daß ich ihm ein wenig helfen muß."

„Netti," rief Herr Czabo im Tone des Vorwurfs, „Du läßt Kathi allein in der Küche, die von der edeln Kochkunst so wenig versteht — Du hast ihr doch gesagt, daß der Braten — —"

Netti trat zu dem Vater und ergriff seine Hand, als ob sie seinen aufkeimenden Umwillen rasch besänftigen wollte.

„Gewiß, lieber Vater," sagte sie bittend, „Kathi ist noch unerfahren und an unsere Küche nicht gewöhnt — haben Sie ein wenig Nachsicht mit ihr — bitte, mein guter Vater! Es ist nicht ihre Schuld, sie ist nicht einen Augenblick aus der Küche gekommen."

„Wie," rief aufbrausend der Apotheker, „ist etwas mit dem Braten vorgefallen?"

„Wenn ich nicht darauf geachtet hätte — er wollte anbrennen."

„O mein Gott! wie ist doch ein armer Wittwer zu beklagen! Den Braten läßt man anbrennen, bei dem ich meine Ernennung zum Commandanten der Schützwache feiern wollte! Nein, das ist unverzeihlich! Ich werde auf der Stelle — —"

„Vater," sagte Netti schmeichelnd, indem sie ihn bei der Hand zurückhielt, „Vater, wollen Sie mir etwas versprechen?"

Obgleich Czabo ein grimmiges Gesicht machte, so war es ihm doch nicht so ums Herz, wie es den Anschein hatte; er erkünstelte den Zorn, um eine schickliche Gelegenheit zu finden, der schmucken Köchin einen Besuch in der Küche abzustatten. „Was soll ich versprechen?" fragte er hastig.

„Daß Sie der armen Kathi nicht zürnen."

„Gut," sagte er, „ich will sie dießmal mit der Strafpredigt verschonen, aber damit sie auch weiß, daß ich jedes ihrer Versehen bemerke, und damit sie achtsamer und diensteifriger werde, muß ich ihr einen gelinden Verweis zukommen lassen."

Herr Czabo schob die Brille von der Stirne auf die Nase herab, und verließ lächelnd das Zimmer. Er schlug den Weg nach seiner Küche ein.

Als Netti sich nach ihrem Bräutigam umsah, saß er nachdenkend in einer Ecke des Sopha's; er schien von der Unterhaltung zwischen Vater und Tochter nichts gehört zu haben.

Sie trat zu ihm, und legte sanft ihre kleine Alabasterhand auf seine Stirn.

„Woran denken Sie, Ferenz?"

Der Advokat erwachte aus seinem Sinnen.

„Verzeihung, Netti, ich dachte an Sie, an unser Glück!"

„Oder vielmehr an das, was Sie so oft beschäftigt, an Ihre Verse — habe ich Recht?" fragte sie mit einem reizenden Lächeln.

„Netti!" rief Ferenz, indem er ihre Hand küßte.

„Es soll kein Vorwurf sein, lieber Ferenz," fuhr sie mit einer reizenden Anmuth fort, „ich denke nicht daran, mich zu beklagen. Sie besitzen Geist und Talent, und Ihre schönen Verse haben mich oft erfreut — vernachlässigen Sie die edle Dichtkunst nicht, doch denken Sie dabei auch an Ihre Netti."

Ferenz zog das reizende Mädchen sanft zu sich hernieder.

„Immer, immer, meine geliebte Braut!" rief er aus, indem er seinen Arm um ihre biegsame Taille schlang und einen Kuß auf ihre reine weiße Stirn drückte.

„Ferenz," flüsterte sie erröthend, „ich werde stolz und glücklich sein, Ihre Frau zu heißen!"

„Und ich werde der seligste der Menschen sein, wenn ich mich ihren Gatten nennen darf!"

Nun begann ein Liebesgeplauder, über dem den glücklichen jungen Leuten eine halbe Stunde verfloß, ohne daß sie es merkten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wandern der Bauernsöhne.

(Von Aug. Ammann in Stuttgart.)

Selbst in den abgelegensten Orten unseres Landes ist man allgemein der wohlbegründeten Ansicht, daß ein Handwerker wenig tauge, wenn er nicht eine Zeitlang in der Fremde oder auf der Wanderschaft gewesen sei. So wünschenswerth es ist, daß in dieser Hinsicht die Stimme des Volks nie schwächer werde, auch wenn Meisterstück und Zunft nicht mehr existiren, ebenso haben wir für die Jünglinge des Bauernstandes den lebhaften Wunsch auf dem Herzen, daß auch sie sich frischweg zum Wandern entschließen möchten. Wir glauben dasselbe der bäuerlichen Jugend als das natürlichste, einfachste und wohlfeilste Fortbildungsmittel bestens empfehlen zu können. Dem Werth und Ansehen unserer Ackerbauschulen wollen wir damit keineswegs nahetreten; allein die Erfahrung weist alljährlich nach, daß eine größere Zahl von Bauernsöhnen schon wegen Mangels an offenen Plätzen dort keine Aufnahme finden kann; andere müssen zurückgewiesen werden, weil sie nicht allen Aufnahme-Bedingungen zu entsprechen vermögen; wieder andere will und kann man nicht volle 3 Jahre von Haus entbehren, und viele behält man daheim, weil man die Kosten scheut oder weil man fürchtet, es möchte aus dem jungen Bauern vor der Zeit „ein Herr" gemacht werden u. s. f. Allen diesen jungen Leuten, welche wirklich weiter kommen möchten, wissen wir keinen bessern Rath zu ertheilen, als daß sie als ächte Bauernburschen den Wanderstab ergreifen und einen passenden Platz suchen sollen. Freilich haben immer noch verhältnißmäßig wenige Bauern soviel Einsicht und guten Willen, daß sie ernstlich an eine bessere Ausbildung ihres nachfolgenden Geschlechtes dächten; im Gegentheil wird bekanntlich von gar vielen auch das anerkannt Gute und Praktische geradezu ignorirt und mißachtet. Immer gibt es noch Gegenden, wo man sich mit den alten schlechten Pflügen und anderen nicht besseren Erbstücken behilft; wo man eine sorgfältige Düngererzeugung, bessere Bodenbearbeitung, passendere Fruchtfolge ꝛc. trotz aller guten Lehren doch nicht in die Praxis aufnimmt. Und so fürchten wir fast, daß auch ein größeres Quantum des guten Samens, den die Lehrer an Fortbildungsschulen in ihrem Kreise auf Hoffnung ausstreuen, nicht auf wirkliches Culturland fallen werde, ähnlich wie uns das

in Bezug auf unser landwirthschaftliches Vereinswesen noch hin und wieder vorkommen will. Fasse man nun aber die Leute am rechten Fleck und suche man die jungen dienstfähigen Bauernsöhne auf guten Plätzen als Knechte unterzubringen, so kann es für die Folgezeit nicht fehlen, daß manch' Besseres so zu sagen von selbst kommt. Wer auch nur wenige Tage lang mit einem besseren Pflug arbeiten muß, der kann dessen bald nicht mehr entbehren; überhaupt, wer den rationellen Betrieb einer Wirthschaft sammt Resultat durch persönliche Betheiligung daran kennen gelernt hat, dem wird die Sache zur zweiten Natur, und gerade der Bauer ist es am meisten, der seinen Anlagen und Neigungen nach von einem durchweg praktischen Bildungswege sich ehestens einen Profit verspricht und zueignet. Allerdings mag noch manches Quartal verstreichen, bis die angeregte Neuerung zur praktischen Regel wird und bis Jung und Alt sich mit dem Grundsatze vertraut machen werden, daß auch der junge Bauer und er ganz besonders zu seiner mindesten Ausbildung der Wanderjahre bedürfe. Und doch müssen wir alle Diejenigen, die einen Einfluß auf die Hebung der Bauernwirthschaft ausüben wollen, ermuntern, daß jeder in seinem Theil in gedachter Weise fort und fort thätig sei. Vor Allem können unsere landwirthschaftlichen Vereine die Sache befördern, wenn sie den Reisenden kleine Präsente auf den Weg geben oder ihnen entsprechende Stellen ausmitteln; besonders aber vermöchten hier die Lehrer am meisten auszurichten, indem sie bei persönlicher Bekanntschaft einen jeden Einzelnen am besten widerlegen, belehren, ermuntern, überzeugen und bewegen könnten. Oder sollte das wirklich eine so große Kunst und der Bauer gegen einen handgreiflichen Vortheil immerfort verschlossen sein?

Daß man nie auslernen könne (dies praktisch genommen), gesteht jeder Bauer von selbst zu; auf je mehr nach Art und Größe verschiedenen Gütern man practicirt, desto mehr Erfahrungen kann man sammeln, der junge Mensch, der fremdes Brod essen lernt, wird in der Regel weit eher an Ordnung, Umsicht und Thätigkeit gewöhnt, als wenn er beständig zu Hause liegt; im Umgang mit vielen und fremden Menschen sammelt man entschieden mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, als wenn man immer unter seiner Freundschaft lebt; im Handel und Wandel, im Verhalten gegen Hoch und Nieder, in Beurtheilung alter und neuer, eigener und fremder, privater und öffentlicher Sachen und Verhältnisse wird man selbstständiger und sicherer, wenn man die Welt auch mit eigenen Augen gesehen hat; — kurz, auch der Bauer ist einer besseren Bildung bedürftig und werth, und unter allen Mitteln und Wegen hiezu stellen wir als einfach und praktisch oben an: das Gehen in die Fremde. Zunächst und in erster Linie wären es die größeren und gut bewirthschafteten Höfe, wo für solche Leute am meisten zu profitiren sein würde, und die Gutsbesitzer und Pächter dürften dann bald es erkennen, daß mit Dienstleuten aus besseren Häusern in der Regel weit mehr ausgerichtet ist, als mit demjenigen Personal, auf das man seither angewiesen war. Wohl könnten auch Bauern verschiedener Gegenden ihre Söhne auf eine bestimmte Zeit vertauschen, um auf solch' einfache Art denselben Zweck zu verfolgen. Alles aber wollen wir schließlich auch auf die Weingärtner beziehen und ihnen fragliches Bildungsmittel in seiner Art gleich sehr empfehlen, um so mehr, als die längst ersehnte Weinbauschule immer noch nicht gegründet ist.

Verschiedenes.

In vielen Gegenden Deutschlands fordert jetzt wieder der Typhus seine Opfer. Ein ausgezeichnet erfolgreiches Hausmittel, das weder schaden, noch anderweite ärztliche Behandlung hindern kann, besteht darin, daß man eine frische Rindsleber zerschneidet, die beiden Schnittflächen auf die Fußsohlen legt und daselbst festbindet. Die Leber soll der spanischen Fliege ähnlich wirken und allen Krankheitsstoff in die nach und nach zusammenschrumpfende Leber einziehen.

Paris. Ein Höckerweib, welches der Frau eines Arbeiters eine Katze statt eines Kaninchens verkauft hatte, wurde zu drei Monaten Gefängniß und 50 Frcs. Geldstrafe verurtheilt.

London. Ein steinreicher Amerikaner, als Bankier hier ansässig, Namens Peabody, hat den Londoner Armenstiftungen 150,000 Pfd. St. (1,800,000 fl.) vermacht und noch bei Lebzeiten einem zur Verwaltung niedergesetzten Ausschuß übergeben. Dem mehr als fürstlichen Almosen ist die Bestimmung beigefügt, daß „von der Verwaltung dieses Fonds je und allzeit auf das Strengste alle Einflüsse ausgeschlossen sein sollen, welche geeignet wären, derselben entweder in religiöser Beziehung einen sectirerischen oder in politischer Hinsicht einen parteiischen Charakter anzuheften."

Raritäten-Kästlein.

Der Komiker Louis Angely sagte einst in einer Gesellschaft, in welcher sich auch M. G. Saphir befand: „Wenn ich wieder einmal auf die Welt komme, werde ich kein Künstler." — „Mir scheint," erwiederte Saphir, „Sie sind jetzt zum zweiten Male auf die Welt gekommen und könnten sich den nochmaligen Umweg ersparen."

Ein Fremder fragte einen Kaufmann in Frankfurt am Main nach Göthe's Haus. „Ich kenne kein Haus, das Göthe heißt," antwortete der Gefragte, „oder es müßte eines jener Häuser sein, das schon vor längerer Zeit fallirt hat."

„Sind Sie musikalisch, mein Fräulein?" fragte bei Tische ein junger Mann seine junge Nachbarin, die eben Suppe aß, welche sehr heiß war. „Ja, mein Herr," erwiederte die Gefragte, „ich blase, wie Sie sehen, die Suppe."

* Zweisilbige Charade.

Wenn wild die sturmbewegte See
Das schwanke Schiff zertrümmern droht,
Laut donnernd ruft von seiner Höh'
Die erste Silbe der Pilot.

Und Alle, erst in Schmerz versunken,
Erwiederns jubelnd, freudetrunken,
Und Jeder froh die Erste grüßt,
Obs Heimath oder Fremde ist.

Die Zweite ist in jedem Haus,
Am schönsten doch am Tiberstrom.
Von ihr geht Fluch und Segen aus,
Sie steht im Vatican zu Rom.

In dem Pfälzer Städtekranze
Als schöne Perle prangt das Ganze,
Das Haupt sanft an den Berg gelehnt,
Den Sickingens Ruine krönt.

F.

Auflösung des Räthsels in Nro. 3 und 12:
Norderney. — Hoffnung.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 3. April. Der Centner: Weizen 7 fl. 22 kr. Korn 5 fl. 44 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 14 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 28 kr. Hafer 4 fl. 12 kr. Wicken 6 fl. 40 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe.
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 15. Sonntag, den 13. April 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

„Jetzt erzählt mir, Lorenz,“ sagte Schöffer einen zweiten Armsessel an das Kamin schiebend.

„Das will ich, Herr Peter Schöffer,“ versetzte Lorenz und ließ sich in den Sessel neben ihm nieder. „So wißt denn lieber Herr, daß Johann Fust bald nach Eurer Abreise mit meinem edlen und gestrengen Herrn, dem Junker von Gutenberg, einen hundsföttischen Prozeß wegen des diesem zu dem Druckwerke vorgestreckten Geldes anfing und entweder dieses Darlehn mit Zinsen und allem Andern wieder begehrte, oder, wenn der Junker nicht Zahlung leisten könnte, die ganze Druckerei zum Schadenersatze. Nun wißt Ihr, daß der gestrenge Herr, obschon er an Adel und Tugenden keinem Andern nachsteht, mit zeitlichen Gütern nicht gesegnet ist, sich auch nach solchen nicht recht umgethan hat, und da haben sie ihm denn vor'ge Woche, als wir den 6. November schrieben, all sein Hab und Gut vor Gericht abgesprochen, und Herr Johann Fust ist von diesem ermächtigt worden, den Hof zum Jungen rein auszuräumen, was auch bereits geschehen ist. Wollt Ihr mehr von dem schändlichen Handel wissen, so befragt nur den gelehrten und ehrenwerthen Herrn, den kaiserlichen Notarius dieser Stadt, Ulerich Helmasberger, der die Akten dabei geführt hat, oder den hochwürdigen Herrn Heinrich Günther, Pfarrherrn zu St. Christoph, der nebst Heinrichen Keffer und Bechtold von Hanau unserm armen Herrn zu Liebe dabei gegenwärtig waren; denn der Junker selbst wollte nicht dabei erscheinen, weil er schon im Voraus wußte, wie der Spruch für ihn ausfallen würde, da viele Freunde und nahe Verwandte des Fust im Gerichte saßen.“

Wie halb im Traume hörte Schöffer dem Berichte des treuen Dieners zu, denn zu schändlich, zu unwürdig selbst eines Mannes wie Fust, kam ihm dieser ganze Handel vor, als daß er gleich die Wahrheit dessen, was Lorenz vortrug, hätte glauben sollen. Dann fuhr er sich mit der Hand über das völlig erbleichte Gesicht, über die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirne und sagte, wie vor sich hin:

„Jetzt ist Alles aus, alle Hoffnung hin! O Christine, daß der Schlag, welcher mein Herz zu Tode trifft, auch zugleich das Deinige treffen muß! Doch wirst Du begreifen, daß ich selbst um den Preis Deines Besitzes nicht entehrt leben, nicht der Sohn eines Mannes werden kann, der so an dem Freunde meiner Seele frevelte; Du wirst es gleich von vorn herein begriffen haben, daß dies uns auf immer trennen würde!“

Sein Auge benetzte sich bei diesen Worten mit einer Thräne; dann wandte er sich an Lorenz und fragte:

„Wo ist Euer Gebieter, Lorenz Bieldeck? Finde ich ihn noch im Hofe zum Jungen, oder wo sonst?“

„Ich vermag es Euch nicht zu sagen, Herr,“ versetzte der Alte, indem er traurig das greise Haupt auf die Brust niedersinken ließ. „Sobald der unglückliche Rechtshandel zu seinem Nachtheile entschieden war und Alles aus dem Hof zum Jungen fortgeführt worden war, versammelte er uns, seine treuen Diener und Gehülfen, um sich und sprach mit einem traurigen Tone also zu uns“ — Die Rührung überwältigte bei dem Andenken an diese Scene den Greis so sehr, daß er erst nach einiger Zeit fortfahren konnte: „Ja, also sprach unser edler und geliebter Herr zu uns: „Ich kann Euch kein Brod und keine Beschäftigung mehr geben, meine treuen Diener und Genossen; so suche es sich denn ein Jeder von euch, wo er es finden kann; Du aber, mein guter Alter, wandte er sich an mich, der Du mich auf Deinen Armen in's Leben getragen hast, wirst ein Unterkommen bei meinem Bruder, Herrn Friele, finden, der zu Eltwill im Rheingau seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Pilgre denn zu ihm, bringe ihm freundlichen Gruß von mir und erzähle ihm, wie hier die Sachen stehen; er wird sich Deines Alters und Deiner Hülflosigkeit sicher erbarmen. Ihr Andern aber, sagte er, sich zu seinen bisherigen Gehülfen, Heinrich Keffer, Ulrich Zell und Johann von Medinbach, wendend, habt eine schöne und segensreiche Kunst von mir erlernt und werdet euer Brod überall reichlich finden. Ich entbinde euch hiemit des Eides, den ihr mir geleistet habt, meine Kunst und ihre Geheimnisse keinem Menschen zu entdecken, und so möget ihr hinausziehen in alle Welt und die segensreiche Erfindung aller Orten, zu eurem Nutzen und zum Heile der gesammten Menschheit, überall verbreiten. Sollte aber der Eine oder der Andere von euch in die Dienste des Herrn Johann Fust treten wollen, so habe ich nichts dagegen, denn ich hasse diesen Mann nicht und werde ihn auch nimmer verfolgen, selbst wenn mir die Macht dazu würde.““ Da aber erhoben sich Alle, sowohl Gehülfen, als Diener und Knechte,“ fuhr der Alte mit feurig bewegter Stimme fort, „und gelobten dem geliebten Herrn und Meister, daß sie nimmer das Brod des Mannes essen, der ihren theuern Gebieter also behandelt, sondern es lieber vor den Thüren guter Bürger zusammenbetteln wollten, und da, Herr Schöffer, da fielen auch die Reden und Verwünschungen gegen Euch vor, den man für Herrn Fust's Mitschuldigen hielt; aber der Junker redete Euch standhaft das Wort und behauptete, Ihr wüßtet nichts von dem ganzen Schelmenhandel, sondern Herr Johann habe Euch eben deßhalb entfernt, damit Ihr ihn nicht hintertreiben möchtet. Wir glaubten ihm aber nicht, da wir wußten, wie nahe Ihr dem Fust durch die Verlobung mit seiner Tochter ständet, und so traf Euch bis zu dieser Stunde auch mein bitterer Groll.“

Der Greis endete hier seine lange und schmerzliche Erzählung.

„Und Meister Jacob Fust,“ fragte Schöffer, aus einem langen und trüben Nachdenken erwachend, „wie benahm sich dieser bei dem Handel?“

„Wie ein Ehrenmann, Herr, ganz wie man's von seinem biedern Charakter und Gemüthe erwarten durfte. Er sagte laut zu Jedem, der es hören wollte, das sei ein heilloser, spitzbübischer Handel, und auch mit seinem Bruder Nikolaus, dem Schöffen, hat er sich gänzlich entzweit, weil dieser bei dem Gerichte den Vorsitz geführt; er nannte das einen schändlichen Mißbrauch der richterlichen Gewalt und einen Schimpf für die ganze Familie.“

„Des habe ich von ihm erwartet,“ sagte Schöffer, „und jetzt zu ihm, dem Einzigen von allen Fust's, den ich noch wiedersehen kann! Ihr aber, Lorenz, weßhalb habt Ihr Euch noch nicht auf die Reise zu Herrn Friele gemacht? Wollt Ihr hier vor Hunger sterben? Willig würde ich Euch bei mir aufnehmen; allein auch ich bin jetzt ein armer Mann

und muß mein Brod, wie die übrigen Gehülfen des Meisters, in der Fremde suchen."

Der Alte sah ihn verwundert und ungläubig an und sagte: „Ihr, Herr Schöffer, Ihr, des reichen Fust's Schwiegersohn?"

„Nennt mich fürder nicht so, Lorenz," versetzte Schöffer mit festem Tone; „ich hab's unserm Herrn und Meister gelobt, ihm treu zu bleiben, selbst um den Preis meines Glücks und meiner Liebe, und ich halte ihm Wort. Aber nochmals, weßhalb seid Ihr noch hier, Lorenz?"

„Ich habe an dem hochgelehrten Manne, Herrn Conrad Humery, den sie den Doctor nennen, einen Beschützer gefunden," versetzte Lorenz, „und dieser will mich bei sich behalten, bis mein theurer Junker wieder ein Stückchen Brod mit mir zu theilen haben wird. Auch dieser Ehrenmann hatte von dem schändlichen Rechtshandel gehört und ist entrüstet darüber, wie es alle braven Leute in Mainz sind. Er hofft, daß der Junker bald wieder hieher zurückkehren werde, und ist für diesen Fall entschlossen, ihm mit Rath und That unter die Arme zu greifen."

„Ihr zeigt Eurem Gebieter an, daß ich zurück bin und ihn mit Sehnsucht erwarte, sobald er nach Mainz zurückgekehrt sein wird, nicht wahr, Lorenz?" fragte ihn Schöffer.

„Gewiß werde ich das thun, guter Herr," versetzte der Alte; „wohl Euch, daß Ihr ihm ohne Erröthen unter die Augen treten könnt!"

„Ja, beim Allmächtigen, der Herz und Nieren seiner Menschen prüft, das kann ich!" rief Schöffer im Gefühle seiner Würde. „Noch nie," fuhr er fort, „hat ein Mensch der Freundschaft und der Ehre ein größeres Opfer gebracht, als ich; aber ich stehe keinen Augenblick an, es zu bringen."

Beide trennten sich jetzt, der Alte, um zu seinem neuen Beschützer, Peter Schöffer, um zu Meister Jacob Fust zu gehen, mit dem zu reden er das größte Verlangen trug. Meister Jacob war, wie sich dies nicht anders von seinem biedern Charakter erwarten ließ, vollkommen mit Schöffer einverstanden und bot, warum dieser ihn bat, gern die Hand zu einer letzten Zusammenkunft zwischen Schöffern und Christinen, indem er diese durch seine Tochter Catharine zu sich einladen ließ.

Christine kam; ihr Antlitz war bleich, aber ihre Miene gefaßt. Sie stürzte in die Arme des Geliebten und hielt ihn lange fest umschlungen; beide weinten und schämten sich ihrer Thränen nicht.

„Ich weiß," nahm Christine, sich sanft aus seinen Armen losmachend, das Wort, „was Du mir zu sagen hast, und daß wir uns heute zuletzt sehen. Ich würde Dich verachten, ja, ich würde Dich verschmähen, wenn Du die Freundschaft verrathen und jetzt noch meinen Besitz wünschen könntest; einem entehrten Manne, einem, der die Hand nach solchen Gütern ausstrecken könnte, wie mein Vater sie für mich zusammenscharrt, würde ich nie angehören wollen. Es ist meinem Vater gelungen, uns zu trennen; nur auf diese Weise konnte es ihm gelingen, das wußte er, da er meinen Charakter kannte. O, er ist ein kluger Mann, mein Vater!" rief sie, und Thränen erstickten ihre Stimme. Schöffer küßte sie auf diese hellen Perlen, die der edelsten Seele und den schönsten Augen entthaueten; zu reden vermochte er nicht: er war zu bewegt dazu; dann fuhr sie gefaßter fort:

„Du, Schöffer, mußt Dich jetzt öffentlich von mir lossagen: So will es Deine Ehre, und dann Deinen hohen Meister aufsuchen, damit er keinen Augenblick länger in dem Wahne bleibe, daß Du Antheil an dem Beginnen meines Vaters genommen hast" . . .

„Vor ihm stehe ich gerechtfertigt da, er kennt mein Herz und meine Gesinnungen," fiel Schöffer ihr in die Rede.

„Das tröstet, das beruhigt mich," versetzte sie. „Dann zum Abschiede, Geliebter, zum Abschiede für dieses ganze Leben!"

Beide umschlangen sich auf's Neue; in dieser Umarmung lag zugleich die höchste Seligkeit und der höchste Schmerz, den ein Menschenherz nur zu ertragen vermag.

„Jetzt geh', Schöffer, Geliebter meiner Seele, geh'!" rief sie; „diese Stunde tödtet mich sonst; aber bevor Du auf ewig von mir scheidest, empfange meinen Schwur, den ich Dir wie vor dem Altare des Allerhöchsten leiste, daß nie ein anderer Mann in meinem Herzen wohnen soll. Nicht werde ich, wie mein Bruder, die finstern Mauern eines Klosters aufsuchen, um dort Dich und mein entschwundenes Liebesglück zu beweinen; nein, Schöffer, ich will mir das Recht bewahren, ohne eine Sünde zu begehen, nur an Dich denken, über Deinen Verlust weinen zu dürfen; dieses Herz soll Dir ganz ungetheilt, wie seit dem ersten Augenblicke, wo ich Dich sah angehören; und nun noch einmal: geh!"

Er riß sich von ihr los und stürzte fort. Wohin er ging, das wußte er selbst nicht. Es trieb ihn fort, als würde er von einem bösen Geiste verfolgt, durch die Gassen der Stadt hin, zum Thore hinaus; seine Brust drohte zu zerspringen; er schnappte nach Luft wie ein Sterbender, der seine letzten Kräfte anstrengt, das Lebenselement in die Brust zu ziehen

(Fortsetzung folgt.)

† Charfreitagsgedanken.

Der Du am Kreuz auf Golgatha
Dem Tode Dich geweiht,
Und Deiner letzten Stunde nah,
Den Henkern noch verzeiht:
„Sie wissen nicht, was sie gethan,
„O, Gott, sieh ihre Sünd' nicht an!"
Ich rühme, preis', verehre Dich,
Du starbst für uns, starbst auch für mich.

„O Mutter, sieh hier Deinen Sohn!"
Dein Herze liebend, spricht;
Zu diesem dann in sanftem Ton:
„Verlaß' die Mutter nicht!"
Ja, Du in deiner Todespein,
Gedenkest noch der Liebsten dein;
Du legst dem Liebling an das Herz
Die Mutter, treu erfüllt von Schmerz.

Doch größer noch erscheinest Du,
Der selbst so tief gebeugt,
Als Du dem Sünder Muth sprichst zu,
Da er zu Dir sich neigt:
„So wahr ein Gott im Himmel lebt,
„Zu dem sich meine Seel' erhebt:
„Wer seine Sünd' im Ernst bereut,
„Geht ein zu seiner Herrlichkeit!"

Du starbst so groß, wie Du gelebt —
An Dich zuletzt Du denkst —
„O, Gott, der in mir lebt und webt,
„Der Du das Weltall lenkst:
„O, Gott warum verläßt Du mich,
„Der in dem Mensch geliebt nur Dich?
„Erhalt' mich stark in Todesnoth,
„Erleicht're, Vater, mir den Tod!"

Du fühlst den Tod, die Kraft dir schwand,
Nochmals ermannst Du dich,
— Du trinkst den Kelch, gefüllt zum Rand —
Du sprichst: „Es dürstet mich!"
Da boten sie dir Essig dar,
Der noch vermischt mit Myrrhen war,
Doch Du, Du wendest dich zurück,
Bleibst groß im letzten Augenblick.

„Es ist vollbracht, hast mich erhört,
„O, Gott! sei hochgelobt!
„Was ich erstrebt, was ich gelehrt,
„Bleibt ewig, wie's auch tobt.
„Es ist vollbracht, mein Werk vollbracht;
„Nun jedem deine Liebe lacht;
„Die Menschen, alle, sind sich gleich:
„Kein Unterschied im Gottesreich!"

„Du schufst der Welten zahllos Heer,
„Das Würmlein auch im Staub,
„Und nirgends ist die Schöpfung leer
„Nichts wird des Todes Raub:

„Du Vater, deiner Hand befehl'
„Ich meine, nun befreite Seel';
„Zieh sie zu dir, sie ist ja dein,
„Wirst mir ein güt'ger Vater sein!"

Du Gottessohn starbst auch für mich,
Auch ich hab' Theil an Dir!
Und um so mehr verehr' ich Dich,
Weil Mensch Du warst, wie wir.
Doch groß warst Du, wie Keiner mehr,
Dein Leben heilig, rein und hehr,
Daß Jeder, der an Dich nur denkt,
Zerknirscht den Blick zur Erde senkt!

Preis, Ehr und Dank sei Dir gebracht,
Ja, Halleluja Dir!
Der uns geführt aus Geistesnacht:
Gelobt sei für und für!
Ich preise Deine große Huld,
Der Du bezeugt so viel Geduld,
Ich rühme, preis', verehre Dich:
Du starbst für uns, starbst auch für mich! S. K G.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

3.

Der Apotheker schien etwas mehr zu beabsichtigen, als der neuen Köchin wegen des angebrannten Bratens einen kleinen Verweis geben zu wollen. Leise öffnete er die Thür, aus der ihm ein Dunst entgegenkam, der das erste Zeugniß von Kathi's Versehen ablegte. Herr Szabo rümpfte die Nase; aber er schwieg und beobachtete das junge Mädchen mit einem unverkennbaren Wohlgefallen.

„Kathi," sagte er nach einer Minute, „wie steht es mit dem Mittagessen?"

Kathi erschrack; aber als sie Herrn Szabo sah, hing sie ruhig den Blasebalg an einen Nagel in der weißen Wand.

„Es kann angerichtet werden!" antwortete sie in einem Tone, der umsonst den leichten Schrecken zu verbergen suchte.

Herr Szabo sah durch seine Brille auf die hübsche Köchin, als ob er ein Recept lesen wollte.

„Kathi," begann er in einem Tone, der von dem eines Herrn himmelweit verschieden war; „weißt Du auch, daß heute ein wichtiger Tag für mich ist?"

„Nein, Herr Szabo!" antwortete Kathi, indem sie sich mit der weißen Küchenschürze die schweißbedeckte Stirn trocknete.

„Es hat sich eine Schutzwache in unserer Stadt gebildet, um den flüchtigen Rebellen entgegenzutreten, die jetzt häufig Semlin passiren, die nahe türkische Grenze zu erreichen. Mich hat man zum Commandanten derselben ernannt."

Kathi's Händen entsank der Zipfel der Schürze; sie sah schweigend den Commandanten an.

„Wundert dich das?" fragte lächelnd Herr Szabo.

„Nein!"

„Und doch scheint es so?"

„Ich freue mich, daß der junge Kaiser in Semlin so treue Unterthanen hat."

„Wahrhaftig? So sind wir von gleicher politischer Farbe. Gefällt es Dir in meinem Hause?" fragte der Apotheker, indem er seine Dose öffnete und mit zwei Fingern ein wenig von dem duftenden Taback daraus hervornahm.

„Gewiß, Herr Szabo! Sie sind sehr freundlich, und Ihre Tochter ist die Güte selbst. Was kann eine arme Dienstmagd von ihrer Herrschaft mehr verlangen?"

Das ganze Gesicht des Apothekers lächelte; als ob er auf der Stelle einen schlagenden Beweis von seiner Freundlichkeit geben wollte, hielt er der Köchin die offene Dose hin, und fragte:

„Ein Prischen?"

„Danke, Herr Szabo, ich schnupfe nicht!"

Diese Worte sagte Kathi, mit zitternder Stimme, als ob sie die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Commandanten der Schutzwache erschreckt hätte.

„Wie befangen sie ist!" dachte der Apotheker. „Vetter Lajos hatte Recht, ein solches bescheidenes Veilchen muß man sorgfältig wahren, damit es die Sonne nicht zu zeitig welkt. Eine arme Dienstmagd, sagtest Du?" fragte er nach einer kleinen Pause. „Ich meine, Du besitzest genug, um nicht für arm zu gelten," fügte er muthiger hinzu.

Kathi wandte sich wieder zu ihrem Herrn; dann sagte sie mit bewegter Stimme:

„Ich bin so arm, lieber Herr, daß ich es kaum zu sagen vermag!"

Der Commandant ward von Mitleiden ergriffen, sein Lächeln verschwand und sein Blick ward ernst. „Hier, nimm," fügte er hinzu, indem er eine Börse aus der Tasche zog — „es ist dein halbjähriger Lohn im Voraus — kaufe Dir Kleider oder was Du sonst gebrauchst, ich habe es gern, wenn meine Domestiken nett gekleidet gehen."

Ohne zu zögern nahm Kathi die Börse an; sie machte einen Knix, und verbarg sie in der Tasche ihrer Schürze. Diese Bereitwilligkeit machte den verliebten Apotheker so kühn, daß er die Wange der Köchin streichelte. Fast wäre er in laute Bewunderung ausgebrochen über die Zartheit der weichen Haut.

„Kathi," murmelte er zärtlich, „wenn ich meine Sorge für Dich etwas mehr ausdehne, als ich es sonst für meine Mägde gethan, so bedenke, daß ich Wittwer bin und Niemanden Rechenschaft von meinen Handlungen schulde. Hörst Du, Kathi? Vergiß nicht, daß ich Wittwer bin!"

„Herr Szabo!" rief in diesem Augenblicke eine tiefe Baßstimme.

Die Köchin sprang erschreckt zu dem Herde. Der Gerufene wandte sich nach der Küchenthür. Da stand der lange Niklas mit aufgerissenem Munde auf der Schwelle.

„Was gibts?" fragte der Hausherr in einem strengen Tone. „Warum ziehst Du nicht die Glocke, wenn ich in der Apotheke nöthig bin?"

„Herr Szabo, hören Sie denn nichts?" fragte der Gehilfe, dessen Blicke unablässig auf Kathi ruhten.

Alle lauschten. Ein Marsch von Trommeln ließ sich in der Entfernung vernehmen.

„Sehen Sie nur die Straße hinunter!" sagte Niklas.

Der Apotheker trat zu dem Fenster. Ein Wald von Bajonnetten blitzte in der Sonne. Der Marsch kam immer näher, und bald hörte man den festen, taktmäßigen Schritt der Soldaten. Ein Regiment österreichischer Infanterie marschirte an dem Hause des Apothekers vorüber.

„Kaiserliche Soldaten!" rief Herr Szabo, indem er das Fenster öffnete.

In diesem Augenblicke begann die Regimentsmusik einen rauschenden Marsch. Die Töne drangen hell durch das geöffnete Fenster in die Küche. Herr Szabo war so entzückt von dem kriegerischen Schauspiele, daß er die schöne Köchin darüber vergaß.

„Gott sei Dank," rief er aus, „daß wir endlich wieder Soldaten in unsern Mauern haben, nun kann man sich doch ruhig zu Bette legen und ruhig wieder aufstehen! Es lebe der Kaiser!"

Kathi theilte die Begeisterung ihres Herrn nicht; der Anblick der Soldaten schien einen tiefen Eindruck auf sie ausgeübt zu haben. Unbeweglich stand sie an der Seite des Fensters und sah mit schmerzlichen Blicken die sonngebräunten und bestäubten Krieger vorüberziehen. Die Musik verhallte und der letzte Mann des Regiments verschwand. Man hörte nur noch das Geräusch der nachziehenden Volksmenge.

„Zu Tische!" sagte Herr Szabo. „Kathi, trage die Speisen auf."

Eine Viertelstunde später saßen Herr Szabo, Netti und Ferenz in dem freundlichen Wohnzimmer bei Tische. Niklas speiste in dem kleinen Cabinette neben der Apotheke.

Kathi saß in der Küche auf einer Bank und hielt sinnend den Kopf in der Hand. Die Speisen, die ihr Netti reichlich zugetheilt, blieben unberührt.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Devrient.

Am 30. Dezember waren es 29 Jahre, daß der geniale Künstler der deutschen Bühne, Ludwig Devrient, sein geistsprühendes Auge für immer schloß. Von einem Mann, der den unvergeßlichen Schauspieler persönlich kannte, gelangte an genanntem Tage ein Schreiben an die berühmte Weinhandlung von Lutter und Wegener in Berlin, dem folgende Verse beigefügt waren:

An die Freunde, die einst mit mir getrunken.

(An meinem Sterbetage, 30. Dezember 1832.)

Ihr Alten, die ihr mich gekannt, geliebt,
Gedenket mein am heut'gen Tage!
Gedenket mein nicht jammernd und betrübt,
Nicht winselnd eine schaale Todtenklage.
Schenkt eure Gläser voll und stoßet an!
Bringt eine Libation dem alten Komödianten,
Der manchen Freund wohl durch sein Spiel gewann,
Gehörte er auch nicht zu den Giganten,
Die auf papierner Wolke zu den Sternen fliegen
Und durch Couplets das Publikum besiegen.
Wollt nicht nach diesem Maßstab ihn bemessen,
Der einst hier lustig zwischen euch gesessen,
Der mit dem Dichter Hand in Hand gewandelt
Und nicht um Pöbels Gunst die edle Kunst verhandelt.
Bringt mir ein volles Glas — gedenket mein,
's ist mir nicht unlieb, fällt 'ne Thräne auch hinein.

Ludwig Devrient
logirt
auf dem französischen Kirchhof im Souterrain.

Verschiedenes.

Frankfurt, 9. April. Die Margaretha Hartmann, welche im vorigen Sommer im Pfaff'schen Laden auf der Zeil einen kostbaren Shwal im Werthe von 400 fl. gestohlen hatte und in deren Wohnung man noch mehrere gestohlene Gegenstände vorfand, ist vor etwa 14 Tagen aus der weiblichen Strafanstalt zu Dieburg, wo sie eine längere Korrektionshausstrafe abzubüßen hatte, entwichen. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, derselben wieder habhaft zu werden. (Asch. Z.)

Mannheim, 8. April. Vor einigen Tagen wurde zu Neulußheim beim Ausstechen von Letten ein Ueberrest eines Mamuths aufgefunden. Es ist derselbe ein Schenkelknochen von etwa 4 Fuß Höhe und 1 Fuß Dicke und ziemlichem Gewicht. Gestern Abend wurde dieses seltene Fundstück im Arbeiterbildungsverein vorgezeigt und wandert dieser Tage in die Alterthümerhalle nach Karlsruhe.

Köln, 7. April. Heute wurde aus dem hiesigen Arresthause ein Sträfling, der in den 30er Jahren wegen Verbrechens des Vatermords zum Tode verurtheilt und darnach zu lebenswieriger Zuchthausstrafe begnadigt worden, nach 27jähriger Gefangenschaft in Folge der Amnestie in Freiheit versetzt. Der Mann, der unterdeß zum Greis herangereift war, befürchtete auf seinem Wege zur Eisenbahn fortwährend, man werde ihn zurückrufen. Wie staunte derselbe, als er an der Bahn eintraf, über das Kommunikationsmittel, das bei seiner Gefangennehmung noch nicht existirte und von dem er noch gar keinen Begriff hatte! Der Greis, früher in Erkelenz wohnend, verließ Köln nicht ohne Mittel; denn bei dem Fleiße, den er im Arrestlokale entwickelte, war es ihm möglich, Ersparnisse zu machen: In 26 Jahren legte er 36 Thaler zurück. (Fr. J.)

Ein Pflanzenbarometer. Von Graz aus wird ein sehr wohlfeiler Barometer wegen seiner Verläßlichkeit besonders anempfohlen. Man setze in einen Blumentopf den sogen. „Hühnerdarm" [Alsine], eine überall wild wachsende Pflanze. Die kleinen Blüthen zeigen die Witterung an. Sind sie halb geschlossen, so regnet es sicher bald darauf; während der Dauer des Regens sind sie ganz geschlossen. Sind sie aber ganz offen, so kann man darauf rechnen, daß binnen 4 bis 5 Stunden kein Regen fällt.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind jetzt 411 weibliche Postmeister angestellt. Sie sind zum Theil verheirathet und ihre Männer besorgen die Küche.

Der Rindviehstand Europa's beträgt nach Berechnung der preußischen statistischen Blätter 70,299,000 Stück, also 446 Stück per Quadratmeile. Auf Württemberg fallen davon 758,000 Stück, auf Preußen 5,527,400 St., ohne die Zweifüßler, welche Varnhagen und Humboldt unter diese Rubrik rechnen.

Raritäten-Kästlein.

Zu einem berühmten Pariser Arzte kam ein rechter Hypochonder und klagte seinen betrübten Zustand. „Ach was," sagte der Arzt, „Sie müssen sich zerstreuen, sich zu erheitern suchen. Gehen Sie heute Abend in's Theater und sehen Sie den Komiker Carlin, der wird Ihnen heilsam das Zwergfell erschüttern!" „Carlin?" sagte der Kranke, „ja, der bin ich selbst!"

In Sigmaringen, der vormaligen Residenz und gegenwärtigen Sitz der Regierung, bestehen wöchentlich bloß zwei Amtsbotentage, während Haigerloch und sogar der Postbestellbezirk Dettingen am Neckar deren drei besitzen!

Mit den Zähnen ist es eine sonderbare Sache. Wie viel leidet man nicht, bis man sie hat. Hat man sie, so hat man oft nichts für sie, und hat man Vorrath angeschafft, so hat man sie nicht mehr. Man kommt durch sie in eine zweite Breiperiode.

Ein Apothekergehülfe ward gefragt, wie man Calomel bereite? Er gab die Procedur richtig an. Auf die Frage aber, warum er es so mache? erwiederte er: „Na, macht es 'mal anders, dann kriegt ihr kein Calomel!"

Kitzliche Frage. Wo geht das Feuer hin, wenn es ausgeht?

Räthsel.

Haßt Du mich, verwünsch'st Du mich,
Verlierst Du mich, verfluchst Du mich,
Gewinnst Du mich, haßt Du mich nicht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 14:
Landstuhl.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 10. April. Der Centner: Weizen 7 fl. 14 kr. Korn 5 fl. 38 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 20 kr. vierreihige, 4 fl. 27 kr. Spelz 5 fl. 20 kr. Hafer 4 fl. 9 kr. Wicken 6 fl. 40 kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Homburg, 9. April. Der Centner Weizen 7 fl. 2 kr. Korn 5 fl. 40 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 6 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 4 kr. Mischfrucht 5 fl. 46 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe.
Joseph Kleinschmidt.

(R.-S.) in München.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№. 16. Sonntag, den 20. April 1862.

Kunst und Liebe.

(Fortsetzung.)

Lange irrte er umher, es regnete, aber er fühlte es nicht, obgleich er nur leicht bekleidet war und der dichte, feine Sprühregen bald seine Kleider durchdrang.

Endlich nöthigten Fieberschauer, die ihn durchrieselten, und die anbrechende Nacht ihn, zurückzukehren. Er raffte sich auf und schwankte wieder in das Thor, zur Stadt hinein; doch ging er wie im Traume und die Schwere seiner Glieder, die Erstarrung, die sich derselben bemächtigt hatte, ließen ihn glauben, daß er nicht von der Stelle komme. Trotzdem erreichte er endlich seine Herberge, wo er den Wirth durch sein bleiches, verstörtes Aussehen nicht wenig erschreckte. Seine Kleider waren durchnäßt vom Regen, seine dunkeln Locken trieften; sein Auge stierte erloschen und glanzlos aus dem bleichen Gesichte hervor.

„Um Gott!" rief der Wirth zum goldenen Hirsche erschrocken bei seinem Anblick, „um Gott, Herr Peter, was ist mit Euch vorgegangen in den wenigen Stunden, seit wir uns nicht gesehen haben? Ihr seid krank, sehr krank, fürchte ich, armer Herr."

„Zum Tode!" versetzte dieser und faßte nach seinem Herzen.

„Ja, so hat es das Ansehen," sagte der mitleidige Wirth, „und wie durchnäßt Ihr seid, Herr!" fügte er hinzu, indem er die nassen Kleider desselben befühlte; „ein Bett wird vorerst das Nöthigste für Euch sein; meine Wirthin soll Euch eine warme Suppe kochen und, wenn Ihr's erlaubt, soll das Enneli bei Euch diese Nacht wachen; Ihr wißt, daß sie Euch besonders gut ist und Ihr nichts von Ihr zu befürchten habt, obgleich sie gestört ist."

„Ich danke Euch für Eure Güte und Sorgfalt," versetzte Schöffer; „ein Bett dürfte mir freilich gut thun, aber das Wachen bei mir würde überflüssig sein."

Der Wirth führte ihn jetzt auf sein Gemach hinauf und half ihm, sich zu entkleiden, worauf er ihn verließ. Schöffer warf sich auf sein Lager, konnte aber, trotzdem daß die Müdigkeit wie Blei auf ihm lag, nicht einschlafen, und bald wirbelten tolle, fratzenhafte Gestalten, die Bilder seines kranken Gehirns, durch die Kammer hin: er lag im Fieber. Früh am nächsten Morgen besuchte ihn der ernstlich um ihn besorgte Wirth und fand ihn in einem Zustande, der schnelle Hilfe zu erfordern schien. Er sandte daher das Enneli an das Lager des Kranken, um diesen zu bewachen, und eilte selbst zu einem berühmten, in der Arzneikunde wohlerfahrenen Manne, den er bat, mit ihm zu kommen.

Schöffer wußte nichts mehr von Allem, was mit ihm und um ihn vorging und sein Zustand beunruhigte sichtbar den Heilkünstler, der ihm einen Trank verordnete und ihn sorgfältig zu pflegen und zu bewachen gebot. Enneli, die in der That eine große Vorliebe für den jungen Mann hegte, der sie nie verspottet und so oft er sie sah, ein freundliches oder tröstendes Wort zu ihr geredet hatte, ließ es sich nicht nehmen, stets um ihn zu sein, und wirklich pflegte sie ihn so gut, als nur irgend eine Andere es hätte thun können. Sie hatte, trotz ihrer Gestörtheit, einen genauen Begriff von seinem lebensgefährlichen Zustande und befolgte mit der größten Pünktlichkeit die Vorschriften des Wirths, wie dieser sie von dem Arzte, Meister Helmingkus, wie man ihn nannte, erhalten hatte. Bald besserte sich auch unter dieser guten Pflege die Gesundheit des jungen Mannes; er erkannte seine Umgebungen wieder und unterhielt sich dann und wann mit seiner treuen Pflegerin.

„Enneli," sagte er einst, als Beide sich allein befanden, „Enneli, armes, krankes Enneli, bald wäre es mir wie Dir ergangen; o welche Gewalt hat doch die Liebe über das Herz des Menschen, vor allen Dingen die unglücklichen!"

„So kennst Du sie auch?" flüsterte sie leise und bog sich mit ihrem bleichen Gesichte auf das seinige nieder: „so hat sie auch Dich unglücklich gemacht, wie mich?"

Schöffer seufzte und drückte ihr die Hand; sie erwiederte seinen Händedruck und Beide schwiegen.

„Du könntest mir, wenn auch keinem Andern, von Deiner unglücklichen Liebe erzählen, armes Enneli," sagte er dann, „bluten wir doch an gleichen Wunden!"

„Ich möchte es wohl, aber ich darf nicht," versetzte sie leise und wie verschämt.

„Weshalb darfst Du es nicht? wer kann es Dir wehren?"

„Du sagst ihm dann, daß ich ihn suche, noch immer auf ihn warte, und er flieht wieder vor mir, wie damals, als ich so krank wurde, krank aus Gram über ihn" . . .

„Ich sag's ihm nicht, Enneli; ich kenne ihn ja nicht einmal."

„O, ihn kennt die ganze Welt! — Er ist von vornehmen Geschlecht, vom Adel, wie ich selbst es bin — und o, wie schön ist er!" Sie seufzte tief auf und man sah es ihren Gesichtszügen an, daß ihre Gedanken sich wieder verwirrten, so wie sie des Unglücks ihrer Vergangenheit, ihrer verrathenen Liebe gedachte.

„Wenn er Dich liebte, wie konnte er Dich dann verlassen?" fragte Schöffer nach einer Pause, welche zwischen ihnen entstanden war.

„O, er liebte mich wohl, aber er war nicht treu!" versetzte sie mit traurigem Tone. „Erst waren wir so glücklich; er sagte mir tausend schöne Worte; ich schien ihm Alles zu sein; dann machte er eine lange Reise und als er wiederkehrte, da wollte er von seiner Liebe zu mir nichts mehr wissen und sagte mir, daß er eine andere, eine höhere Geliebte habe, als mich, und der wolle er fortan sein Leben weihen. Ich aber wollte ihn nicht lassen, ich konnte ihn nicht lassen; ich bat, ich beschwor ihn, mir nur den Theil seines Herzens zu schenken, den die andere Geliebte nicht einnähme; nicht wahr, das war doch nicht unbescheiden, das war nicht unbillig von mir? für alle meine heiße, innige Liebe, ja für mein ganzes Selbst, wollte ich nur einen kleinen, kleinen Theil seines Herzens haben" . . .

Sie stockte hier; um ihre bleichen Lippen zuckte es krampfhaft: der Schweiß perlte auf ihrer Stirne und ihr Herz pochte so ungestüm, daß Schöffer es schlagen hören konnte. Das herzinnigste Mitleid mit der Armen erfaßte ihn dann; er reichte ihr seine Hand; die ihrige war eiskalt und zitterte in der seinigen.

„Armes, armes Enneli!" sagte er dann.

„Ja," nahm sie wieder das Wort und man sah ihren Gesichtszügen das Bestreben an, daß sie ihre Gedanken sammeln, zusammenhalten wollte, „ja, Du bist gut; und

sagtest Du mir nicht, daß auch Du liebtest, und unglücklich, wie ich? oder träumte mir das wieder nur? O, ich muß so viel träumen, und so schrecklich! Sieh, so träumte mir sogar, als habe ich mit ihm vor dem Altare gestanden. — Ein entfernter Vetter, den ich noch hatte und der nun auch todt ist, wie Alle, die zu meinem Geschlechte gehören, das einst berühmt und angesehen in Straßburg war — hatte ihn dazu gezwungen, mich zu seiner ehelichen Genossin zu machen, weil er mir dies einst versprochen hatte, als er mich noch liebte, und nicht jene Andere . . . . O, es ist eine traurige Geschichte und sie könnte Dich wieder krank machen, darum erzähle ich sie Dir lieber nicht."

„Erzähle mir immerhin Deinen Traum weiter, Enneli; ich finde eine Freude darin, Dir zuzuhören, nicht mit Dir zu betrüben."

„Gut, wenn Du es so willst — aber wo war ich denn? ich vergesse immer so leicht, wo ich stehen blieb."

„Wie Du mit ihm vor dem Altare standest, Enneli."

„Ganz recht! und der Priester traute uns wirklich und ich weinte viel! er aber sah kalt und streuge aus, und als die heilige Handlung verrichtet war, da sagte er zu mir . . O weh! weh! ich kann Dir's nicht weiter erzählen! es drückt mir das Herz ab, es wird mich noch tödten, wenn ich ihn nicht endlich noch wiederfinde, wenn er die harten Worte nicht widerruft, die er damals zu mir sprach und die mich krank, sehr krank machten; und als ich genaß da war mein Vetter, mein letzter Verwandter, auch todt, und er fort, in die Welt hinausgezogen, ich konnte nicht erfahren, wohin, und da machte auch ich mich fort — aber ganz heimlich, denn sie wollten mich nicht lassen — und suchte ihn überall, bis ich hieher kam, wo man mich aus Mitleid behielt. Ich blieb auch gern hier und diente dem Hause als Magd, ich, deren Geschlecht einst hohe Burgen am Rheinstrome bewohnte und weite, fruchtbare Gauen beherrschte; ich, die Letzte derer zur Eisernen Thüre — Du wirst den Namen wohl schon haben nennen hören? — Trotzdem blieb ich gern hier und verrichtete alle die niedern Dienste, die man dafür von mir forderte, daß man mir mein Stückchen Brod reichte; denn sieh, dies Haus, man erkennt's an seinem Schilde, ist eine Herberge, wo viele Leute einkehren, und endlich muß er doch auch hieher kommen, wenn er sich weit genug in der Welt umgesehen hat und vielleicht seiner andern Geliebten satt und überdrüssig ist, wie er meiner überdrüssig ward. O, mir wäre ganz wohl hier, glaube es mir, ganz wohl; denn wenn ein Wanderer an die Stubenthüre klopft, dann glaube ich allemal, jetzt ist er's endlich; ganz wohl wäre mir, wenn ich nur weinen könnte; das aber kann ich nicht mehr, seit ich am Altare vor ihm weinte, sieh, und die Augen brennen doch so, und da drinnen im Haupte brennt es auch beständig so, und Augen und Haupt lechzen nach Thränen, wie die von der Sonne ausgedörrte Erde nach Thau und Regen!" . . . .

In diesem Augenblicke ließ sich ein leises Pochen an die Stubenthüre vernehmen; die Wahnsinnige sprang, so wie sie dasselbe vernahm, von dem Sessel auf, in dem sie neben dem Bette des Kranken gesessen hatte, und brach in den Ruf aus:

„Jesus und Maria! da ist er!"

Sie stürzte an die Stubenthüre, riß sie weit auf, starrte den Davorstehenden einige Augenblicke an und sank dann, wie leblos, zu Boden.

(Schluß folgt.)

Der Weltverbesserer.

In dem Winter ist's so frostig,
In dem Sommer gar so heiß.
Wär's nicht besser, kalt im Sommer,
Warm, wenn rings die Fluren weiß!

Mancher Weltverbess'rer klagt so,
Klug sich dünkend und warum?
Seine Dummheit einzusehen,
Selbst zu dem ist er zu dumm!

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

4.

Es war drei Uhr Nachmittags.

Ferenz ordnete in seinem Zimmer die Rechnungsbücher und Herr Szabo befand sich in dem Verkaufslokale, weil um diese Zeit Niklas, der Gehilfe, die Geschäfte in dem Laboratorium zu besorgen pflegte. Netti saß in dem Wohnzimmer und arbeitete an einer Stickerei. Von Zeit zu Zeit sah sie durch das Fenster nach der Straße hinaus, in der Soldaten mit Zetteln in der Hand auf- und abgingen. Die müden Krieger suchten sich die ihnen angewiesenen Quartiere.

Um diese Zeit schlich Niklas aus dem Laboratorium über die Hausflur nach der Küche. Er steckte seinen Kopf durch die halbgeöffnete Thür. Die Küche war still und leer, aber der Eingangsthür gegenüber stand eine andere offen, die zu der Kammer der Magd führte, und in dieser Kammer stand Kathi vor einem Spiegel; sie war beschäftigt, ein buntes Tuch turbanartig um ihren Kopf zu schlingen. Dabei hob sie natürlich die vollen runden Arme empor, die von einem weißen Hemde zur Hälfte bedeckt waren, und Niklas sah die runde elastische Taille der schönen Kathi in ihrer ganzen Vollendung. Der arme Mensch stieß bei diesem Anblicke unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus.

Kathi fuhr erschreckt vom Spiegel zurück, ließ die Arme sinken und sah nach der Thür. Der lange Niklas trat in die Küche. Verlegen lächelnd stammelte er einige unverständliche Worte, die wie es schien, einen Gruß bedeuten sollten.

Die Köchin hatte die zarten Gefühle des langen Apothekers seit einiger Zeit schon mit Schrecken bemerkt, denn Niklas hatte sie bei jeder Gelegenheit kundgegeben. Sie bedauerte ihn, deshalb sah sie ihn freundlich an und fragte ihn mit einem sanften, fast bewegten Tone:

„Was meinen Sie, lieber Herr Niklas?"

Die freundlichen Worte hatten dem Schüchternen Muth eingeflößt.

„Was ich meine?" fragte er laut. Und dabei verschlang er das reizende Gesicht Kathi's, die nach Tische ihre einfache Toilette gemacht hatte, mit den Blicken.

„Nun ja."

Als ob die Verzweiflung seinen Muth noch erhöhte, holte er tief Athem, und murmelte in der tiefsten Tiefe seines Basses: „Ich meine, daß ich nicht mehr weiß, was ich meine, noch was ich thue. Ich unterscheide die Büchse in der Apotheke nicht, lege verkehrte Gewichte in die Wage und gebe doppelte Dosen statt einfacher. Darüber macht mir Herr Szabo die bittersten Vorwürfe, und ich kann doch nichts dafür. Vorhin stieß ich Senf in dem Laboratorium, da habe ich mit der schweren Keule beinahe meine eigene Hand zerschlagen. So kann das nicht mehr gehen, Jungfer Kathi, ich muß Abschied von Ihnen nehmen."

„Mein Gott, Herr Niklas," sagte Kathi verwundert, „Sie wollen das Haus des Herrn Szabo verlassen, der es stets so gut mit Ihnen meint, und dessen einziger Gehilfe Sie sind?"

„Glauben Sie denn, daß ein Apotheker kein Herz im Leibe hat?" schluchzte Niklas in wahren Bärentönen. „Im Gegentheil, dieses Organ des menschlichen Körpers ist bei ihm sehr gefühlvoll — bei Herrn Szabo nicht minder als bei mir. Herr Szabo hat Ihnen die Backen gestreichelt, Kathi!"

„Wie?"

„O, ich habe es wohl gesehen. Kathi, trauen Sie dem alten Fuchs nicht. Die alte Katharina, seine vorige Haushälterin hat er auch heirathen wollen — die arme Person ist darüber blind geworden."

Nach diesen Worten ging er mit langen Schritten aus der Küche. Gleich darauf hörte Kathi seine Stimme auf der Hausflur rufen:

„Kommen Sie, Herr Corporal, hier ist die Tochter vom Hause, wenden Sie sich an diese!"

Niklas hatte einen Corporal auf der Hausflur ange-

troffen, und betrat in diesem Augenblicke das Zimmer, wo Netti mit ihrer Stickerei beschäftigt war.

Der Soldat war ein junger, schön gewachsener Mann mit einem vollen braunen Barte und feurigen dunkeln Augen.

„Heil und Ehre den Schönen!" sagte er mit einer wohlklingenden, männlichen Stimme, indem er Netti militärisch grüßte.

„Eine gefährliche Einquartirung," dachte Niklas, indem er den schönen Soldaten vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete. „Die fehlte mir noch!"

Netti hatte ihren Platz verlassen.

„Verzeihung, mein Herr," sagte sie, „darf ich wissen, wen ich die Ehre habe —?"

„Janos Esthi, mein schönes Kind, kaiserlicher Corporal im zwanzigsten Infanterieregiment. Es lebe der Kaiser! Es leben die Schönen! Es lebe der Krieg!"

Mit einem Anstande, der den Corporalen in der Regel nicht eigen zu sein pflegt, ergriff Janos Esthi die weiche Hand Netti's, und drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf, ohne daß es das junge Mädchen verhindern konnte. Nicht ein Corporal, ein Offizier höhern Ranges schien sich in dem Zimmer zu befinden.

„Wenn dieser Corporal so wenig Umstände mit Fräulein Netti macht, was wird er erst mit der Köchin thun, wenn er sie sieht?" dachte der zitternde Niklas.

„Niklas," sagte Netti, „gehen Sie in die Apotheke und bitten Sie meinen Vater, daß er komme."

Der lange Mann entfernte sich. Gleich darauf trat Herr Szabo ein.

„Was wünschen Sie?" fragte er grüßend den Corporal.

„Mein Herr," war die artige Antwort, „hier ist mein Einquartirungsbillet. „Es lebe Oestreich!"

Der Apotheker verneigte sich, dann reichte er dem Soldaten die Hand.

„Bei diesem erhabenen Namen seien Sie mir willkommen," sagte er feierlich. „Ja, es lebe Oestreich! Sie sind hier bei einem seiner treuesten Unterthanen und einem Soldaten wie Sie — ich habe die Ehre, Commandant der hiesigen Schutzwehr zu sein."

„Ein doppelter Grund, uns näher kennen zu lernen. Wir werden für einige Zeit hier in Garnison bleiben. Ihr Name, mein Herr?"

„Istvan Szabo, Apotheker."

„Ein herrliches Geschäft!" rief der Corporal. „Nun, Herr Istvan Szabo, ist mein Quartier in Ordnung?"

„Gewiß; Sie sollen bei mir vollkommen zufrieden sein."

„Ich zweifle nicht einen Augenblick daran," sagte der Soldat mit einer nachlässigen Verbeugung. „Gleich bei dem Eintritte wird das Riechorgan durch einen angenehmen Duft gekitzelt — außerdem trifft man angenehme Gegenstände, die das Auge erfreuen."

„Ein galanter Soldat!" dachte Herr Szabo.

„Fräulein Tochter?" fragte der Sohn des Mars mit einer Protectormiene, die zugleich auch den Kenner verrieth.

„Ja, mein Herr."

Der Corporal wandte sich mit großer Unbefangenheit zu Netti.

„Fräulein Szabo ist der Inbegriff aller Vorzüge des schönen Geschlechts," sagte er sehr galant. „Ich mache Ihnen mein Compliment."

Die Ungezwungenheit des Gastes schien dem Apotheker nicht zu behagen, denn wie Niklas, so dachte auch er mit Schrecken an den Eindruck, den die reizende Kathi ausüben würde, außerdem war der schöne Corporal ein gefährlicher Rival. Er trat rasch zu seiner Tochter und sagte in einem unwilligen Tone:

„Herr Corporal, meine einzige Tochter Netti!"

„Bei Gott, ein schöner Name; aber schöner noch ist das Gesicht!"

„Verzeihung, mein Herr," unterbrach ihn Herr Szabo, „ich muß Ihnen bemerken, daß meine Tochter Braut ist, und vielleicht in einigen Tagen schon ihre Verlobung feiert — mit einem wackern jungen Manne. Sind Sie noch im Orte, so lade ich Sie hiermit dazu ein."

„Ich nehme die Einladung an!" rief heiter der junge Mann.

„Kathi, Kathi!" rief Netti an der halb geöffneten Thür.

„Gleich, Fräulein Netti, gleich!" hörte man draußen die Stimme der Köchin rufen.

Herr Szabo war bestürzt.

„Was soll Kathi!" fragte er eifrig.

„Unserm Gaste das Zimmer anweisen," antwortete Netti.

Der alte Apotheker begriff seine Unvorsichtigkeit. Hier galt es gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn er seine Liebe zu der schönen Köchin nicht verrathen wollte.

„Mein Kind," fragte er unruhig, „welches Zimmer hast Du gewählt?"

„Unser Gartenpavillon ist bequem eingerichtet —"

„Vortrefflich," rief Herr Szabo. „Daran hätte ich wahrlich nicht gedacht! Ich selbst habe ja den ganzen Sommer darin gewohnt und geschlafen. Ich trage den Schlüssel in der Tasche — kommen Sie, mein Herr, ich selbst werde Ihnen das Quartier anweisen. Kathi kann in der Küche bleiben und das Abendessen vorbereiten."

Aber Kathi trat schon in das Zimmer. Die Köchin sah reizend aus. Der Corporal wandte sich und sah die Magd, die mit niedergeschlagenen Blicken neben der Thür stand. Als ob ein jäher Blitz alle seine Glieder gelähmt, stand er wie Lot's Salzsäule in der Mitte des Zimmers.

„Das dachte ich mir!" flüsterte Herr Szabo vor sich hin indem er den Schlüssel zu dem Pavillon in seinen Taschen suchte. „Der Kerl ist wie geblendet von der schönen Kathi!"

(Fortsetzung folgt.)

Neues Hobellied.

Ach, Pfuscher sind wir Menschen doch
Mit aller unserer Kunst,
Und unser Wissen, noch so hoch
Ist nichts als Wahn und Dunst.
Ein Meister aller Meister ist
Nur dort im Sternenzelt,
Der auch das Kleinste nicht vergißt
In seiner weiten Welt.

Und dieser hohe Meister schuf
In jede Menschenbrust
Ein Kästlein, das auf seinen Ruf
Sich füllt mit Schmerz und Lust.
Dies Kästlein ist so weich und klein,
Blickt gerne himmelwärts,
Und dieser zarte Wunderschein,
Es ist des Menschen Herz.

Drum, fühlst du einst ein schneidend Weh,
Und ein unnennbar Leid,
So blick getrost nur in die Höh',
Der Helfer ist nicht weit.
Und denk, er setzt den Hobel an,
Der Meister von dem Herz;
Was er wohl thut ist wohlgethan,
Sein Hobel ist der Schmerz.

Verschiedenes.

In vielen Gegenden Württembergs war in den letzten Tagen eine Kälte von 2—5 Grad, wodurch begreiflicher Weise vielfacher Schaden, besonders an den Reben und Obstbäumen verursacht wurde. Auch aus Baden laufen Nachrichten ein, daß der Frost den Reben und Obstbäumen geschadet habe. Der Klee senkt vielfach die Köpfe.

In Wunsiedel ist am Passionssonntag ein Künstler 50 Schuh hoch vom Seile gefallen und hat einige Rippen und einen Arm gebrochen. Ein sehr braver Bürger, Kaufmann Wächter, der dieß mit ansah, wurde hierüber vom Schlage getroffen und am 9. ds. als Leiche zur Erde bestattet.

In den Morgenstunden des 25. April wird sich Gelegenheit darbieten, den Planeten Venus am hellen Tage leicht mit bloßem Auge aufzufinden. Geht man etwa um 8 Uhr von der am Himmel stehenden Mondsichel rechts abwärts, so wird schon ein mittelmäßiges Auge den Planeten aus dem Himmelsblau hervortauchen sehen; ja es wird nicht allein möglich sein, Venus gegen 9 Uhr im Meridian, sondern sogar bis Mittag zu westlich vom Meridian zu erblicken.

Während die Mäuse hie und da noch immer als eine wahre Landplage auftraten, hat sich auf den Moselbergen ein nicht minder gefährlicher Feind blicken lassen, der Saat- und Kartoffelfelder zu zerstören droht, wenn nicht bald ihm mit Uebermacht zu Leibe gegangen wird. Wilde Säue zeigen sich an vielen Orten bald einzeln, bald in Rudeln von 20 bis 30 Stück, so daß einzeln wohnende größere Landwirthe Hülfe requirirt und die betreffenden Landräthe darüber höheren Orts Bericht sofort erstattet haben. Nur wenige dieser Bestien sind bis jetzt den Kugeln unserer zahlreichen Sonntags-Jäger erlegen.

Der Bildhauer Blaeser ist bekanntlich seit längerer Zeit mit Anfertigung eines großen Reiter-Standbildes des vorigen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV. beschäftigt. Zu demselben hat der Kaufmann und Weinhändler Lottner in Köln wegen der außerordentlichen Aehnlichkeit seiner Figur mit der des Königs dem Künstler 40 Mal in Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß gesessen. Dieses Reiterbild erfreut sich nicht nur wegen seines monumentalen Werthes, sondern auch wegen der frappanten Portraitähnlichkeit des allgemeinsten Beifalls. Der jetzige König hat dem genannten Lottner zum Andenken an das seinerseits dem Werke gebrachte Opfer die Uniformstücke seines verstorbenen Bruders zum Geschenke gemacht, die er beim Modelsitzen getragen hatte, mit Ausnahme des Ordens, des Degens und Schärpe.

In Königgrätz wurde ein Mann, Namens Rautenkranz, zu Grabe getragen, der bereits als Soldat im Heere der Kaiserin Marie Theresia gedient hat und das 113. Lebensjahr erreicht haben soll.

Das 400jährige Jubiläum der Buchdruckerkunst wird in Wien heuer begangen, und treffen die Typographen bereits Vorbereitungen zu einer würdigen Feier. Wiens erster Buchdrucker Namens Ulrich Hann eröffnete seine Buchdruckerei 1462. Bald darauf aber hatte er Fatalitäten in Folge eines gegen den Bürgermeister Holzer gerichteten gedruckten Pasquills. Der Pöbel zerschlug die mit vielen Kosten hergestellten Pressen und Schriftkästen. Hann aber wanderte nach Rom aus. Hann war auch Veranlassung, daß Kaiser Friedrich IV. im Jahr 1468 den Buchdruckern ein Privilegium verlieh, welches sie dem Adel und dem Gelehrtenstand gleichstellte, und ihnen gestattete, den Degen zu tragen.

Tuttlingen, 14. April. Ein tragischer Fall erregte hier allgemeine Theilnahme. Ein junger Handwerker von hier, der sich vor wenigen Wochen verheirathet hatte, machte mit seiner jungen Frau eine Braut- und Geschäftsreise in die Schweiz. In Gunterdingen, Kantons Schaffhausen, besichtigte er mit seiner Frau bei einem Geschäftsfreunde und in dessen Gegenwart in einer Bühnenkammer einige Waaren, lief damit gegen den offenen Dachladen und stürzte, ehe er gewarnt werden konnte, zum Entsetzen seiner Frau und des Hausbesitzers durch das mit etwas Stroh verlegt gewesene Garbenloch auf die mit Steinplatten belegte Scheuertenne hinab. Er wurde bewußtlos aufgehoben und starb nach 1½ Stunden.

Die derzeit in Rom weilende Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, hat den ganzen Ertrag ihres vorletzten Werkes: „Maria Regina", über 5000 Thaler, dem Papste geschenkt.

Von einem Hausknecht erwartet man eine robuste Gesundheit und wenn er auch nicht gerade, wie es im Volksmunde spaßweise heißt, Schuhnägel verdauen kann, so würde doch dem Magen eines solchen dieser Tage ein weit minder harter Gegenstand zu schwer. Bei einem kranken Wirthe wachte dessen Hausknecht, derselbe hatte aber am Abend ein wenig zu viel getrunken, und wollte Nachts mit einem auf dem Tische stehenden Glas Wasser seinen außergewöhnlichen Durst löschen. Kaum getrunken, verspürte er schreckliche Schmerzen, windet und dreht sich nach allen Richtungen der Windrose. Was wars: er hatte das Glas mit den Blutegeln erfaßt und die erfüllten innerlich so tapfer ihre Funktionen, daß ein Arzt sie durch ein Brechmittel der unberufenen Anwendung entziehen mußte.

Gemeinnütziges.

Ameisen aus den Gärten zu vertreiben.

Nach dem „Journal des Agriculteurs" gibt es ein ganz einfaches Mittel, die Ameisen aus den Gärten zu vertreiben. So wie man das Nest gefunden, hat man dasselbe nur etwas aufzustören und mit einer Handvoll Guano zu bestreuen. Die Eier verdorren, und die Ameisen selbst sterben, wenn sie ihren Bau verlassen haben.

Alle Blumenpflanzen

in Töpfen sollen während des Sommers im Freien auf einer dünnen Schicht Steinkohlenasche stehen, welche keinen Wurm beiläßt, alle Schnecken vertreibt und besonders verhütet, daß zu der untern Oeffnung des Topfes Regenwürmer hineinkriechen, die zum Schaden der Pflanzen außerdem kaum zu entfernen sind.

Gold- und Silberborten zu waschen.

Um trübe gewordene oder befleckte Gold- und Silberborten wieder glänzend zu machen, erwärmt man Weingeist und bestreicht die Borten vermittelst einer kleinen, sehr weichen Bürste mit dieser erwärmten Flüssigkeit, die befleckten Stellen besonders berücksichtigend. Die Borten erhalten dadurch ihren Glanz wieder.

Raritäten-Kästlein.

Einige britische Offiziere unterhielten sich einst mit dem Dr. Sterns, einem amerikanischen Sternkundigen, über astronomische Berechnung. Einer unter ihnen, der ihn schrauben wollte, fragte ihn: „Da Sie doch ein so großer Mathematiker sind, so werden Sie mir auch wohl sagen können, wie viel Zeit man braucht, ein unübersteigliches Hinderniß zu übersteigen." — „Gerade so viel, als nöthig ist, Sie in einen grundlosen Brunnen bis auf den Grund zu schleudern," antwortete Sterns.

Ein Unterschied. „Wo ist Dein Vater?" sagte ein zorniger Herr zu dem Sohne seines dem Trunke ergebenen Dieners. — „Er ist unten, Herr," sagte der Knabe. — „Und betrinkt sich, nicht wahr?" — „Nein, Herr, das nicht." — „Was macht er denn?" — „Er wird eben wieder nüchtern."

Der Unterschied zwischen einem heldenmüthigen und einem um Gnade flehenden Soldaten ist nur gering; der Eine läßt sein Leben und dem Andern läßt man sein Leben.

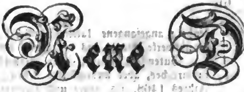
Goldkörner.

Such' in der Arbeit Deine Ruh',
Nachdem Du emsiglich den Himmel angefleht,
Die Arbeit kömmt der Welt, dem Himmel das Gebet,
Der Müßiggang der Hölle zu.

* * *

Abwesenheit vermindert mittelmäßige Liebe und vermehrt starke, wie der Wind Lichter auslöscht und Flammen anfacht.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.



Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 17. Sonntag, den 27. April 1862.

Kunst und Liebe.

(Schluß.)

Der Junker von Gutenberg — denn dieser war es, der endlich nach Mainz zurückgekehrt, seinen kranken Freund zu besuchen kam — stieß beim unerwarteten Anblick der Wahnsinnigen einen Ruf des Entsetzens aus und der Name „Enneli!“ entflob seinen Lippen.

Schöffer, der sich von seinem Lager aufgerichtet und sich nach dem Eintretenden umgesehen hatte, erkannte jetzt den Freund und streckte demselben seine Arme entgegen; allein Gutenberg schien für nichts Sinn und Augen zu haben, als für die, dem Anscheine nach leblos, daliegende Unglückliche; und doch war er so erstarrt, so gelähmt an allen Gliedern vor Schreck, daß er unbeweglich stand und sie nicht vom Boden aufzuheben vermochte. Endlich schien er aus der Betäubung zu erwachen, in die er durch dieses unerwartete Zusammentreffen versetzt worden war; er kniete neben der Wahnsinnigen nieder und suchte sie durch Nennung ihres Namens, durch zärtliche Worte, die er ihr zurief, ins Leben zurückzurufen.

„Wie?“ fragte Schöffer, der über das, was sich zutrug, mit Recht im höchsten Grade erstaunt war, „wie, Ihr kennt diese arme Wahnsinnige, Gutenberg?“

„Ist sie, wie Ihr sagt, wahnsinnig, die Unglückliche, dann wehe mir?“ versetzte Gutenberg mit dumpfem Tone, indem er die Ohnmächtige in seine Arme schloß. „Dann,“ fuhr er fort, „habe ich in der Zeit der Jugend und des Leichtsinns eine Schuld auf mich geladen, die ich nie werde abbüßen können. O Enneli,“ rief er und Thränen entströmten seinen Augen, „so also liebtest Du mich? So weit brachte Dich der Schmerz über meinen Verlust, über meine Grausamkeit? gegen Dich habe ich gefehlt, an Dir so Schweres verbrochen, daß alle Thränen der Reue, die mein Auge jetzt vergießen wird, meine Schuld nicht wieder auszulöschen vermögen!“

Er hob sie auf und trug sie auf ein im Zimmer befindliches Ruhebett; sie athmete noch, aber nur schwach, und ihre Augen waren noch immer geschlossen. Schöffer begriff jetzt Alles und fragte so den Freund nicht; auch hatte der Junker für Nichts in diesem Augenblicke Sinn, als für Enneli, und schien seine Gegenwart gänzlich zu übersehen.

Gutenberg begab sich, als er sich etwas gefaßt hatte, zu dem Wirthe und nahm die Hilfe desselben für die Ohnmächtige in Anspruch. Man trug sie in ihre Kammer und sandte nach Meister Heliuinzius, der sich bald einfand; der Junker wich nicht von Enneli's Lager.

„Hier,“ sagte der Arzt, der den Puls der Kranken, die noch immer mit festgeschlossenen Augen dalag, sorgsam untersucht hatte, zu Gutenberg, „hier wird wenig mehr zu thun sein; der unerbittliche Tod entfaltet bereits siegreich sein Panier, und das Leben eilt, von ihm in die Flucht geschlagen, unaufhaltsam davon. Doch wohl ihr! was ist das Leben noch für den, in dem der göttliche Funke der Vernunft erloschen ist, als ärgerer Tod, denn der des Leibes? Wohl ihr, wenn sie schmerzlos hinüberschlummert — und das wird sie — die nur unter Schmerzen und Thränen lebte!“

Seine Prophezeihung traf ein; der Starrkrampf, der die Unglückliche beim Anblick des so lang Ersehnten, lange Erwarteten ergriffen hatte, ließ nicht wieder von ihr; die durch ihn starr und steif gemachten Glieder erhielten ihre Biegsamkeit, das in der Brust stillstehende Herz sein Klopfen nicht wieder, und bald erlosch auch der letzte Anschein von Leben, der die Hülle Enneli's zur eisernen Thüre bis dahin noch beseelt hatte.

So hatte sie doch Recht gehabt, daß sie den geliebten, treulosen Mann noch wiederfinden würde!

Gutenberg redete nicht, klagte nicht; er war wie erstarrt; dann drückte er einen Kuß auf die erbleichte Stirne, betrachtete noch einmal die ihm nur zu wohlbekannten Züge des Gesichts, das ihm zuerst Liebe gelächelt hatte, und begab sich zu Schöffern hinauf.

„Der Wittwer Enneli's steht vor Euch,“ sagte er mit bebender Stimme, indem er dem Freunde die Hand reichte; „ja, wenn Ihr wollt, ihr Mörder!“ Seine Stimme brach bei diesen Worten, sein Gesicht war so bleich, daß Schöffer das innigste Mitleid mit dem unglücklichen Freunde fühlte und seinen eigenen Schmerz einen Augenblick darüber vergaß.

„Ich wollte der Liebe gar kein Recht über das Leben einräumen,“ fuhr Gutenberg wehmüthig fort, „ich verachtete sie, ich hielt sie für einen erniedrigenden Trieb der Seele, für unvereinbar mit allen höhern Bestrebungen; ich begreife jetzt, in dieser Stunde, daß sie uns Etwas sein kann, Etwas sein muß — vielleicht ist sie uns gar Viel und nothwendig zur Entwickelung des Daseins; der Mensch bleibt Knospe, so lange er nicht geliebt hat. — Auch ich liebte einst, liebte sie, die jetzt aus Liebe zu mir gestorben ist, deren Geist Nacht umhüllte, als ich sie verließ. Mein Herz, das einige Zeit nur für sie geschlagen hatte, entbrannte in einer höheren, mächtigeren Liebe für die Kunst, und die erste, die Jugendliebe meines Herzens, erlosch in dem hellen Sonnenstrahle der Allgewaltigen. Ich sagte Enneli dies offen — ich bat sie, mir meine Freiheit wieder zu geben; ich beschwor sie darum; sie wollte nicht darauf hören; sie hoffte vielleicht, mich doch wieder in den Zauberkreis zurückzuführen, in dem sie mich früher gebannt gehalten hatte; ich aber wußte, daß dies nicht möglich sein würde. Wir verstanden uns nicht mehr. — Es traten Fremde zwischen uns, ein Anverwandter; man machte mir zu Straßburg einen häßlichen Prozeß, den ich natürlich verlor — ich bin nicht glücklich in Prozessen, wie Ihr wißt — und das Ende davon war, daß ich Enneli meine Hand am Altare reichen mußte. Dies brachte mich nur noch mehr auf, und nach der Trauung schwang ich mich auf mein Roß, um die mir Aufgedrungene nie wieder zu sehen, wie ich ihr und mir selbst gelobte“ . . .

Gutenberg schwieg hier; er versank in ein trübes Nachsinnen, aus dem er endlich wieder, da Schöffer, der ihm keinen Trost zu geben wußte, ihn nicht unterbrach, mit den Worten erwachte:

„Das Ende dieser traurigen Geschichte wißt Ihr: Enneli ist todt — und mein Gewissen für immer schwer belastet. Ich war ein elender Selbstsüchtler, ich dachte nur an mich, an mein Wohlergehen, nicht auch an ihr Glück, nicht daran, welche gerechte Ansprüche auch sie an Glück und Leben zu machen habe: ich, ich hatte für das entschwundene, in meinem Herzen erloschene Liebesglück durch die Kunst Ersatz ge-

funden — sie behielt nichts, als das Andenken an die Grausamkeit des Mannes, den sie so innig geliebt; ihr Antheil waren Thränen, Wahnsinn, Tod!“

Schöffer war noch immer zu bewegt und ergriffen, als daß er dem unglücklichen Freunde hätte antworten können, und dieser fuhr fort:

„Ich weiß nicht ob der Himmel oder die Kirche Vergebung für eine solche Sündenlast hat, wie ich sie durch Selbstsucht auf mich lud; das weiß ich aber, daß meinem Leben die Krone ausgebrochen und es für immer um die erträumte Ruhe meines Herzens geschehen ist. Ich hatte mich fest, fest in den Mantel der Selbstsucht gehüllt — er ist mir jetzt vom Leibe gerissen, und mir selbst ein Gegenstand des Gräuels und des Mitleids, stehe ich jetzt in meiner bettelhaften Blöße da. Es bleibt mir nur noch eins zu thun übrig, Schöffer, und dazu bedarf ich Eurer; darf ich fest auf Euch rechnen? wollt Ihr thun, was ich von Euch fordere?“

„Alles, Alles, was Ihr wollt, mein theurer, unglücklicher Meister!“ rief Schöffer, der seinen Thränen nicht länger gebot.

„Schwört Ihr, mir gehorsam zu sein?“

„Bei dem Blute des Gekreuzigten schwöre ich es Euch!“

„Wohlan, so werdet Christinens Gatte!“ versetzte Gutenberg. „Ich weiß, welche edle, ganz Eurer würdige Entschlüsse, Ihr gefaßt habt, Ihr, Schöffer, mein Sohn, mein Bruder! Ihr und Christine; ich weiß aus dem Munde Eurer Geliebten, selbst Alles, und ich habe Euch und sie bewundert, wie Ihr es verdient. Euch wird nie der elende Eigennutz anhauchen, Euch die Gemeinheit nicht vergiften können, und Ihr seid würdig, einander anzugehören. Was aber das Urtheil der Welt anbetrifft, so überlaßt es mir, Eure Ehre und Euren unbefleckten Ruf vor derselben zu vertheidigen. Trage ich doch das Schwert des Edelmanns an der Seite, und wehe dem, der es wagen würde, Eure Gesinnungen verdächtigen zu wollen!“

Schöffer wollte ihn unterbrechen, er ließ es nicht zu.

„Ich habe Euren Schwur, Schöffer, und Ihr müßt ihn halten; ich selbst führe Euch noch heute Christinen, der eines so großen, edlen Herzens würdigen Geliebten zu. Sei glücklich mein Sohn, sei es durch die Liebe und flechte um die Palme der Kunst die Myrthenkrone!“

Er umarmte ihn bei diesen Worten; beide vergossen Thränen der Rührung, Jeder verstand das Herz des Andern.

Dann kam Alles so, wie Gutenberg es in seinem Edelmuthe gewollt hatte: er selbst führte das liebende Paar wieder zusammen und war Zeuge bei der heiligen Handlung, die es auf immer vereinte. Es war die letzte Freude, die Gutenbergs Herz empfand, seinen geliebten Schüler glücklich zu sehen.

Gutenberg beschloß, wie bekannt, sein Leben als Hofjunker am Hofe des Churfürsten Adolph von Mainz, nachdem er mit Hilfe seines Freundes, des Doktors Hummery zuvor noch einmal den Versuch gemacht hatte, eine Druckerei zu errichten, aus der aber, vielleicht aus Mangel an Geldmitteln, nur wenige, jetzt sehr selten gewordene Werke hervorgingen.

Was seine glühende Seele erstrebt hatte, ward ihm zu Theil: unsterblicher Ruhm bei der Nachwelt, die ihn stets als den Mann preisen und bewundern wird, dem sie die größte und folgenreichste, wie auch segenvollste Erfindung zu verdanken hat. Monumente haben sein Andenken der Nachwelt aufbewahrt — und jedes gedruckte Buch ist ja eins für den großen Mann!

Durch seinen Rechtsstreit mit Fust wurden Gutenbergs bisherige Gehülfen zerstreut, und da sie sich ihres Eides, die Geheimhaltung der Kunst betreffend, durch ihren Meister entbunden sahen, verbreiteten sie die neue große Erfindung durch ganz Europa: so knüpfte sich an dieses an sich traurige Ereigniß großer Segen für die Welt.

Daß Peter Schöffer im Besitze einer Lebensgefährtin, wie Christine, glücklich wurde, brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen.

Im Jahre 1462 erschien das Erste große Druckwerk aus der Fust- und Schöffer'schen Druckerei, die bereits von Gutenberg angefangene lateinische Bibel, eines der seltensten Prachtwerke, die je aus der Presse hervorgegangen sind.

Gutenberg endete, aller Wahrscheinlichkeit nach, sein ruhmreiches, aber unbeglücktes Leben gegen das Ende des Jahres 1468, als treuer und geehrter Diener seines gnädigen Herrn, des Churfürsten Adolph, der bis zu seinem Tode löblichst für ihn sorgte.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

Jetzt sah Kathi auf. Bestürzt starrte sie den Soldaten an. Als sie sich der forschenden Blicke des Corporals schämte, senkte sie rasch die Blicke wieder zu Boden.

„Geh' in Deine Küche,“ befahl Herr Szabo. „Ich selbst werde den Herrn führen. Du hast viel zu thun, mein Kind; vergiß nicht, daß wir diesen Abend einen Gast zu versorgen haben.

Kathi und Netti verließen das Zimmer. Der Corporal starrte ihnen nach.

„Nun, mein Herr?“ sagte der Apotheker. „Was ist Ihnen? Sie sind ja plötzlich wie umgewandelt.“

„Das bin ich!“ antwortete ernst der junge Mann.

„Und darf man den Grund wissen?“

„Jenes Mädchen — ich meine Ihre Köchin — erinnerte mich lebhaft an eine Person, die meinem Herzen über Alles geht. Die Aehnlichkeit ist so täuschend —“

„Ist Ihre Geliebte eine Köchin?“ fragte Herr Szabo, der seine Ruhe wieder gewann.

„Nein, sie ist ein einfaches Bürgermädchen in Wien. Der Krieg hat uns getrennt, und da ich seit einem Jahre keine Nachricht von ihr habe —“

„Nun, tröstete Herr Szabo, „so beruhigen Sie sich, der Krieg ist ja bald zu Ende, Sie werden Ihr Liebchen nun wiedersehen. Aber bleiben Sie ihr hübsch treu, mein Herr Soldat, dann sind die Wonnen des Wiedersehens um so süßer.“

Der Corporal drückte mit einem schwermüthigen Lächeln dem Apotheker die Hand, als ob er sagen wollte: fürchten Sie nichts, ich bin Ihrem Hause nicht gefährlich!

Beide Männer verließen das Haus und betraten den Garten. Herr Szabo erschloß das Gartenhaus, und ein freundliches Stübchen, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten empfing den müden Krieger.

„Sind Sie zufrieden?“ fragte Herr Szabo.

„Vollkommen, mein Herr.“

„Nun, so sorgen Sie, daß auch ich mit Ihnen zufrieden sein kann. Ich liebe Ruhe und Ordnung in meinem Hause.“

Herr Szabo reichte seinem Gaste die Hand, verließ den Pavillon, ging gedankenvoll durch den Garten und verschwand in dem Hause. Der Corporal saß nachdenkend in dem großen Lehnstuhle seines Stübchens.

5.

Eine Stunde später erschien Niklas bei dem Corporal. Es war dunkel, und dennoch hatte der Gast kein Licht angezündet, er saß immer noch sinnend in seinem Sessel.

„Herr Corporal!“ murmelte der Gehilfe.

„Was gibt's?“

„Mein Herr läßt anfragen, wo Sie zu Nacht speisen wollen — ob hier in ihrem Quartiere oder bei Herrn Szabo am Tische. Er meint, da Sie müde von dem Marsche sind, wäre es für Sie bequemer, wenn man Ihnen das Essen brächte.“

Der Soldat überlegte einen Augenblick.

„Herr Szabo hat Recht,“ antwortete er rasch. „Ich bin wirklich so müde, daß man mir eine Gefälligkeit erzeigt, wenn man mich in meinem Zimmer läßt.“

„Gut, speisen Sie in Ihrem Zimmer.“

Niklas ging nach dem Wohnhause zurück. Janos Esthi zündete eine Kerze an, die er auf dem Tische fand.

„Kein anderer als die Köchin wird mir das Nachtessen bringen,“ dachte er. „Auf diese Weise erhalte ich eine Gele-

genheit, unbemerkt mit ihr zu sprechen. Mein Herz drängt mich, zu ihr zu eilen, aber mein Verstand sagt mir, daß die Arme einen Plan verfolgt, indem sie als Köchin dem Apotheker dient, und ich will durch Unbesonnenheit diesen Plan nicht zerstören."

Er warf sich wieder in den Stuhl und lauschte mit klopfendem Herzen auf jedes Geräusch. Endlich ließen sich Schritte vernehmen, die Thür ward geöffnet, und Niklas trat wieder ein. Der lange Mann trug in einem Korbe die Speisen.

„Hier ist ein vortreffliches Abendessen, Herr Corporal. Diese Flasche Wein sendet Ihnen Herr Szabo, damit Sie auf das Wohl aller guten Unterthanen und auf die völlige Wiederherstellung des Friedens trinken sollen. Wünsche guten Appetit!"

Der lange Gehilfe hatte eine Serviette auf dem Tische ausgebreitet und die Speisen darauf gestellt.

„Sind Sie der Koch, Freund?" fragte der Soldat, der sich in seiner Erwartung getäuscht sah.

„Nein, mein Herr, ich bin Apothekergehilfe! Sie wundern sich, daß ich den Küchenjungen spiele, und das von Rechts wegen."

„Warum bringt denn die Köchin das Abendessen nicht?" meinte der Corporal.

„Weil Herr Szabo in die Küche gekommen ist und zu dem Mädchen gesagt hat: Du gehst mir nicht in das Gartenhaus, Kathi, die Bedienung des Soldaten übernimmt Niklas; wenn ich sehe, daß Du ein Wort mit dem Soldaten sprichst, so ziehst Du Dir mein größtes Mißfallen zu. Sie müssen nämlich wissen, daß der alte Graukopf bis über die Ohren in die hübsche Kathi verliebt ist, und daß er sie wie ein Drache bewacht. Unser Haus heißt mit Recht die Drachenapotheke. Damit Kathi den hübschen Soldaten nun nicht vorzieht, hat er Sie bei ihr schlecht gemacht."

„So; was hat er gesagt?"

„Herr Szabo kniff der Kathi in die Backen und sagte: der Soldat ist ein leichtsinniger, gefährlicher Mensch, er hat in Wien eine Geliebte, wie er mir gesagt, und dennoch machte er in meiner Gegenwart Netti auf eine unverschämte Weise die Cour, so daß ich ihn in die gebührenden Schranken zurückweisen mußte; nimm Dich in Acht, mein Kind, der Corporal ist ein böser Mensch. Damit Du durchaus nicht mit ihm in Berührung kommst, habe ich ihm das Gartenhaus angewiesen, und morgen werde ich ihn in ein Gasthaus einquartiren."

„Das sagte Herr Szabo?"

„Ach, er sagte noch viel mehr. Aergern Sie ihn ein wenig, Herr Corporal, und machen Sie der schönen Kathi den Hof. Nun wissen Sie, warum man Sie nicht in dem Wohnhause dulden will. Guten Appetit, Herr Corporal!"

Höhnisch lächelnd schlüpfte Niklas aus dem Pavillon.

„Dem alten Pillendreher habe ich eine hübsche Suppe eingebrockt," dachte er unterwegs. „Er soll sich grün und gelb ärgern über die Einquartirung. Kathi wird den stattlichen Corporal lieber sehen, als den alten Graukopf, und der beleidigte Corporal wird sich schon zu rächen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Schlaf und Schlaflosigkeit.

Von Dr. Röbbelen.

> Die Nacht ist himmlisch und ein göttlich Wunder!
> Die schönste aber ist — die man verschläft.
>
> Leopold Schefer.

Es ist ein finsterer Zeitabschnitt in dem Leben des Menschen, wenn der Schlaf ihn verläßt; wenn er zählend die nächtlichen Stundenschläge, sich hin- und herwirft auf seinem Lager und die Gedanken sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollen. Und doch geht es häufig so, wenn die Tage kommen, wovon Salomon sagt, „sie gefallen uns nicht." Man schließt die Augen, man zählt oder sagt das A-B-C auf, sucht sich einzuschläfern durch den Hinblick auf ein sanft wallendes Saatfeld u. s. w. — doch umsonst! Die Plagegeister Erinnerung und Sorge, Entwürfe und Anschläge halten Wache; man sinnt und grübelt fort, mengt das Hundertste ins Tausendste und macht so unwillkürlich das Bett zum Studienzimmer oder zum Tummelplatz der Leidenschaften.

Und doch ist der Schlaf so unumgänglich nothwendig zum Leben! Ohne Schlaf keine Ernährung, kein Wachsthum, keine Kräftigung des Muskelsystems und der Nerven. Wie bald würde die Empfänglichkeit für die Summe der Reize, die tagtäglich auf uns einwirkt, sich abstumpfen, wenn diese Einwirkung nicht zeitweilig zessirte oder doch Minderung erlitte! Hat doch schon zu anhaltendes Wachen Verarmung des Blutes, Mattigkeit, Blässe, Stumpfheit der Sinne, ja im höheren Grade Sinnesverwirrung zur Folge. Denn eben in den Pausen des Schlafs hält das Gehirn seine Hauptmahlzeit. Nur in dieser ungestörten Dahingabe an das Geschäft der Wiedererneuerung seiner Substanz wird es ihm möglich, den Ausfall zu decken, den es am Tage erlitten; denn der Nahrungsstoff, den das Blut ihm während des Wachens zuführt, steht mit dem Maß des Verbrauchs in keinem ausreichenden Verhältniß.

Doch, wenn es nun auch möglich wäre, unser Dasein zu fristen ohne jenen Zustand, in welchem die der Willkühr unterworfenen Organe ruhen, um während dieser Ruhe neue Kräfte zu sammeln, könnte wohl ein Leben ohne Schlaf noch Reiz für uns haben? Nein! Wir alle schätzen und lieben den alten Freund des Menschengeschlechts, der, wenn wir erfrischt und gestärkt aus seinen Armen erwachen, die unschätzbare Lust zu sein erst so recht uns erkennen läßt, und stimmen, je bedürftiger und ungewohnter wir dieser Wohlthat sind, um so inniger ein in den Wunsch des Dichters, der da singt:

> Geliebter Schlaf, komm', über mir zu schweben!
> Süß ist es, so zu leben ohne Leben,
> Süß, ohne Tod so todt zu sein!

Aber ist denn keine Hülfe für die armen Schlaflosen? Gibt es kein Mittel, ihr erregtes Gemüth in seine stille nächtliche Ruhe einzuwiegen? Sehen wir uns danach um.

Das erste und zuverlässigste Mittel ist ohne Zweifel tüchtiger Gebrauch der körperlichen und geistigen Kräfte am Tage —; Ermüdung durch Bewegung und ernste Thätigkeit! Wer im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brod ißt, wird nicht leicht klagen über das peinliche Uebel der Schlaflosigkeit, das in der Regel nur die höhern Stände heimsucht. Ist es doch aber auch als wenn unsere vornehme Welt Alles aufböte, die Wohlthat eines ruhigen, erquickenden und kräftigenden Schlafs von sich abzuhalten. Wie unzuträglich, wie unpassend, wie naturwidrig die ganze Lebensweise! Dieses späte Zubettgehen — diese Entwöhnung von allen irgend anstrengenden körperlichen Beschäftigungen — diese bis in die Abendstunden verschobenen Diners — diese Thees und Soupees in später Nacht! Ist's ein Wunder, wenn unsere nervösüberreizte Hautevolée über Schlaflosigkeit klagt? . . . Wer eine vollständige, erquickende und kräftigende Nachtruhe genießen will, muß sich so einrichten, daß die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tags gehalten und einige Stunden vor Schlafengehen zu Abend gegessen wird. Dieses Zeitverhältniß ist der Wechselwirkung zwischen Verdauung und Schlaf am entsprechendsten und mehr als jedes andere geeignet, die Zwecke beider Verrichtungen auf die der Gesundheit zuträglichste Weise zu erfüllen. Denn bei einem solchen Régime ist die Hauptmahlzeit bereits verdaut, wenn die leichtere Abendmahlzeit eingenommen wird und es fehlt nicht an Zeit und Gelegenheit, jene durch Bewegung und Thätigkeit vollends zu verarbeiten, dahingegen die leichtere Abendmahlzeit wegen der im ersten Zeitraume der Verdauung stets sich einstellenden natürlichen Neigung zur Ruhe ein ganz geeignetes Einschläferungsmittel ist. Aber die Mode, die Mode! Wie lange noch wird dieser Tyrannin gegenüber der Diätetiker ein Prediger in der Wüste sein! Zu den Zeiten des Augustus war, im Widerspruch mit unsern Sitten, die Abhaltung des Mittagsmahls zu früher Tageszeit ein Zeichen von Luxus und Feinheit und noch im 16. Jahrhundert und zu Anfang des 17. dinirte man in den angesehensten Häusern um die Mittagsstunde. Ludwig XIV.

selbst speiste stets Punkt 12 Uhr. Im Anfang des 18. Jahrhunderts setzte die vornehme Welt sich um 1 Uhr zu Tisch, die einfache Bürgerschaft um 12. Gegen das Jahr 1750 speiste man schon zu späterer Tageszeit, doch spätestens um 2 Uhr; 30 Jahre weiter war um 3 Uhr Mittagsmahlzeit. Die nämlichen Progressionen verfolgte das Souper: 6, 7, 8 und endlich 10 Uhr. Jetzt stattet die vornehme Welt in Paris 6 Uhr Abends — Morgenbesuche ab und geht um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Gesellschaft. O Zeit! o Unsitte! Eulen und Fledermäuse wachen des Nachts und schlafen am Tage, der Mensch aber soll sich — so will es die Ordnung der Natur — mit dem Anfange der Nacht zur Ruhe begeben, um zeitig wieder aufzustehen. Eine Stunde Schlaf vor Mitternacht ist besser als drei nach Mitternacht — warum? . . . Weil im vormitternächtlichen Schlafe mehr das Gehirn, im nachmitternächtlichen mehr das große Nervensystem im Unterleibe, das sogenannte Solarsystem, schläft, der Schlaf vor Mitternacht daher intensiver, fester und ruhiger ist. Und um wie viel der besten Zeit bringen sich die, welche den Tag in Nacht verkehren! „Früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich," sagt der Engländer Wesley und gibt uns in diesen paar Worten den inhaltreichsten Kommentar, zu dem alten, aller Welt gesagten Spruche: „Morgenstund' hat Gold im Mund!"

Also noch einmal: Tüchtige Uebung, vornehmlich eurer körperlichen Kräfte am Tage, meine armen Schlaflosen! Wärt ihr zu schwach, zu entkräftet, zu abgespannt dazu? Fangt klein an, geht vom Leichtern zum Schwerern über. Muskelübung am Tage wird, während ihr schlaft, eure Muskelkraft vermehren und je mehr diese zunimmt und verwendet wird, desto mehr wird die Hauptursache, das Grundübel eurer Schlaflosigkeit — nervöse Reizbarkeit, abnehmen. Sonst ließ man zur Stärkung der Muskeln mit Vortheil Holz sägen. Holzsägen aber macht die Hände rauh. Heutzutage ist die empfehlungswertheste Leibesübung das Turnen und es kommt zustatten, daß bei dem neuerdings wieder erwachten, so regen Eifer für allgemeine Verbreitung des Turnwesens selbst erwachsenen Damen Gelegenheit dazu geboten wird. Wir verweisen diese nicht an's Klettergerüst, nicht an Reck und Barren, es sollen in keiner Beziehung Männer aus den Frauen gemacht werden — nein, was wir ihnen empfehlen, sind jene turnerischen Freiübungen von der Stelle, wobei der Körper nichts einbüßt von der Zartheit seiner Formen und der Weichheit der Muskeln.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In der Nähe von Dürkheim (Rheinpfalz) fand eine Frau bei dem Hacken in ihrem Acker in der Erde liegend eine Stange feines Gold, 26 Loth schwer.

Schifferstadt, 20. April. Der wegen Jagdfrevels zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilte Mühlarzt und Wilderer Kramer, auf dessen Ergreifung ein Preis von 100 fl. gesetzt war, befindet sich, wie man hört, in Weißenburg, um von dort nach Nordamerika auszuwandern.

In Vorra, Ldg. Hersbruck, wurde am Charfreitag ein 84jähriger Greis beerdigt, dessen Nachkommenschaft an Kindern, Enkeln und Urenkeln 100 Seelen beträgt.

Bochum, 19. April. Durch rechtskräftiges Erkenntniß des hiesigen Kreisgerichts ist ein Reisender, welcher am 3. Januar ds. Js. von einem verfallenen Fahrbillet über 2 Sgr. auf der Eisenbahnstrecke von Gelsenkirchen nach Herne wissentlich Gebrauch gemacht hatte, wegen Betrugs zu einer einwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

In Oppeln (Pr. Schlesien) ist in diesen Tagen ein sehr frecher Diebstahl ausgeführt worden. In der zwei Treppen hoch gelegene Wohnung des Adjutanten des Landwehr-Bataillons sind die Verbrecher über den Hof eingestiegen und haben aus einer neben der Schlafstube gelegenen Stube einen Pfandbrief von 5000 Thalern, den Degen des Offiziers, eine Menge feine Wäsche und Silberzeug gestohlen, nachdem sie sämmtliche Lampen in dem Zimmer angezündet und Eßwaaren in der Küche zu sich genommen hatten. Bis jetzt konnte noch keine Spur dieser unerhörten Frechheit ermittelt werden.

Der im Prelaucer Gebiet in Böhmen bekannte und gefürchtete Gauner Wenzel Halla aus Walle wurde am 8. ds. Mts. in den ersten Nachmittagsstunden von einem Knaben erschossen. Derselbe hatte die Vorhausthüre eines Wächterhäuschens unweit Walle mittelst einer Hacke erbrochen, mit welcher er nun gegen die Gattin des Bahnwächters einen Hieb führen wollte. Da ergriff der im Hause anwesende 13jährige Knabe ein Gewehr und erschoß den das Leben seiner Mutter gefährdenden Gauner.

In Nagy-Berek in Ungarn ist ein Lehrer an der dortigen Mädchenschule angestellt, Stephan Máté, der 97 Jahre alt ist. Auch hat derselbe als Kantor bereits 990 Todte ausgesungen und hinausbegleitet in den Friedhof.

Der bekannte schottische Riese Murphy ist, wie die „Gazette du Midi" anzeigt, in Marseille an den Blattern gestorben. Er war 2 Meter 28 Centim. hoch; sein Körper soll einbalsamirt und in das naturgeschichtliche Museum nach Paris gebracht werden.

Vor einigen Tagen starb in London ein reicher Mann, Herr Budd, der im Testament die Bestimmung getroffen, daß seine zwei Söhne ihr Erbtheil verlieren sollen, falls sie sich je einen Schnurrbart wachsen ließen!

Die Bevölkerung der Schweiz.

Nach der letzten Volkszählung in der Schweiz leben in den 22 Cantonen 2,534,242 Menschen, darunter 1,483,298 Reformirte und 1,040,969 Katholiken.

Hof-Anekdote.

Der französische General Goyon wurde, bevor er neulich nach Rom abging, bei der Verabschiedung vom Kaiser und von der Kaiserin von Letzterer beauftragt, der Gemahlin des (Ex-) Königs von Neapel, Franz II, unter Anderem auch zu sagen, daß sie, die Kaiserin Eugenie, sich sehr glücklich schätzen würde, Ihre Majestät die Königin bald wieder auf ihrem Throne zu sehen. Goyon blickte bei diesem Auftrage den Kaiser scharf an, der zuerst die Augen niederschlug, bald aber lächelnd solche wieder mit den Worten erhob: „Sagen Sie dies nur immerhin: es schadet nichts."

Goldkörner.

Gibst Du Dir selbst den Frieden nicht,
Im kurzen Erdenleben,
Dann leiste nur auf ihn Verzicht,
Die Welt kann ihn nicht geben.

* * *

Nur so lange gehören die Kinder der Mutter, als sie sie unter ihren Augen, in ihrer unmittelbaren Nähe hat; einmal die Thür des Elternhauses hinter ihnen geschlossen, kehren sie ihr nie zurück; sie hat Menschen, aber keine Kinder. Wohl ihr, wenn sie die Zeit genützt, wo diese Schätze ganz und ungetheilt die ihrigen waren.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 24. April. Der Centner: Weizen 7 fl. 11 kr. Korn 5 fl. 39 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 21 kr. vierreihige, 4 fl. 35 kr. Spelz 5 fl. 24 kr. Hafer 4 fl. 11 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Homburg, 23. April. Der Centner Weizen 7 fl. 15 kr. Korn 6 fl. — kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 16 kr. Mischfrucht 6 fl. 12 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod — kr.

Druck und Verlag von Witwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Witwe.
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 18. Sonntag, den 4. Mai 1862.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

Janos Esthi befand sich in einer Gemüthsstimmung, daß er mit seinem Nachessen bald zu Ende war — er hatte wenig Appetit. Nachdenkend verließ er das Häuschen und begann durch die Wege des Gartens zu gehen, die der Herbst bereits mit gelbem Laube bedeckt hatte. In der Stadt schlug es neun Uhr; er wollte einen Versuch wagen, sich heimlich dem Hause zu nähern, denn er nahm an, daß Kathi, wenn er sich in ihrer Person nicht getäuscht hatte, ebenfalls nicht müßig in ihrer Küche bleiben würde. Schon stand er im Begriffe, den Rückweg anzutreten, als sich Ruderschläge und das Rauschen eines Kahns, der von dem gegenüberliegenden Ufer zu kommen schien, anfangs leise und dann immer stärker vernehmen ließen. Janos zog sich in die Baumgruppe zurück, die ungefähr zehn Schritte hinter ihm lag. Noch waren nicht fünf Minuten verflossen, als ein Kahn sich der Stelle des Ufers näherte, die der Corporal so eben verlassen hatte.

Ein Mann stieg aus. Vorsichtig befestigte er das Fahrzeug, und nachdem er sich noch einmal überzeugt, daß der Strom es nicht losreißen konnte, schlug er den Weg nach der Baumgruppe ein. Erschreckt blieb er stehen, als er die weiße Uniform erblickte.

„Wohin?“ fragte der Soldat.

„Zu Herrn Czabo, mit dem ich Geschäfte habe!“ war die Antwort.

Der Mann wollte seinen Weg fortsetzen.

„Halt!“ rief Janos.

„Was wollen Sie?“ fragte fest der Mann

„Ich bin ein kaiserlicher Soldat!“

„Das sehe ich.“

„Doch wer sind Sie, der Sie in der Dunkelheit auf diesen ungewöhnlichen Wege zu meinem Wirthe wollen?“

„Ich bin der Fischer Lajos, dessen Nichte in der Apotheke als Köchin dient. Dies ist mein gewöhnlicher Weg, wenn ich sie nach vollbrachtem Tagewerke besuchen will, der Besitzer hat ihn mir gestattet.“

„Lajos, sagen Sie?“ fragte der junge Mann.

„Lajos ist mein Name. Ich habe keinen Grund, ihn zu verschweigen.“

„Wenn ich nicht irre, standen Sie vor drei Jahren noch im Dienste der Gräfin Thekla Andrasy.“

Dem Fischer schien vor Schrecken die Sprache vergangen zu sein.

„Und wenn das wäre?“ fragte er nach einer Pause.

„Dann würde ich Dir, mein alter, treuer Lajos, als einem Freunde die Hand reichen. Kennst Du meine Stimme nicht mehr?“

„Mein Gott,“ stammelte der Fischer, „bei dem Namen der Gräfin steigt eine Erinnerung in mir empor — doch nein, ich kann es nicht glauben, es ist nicht möglich! Ein Graf Esthi — —“

„Steckt in der Uniform eines österreichischen Corporals; es ist die volle Wahrheit. Du weißt, ich diente als Oberst im Görgei'schen Corps — —“

„Ich weiß — ich weiß!“ sagte der Fischer.

„Wir mußten die Waffen strecken. Dann wurden wir als gemeine Soldaten den österreichischen Regimentern einverleibt. Seit drei Tagen hat man mich zum Corporal avancirt, weil mein Eifer im Dienste Belohnung erhalten sollte. Doch, wir verplaudern die Zeit, und denken nicht an das Wichtigste. Folge mir in das Gartenhaus, man könnte uns hier belauschen.“

Nach einigen Minuten befanden sich die Männer in dem Zimmer. Der Corporal zündete das Licht wieder an.

„Ja bei Gott,“ rief Lajos, als er das Gesicht des Soldaten sehen konnte, „Sie sind es, Herr Graf! Ach, ich muß weinen, daß wir uns unter so traurigen Umständen wiedersehen!“

Der Greis trocknete sich die nassen Augen. Der junge Graf schloß ihn gerührt an seine Brust.

„Lajos, ich weiß bereits Alles — ich habe sie erkannt! O, meine Thekla — sie dient als Köchin bei dem Apotheker! Eine Gräfin Andrasy ist Magd! Das ist ein furchtbares Schicksal!“

„Und doch blieb ihr weiter nichts übrig,“ sagte der Fischer. „Unter welcher Maske sollte sie sich anders hier aufhalten? So lange die Russen die Grenze besetzt halten, war an eine Ueberschreitung derselben nicht zu denken. Was sollten wir nun beginnen?“

„Welchen Plan verfolgt Thekla?“ sagte eifrig der Graf. „Kann ich mitwirken?“

„Hören Sie mich an, Herr Graf, und entscheiden Sie, ob ich recht gehandelt habe.“

Lajos lauschte durch die Thür, und als er sich überzeugt, daß der Garten still war, setzte er sich dem Grafen gegenüber an den Tisch.

„Sie wissen, daß ich vor drei Jahren den Dienst der Gräfin verließ,“ begann er, „um das kleine Erbe hier anzutreten, das mir mein Bruder, der ohne Weib und Kind gestorben war, hinterlassen hatte. Mein Sohn ward mein Nachfolger, und blieb bei der Gräfin. Die unglückliche Revolution brach aus, aber ich betheiligte mich nicht daran, weil ich sonst ein krankes Weib hülflos hätte zurücklassen müssen. Nach der Wendung der Dinge sitze ich eines Abends — es mögen nun drei Wochen sein — vor der Thür meines Häuschens und bessere Netze aus. Da sehe ich plötzlich durch die Dämmerung zwei Gestalten heranschleichen. Es war ein Bauer und eine Bäuerin. „Vater,“ ruft der Bauer, „Ignaz,“ rufe ich — mein Sohn lag in meinen Armen, den ich in irgend einem Gefechte gefallen wähnte. Und nun denken Sie sich meinen Schrecken, als ich in der Bäuerin unsere junge Gräfin erkenne. Mit Lebensgefahr hatte sie sich mit ihrem Diener durch die russischen Truppen nach Semlin geflüchtet, um die Grenze zu erreichen. Daß sie mein Häuschen aufsuchten und meine Hülfe in Anspruch nahmen, war wohl sehr natürlich. Ich wußte, wie streng die Grenze bewacht wird, und deshalb flehte ich der Gräfin, sie möge sich so lange bei mir verborgen halten, bis ich die Flucht über die Grenze vorbereitet haben würde. Ich forschte nun, und fand keinen andern Weg, als den zu Wasser. Die Save fließt eine Viertelstunde unterhalb Semlin in die Donau, und das jenseitige Ufer der Donau gehört zu dem türkischen Gebiete. Wie gesagt, dies war der einzige sichere Weg; aber mein Fischerkahn war zu klein; ich kann wohl mit ihm die Save,

aber nicht die Donau befahren, die gerade an jener Stelle sehr reißend ist."

„Bewacht man denn die Landwege so streng?" fragte der Graf.

„Wohin man sieht, wimmelt es von Soldaten, kein Haase kann entschlüpfen, und täglich rücken neue Regimenter an die Grenze. Ach, wäre unsere liebe Gräfin nur acht Tage früher gekommen, ich hätte sie leicht retten können. In meinem Häuschen durfte sie nicht bleiben, denn täglich kommen Grenzpatrouillen vorbei, wir haben oft eine wahre Todesangst ausgestanden. Um keinen Argwohn zu erregen, gab ich die junge Gräfin für meine Nichte aus. Nun galt es, einen größern Kahn anzuschaffen. Das war nicht leicht, und erforderte Zeit. Die Gefahr ward immer dringender, als man auf die Habhaftwerdung der Gräfin einen Preis setzte. Plötzlich höre ich, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, Thekla Andrasy habe den Weg nach Semlin eingeschlagen. Es ließ sich denken, daß man nun die schärfsten Nachforschungen anstellen würde, zumal, da sich eine Schutzwehr von Bürgern bildete, welche alle Flüchtlinge in der Stadt und Umgegend ergreifen wollte. Mich kennt man, da ich früher oft unvorsichtige Aeußerungen gemacht habe, in meinem Hause war die Gräfin also eben nicht sicher. Aber wohin sollte ich sie nun so lange bringen, bis ich einen passenden Kahn gefunden hatte. Da fügt es der glückliche Zufall, daß der Apotheker eine Magd brauchte. Halt, dachte ich, Herr Czabo ist ein so bekannter Feind der Revolution, daß man bei ihm gewiß keine verdächtige Person suchen wird, und wenn man jeden Winkel der Stadt durchstöbert. Dazu kam noch, daß man ihn zum Commandanten der Schutzwehr ernannte. Ein sichereres Plätzchen für die arme Flüchtige ließ sich nicht finden. Ich gab sie also dem Apotheker unter dem Namen Kathi in den Dienst. Diesen Nachmittag habe ich unter der Hand einen Kahn erhandelt, der mir passend erscheint; aber mir fehlt noch etwas Geld, um ihn zu bezahlen."

„O, mein Gott, ich bin in diesem Augenblicke so arm, daß ich nicht über einen Gulden verfügen kann!" sagte schmerzlich der Graf.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, Herr Czabo wird mir die dreißig Gulden, deren ich noch bedarf, geben, wenn Kathi kein Geld besitzt. Sie sehen mich auf dem Wege, dieses Geschäft zu ordnen. Morgen früh wird der Kahn mein Eigenthum, und morgen Abend hole ich die Gräfin ab, um sie über die Donau zu setzen."

„Und ich begleite meine Braut!" rief der Graf.

„Mein Kahn bietet Platz genug. Dieses Gartenhaus ist Ihr Quartier?"

„Ja! Glücklicherweise hat es mir die Eifersucht des alten Apothekers angewiesen."

„Ich dachte es mir!" sagte lächelnd der Fischer. „Also halten Sie sich morgen Abend bereit — alle Umstände vereinigen sich, um uns zu einem glücklichen Ziele zu führen. Weiß unsere Gräfin, daß Sie hier sind?"

„Ich glaube, daß sie mich erkannt hat."

„Haben Sie einen Auftrag — ich gehe zu ihr."

„Tausend Grüße Lajos. Und dann flüstere er ihr zu, daß ich mit ihr entfliehe!"

Beide Männer traten wieder in den Garten. Während der Corporal seinen Spaziergang wieder antrat, ging Lajos nach dem Hause des Apothekers. Die Thür war verschlossen. Der Fischer klopfte.

„Wer ist da?" brummte Niklas im Innern.

„Oeffnen Sie, Herr Niklas!"

„Ich kann nicht, Herr Czabo ist ausgegangen und hat den Schlüssel mit sich genommen. Für diesen Abend sind Sie eingesperrt, Herr Corporal!"

„Er hält mich für den Soldaten!" dachte Lajos lächend.

Der alte Fischer überlegte, was nun zu thun sei. Da flüsterte Niklas durch das Schlüsselloch: „Oeffnen kann ich nicht, aber ich will Ihnen einen guten Rath geben. Nebenan ist Kathi's Kammerfenster; klopfen Sie an, und die hübsche Köchin wird nicht lange auf sich warten lassen."

„Ich danke, Herr Niklas!"

„Aber verrathen Sie mich nicht!"

„Auf mein Ehrenwort!"

„Herr Czabo hat der Kathi diesen Nachmittag vierzig Gulden geschenkt," wisperte er durch das Schlüsselloch.

„Gut, ich werde diese Anweisung benützen."

„Ein Soldat braucht immer Geld — der reiche Apotheker kann morgen mehr schenken."

„Sie haben Recht, Herr Niklas."

„Gute Geschäfte!"

Das Geräusch von Schritten deutete an, daß Niklas sich entfernte. Lajos wußte nicht, daß der Gehülfe eine Rache an seinem Herrn und nun auch an Kathi üben wollte, die ihm in der Dämmerung, wo er einen neuen Angriff versuchte, entschieden jede Hoffnung abgeschnitten hatte, er hätte sich sonst die Absicht dieser Mittheilung erklären können. Niklas hatte aber das entgegengesetzte Ziel erreicht — er förderte durch seine Bosheit die Interessen der armen Kathi. Lajos klopfte also an das bezeichnete Fenster. Es öffnete sich, und Kathi war sichtbar.

„Ich bin es!" flüsterte der Fischer.

Kathi erkannte ihn.

„Retten Sie mich aus diesem Hause," schluchzte sie, „meine Lage ist unerträglich!"

„Still! Sind Sie sicher, daß man Sie von der Küche aus nicht belauscht?"

„Sie haben Recht, hier ist man stets unter Aufsicht."

Die Gräfin verschwand. Nach einigen Augenblicken kam sie zurück.

„Ich habe die Thür der Küche und die meiner Kammer verschlossen!" flüsterte sie. „Was bringen Sie mir, Lajos?"

„Sie wissen also — —"

„Daß Janos hier ist? Ach ja, ich habe ihn sogleich erkannt!"

„So sprechen wir nicht weiter davon. Neigen Sie sich aus dem Fenster, daß ich noch leiser flüstern kann."

Kathi that es, Lajos berührte fast ihre Wange.

„Morgen Abend um neun Uhr halten Sie sich zur Abfahrt bereit."

„Ist der Kahn da?"

„Ja."

„Gott sei gelobt!"

„Mir fehlen noch dreißig Gulden an dem Kaufgelde — meine kleine Kasse ist erschöpft —"

„Hier ist das Geld!" flüsterte Kathi eifrig.

Sie holte die Börse des Apothekers aus ihrer Tasche und drückte sie Lajos in die Hand.

„Ich ziehe mich nun zurück, um keinen Verdacht zu erregen. Janos läßt tausendmal grüßen und die größte Vorsicht anempfehlen."

„Kann ich ihn nicht auf eine Minute sprechen? Warum ist er nicht gekommen?"

„Aus Vorsicht! Beruhigen Sie sich, er besteigt morgen Abend mit Ihnen den Kahn!"

„Heilige Jungfrau — Lajos, ist das wahr?"

„Auf Wiedersehen morgen Abend neun Uhr! So lange bleiben Sie die Köchin, so lange dulden Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauer und sein Kind.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir einer das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."

Da kommt sein Knabe hoch beglückt,
Mit bunten Blüthen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht.

Schlaf und Schlaflosigkeit.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl gibt diese so recht eigentliche diätetische Gymnastik den Streck- und Beugemuskeln der Arme und Füße hinreichend Kraft, das Blut kreist schneller dabei, die Brust hebt sich höher, ein angenehmes Wärmegefühl durchdringt den Körper und ein herrlicher, gesunder Schlaf ist die wohlthätige Folge. Möge der Rath Anklang finden!

Zum zweiten, meine armen Schlaflosen, vermeidet sorgfältig jedwede Aufregung der Seele wie des Gemüths vor Schlafengehen; denn nichts ist dem Einschlafen und ruhigen Fortschlafen hinderlicher als Gemüthsbewegung und Alles, was die Einbildungskraft erregt, mag der Affekt ein erhebender: Liebe, Freude, Hoffnung, oder ein niederdrückender: Gram, Kummer, Wehmuth, Sorge, Verdruß, sein. Sucht das Alles durch geeignete Präventivmaßregeln möglichst aus dem Wege zu schieben, wählt keine aufregende Lektüre zur Abendunterhaltung, spielt kein Spiel, wobei Gewinn oder Verlust in Spannung versetzt, vermeidet jedweden Meinungskampf, so wie überhaupt Alles, was im höhern Grade das Interesse erregt und laßt euch namentlich auch die am Abend eingegangenen Briefschaften, wenn irgend thunlich, erst den andern Morgen vorlegen. Die Nachricht aus der Ferne, die bewegt und aufregt, der Geschäftsbrief der in Besorgniß und Unruhe versetzt, das Sendschreiben der Behörde, die ganz anders, als man dachte, entscheidet, der Brief des Rechtsfreundes, der die Chikane des Gegners nicht abzuwenden vermochte — das Alles stört, am Morgen gelesen, doch wenigstens den nächtlichen Schlaf nicht. Zwar wird die verlorne Hoffnung, die Verkennung, das Unrecht, das man anthut, auch jetzt noch betrüben, kränken, entrüsten; aber man ist erquickt und gestärkt durch einen ruhigen Schlaf, hat den Tag mit seinen Zerstreuungen vor sich, gewinnt Fassung, Ruhe, Gleichmuth; wehrt oder resignirt sich und hat Abends die unangenehme Sache vergessen oder ist doch wenigstens besänftigt durch die Betrachtung, daß Unrecht leiden besser ist als Unrecht thun und „mit der Dummheit selbst Götter vergebens kämpfen."

Aber auch vor dem, was man Plänemachen nennt, hüte sich, wer im Bett liegt. Die Zukunft regt mehr auf als Vergangenheit und Gegenwart. König Ahasver (Esther 6, 1) ließ sich Chroniken bringen, um sich die Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen — heutzutage gibt's langweilige Verse genug, um die Tausendkünstlerin Phantasie in den Schlaf zu lullen. Das Mittel ist probat, so probat, daß es Einsender dieses mahnt, nun auch noch ein Wörtchen von dem Gegentheil der Schlaflosigkeit: Vom zu langen und zu häufigen Schlaf, einfließen zu lassen. „Allzuviel ist ungesund" gilt auch hier; doch läßt sich das rechte Maß nach allgemeinen Regeln nicht zumessen. Alexander von Humboldt, der noch in hohen Jahren volle Jugendkraft sich bewahrte, schlief jahrein jahraus nur vier Stunden. Friedrich der Große verlängerte ebenfalls sein thatenreiches Leben dadurch, daß er sich nur wenige Stunden dem Schlaf überließ und Mosheim schlief und wachte sogar wechselsweise eine Nacht! Der berühmte Naturforscher Cuvier dagegen mußte täglich seine neun Stunden Schlaf haben, um zur Arbeit aufgelegt zu sein. So verschieden ist das Bedürfniß, so relativ und individuell das Maß des Zuviel und Zuwenig. Gleichwohl schadet Beides der Thätigkeit und Perzeptionskraft des Gehirns und hat die Folge, daß über kurz oder lang ein chronisches Seelenleiden entsteht, das bald mehr, bald minder auch die Funktionen des animalen Lebens affizirt. Zwar bedürfen wir, wie Jedermann an sich selbst erfahren haben wird, zuweilen mehr, zuweilen weniger Schlaf, indem die nämliche Thätigkeit zu einer Zeit von einer größern und raschern Erschöpfung als zu einer andern begleitet wird; doch dürfte, abgesehen von diesen in der Kapazität des Sensoriums für die Verrichtung seiner Funktionen stattfindenden Differenzen, im Allgemeinen über acht Stunden zu lange und unter sechs Stunden zu wenig, das Zuwenig aber doppelt schädlich sein. Was hülfe auch diese gewaltsame Abkürzung der uns nöthigen Schlafportion? Verlängerung unserer Lebenstage? Mit nichten. Ein so forzirtes Wachen, wobei man vor Müdigkeit immer wieder einschlafen möchte und vor Allem Gähnen die Augen kaum aufthun kann, ist nur ein halbes Wachen ohne Gewinn und Genuß und anstatt unser Leben durch ein solches apathisches Wachträumen zu verlängern, würden wir im Gegentheil nur den Verbrauch unserer Lebenskräfte dadurch beschleunigen und uns vor der Zeit invalid machen. Fort also mit dieser nutzlosen, ganz verfehlten Kasteiung! Die Natur hat ihre Rechte und der Mensch bleibt ihr unter allen Umständen verpflichtet. Der besiegte Perseus, den, wie Plutarch uns in seiner Lebensbeschreibung des Aemilius Paulus erzählt, die ihm zur Bewachung gegebenen Soldaten, weil sie sich von ihm beleidigt fanden, aus Rache vom Schlafe abhielten, starb vor Entkräftung. Und fallen doch selbst der Schildwache auf dem Posten, trotz aller soldatischen Disziplin, endlich vor Ermattung die Augen zu, ja es sind schon Kanoniere unter dem Donner der Geschütze, unbekümmert darum, ob eine feindliche Kugel ihren Schlaf zu einem ewigen mache, eingeschlafen.*)

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsgruß.

Bild der Jugend, Bild der Liebe, —
Götterbot' der schönsten Triebe,
Wir empfangen Dich mit Lust!
Frühling, Freiheitsbannerschwinger,
Gold'ner Tage Bringer,
Sei begrüßt aus voller Brust! —
Dem die Sänger überall
Freudig ihre Stimme regen —
Dem der Schlag der Nachtigall,
Herrlich grüßend, tönt entgegen —
Dem zum Gruß der Lerche Lieder
Tausendtönig froh erklingen,
Die wie Zaubertönchen nieder
Zu uns aus den Lüften dringen —
Sprudelnder Bronnen
Himmlischer Gaben!
Der du die Banden des Winters begraben,
Streuest die Wonnen
Ueberall hin —
Der du die Erde, die trauernde, schmückest
Alles entzückest,
Was noch vor kurzem so trostlos uns schien,
Sei uns begrüßt,
Sei uns begrüßt.

C. F.

Verschiedenes.

Aschbach, 1. Mai. Gestern am 30. April wurde in dem Garten des hiesigen Bürgers Philipp Weidner in einer nicht besonders geschützten Lage in unmittelbarster Nähe des freien Feldes Traubenblüthe gefunden. Seit 1822 war dies nicht der Fall, ob 1811, weiß Schreiber nicht.

In Herzheim a. B. wurde am 1. Mai im freien Felde Kornblüthe gefunden.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Mehlmesserinnen zu Wien ist von einem Augenleiden ergriffen worden, welches von dem heurigen Mehle herrühren soll; letzteres besitzt, wie es heißt, eine eigenthümliche Schärfe.

*) Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die Neigung zum Schlafen Morgens zwischen 3 und 5 Uhr am stärksten ist. Um diese Zeit sind z. B. Schildwachen am allerwenigsten geeignet, ihren Posten wahrzunehmen, weßhalb auch die meisten feindlichen Ueberfälle in verschanzten Lagern und Festungen um diese Zeit vorgenommen werden und gelingen. Ebenso stellt sich bei sonst peinvoll die Nächte durchwachenden Kranken, namentlich solchen, die an Zehrfieber leiden, meistens gegen 3 oder 4 Uhr Morgens noch ein kurzer Schlummer ein. Auch Spielern von Profession fällt um diese Zeit ein längerer Widerstand sehr schwer. Wie müde mögen die römischen Bürger gewesen sein, die, wie Sueton erzählt, der grausame Nero zwang, 24 Stunden hintereinander im Cirkus zu bleiben ohne sich dem Genusse des Schlafs überlassen zu können!

Der „Pesti Hirlap“ berichtet aus Raab, daß ein kleiner, blasser fünfjähriger Knabe in eine Kleinkinderbewahranstalt gebracht wurde, der schon — seine Pfeife rauchte. Als der Lehrer sein großes Erstaunen darüber aussprach, erklärten die Mutter und die Großmutter des Knaben, daß sie sein unbändiges Schreien und Weinen nicht anders zu stillen im Stande seien, als wenn sie ihm seine Pfeife zu stopfen und zu rauchen erlauben.

Im „Arbeitgeber“ bespricht ein Artikel die in den **Gasthöfen** übliche **Forderung** für Bedienung, Licht rc. rc. und legt auf schlagende Weise die Ungerechtigkeit derselben dar. Neben dem Verlangen der Abschaffung aller dieser Abgaben verlangt der Artikel noch, daß die Gasthöfe in dem Speisesaale eine Preisliste über Zimmer, Tafel rc. anbringen, um jedem Reisenden erforderliche Einsicht im Voraus zu geben und ihm das Rechnen-Exempel mit seinem Geldbeutel zur richtigen Zeit zu ermöglichen.

Im Herbste v. J. wurde von einem Landwirthe in dem Kirchspiele Bonen, etwa eine Meile von Hamm entfernt, eine Schwalbe eingefangen, welche bei ihm genistet hatte, derselben ein Bändchen mit seinem Namen und dem des Fangorts um den Hals gebunden und sie dann wieder in Freiheit gesetzt. Vor einigen Tagen ist sie heimgekehrt und abermals eingefangen. Auf demselben Bändchen fand sich sehr zierlich eingestickt: „Naudin, Maire d'Ignol.“ So berichten verschiedene Blätter.

Berlin. In der Gemeinde Lubeza sind der König und der Kronprinz einstimmig als Wahlmänner gewählt.

Die Schirme, welche Damen gegen Regen und Sonnenschein benutzen, und die unter der Bezeichnung „en tout cas“ bekannt sind, heißen jetzt in Berlin „Vanderheydt.“

In **Gutzkow's** „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ erzählt ein Londoner Berichterstatter: In Bond-Street sind so großartige Friseur-Etablissements, wie vielleicht nirgends in der Welt. Douglas, einer der Hauptfriseure, nimmt alljährlich nur durch seine Abonnenten 15,000 Pfd. Sterl. ein! Wer kann sagen, wie viel durch kommende und gehende Kunden. Vor diesen Laden fuhr vor Kurzem eine Dame vor, befahl dem Kutscher, auf sie zu warten, und trat hinein. Sie wollte das Haar gescheidelt und verschnitten haben. — Sie schien leidend zu sein, fuhr mehremale mit dem Tuche nach den Augen und ließ sich von dem bedienenden jungen Manne Eau de Cologne bringen. Plötzlich sagte sie seufzend: „Mein Bruder ist geisteskrank geworden, auch ihm sollen die Haare verschnitten werden; ich möchte wissen, ob sich Jemand hier dieser Aufgabe unterziehen möchte, Ich bin gern bereit, zehn Guineen dafür zu geben!“ Der junge Mann antwortete, daß er Herrn Douglas den Chef des Etablissements, selbst rufen wollte. Als derselbe erschien, wiederholte die Dame, jetzt schon in der brüsken, englisch vornehmen Weise ihr Anliegen, fügte aber noch hinzu, daß man es mit einem vollständig Irren zu thun haben werde und darauf vorbereitet sein müsse. Herr Douglas versicherte, daß ihn das gar nicht erschrecke; er wolle, wenn die Dame es wünsche, sich selbst zu dem Kranken verfügen. „Nicht doch, ich werde ihn herbringen, ich will es wenigstens versuchen, halten Sie sich bereit; aber seien Sie auch darauf gefaßt, daß er allen nur denkbaren Widerstand leisten wird. Hier sind die 10 Guineen.“ Mit diesen Worten verließ sie das Haus, stieg in ihren Wagen und fuhr nicht gleich nach Hause, sondern nach einer der großen Seidenhandlungen. Dort kaufte sie für 100 Guineen Waare und ließ sie in ihren Wagen legen. Da sie aber ihre Börse bei Herrn Douglas vergessen hatte (wie sie glaubte), so ersuchte sie den Herrn der Handlung, ihr einen Ladendiener mitzugeben, damit sie ihm das Geld einhändigen könne. Das war bald angeordnet, und die Dame fuhr mit ihrem stummen, sehr respektvollen Begleiter zu Herrn Douglas, der, mit einigen seiner Gehülfen ihrer harrend, an der Glasthür stand. Als der Wagen hielt, sprang der stumme Begleiter natürlich zuerst hinaus, die Dame winkt: „Dieß ist er!“ Im Nu ist er umringt; man drängt ihn in's Haus, der Kutscher knallt, die Dame fährt davon und ward nie wieder gesehen. Wie es dem armen, jungen Ladendiener und seinem gekräuselten wohlgepflegten Haar weiter erging, wie lange es dauerte, bis er seine gesunde Vernunft bewiesen hatte; die Verwirrung von Herrn Douglas, die Entrüstung des Kaufmanns das alles überlasse ich der Phantasie meiner Leser.

Gemeinnütziges.

Aufbewahrung von Fleisch.

Solches läßt sich in der heißen Jahreszeit sehr gut nicht allein mehrere Tage, sondern 7—8 Wochen frisch erhalten, wenn man es in einem Topfe mit abgekochtem Wasser übergießt, in welchem etwas Eisenfeilspäne liegen, und zur bessern Abhaltung der Luft auch eine Schicht Oel auf das Wasser gießt.

Nanking zu waschen.

In der warmen Jahreszeit, wo der Nanking so häufig zur Toilette der Kinder gewählt wird, hört man nicht selten das Bedauern aussprechen, daß dieser Stoff beim Waschen mit Seife die Farbe verliere. Um dies zu vermeiden, legt man die zum Waschen bestimmten Nankingkleider vorher 24 Stunden in Salzwasser, wäscht sie darauf in frischer warmer Lauge, spült sie in reinem Wasser, drückt sie in einem Leinentuch aus ohne zu winden und läßt sie dann im Schatten trocknen Bei dieser Behandlung behält der Nanking seine schöne gelbe Farbe.

Raritäten-Kästlein.

Das Einzige, was einen Menschen über das unverschuldete Unglück, in Hessen geboren zu sein, noch trösten kann, ist der Gedanke, daß man über kurz oder lang in Hessen auch sterben muß.

Hoffähig ist jeder Mensch — nämlich **kirchhoffähig.**

Wenn Du eine Lorte gefunden hast, so suche täglich ihr **Werther** zu werden.

Einer Balletttänzerin sind unter allen **Fächern** der Kunst die mit Brillanten besetzten die liebsten.

Sei muthig wie die Verleger vorsichtig sind. Diese geben selten **Versen** Geld.

Goldkörner.

Wenn Alles grade käme,
Wie Du es gerne hast,
Und Gott Dir gar nichts nähme
Und gäb' Dir keine Last,
Wie wär's da um Dein Sterben,
O Menschenkind, bestellt,
Du müßtest schier verderben,
So lieb wär' Dir die Welt.

Charade.

Die **ersten Beiden** bilden fast aller Fürsten Glanz;
Sie wurden schon gelockert im heißen Kriegestanz.
Die **Letztern** sind Bedürfniß für jedes noble Weib,
Auch dienten sie schon öfter zum Maskenzeitvertreib.
Als Luxus, als Bedarf erscheint uns oft das **Ganze**,
Doch unentbehrlich bleibt's, wenn auch entfernt vom Glanze.

Auflösung des Räthsels in Nro. 15:
Prozeß

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 1. Mai. Der Centner: Weizen 7 fl. 2 kr. Korn 5 fl. 35 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 4 fl. 30 kr. Spelz 5 fl. 17 kr. Hafer 4 fl. 11 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Homburg, 30. April. Der Centner: Weizen 8 fl. 12 kr. Korn 5 fl. 34 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. 6 kr. Gerste 4 fl. 20 kr. Hafer 4 fl. 6 kr. Mischfrucht 6 fl. 40 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 30 kr. Kornbrod 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe,
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 19. Sonntag, den 11. Mai 1862.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

Der Fischer traf den Corporal bei der Baumgruppe.

„Haben Sie ihren Zweck erreicht?“ rief der Graf dem Ankommenden entgegen.

„Vollkommen! Hier ist das Geld.“

Lajos erzählte seine Unterredung mit Niklas und der Gräfin.

„Die arme Dame hat die Börse angenommen, weil sie nicht eine Kupfermünze besitzt,“ schloß er.

„Gräßlich! Gräßlich!“ murmelte der Graf.

„Und ich möchte vortrefflich rufen!“ fügte der Fischer hinzu, „denn hätte der filzige Apotheker die Schwachheit nicht gehabt, seine Börse zu verschenken, ich würde das zu der Flucht unumgänglich nöthige Fahrzeug nicht herbeischaffen können. Ohne Herrn Szabo wäre die Flucht unmöglich gewesen. Kann ich morgen früh zehn Uhr nicht zahlen, so zahlt ein Anderer, und der Kahn ist verkauft. Jetzt gehe ich ohne Sorge zu Bett — unsere liebe Gräfin wird morgen gerettet sein. Und Sie, Herr Graf, kennen meine Nichte nicht; was auch geschehen möge, Thekla bleibt bis morgen Abend die Köchin Kathi.“

Der Fischer bestieg sein Boot, und fuhr an das jenseitige Ufer der Save, wo sein Häuschen still und einsam unter zwei Buchen stand.

Janos Esthi kehrte in sein Quartier zurück. Er schlief nicht so ruhig, als der Fischer, denn Niklas Bemerkung, der Apotheker wolle ihn morgen in einem Wirthshause unterbringen, machte ihm Sorgen. Ward dieses Vorhaben ausgeführt, woran sich nach der Scene im Wohnzimmer nicht zweifeln ließ, so bot die Flucht für den Corporal Schwierigkeiten. Der Gedanke, Lajos wird helfen, tröstete ihn ein wenig.

6.

Zehn Uhr war vorüber, und die Wächter sangen ihr Nachtlied in den Straßen Semlins, die zu gleicher Zeit von den ersten Patrouillen der Schutzwehr durchzogen wurden. Da läutete die Glocke der Apotheke. Niklas öffnete die Thür. Herr Szabo, in der vollen Uniform des Commandanten, trat ein. Er kam von dem Rathhause, wo die Offiziere der Schutzwehr eine Versammlung abgehalten hatten.

„Wo ist Netti?“ fragte er leise.

„Fräulein Netti ist zu Bett gegangen, weil Sie gesagt haben, daß Sie um Mitternacht erst zurückkehren würden.“

„So dachte ich; unsere Berathung ist früher beendet.“

Herr Szabo trat in das Schreibstübchen neben der Apotheke, und erkundigte sich, wie er stets pflegte, nach dem, was in seiner Abwesenheit an Medicamente geholt war.

„Ist sonst nichts vorgefallen?“

Niklas grinste, als ob er nicht mit der Sprache herauswollte.

„Nun?“ fragte ungeduldig der Apotheker. „Ich muß wissen, was in meinem Hause vorgeht, zumal jetzt, wo die ganze Stadt ihr Augenmerk auf mich gerichtet hat. Du begreifst, daß meine Ehre — —“

„So dachte auch ich, Herr Szabo, und deshalb legte ich mich auf die Lauer, als ich ein Klopfen erst an der Thür und dann am Fenster hörte. Ich schwieg, weil ich in der Nacht kein Aufsehen erregen wollte.“

Herr Szabo schloß leise die Glasthür der Schreibstube, dann fragte er leise:

„Was hast Du gehört und gesehen?“

„Gesehen habe ich nichts, aber gehört desto mehr.“

„Erzähle, meine Ehre erfordert, daß ich Alles weiß!“

„Ja, Ihre Ehre erfordert es, und darum will ich sprechen!“ sagte Niklas, der sich entrüstet stellte. „Einige Minuten nach dem Klopfen schlich ich also an die Küche. Es war dunkel, und die Kathi, die sich wahrscheinlich sicher vor mir glaubte, hatte die Thür ihrer Kammer offen gelassen. Sie lag im Fenster, der Corporal stand draußen. Der Kerl muß eine gute Nase haben, denn er hatte richtig das Kammerfenster ausgewittert.“

„Aber Kathi, Kathi?“

„Nun, Kathi hatte das Fenster geöffnet, und unterhielt sich sehr vertraulich mit dem hübschen Corporal.“

„Der Mensch muß morgen früh aus dem Hause!“ murmelte der Commandant. „Ich bringe ihn in das goldene Roß, das im entgegengesetzten Stadtviertel liegt, und wenn ich täglich einen Gulden bezahlen soll. So etwas darf ich in meinem Hause nicht dulden. Was hörtest Du?“

„Der Corporal klagte über Hunger.“

„Element!“

„Kathi bedauerte ihn, und sprach von Ihrem Geize.“

„Niklas, das ist nicht möglich! Entweder hast Du falsch gehört, oder — —“

„Nein, Herr Szabo, ich habe ganz recht gehört!“ versicherte der Gehilfe, als er sah, daß das Gesicht seines Herrn bald bleich, bald roth ward. „Und ich habe mich, wie Sie, über diese Niederträchtigkeit geärgert. O, Sie kennen die Soldaten nicht — mit den Köchinnen sind sie geschwind auf vertrautem Fuße. Unser Corporal mochte wohl merken, daß die Köchin ihm nichts abschlagen konnte, er sprach von Durst, und daß seine Kameraden in dem Wirthshause säßen. — Werden Sie nicht gehen? fragte Kathi. Ich habe kein Geld! antwortete der Corporal. Nehmen Sie! sagte Kathi. — Das ist ja eine ganze Börse! rief der Corporal. — Gehen Sie in das Wirthshaus, und trinken Sie auf meine Gesundheit. — Das soll geschehen. — Nun hörte ich etwas, wie einen Kuß — dann ward das Fenster geschlossen. Ich schlich in meine Apotheke zurück. Die Geschichte ist vor kaum einer Viertelstunde passirt.“

Herr Szabo hatte die Arme verschränkt, und starrte einige Augenblicke düster vor sich hin. Dann sah er Niklas an, der einige Recepte bei Seite legte.

„Gehe zu Bett!“

„Ja, Herr Szabo.“

„Und sagst keiner Seele, was Du gehört hast.“

„Nein, Herr Szabo!“

Der Apotheker verließ die Schreibstube. Niklas rieb sich vergnügt die Hände, löschte die Lichter aus, und ging in seine Kammer, die sich neben der Schreibstube befand.

Herr Szabo mußte an der Küchenthür vorüber, um in sein Zimmer zu gelangen. Eine wunderbare Gewalt hemmte seine Schritte, und zog seine Blicke nach dem Raume, den die schöne Kathi beherrschte. Er war nicht umsonst so früh nach Hause gekommen, die Kathi hatte ihn beim Weggehen

nicht in der Uniform gesehen, sie sollte ihn jetzt in seiner Pracht und Herrlichkeit bewundern. Und während er es so gut mit der armen Magd meinte, verschenkte sie sein Geld heimlich an einen Corporal, den sie kaum kannte.

Ein Geräusch erschreckte den sinnenden Apotheker, daß er heftig zusammenfuhr. Das Geräusch kam aus der Küche. Herr Czabo zitterte, als ob er auf einer schlechten That ertappt würde. Gleich darauf schimmerte Licht durch die angelegte Küchenthür, und man hörte, wie Kathi den großen Küchenschrank verschloß. „Sie ist noch wach," dachte Herr Czabo. „Alles schläft, ich kann ungestört mit ihr sprechen, und der Sache auf den Grund kommen. Seltsam, ich zittere in meinem eigenen Hause, vor meiner eigenen Köchin." „Kathi, bist Du noch in der Küche?" rief er, und gab seiner Stimme so viel Festigkeit, als ihm möglich war.

„Ja, Herr Czabo!" antwortete die helle, wohlklingende Stimme der Köchin.

Der Commandant öffnete die Thür und trat auf die Schwelle.

Kathi stand in der Mitte der Küche; sie war noch völlig angekleidet und hielt in der rechten Hand die Küchenlampe. Der Schein derselben erhellte ihr reizendes Gesicht, so daß der Commandant die Thränen sehen konnte, die in ihren langen, schwarzen Wimpern perlten. Kathi sah den stattlichen Commandanten der Schutzwehr verwundert an. Bei dem Anblicke der Thränen vergaß der alte Herr die Absicht, die ihn eigentlich zu der Küche geführt.

„Du hast geweint, Mädchen," sagte er theilnehmend — „was ist geschehen?"

Die Köchin erschrack, und fuhr mit der kleinen Hand über die Augen.

„Es ist wohl möglich!" antwortete sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Als ich vorhin so allein in der Kammer saß, dachte ich an meinen verstorbenen Vater."

„Allein in der Kammer?" fragte Herr Czabo betonend.

„Ja, Herr Czabo," antwortete sie unbefangen, „wer sollte wohl bei mir gewesen sein?"

„Kathi, sieh mir in das Auge — bist Du wirklich allein gewesen?"

„Lieber Herr, setzen Sie Mißtrauen in mich?" fragte sie mit demselben Lächeln. „Ich habe in ihrer Abwesenheit nicht eine Minute die Küche verlassen."

Diese Worte wurden in einem so wunderbaren Tone gesprochen, daß dem Apotheker der Muth fehlte, seine kränkende Untersuchung fortzusetzen. Plötzlich zuckte er zusammen, ihm war eine List beigefallen, mit deren Hilfe er sofort klar sehen konnte. Er schwor sich selbst, Niklas aus dem Hause zu jagen, wenn er das reizende Mädchen verleumdet hätte. „Kathi," sagte er, „Du sollst von diesem Augenblicke an die Wirthschaft unumschränkt leiten."

„Aber, lieber Herr, ich bin ja noch so unerfahren —"

„Ich bin mit dem zufrieden, was Du thun wirst, und um Dir einen Beweis meines Vertrauens und meiner Achtung zu geben, überliefere ich Dir das wöchentliche Wirthschaftsgeld."

„Aber, Herr Czabo."

„Ich dulde keinen Widerspruch. Bevor ich handle, habe ich reiflich überlegt. Gieb mir einmal Deine Börse."

„Meine Börse?" fragte sie überrascht.

„Nun ja, ich selbst werde das Geld hineinstecken, dessen Du für die nächste Woche bedarfst. Gieb, Kathi — ich habe es einmal beschlossen — —"

(Fortsetzung folgt.)

Der furchtsame Schmiedelehrling.

„Frisch angepackt und fest gehalten,
Weil's Eisen glüht, du Schlingel, du!
Soll sich die Arbeit gut gestalten,
So greif' und kneif' mit herzhaft zu!
Nicht rücken muß die Faust, nicht zucken
Die Zange, wenn auch kracht das Haus,
Sonst treib' ich dir die feigen Mucken
Mit meinem Schurzfellriemen aus!"

Der arme Michel! Vor der Schmiede
Im Dorf sah oft er stillvergnügt
Die Funken sprühn und wie zum Gliede
Der Kette sich das Eisen schmiegt.
Ach, Alles in der strengen Lehre,
Selbst Kinder warten möcht' er gern,
Wenn, ach! der Hammer nur nicht wäre
So wuchtig in der Hand des Herrn!

Nun labt am Vespertrunk, dem kühlen,
Der Meister sich und spricht dabei:
„Hör', Michel, hier gilt nicht mehr Spielen,
Dreh' nicht den Kopf vom Ambos scheu!
Frisch angepackt! Das ward im Leben
Mein Wahlspruch, der sich mir bewährt.
Schad' ist's um jeden Schlag daneben,
Den eitles Zagen seitwärts kehrt.

„Auch ich wollt' erst nicht kräftig packen,
Durchschüttert seufzt' ich voller Noth,
Da brannt' auf meine schwarzen Backen
Der Meister flugs ein glühend Roth;
Die Zähne biß ich nun zusammen,
Frisch angepackt! Das half mir fort;
So bei Gekrach und sprüh'nden Flammen
Ward ich ein Meister, treu dem Wort.

„Und wenn im Kretscham Sonntags lockte
Zum Tanz die Fiedel kreischend hell,
Im saubern Rock nicht träge hockte
Blos schüchtern gaffend der Gesell.
Frisch angepackt die schmuckste Dirne!
Faß' Boden, Mädel! — Und nun ging's
Mit Wonneperlen auf der Stirne
Im lust'gen Wirbel rechts und links.

„Und als es kam zum andern Reigen,
Wo keck zum Tanz Held Vorwärts lud,
Da that sich wieder prächtig zeigen,
Was solch ein Spruch für Wirkung thut.
Sein Schlachtplan war just, wie der meine;
Er hieß bloß: Frisch nur angepackt!
Und von der Katzbach bis zum Rheine
Hinüber ward der Feind gejagt.

„Drum merke dir, mein lieber Michel,
Beim Ambos heut und alle Zeit
Das wundersame, kluge Sprüchel
Und bleib in seinem Dienst bereit!
Wenn Galliens Hahn mit Raubverlangen
An Deutschlands fernstem Grenzbaum hackt,
Dann, lieber Michel, ohne Bangen,
Dann, „Vorwärts, frisch nur angepackt!"

Schlaf und Schlaflosigkeit.

(Fortsetzung.)

Es ist schon oben die Rede davon gewesen, daß wir manchmal mehr, manchmal weniger Schlaf bedürfen, obgleich unsere Thätigkeit und sonstige Lebensweise ganz dieselbe ist. Diese Schläfrigkeit und leichtere Erschöpfung, dieses „abattirte Wesen," das nicht blos bei hohen Temperaturgraden, sondern auch häufig bei Sturm und plötzlichem beträchtlichen Sinken des Barometers eintritt, rührt wahrscheinlich von Abweichungen in den Elektrizitätsverhältnissen der Luft her. Unser Schlaf ist dann kein erquicklicher, kein fester und voller, er pflegt unruhig und traumvoll zu sein. Seltsames Schauspiel, dieses Träumen mit seiner phantastischen, abenteuerlichen Bilderjagd, seiner tollen Logik und wunderlichen Combinationsgabe, die die heterogenste Gedankenmosaik zusammensetzt! Man sagt, es gäbe keinen Schlaf ohne einen gewissen Traumzustand, d. i. ohne daß sich dem individuellen Bewußtsein Phantasiebilder darstellen, auf welche Gedankenreihen gegründet werden, wie schwach auch manchmal die Erinnerung ist, die sie für unsern wachenden Zustand zurücklassen. Aber Lessing will doch niemals in seinem Leben ge-

träumt haben und ebenso auch, wie Professor Blumenbach anführte, eine gewisse Dame seiner Bekanntschaft nicht. Beide müssen mit vortrefflichen Eingeweiden begabt gewesen sein und werden jedenfalls sehr diät gelebt haben, denn Rückert hat vollkommen recht, wenn er sagt:

Willst du erquickenden traumlosen Schlaf genießen,
Laß wach dich im Genuß nicht Mäßigkeit verdrießen.

Manchmal aber hat die Lage schuld, die wir im Bett einnehmen, daß unser Schlaf unruhig und traumvoll ist und um auch diese Ursache zu entdecken und aus dem Wege zu räumen, muß mir der Leser gestatten, ihn zu begleiten in sein *Schlafgemach*. Dieses soll geräumig, luftig, trocken sein — kein enges Schlafcachot im sogenannten Alkoven! Man bedenke, daß das Schlafzimmer ein Ort ist, in welchem wir uns keineswegs nur vorübergehend aufhalten. „Die Hälfte unserer Tage verbringen wir im Schatten der Erde und der Bruder des Todes nimmt uns ein Drittheil des Lebens hinweg!" sagt Sir Thomas Brown. Auch keine Gardinen- oder Himmelbetten sollen uns aufnehmen. Diese urgroßmütterlichen Gestelle verhindern die Strömung der Luft und es sammeln sich in ihren fest zugezogenen Vorhängen viel belästigende und schadhafte Stoffe, wie Jeder finden wird, der Morgens an ein solches Bett herantritt und mit gesunden Geruchsorganen begabt ist. Ferner soll das Schlafzimmer weder zu heiß noch zu kalt, frei von schädlichem Luftzug und still und dunkel sein. *Dunkel*, theils weil jedes brennende Licht einen Theil des in der Luft enthaltenen, für die Lebensökonomie so nothwendigen Sauerstoffs verzehrt, theils weil Helligkeit ein äußerer Reiz ist und die Seele nicht gehörig ruhen läßt. Man stelle daher entweder sein Nachtlicht ins Nebenzimmer oder unterhalte doch nur ein ganz kleines Flämmchen, z. B. die bekannten kleinen Nürnberger Nachtlichtchen, die aus einem dünnen, mit Wachs getränkten Docht bestehen, der in einem Stückchen Karte oder Holz steckt und mittelst eines aus Blechstreifen und Kork gefertigten Trägers auf dem Oele schwimmend erhalten wird. Endlich muß der Ort, wo Geist und Körper ruhen sollen, *still* sein; kein Picken der Uhr, kein Straßenlärm, kein Ruf des Wächters unterbreche diese Stille und dürften daher die hintern Piecen im obern Stock des Hauses die geeignetsten Räume dafür sein.

Manchmal half Einsender dem peinlichen Uebel der Schlaflosigkeit durch den einfachen Rath ab, das Bett so zu stellen, daß der Kopf nach Süden und die Füße nach Norden gerichtet wären, wobei auf die Gunst polarischer Einwirkung gerechnet wurde. Doch das Manöver hat nicht immer gewünschten Erfolg. Sicherer ist jedenfalls, das Bett so zu stellen, daß das Gesicht vom Fenster abgekehrt ist, da nicht blos der blendende Strahl der Morgensonne, sondern auch das mildere Mondlicht den Schlaf stört.

Daß ferner der Körper, wenn wir im Bett liegen, von aller unnöthigen Beschränkung in Gestalt von Kleidern oder Bandagen frei sein müsse, bedarf wohl kaum der Erwägung. Fällt doch hier, wo der Mensch ganz Natur ist, alles Zeremoniell und Honneurmachen weg. Man lagert und streckt, dehnt, krümmt und reckt sich ganz nach Belieben. Aber die gesündeste Lage ist doch *die auf der rechten Seite*. Weil auf der linken das Herz sich befindet? Nein! Dieser Brennpunkt alles Lebens und Webens ist so sicher gestellt vom allweisen Schöpfer, daß seine rastlose Thätigkeit durchaus nicht gehindert wird, wenn man auf der linken Seite schläft. Aber die Leber, dieses schwerste und verhältnißmäßig nur schwach befestigte Organ des menschlichen Körpers, findet eine bessere Unterstützung, wenn man auf der rechten Seite schläft. Auch der Durchgang der Nahrungsmittel aus dem Magen in die Gedärme geht in dieser Lage leichter von statten. Also vornehmlich auf der *rechten* Seite, und wenn auch der Abwechselung wegen immerhin ein Weilchen auf der linken, doch *niemals auf dem Rücken*, da diese Lage Druck des Magens auf die hinter ihm liegenden großen Gefäßstämme und mancherlei andere Beschwerde zu Wege bringt. Beherzige man das und bedenke, daß eine große Quelle für die Störung des Schlafs in dem Zustand unserer Eingeweide und namentlich derjenige liegt, durch welche die Verdauung bewerkstelligt wird. (Schluß folgt.)

Des Mädchens Wunsch.

Ach, wär ich Blümchen, Du!
Und bist so sanft und bist so schön
Und ach, so lieblich anzusehn,
Man liebet Dich im Nu.
Ja, Blümchen, wär ich Du!
Ob hier Du stehest oder dort,
Dich suchet man an jedem Ort
Und nickt Dir freundlich zu —
Und läßt Dir keine Ruh,
Da man Dich immer haben will
Du schönes Blümchen, zart und still —
Ach, wär ich doch wie Du! C. F.

Der Milchverkauf in der Havanna.

Unter andern von den Sitten der Heimath abweichenden Einrichtungen fällt dem die Insel Cuba besuchenden Europäer auch die Art und Weise auf, wie die Milchverkäufer dort ihr Geschäft handhaben. Nicht wie bei uns durchfahren Karren die Straßen, welche in blankgescheuerten Kannen die Milch, oder was man für Milch ausgibt, enthalten, sondern der Milchverkäufer treibt seine Kuh von einem Hause zum andern und melkt dort sogleich die jedesmal verlangte Quantität in das ihm gereichte Gefäß. Das geduldige Thier wird so vertraut mit dem Wege und den Kunden seines Herrn, daß es gewöhnlich unaufgefordert vor den Häusern stehen bleibt, denen es selbst das so nothwendige Lebensbedürfniß zuführt. Es sind gute Gründe für diese Art des Milchverkaufes in der Havanna wie in den großen Städten von Cuba vorhanden. Zuvörderst kann keine Verfälschung der Milch entstehen, ein Umstand, der gewiß vielen unserer europäischen Hausfrauen den Wunsch erregt, auf gleiche Weise bedient zu werden; dann aber ist es von großer Wichtigkeit, die Milch frisch und süß zu erhalten in einem Klima, wo man sie selbst auf Eis gestellt nur kurze Zeit aufbewahren kann. Die Wirkung, welche dieses Verfahren auf die Kühe ausübt, ist jedoch eine sehr ungünstige. Eine Kuh auf Cuba giebt ungefähr den dritten Theil der Milch wie in Europa Auch Ziegen sieht man auf gleiche Weise und zu gleichem Zwecke umhertreiben.

Französischer Ehrgeiz.

Folgende höchst interessante Geschichte erzählen französische Blätter. Der Kaiser traf bei einem Besuche des Invalidenhauses auf einen *einarmigen* Insassen desselben, welcher auffallender Weise nicht dekorirt war. „Wo hast Du den rechten Arm verloren?" fragte der Kaiser. „Bei *Solferino*, Ew. Majestät." „Und Du hast kein Ehrenzeichen erhalten?" „Nein, Ew. Majestät." Der Kaiser ließ sich sofort ein Band der Ehrenlegion geben und heftete es dem Invaliden eigenhändig auf die Brust. Dieser schien indeß, trotz der ihm erzeigten Ehre, nicht ganz befriedigt. „Bist Du nicht zufrieden, mon brave?" fragte der Kaiser. „Und wenn ich beide Arme verloren hätte, welche Auszeichnung wäre mir dann wohl zu Theil geworden?" fragte kleinlaut der Invalide. „Dann hätte Dir das Offizier-Kreuz nicht entgehen können," war die Antwort. Kaum waren diese Worte gesprochen, so ergriff der Mann ein daliegendes Beil und hieb sich mit einem Schlage, ehe Jemand ihn daran hindern konnte, den linken Arm ab. — — — Diese Erzählung, welche Vielen in Anbetracht des bekanntlich glühenden Ehrgeizes der Franzosen viel Wahrscheinliches zu haben schien, findet anderseits Zweifler, denen es nicht einleuchten will, *mit welcher Hand der Mann das Beil geführt haben könnte.*

Verschiedenes.

Amorbach, 6. Mai. Gestern wurden hier die ersten vollkommen reifen Erdbeeren gepflückt.

Leutershausen. Es verdient gewiß — als ein

höchst seltenes Vorkommniß bei uns — in einem öffentlichen Blatte erwähnt zu werden, daß der Müllermeister Friedrich Schiller dahier in diesem Jahre (1862) auf einer Weiherwiese bei Rammersdorf am 30. April hat mähen und am 2. Mai zwei stattliche Fuhren schönes gutes Heu hat einfahren lassen.

Oppau, 8. Mai. Der hiesige Bürger Steiner, der deutschkatholischen Gemeinde angehörig, wurde heute auf dem protestantischen Kirchhofe begraben. Herr Pfarrer Scholl aus Mannheim sollte die Leichenrede halten, was jedoch ein auf dem Friedhofe anwesender Gendarm im Auftrag der Behörde verboten hat. Nicht einmal der Name des Verblichenen durfte am Grabe genannt werden. Im Sterbehause durfte dagegen Herr Scholl eine Gedächtnißrede halten. (Pf.K.)

Das verspricht ein fruchtbares Jahr zu werden! Vor einigen Tagen ist die Frau des Bürgermeisters in Holzhausen bei Bad Homburg von vier Kindern glücklich entbunden worden. Mutter und Kinder — zwei Knaben und zwei Mädchen befinden sich gesund und wohl.

In Leipnik begingen vier junge kräftige Männer, sämmtlich Brüder, während des Wochenmarktes Exzesse, die Entrüstung und Schrecken der Anwesenden um so mehr hervorriefen, als die Exzedenten sich mit Messern bewaffneten. Der herbeigeholte Gendarm Homme versuchte die Ruhe wieder herzustellen, allein die vier Brüder, unterstützt von andern Exzedenten, stürzten auf den Gendarmen, der endlich von seiner Waffe Gebrauch zu machen gezwungen war, und in der Gegenwehr zwei von den Brüdern tödtete; einer von den Vieren fiel, von Säbelhieben getroffen, besinnungslos zu Boden und dem vierten war es gelungen, das Weite zu finden. Dem Gendarmen wurde von der k. k. Gendarmerie-General-Inspektion eine Belohnung zuerkannt.

Raritäten=Kästlein.

Mein Herr, sagte eine Dresdner Dame auf dem letzten Harmonieball zu einem Tänzer, ich bedauere unendlich bis zum Jahre 1872 engagirt zu sein; wenn aber die erste Polka 1873 gefällig ist, dann stehe ich gern zu Diensten.

Es ist bezeichnend, daß man die Geliebte unser Alles, die Gattin aber die Hälfte nennt.

Scheiden thut weh! das mag wahr sein, aber nicht geschieden werden können, ist oft noch schmerzlicher.

Nimm Dich vor den Perrückenmachern in Acht. Ihr Geschäft ist, die Menschen mit falschen Behauptungen zu bedecken.

Räthsel.

Sprich, was ist größer, als Gott?
Schlimmer als Satan, der Vater der Sünden?
Todte speisen's und Lebende finden,
Wenn sie es speisen, den Tod.

Auflösung des Räthsels in Nro. 18:
Garderobe.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 20. Sonntag, den 18. Mai 1862.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

Er vermochte nicht weiter zu reden, die ängstliche Befangenheit Kathi's fiel ihm wie eine ungeheure Last auf das Herz; er glaubte die ersten Zeichen ihrer Schuld entdeckt zu haben. „Wenn Niklas dennoch die Wahrheit gesagt hätte!“ dachte er bestürzt, und dabei sah er das junge Mädchen wider seinen Willen mit durchbohrenden Blicken an.

Kathi war wirklich einen Augenblick bestürzt; sie hielt den Apotheker, den sie als einen erbitterten Feind der Revolution kannte, für einen listigen Menschen, für einen Spion, der Ahnung von ihrem wahren Stande hatte, und sie in das Verderben zu stürzen suchte. Das arme Mädchen hielt sich für verloren. Sie wähnte, das erste Begegnen des Grafen, wobei sie ein wenig außer Fassung gerathen, habe den ersten Anlaß zu dem Verdachte gegeben.

„Kathi,“ wiederholte Herr Szabo, „wo ist die Börse? Du schweigst? Nun wohlan, so will ich es Dir sagen, Du Schlange! Ein Geschenk, das ich Dir aus wohlmeinendem Herzen mache, gibst Du einem Corporal? O, von dem Gelde, das er auf Dein Wohl vertrinken soll, spreche ich nicht; aber von der Börse, die meine arme Netti gestrickt hat.“

„Dem Corporal soll ich Ihre Börse gegeben haben?“ fragte Kathi, die nun begriff, daß die Eifersucht aus dem Apotheker sprach. „Lieber Herr, wer Ihnen das gesagt hat, ist ein boshafter Lügner. Ich kenne den Corporal nicht, und habe ihn, außer in Ihrem Zimmer, nicht gesehen!“

Herr Szabo stutzte.

„Mädchen,“ stammelte er, „warum zeigst Du mir die Börse nicht?“

„Weil ich sie nicht mehr habe.“

„Und wer hat sie?“

„Mein Vetter Lajos. Er war heute Abend an meinem Fenster!“

Nach diesen Worten wandte sich Kathi beleidigt ab.

„Das ist wahrscheinlich,“ dachte der Apotheker. „Lajos hat in der Save gefischt, ist durch den Garten gekommen, und hat, da die Thür verschlossen war, an das Fenster geklopft. Ich darf nichts sagen, da ich ihm erlaubt habe, seine Nichte zu besuchen.“

„Die Börse,“ fuhr Kathi mit gepreßter Stimme fort, „habe ich ihm gegeben, damit er sie meiner armen Mutter schicke.“

Sie schwieg und stieß einen tiefen Seufzer aus. Diese Unwahrheit war nur gewaltsam über ihre Lippen gekommen; aber sie glaubte sie nicht verschmähen zu dürfen, um ihre Sicherheit in den letzten Stunden nicht zu gefährden.

Kathi verhüllte mit der Schürze ihr Gesicht und schien still zu weinen.

Herr Szabo war wie vernichtet. Er konnte nicht einmal seinen Zorn an Niklas auslassen, denn der lange Mensch hatte nicht gelogen, er hatte sich nur getäuscht. Da stand nun die schöne Kathi weinend vor ihm, er hatte sie schwer beleidigt. Was würde er darum gegeben haben, wenn er seine Worte hätte zurücknehmen können.

„Kathi,“ sagte er, „weine nicht, ich glaube Dir. Wenn ich in meiner Entrüstung ein wenig zu weit ging, so geschah es, weil ich Dir wirklich gut bin, weil ich alle meine schönen Pläne zertrümmert glaubte, die ich in Betreff Deiner Person entworfen habe. Gib mir Deine Hand, Kathi!“

Während sie mit der rechten Hand immer noch die Schürze vor die Augen hielt, reichte sie ihm die linke.

„Bist du wieder gut, mein Kind?“

Sie nickte mit dem Kopfe. Herr Szabo streichelte die kleine weiche Hand.

„Höre, Kathi,“ flüsterte er ganz leise, „Du hast bei dieser traurigen Gelegenheit die Gefühle kennen gelernt, die ich für Dich hege. Ich weiß selbst nicht, woher sie gekommen sind, aber ich habe sie einmal. Antworte mir, Mädchen, kannst Du Dich entschließen, für immer bei mir zu bleiben, willst Du,“ — er sah sich erst nach der Küchenthür um, dann neigte er sich an ihr Ohr und flüsterte ganz leise — „willst Du meine Frau werden?“

„Sprechen Sie mit meinem Vetter!“ flüsterte sie.

„Kathi zeige mir Dein Gesicht!“

Er wollte die Hand mit der Schürze zurückziehen; sie aber sprang mit einem Satze in die Kammer und schloß die Thür hinter sich.

Herr Szabo rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich soll mit ihrem Vetter sprechen!“ flüsterte er entzückt vor sich hin. „Das ist eine Einwilligung in bester Form. Ja, liebe Kathi, das wird morgen geschehen!“

Er ergriff seinen Federhut, verließ, auf den Zehen schleichend, die Küche und ging in sein Zimmer. Der glückliche Wittwer hatte gefürchtet, daß er vor Unruhe würde nicht einschlafen können — jetzt verscheuchte das Glück den Schlaf. Gegen Morgen übermannte ihn der Schlummer. Er sah im Traume Kathi; sie trug ein seidenes Kleid und einen kostbaren Federhut, und er selbst hätte darauf wetten mögen, daß sie nie eine Köchin gewesen sei.

„Der arme Mann!“ dachte Kathi in ihrer Kammer. „Gott verzeihe mir, daß ich eine solche Rolle mit ihm spiele, daß ich ihn so arg täuschen muß. Aber meine Freiheit, vielleicht mein Leben steht auf dem Spiele — ich kann nicht anders, wenn ich mich nicht verrathen will!“

7.

Der nächste Morgen brach an. Herr Szabo war die Liebe und Güte selbst. Er vermied es, Kathi zu sehen, denn er fürchtete, sie in Verlegenheit zu setzen. Mit Ungeduld erwartete er den Fischer — aber Lajos kam nicht. Mehr als einmal ging er in den Garten hinaus, aber es zeigte sich kein Kahn auf der ruhig strömenden Save. Auch der Corporal war nicht zu sehen, er hatte sich in die Stadt zum Appel begeben.

„Ich hatte den armen Mann mit Unrecht im Verdachte,“ flüsterte der Apotheker, als er an dem Pavillon vorüberging, „ich will ihn dafür entschädigen, er soll nicht in das schwarze Roß. Jetzt kann ich sicher sein, daß er mir nicht schadet!“

Der gute Wittwer hätte die ganze Welt so glücklich sehen mögen, als er selbst war. An der Einwilligung des Vetters Lajos zweifelte er keinen Augenblick, und Kathi's Einwilligung hatte er ja.

Der Vormittag verfloß wie gewöhnlich. Nach Tische machte Herr Szabo sein Mittagsschläfchen. Diese Zeit benutzte der lange Niklas, um bei Kathi zu sondiren, wie es mit dem Corporal stehe. Er schlich in die Küche, um seinen Kaffee zu holen. Als Einleitung zu der Unterhaltung erzählte

er die Neuigkeit, daß man der Gräfin Andrasy, der gefährlichen Revolutionärin, auf der Spur sei. Man wisse bereits, daß sie sich nach Semlin gewendet habe, um von hier aus über die Grenze zu flüchten.

Kathi hörte schweigend zu, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. Niklas entfernte sich. Die Geringschätzung der Köchin erbitterte ihn.

„Ich werde Soldat," dachte er; „aber ehe ich gehe, spiele ich der Jungfer noch einen Streich!"

In einer fieberhaften Aufregung, und kämpfend mit der Angst vor Verrath, stieg Kathi um drei Uhr die Treppe hinan, um nach der Hausordnung dem Advokaten Ferenz den Kaffee auf das Zimmer zu bringen, den sie auf einem Präsentirteller in den zitternden Händen trug. Leise trat sie ein, weil sie wußte, daß der junge Mann um diese Zeit arbeitete. Ruhig blieb sie stehen, als sie hörte, daß der Advokat in dem Nebenzimmer, dessen Thür weit geöffnet war, auf- und abging und mit lauter Stimme las:

Da stand urplötzlich eine hohe Frau,
Wie einst Johanna d'Arc im Schlachtgewühl.
Die Menge ward begeistert, denn so schön
War selbst die gottgesandte Jungfrau nicht!

„Ein Dichter," dachte Kathi, und verhielt sich ganz still, denn es war das erste Mal seit langer Zeit, daß sie wieder Verse hörte, sie, die selbst als Dichterin bekannt war.

Der Advokat fuhr begeistert fort, da er sich allein wähnte:

Du bist die Gottgesandte, hohe Tochter
Des würdigen Andrasy, denn dich schmückt
Das Attribut der höchsten Majestät.
Im Kampfe groß, und nach dem Siege mild,
Bist du es, die die Thränen Armer stillt;
Du trägst mit Würde der Verbannung Schmerz.
Vertrauend blickt dein Auge himmelwärts —
Vom Glorienlicht der Hoffnung mild umzogen,
Stehst eine Heldin du in Sturmeswogen!

Die arme Gräfin zitterte, als sie vernahm, daß diese Verse an sie gerichtet waren. Ein heller Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen. Begeisterter, als ob er diese Thränen gesehen, fuhr der schwärmerische Advokat fort:

Und herrlich hat die Gottheit dich geweiht.
Mit Stolz verbindest du Bescheidenheit.
Der Frauen höchste Schöne strahlt darin,
Mein Ideal, du, meine Königin!

Mit großer Selbstzufriedenheit, sein Taschentuch in der Hand, trat der Advokat plötzlich in die Thür. Er sah Kathi, deren Gesicht von Thränen glänzte.

„Mein Gott," fragte er erschreckt, „was ist geschehen? Sie weinen, Kathi, Sie befinden sich in einer Aufregung."

Die Gräfin konnte nicht ausweichen.

„Ach, Herr Advokat, diese Verse!" schluchzte sie.

„Hast Du mich belauscht?"

„Ohne daß ich es wollte. O, wie schön, wie groß ist es, eine verbannte, eine verfolgte Frau zu besingen!"

Ferenz starrte die Köchin an. Diese Worte waren nicht in dem gewöhnlichen Dialekte der Landleute gesprochen. Und welche Empfindung verriethen sie!

Die Gräfin Thekla Andrasy, von ihrem Gefühle hingerissen, hatte ihre Maske vergessen. Doch schon im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich daran. Bestürzt trat sie zu dem Tische und setzte das Kaffeeservice nieder. Ihre kleinen Hände zitterten, ihr Gang war schwankend. Sie wollte sich entfernen; doch ehe sie noch die Thür erreicht hatte, ließ sich ein Trommelwirbel in der Straße vernehmen. Thekla mußte sich an dem nahestehenden Stuhle halten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Diese Angst, diese Verwirrung!" rief Ferenz. „Wer bist Du, wer sind Sie?" fügte er rasch hinzu, indem er das Gesicht der Gräfin, deren Schönheit selbst der bäuerische Kopfschmuck nicht beeinträchtigen konnte, anstarrte.

„Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ein augenblicklicher Schwindel — er ist vorüber!"

Thekla lauschte ängstlich auf das Trommeln in der Straße, das noch fortdauerte.

„Großer Gott, Sie zittern vor diesem Signale!" rief Ferenz. „Und diese Züge, die ich schon im Bilde gesehen. — Nein, nein, Sie sind nicht, was Sie scheinen — Sie sind die Gräfin Thekla Andrasy!"

Die Gräfin erhob sich wieder, ehe der Advokat ihr Beistand leisten konnte. Angst und Besorgniß schienen plötzlich verschwunden zu sein, denn aus ihren Augen strahlte das Feuer des Muthes, der große Geist, der Gefahren trotz — die Schwäche der Frau war besiegt.

„Ja, ich bin es!" sagte sie stolz. „Ihre Hand, mein Herr, dem Dichter darf ich mich vertrauen, — ich bin die flüchtige Thekla, auf deren Erlangung man einen Preis gesetzt."

„O, mein Gott," rief der schwärmerische Ferenz, „dies ist der schönste Lohn, der je einen Dichter krönen konnte! Bauen Sie fest darauf, daß ich mit meinem Leben bereit bin, Sie den Verfolgungen zu entziehen."

Der Advokat ergriff die Hand der Gräfin und küßte sie.

„Wissen Sie, was der Trommelwirbel bedeutet?"

„Er ruft die Schutzwehr zum Appel, deren Commandant Herr Czabo ist. Sie haben für diesen Augenblick nichts zu fürchten."

„Und was habe ich von dem Dichter zu hoffen?"

„Daß er mehr thun, als Verse schreiben, daß er Sie retten wird!"

Auf der Hausflur ließ sich Herrn Czabo's Stimme vernehmen, der Niklas, Netti und Kathi rief.

„Mein Schwiegervater!" flüsterte Ferenz. „Tragen Sie Sorge, daß er Ihren wahren Stand nicht entdeckt, er ist zwar gut, aber schwach. Um sich als Commandanten zu zeigen, könnte er leicht eine Unbesonnenheit begehen, die Sie in das Verderben stürzt."

„Kathi, Netti, Niklas!" rief lauter der Apotheker. „Meinen Degen, meine Schärpe, meinen Federhut!"

„Mein Herr," sagte Thekla, „daß Sie an meinem Schicksale Theil nehmen, ist mir ein schöner Trost, der mich an meiner Rettung nicht verzweifeln läßt. So darf ich im Augenblicke der Gefahr fest auf Ihre Hülfe zählen?"

„So wahr ich hoffe, daß es eine ewige Gerechtigkeit giebt! Noch diesen Abend werden Sie von mir hören. Beugen Sie sich nur heute noch in das Joch der Köchin."

„Ich eile, um keinen Verdacht zu erwecken."

Als Thekla die Hausflur betrat, war sie ganz wieder Köchin, Niklas und Netti waren beschäftigt, Herrn Czabo Säbel und Schärpe anzulegen.

„Kathi," sagte der Commandant, indem er den großen Federhut auf das Haupt setzte, „ich verlasse auf eine, vielleicht auch auf zwei Stunden das Haus, weil meine Mannschaft auf dem Sammelplatze zusammentritt. Es ist etwas Wichtiges im Werke. Wahre die Küche und besorge das Abendessen. Sobald es völlig dunkel geworden, schließe die Fensterladen und bleibe ruhig in Deiner Kammer. Meine Handschuhe!"

Netti eilte in das Wohnzimmer.

„Meine Dose!"

Niklas ging mit einem Riesenschritte in die Apotheke.

Die Absicht Herrn Czabo's war erreicht, er befand sich mit Kathi allein.

„Adieu," sagte er freundlich, und indem er ihr die Wange streichelte, „öffne heute das Fenster nicht wieder, die Abendluft ist sehr kalt. Wenn Vetter Lajos kommt, mag er auf mich warten — ich habe mit ihm zu sprechen. Hörst Du, ich habe mit ihm zu sprechen."

„Ich werde Alles pünktlich besorgen, Herr!" sagte Kathi.

Dann entschlüpfte sie in die Küche, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Ein reizendes, liebes Mädchen!" flüsterte der Apotheker vor sich hin. „Sie muß sich prächtig ausnehmen, wenn sie erst seidene Kleider und einen Hut trägt. Ich will —"

„Hier ist die Dose!" brüllte Niklas, indem er seinen langen Arm ausstreckte, und dem Prinzipal das Verlangte entgegenhielt.

„Hier sind Ihre Handschuhe, lieber Vater!“ sagte Netti, die in diesem Augenblicke erschien.

Der Commandant warf noch einen Blick nach der Küche, dann schritt er majestätisch der Hausthür zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefangene.

(Aus Beranger's Nachlaß.)

Die Seele sitzt, nach Plato's Worten,
Gefangen in des Körpers Haft;
Ein Kerker, dessen dunkle Pforten
Nur schwer durchdringt des Lichtes Kraft;
Die Seele, der die Gluth Beschwerde
Wie Kälte macht, die, tief im Traum,
Wenn sich der Leib erbaut aus Erde,
Gefesselt schläft im finstern Raum,

Indeß sie schmachtend sitzt im Dunkeln,
Läßt in den düstern Aufenthalt
Ihr die Natur ein Lichtchen funkeln,
Leis dämmernd, wie durch einen Spalt.
Sie träumt sich bei dem jungen Schimmer
Hinaus in's weite, freie Land,
Die arme Seel' und stößt sich immer
An ihres Kerkers rohe Wand.

Da springt ein Fenster auf, mit Lachen
Klimmt sie hinan und schaut umher:
O Lenz, gegrüßt sei dein Erwachen!
Im Osten welch ein Strahlenmeer!
Wald, Berg und Thal mit Strom und Bächen, —
Der Mensch, der König, nennt das sein!
All diese Blumen darf ich brechen?
All diese Früchte, sie sind mein?

Den Kerker, eben noch voll Grauen,
Durchleuchtet heller Sonnenschein,
Die Seele wird nicht satt zu schauen
Und dringt bis in den Himmel ein.
Die Stern' enthüllen Gottes Ehre,
Der Schleier fällt, der ihn umwand.
Ich bade mich im Sternenmeere,
Allmächtiger, reich' mir die Hand!

Es kommt der Herbst, es naht das Ende,
Nacht wird's am Himmel, tiefe Ruh.
Im Schatten stehn des Kerkers Wände,
Und, ach, das Fenster schließt sich zu!
Ein letzter Strahl, noch einmal stärker
Erglühend, fällt in's dunkle Grab.
Dann steigt in ihren ersten Kerker
Die Seele Stuf' um Stuf' hinab.

Das ist das Alter, das Verhängniß,
Der Fluch, der auf uns Allen liegt,
Bis endlich einstürzt das Gefängniß
Und frei hinaus die Seele fliegt.
Laß neue Fesseln nicht sie finden,
Mein Gott, auf ihrer Wanderschaft!
Laß nie ihr die Erinnrung schwinden
An ihre ird'sche Kerkerhaft!

L. S.

Schlaf und Schlaflosigkeit.

(Schluß.)

Dieser Prozeß führt, indem er während des Schlafs von statten geht, die aufgenommenen Speisen durch mehrere aufeinander folgende Stufen der Veränderung, wobei ein jeder dieser Vorgänge, selbst unter den normalsten Verhältnissen, auf mancherlei Weise den Zustand des Körpers wie den Eindruck auf das Gemeingefühl affizirt und alterirt, und zwar indirekt durch den Kreislauf oder direkt durch den Reiz auf verschiedene Partieen des Nervensystems oder mechanisch durch Hemmung der Blutwelle in den großen Gefäßen mittels des Drucks auf sie von der Oberbauchgegend aus.

Man fragt, ob man hoch liegen solle mit dem Kopf oder ganz horizontal? Nun, Gewohnheit und Körperkonstitution sprechen mit, doch dürfte im Allgemeinen diejenige Lage die beste sein, wobei der Kopf vier bis acht Zoll höher zu liegen kommt, als die Füße. Wagerechte Lage begünstigt den Zufluß des Bluts zum Gehirn und auch das ist eine gar nicht seltene Ursache der Schlaflosigkeit. Denn das Gehirn soll, wie schon oben dargethan, ruhen während des Schlafs, in welchem naturgemäß ein anderer Centraltheil unseres Nervensystems, das Ganglienensystem, jenes wichtige Nervengeflecht des Unterleibes, die Herrschaft hat, dem die Ernährung des Körpers obliegt. Stören wir es nicht durch verkehrte Lage, aber liegen wir auch nicht auf oder unter zu erhitzenden Federkissen, das Ruhen auf Roßhaarmatratzen und unter schützenden, jedoch nicht erhitzenden Bedeckungen ist der Gesundheit am förderlichsten. „Wie man sich bettet, so schläft man!“

Im Bett soll man ferner — das Reich allein haben. Also kein Zusammenschlafen zweier Personen, keine fremde Bewegung und Beengung, keine zweite Emanation und Exhalation — man hat an der eigenen genug! Die alten freilich dachten anders. König David liebte bekanntlich noch in hohen Jahren die animalische Bettwärme (1. Kön. 1, 2, 3). Aber trotz der Autorität des berühmten Arztes Boerhave, der einen alten Amsterdamer Bürgermeister auf diese Manier verjüngt und lange erhalten haben will, möchte sie doch kaum lebenverlängernd nennen. Denn es ist eine treffende, wenn auch harte Wahrheit, daß wir alle gegeneinander — giftig sind. Das theuerste Haupt, das neben uns schläft, athmet Kohlensäure aus, und Kohlensäure auch von den heißest Liebenden ausgeathmet, ist Gift für uns, und umgekehrt . . . Zum Schluß noch einige Worte über den

Mittagsschlaf. Er steht in übeln Rufe und manche unserer verehrten Leserinnen meidet ihn schon deßhalb, weil die Rede geht, daß er alt mache. Wie kam man hierauf? Schlafen macht doch nicht mager, Schlafen gibt Fülle; ein Gesicht aber wird doch weit eher durch Abmagerung als durch Fülle entstellt . . . . Aber der Schlaf verändert die Gesichtszüge, Schlafende bekommen Falten im Gesicht — fürchtet man vielleicht, daß diese, zumal wenn man schon »sur le retour« ist, stationär werden möchten? In Spanien und Italien sind die Damen weniger skrupulös. Dort ist die Siesta etwas ganz Gewöhnliches bei beiden Geschlechtern, die in allen Lebensaltern ohne Besorgniß und Nachtheil sich ihr überlassen. Freilich wird man im Süden früher alt.

Die Sache hat übrigens zwei Seiten. Für manche ist der Mittagsschlaf ein schädlicher Ueberfluß. Es gibt Menschen, die gern immer und immer schliefen aus reiner Langeweile. Es sind dieß die sogenannten passiven Naturen, die Menschen „zonder Liefhabberei,“ wie die Holländer sagen. Sie sind entsetzlich phlegmatisch, unglaublich faul und immer müde — die Vegetation prävalirt bei ihnen. Diese kalten, dickblütigen Menschen dürfen nicht viel schlafen, wie groß auch ihre Neigung dazu ist, am wenigsten gleich nach der Mahlzeit. Sie riskiren, daß sie der Schlag rührt. Wer aber ein thätiges Leben führt, wer regen Geistes und früh bei der Hand ist, dem wird das süße Intermezzo eines kurzen Mittagsschlafes um so dienlicher sein, als er dann nicht gleich nach eingenommener Mahlzeit wieder über die Arbeit herfällt.

Auch wer schwächlich ist, thut wohl, sich einem kurzen Schlafe nach der Mahlzeit zu überlassen; denn je weniger energisch die Konstitution ist, desto mehr erfordert sie in der Regel eine öftere Wiederholung des Schlafs. Für solche Naturen ist der Mittagsschlaf wahrhaft Bedürfniß und ohne diesen schlafen sie auch gewöhnlich in der Nacht schlecht.

Aber nicht zu lange schwebe der geliebte Schlaf über uns; eine Siesta von halbstündiger Dauer ist Alles, was sich gestatten läßt. Und die soll nicht im Bett, nicht auf der Chaiselongue, sondern sitzend im Sessel abgehalten werden, was namentlich Vollblütige und zu Schlagfluß Geneigte sich merken wollen. Sollte bei diesen jedoch trotzdem das Gesicht während des Mittagsschlafs sich stark röthen, sollten Sie,

meine Verehrten, mit dumpfem Kopfschmerz oder gar Schwindel erwachen, dann stehen Sie ja ab von allem Schlafen nach der Mahlzeit — der kurze Mittagsschlaf könnte zu einem ewigen werden, könnte vor der Zeit, plötzlich und unverhofft Sie hinüberführen in jenes unerforschte Land, aus dem kein Wanderer wiederkehrt.

Die Unglücksfälle zur See im Jahre 1861.

Aus einer vom „Bureau Integritas" in Paris ausgearbeiteten Statistik über Schiffsverluste im Jahre 1861 geht hervor, daß die Anzahl der im verflossenen Jahre gestrandeten, verschollenen, verbrannten und auf sonstige Weise verloren gegangenen Seeschiffe sich auf 2171 gegen 2148 in 1860 beläuft. Die Durchschnittszahl der Schiffsverluste während der letzten 10 Jahre ist 2066. Mit Ausnahme der Jahre 1836, 1838 und 1854 ist das Jahr 1861 bezüglich der während desselben verschollenen Schiffe das unglücklichste, indem 150 Schiffe mit Mann und Maus verloren gingen, ohne daß man irgend etwas Näheres darüber erfahren konnte. Das Ansegeln der Schiffe hat sich, wie in den früheren, so auch in diesem Jahre vermehrt: man berechnet, daß 1861 109 Schiffe dadurch zu Grunde gingen. Die Statistik der verbrannten Dampfer und Segelschiffe zeigt ebenfalls kein günstigeres Resultat.

Verschiedenes.

Ein neuer Wetterprophet. H. Coulvier Gravier bringt in der Patrie eine mit Illustrationen versehene astronomisch-meteorologische Abhandlung, worin er, auf eine fünfzigjährige Erfahrung gestützt, nachweist, daß sich aus den Sternschnuppen die Witterung eines Jahres zum Voraus im allgemeinen bestimmen läßt. Für 1862 prophezeit H. Gravier warmes und trockenes Wetter, keine Landregen, sondern nur Gewitter und Gewitterregen.

Das Dorf Cysoing an der belgischen Gränze ist ein Raub der Flammen geworden, 63 Gehöfte brannten nieder, wodurch 450 Personen obdachlos geworden sind.

In London schätzt man den Werth der im Industrie-Palast aufgehäuften Schätze, die kostbaren Gemälde nicht gerechnet, auf 25 Millionen Thaler. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln sind gegen Feuersgefahr resp. schnelle Bewältigung derselben getroffen. Das Gebäude, das einen Raum von 21 Morgen umschließt und mehr als 60 Mill. Kubikfuß Flächeninhalt hat, ist zu 450,000 Pfd. Sterl. oder mehr als 3 Mill. Thlr. versichert, d. h. zu dem zehnten Theile seines äußern und innern Werthes.

Gemeinnütziges.

Kaffee als luftreinigendes Mittel.

Eins der besten Mittel, welche man sich in Krankenzimmern zum Reinigen der Luft und zur Verhütung von Ansteckung bedienen kann, ist der Kaffee, der außerdem auch noch den Vortheil hat, keinen unangenehmen Geruch, wie manches andere zu diesem Zweck angewendete Räucherungsmittel, zu verbreiten. Um den Kaffee zu dem angegebenen Gebrauche zuzubereiten, trocknet man die Bohnen am Feuer, zerstößt sie hierauf in einem Mörser, röstet sie, so zermalmt, auf einer eisernen Platte und streut sie in dem Zimmer, dessen Luft man zu reinigen wünscht, aus, oder setzt einen damit gefüllten Teller dahin.

Raritäten-Kästlein.

Zwischen zwei gelehrten Philologen Deutschlands war einst eine sehr heftige Fehde ausgebrochen darüber, ob Aeneas bei seiner Landung in Italien zuerst den linken oder den rechten Fuß an's Land gesetzt habe.

Kammerjäger. Das beste Mittel, ältere Mädchen auf die Seite zu schaffen, ist Mit Gift.

Frankreich ist ein schönes Land. Man hält sich da überall gern auf, besonders über Louis Napoleon.

Künstlerrache. Ein Schauspieler hatte den andern beleidigt; der Beleidigte spielte eines Abends den Mäcen, der Beleidiger, ein sehr hagerer Mann, den hungernden Candidaten, welcher ein Empfehlungsschreiben überreicht, worin es unten hieß: „Es ist kein Falsch an dem Manne." Der Mäcen aber las ausdrucksvoll: „Es ist kein Fleisch an dem Manne," blickte dabei, einen Augenblick inne haltend, über den Brief nach dem Candidaten, wie um sich zu überzeugen und — das Publikum brach in donnerndes Gelächter aus.

Ein wahrscheinlich nicht besonders geistreicher Mensch kam zu einem Drechsler und sagte: „Schneiden Sie mir mal gleich an meinem Spazierstock ein Stück ab, oben paßt er, aber unten ist er mir zu lang!"

Schlechte Schauspieler und Sänger haben in Berlin die beste Gelegenheit, weiter zu kommen. Wenigstens nimmt sie Kossak's Montags-Post immer mit.

Scheue die Prozesse, weil Stöße weh thun. Besonders Aktenstöße.

Goldkörner.

Die Welt giebt nichts umsonst, du mußt.
Was sie gewährt, auch stets bezahlen,
Und oft den Augenblick der Lust
Mit einem Leben bittrer Qualen.

* * *

Leiden sind ein gutes Fernglas in die Ewigkeit.

Charade.

Tief drang der Mensch in's Reich der Sphären,
Durchforscht die Werkstatt der Natur
Und dennoch bleibet Stückwerk nur
Hier stets sein Wissen und sein Lehren.
Nicht konnte jemals er ergründen
Wo meiner Ersten Wiege stand,
Und nie vermag er aufzufinden
Den Ort, an welchem sie verschwand.
Es ist als Paradies der Jugend
Die zweite Sylbe wohl bekannt,
Und wiederum wird sie genannt
Das Grab der Ehre und der Tugend.
Sie würzt die Lust in heitern Stunden,
Sie bringt den leichtbeschwingten Scherz
Und dringt in Tönen, tief empfunden,
In das bewegte Menschenherz.
Obgleich mein Ganzes dem Geschlechte,
Das zu der Menschheit Dienst verdammt,
In gerader Linie entstammt
Vermehrt es nicht die Zahl der Knechte.
Doch würde Freiheit ihm nicht frommen,
Zu zierlich ist es und zu fein,
Um glücklich durch die Welt zu kommen,
Muß es in Schutz und Obhut sein. 3.

Auflösung des Räthsels in Nro. 19:
Nichts.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 15. Mai. Der Centner: Weizen 7 fl. 9 kr. Korn 5 fl. 44 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 20 kr. vierreihige, 4 fl. 57 kr. Spelz 5 fl. 11 kr. Hafer 4 fl. 19 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen 5 fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Homburg, 14. Mai. Der Centner Weizen 7 fl. — kr. Korn 5 fl. 46 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 53 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 12 kr. Mischfrucht 5 fl. 55 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Kornbrod 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 21. Sonntag, den 25. Mai 1862.

Die Köchin.

(Fortsetzung.)

8.

Die Dämmerung war angebrochen. Thekla war so erschüttert von den Ereignissen dieses verhängnißvollen Tages, daß sie sich einige Augenblicke der Ruhe überlassen mußte; sie setzte sich auf das Bett in ihrer Kammer neben der Küche und ließ das glühende Köpfchen in das weiße Kissen herabsinken.

„Janos, Graf Esthi, dient als Corporal!“ flüsterte sie. „Hätten ihn meine Augen nicht gesehen, ich würde es für ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie halten! Welch' ein Schicksal! Der gräfliche Bräutigam ist ein Corporal, und die gräfliche Braut ist die Köchin eines Apothekers in Semlin. Wahrhaftig, man könnte darüber lachen, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, denn es handelt sich um Freiheit, vielleicht auch — um das Leben!“

Thekla hielt beide Hände vor das Gesicht, sie wollte den Thränenstrom ersticken, der aus ihren Augen rann. Ein Knistern, als ob Jemand leise durch die Küche schlich, ließ sich vernehmen. Thekla fuhr empor, rasch ihre Thränen trocknend. Dann ergriff sie das Licht und trat unter lautem Herzklopfen in die Küche hinaus. Der Schein des Lichtes fiel auf die weiße Uniform des Corporals.

„Thekla!“ rief mit unterdrückter Stimme der junge Mann.

„Janos!“ schluchzte das Mädchen.

Beide stürzten sich einander in die Arme und feierten durch einen innigen Kuß, in den sich das Salz der Thränen mischte, das schmerzliche, verhängnißvolle Wiedersehen.

Der Graf gewann seine Fassung zuerst wieder, er wußte ja, welche Gefahr seiner geliebten Thekla drohte.

„Still!“ flüsterte er. „Nimm das Papier, es wird Dir Alles sagen.“

Er drückte dem zitternden Mädchen ein Briefchen in die Hand, dann verließ er eben so leise und vorsichtig das Haus, wie er es betreten hatte.

Die junge Gräfin zog sich in die Kammer zurück. Nachdem sie sich noch einmal überzeugt, daß der Laden des Fensters verschlossen sei, öffnete sie das Papier und las:

„Jede Stunde mehrt die Gefahr. Man weiß, daß Du und mehrere unserer Leidensgefährten sich in der Stadt verborgen halten. Ich habe mit Lajos den Plan zur Flucht berathen, die diesen Abend noch ausgeführt werden muß. Am Ufer der Save, dort, wo im Garten des Apothekers die kleine Baumgruppe steht, liegt ein Kahn zu unserer Aufnahme bereit. Wir fahren in der Finsterniß die Save hinab, um die Donau und das jenseitige Ufer zu gewinnen. Sei vorsichtig und meines Winks gewärtig.“

Noch einmal durchflog sie die Zeilen, welche die Hand des geliebten Mannes geschrieben, dann drückte sie das Blatt an ihre Lippen und flüsterte, den Blick gen Himmel gerichtet:

„Entweder die Freiheit mit Dir, Janos, oder an Deiner Seite den Tod in den Wellen!“

Als ob mit diesem heroischen Entschlusse das Gemüth der unglücklichen Gräfin völlig beruhigt sei, unterzog sie sich ohne Zögern der Hausarbeit, welche die Zeit des Tages mit sich brachte. Sie ging zunächst auf die Straße und schloß die Läden des Erdgeschosses, die von Außen an den Fenstern angebracht waren. Ein ungewöhnlich reges Treiben herrschte in der sonst um diese Zeit so stillen Gasse. Soldaten und Bürger gingen hin und wieder. Vor den Thüren standen Gruppen von Männern und Frauen, die sich lebhaft, ungeachtet des kühlen Herbstabends, unterhielten. Thekla kümmerte es nicht, die Nähe des Geliebten hatte ihr Herz mit Muth und Vertrauen erfüllt, sie ging ruhig in das Haus zurück. In dem Wohnzimmer traf sie Netti.

„Kathi,“ sagte das junge Mädchen, „hast Du für unsern Gast das Abendessen besorgt?“

„Nein,“ antwortete die Magd, „ich dachte, es sei noch zu früh.“

„So besorge es; der Vater sagte mir, es sei möglich, daß das Regiment sich versammeln müsse, da diesen Abend oder diese Nacht eine allgemeine Hauksuchung vorgenommen werden solle, man vermuthe die Anwesenheit wichtiger politischer Flüchtlinge.“

„Soll geschehen!“ antwortete Kathi und verließ das Zimmer.

Thekla's Herz begann wieder zu klopfen, so nahe hatte sie die Gefahr nicht geglaubt. Unschlüssig, ob sie in das Gartenhaus gehen und diese Nachricht dem Grafen mittheilen solle oder nicht, stand sie einen Augenblick auf der Hausflur. Da trat der Advokat Ferenz eilig von der Straße ein.

„Man scheint Sie verrathen zu haben,“ flüsterte er eifrig; „ich komme vom Marktplatze, wo sich das Gerücht verbreitet hat, daß Sie sich in diesem Stadttheile verborgen halten. Um keinen zu beleidigen, sollen sämmtliche Häuser durchsucht werden. Alle Ausgänge der Stadt sind bereits besetzt. Wechseln Sie schnell die Kleidung, da man auf die Frauen ein besonderes Augenmerk richten wird. Meine Garderobe steht zu ihrer Verfügung. Eilen Sie auf mein Zimmer, ich werde Netti unterhalten. Verlieren Sie keine Zeit, man theilt schon die Patrouillen ab.“

Der Advokat gab der bestürzten Gräfin den Schlüssel zu seinem Zimmer.

„Und dann?“ fragte sie kaum hörbar.

„Bleiben Sie oben bis ich zu Ihnen komme.“

Ferenz ging in das Zimmer zu Netti. Mit dem Vorsatze, sobald sie die Kleider gewechselt, in das Gartenhaus zu eilen, flog Thekla die Treppe hinan, und betrat das Zimmer des jungen Advokaten. Da ihr die Einrichtung desselben bekannt war, zündete sie ein Licht an, das auf einem Seitentischchen stand. Nach einer Minute hatte sie auch den Schrank, der die Kleider aufbewahrte, geöffnet. Dann verschloß sie die Thür.

Während dieser Zeit erschien der Corporal auf der Hausflur. Vorsichtig schlich er zur Küche. Ein Lämpchen brannte auf dem Herde — die Köchin war nicht zu erblicken. Der junge Mann sah in die Kammer — auch diese war leer.

„Mein Gott,“ flüsterte er, „was bedeutet das? Wir dürfen nicht länger zögern — wo mag sie sein?“ „Kathi,“ rief er leise, „Kathi!“

Alles blieb still.

Janos trat auf die Hausflur zurück und lauschte — Nichts regte sich. Plötzlich hörte er sprechen in dem Wohnzimmer. Ohne sich zu besinnen, klopfte er an die Thür,

öffnete und trat ein. Er traf nur den Advokaten und seine Braut an.

„Auch hier nicht?“ dachte er und seine Besorgniß vermehrte sich.

Ferenz erschrack, als er den mit einem Säbel bewaffneten Corporal erblickte, denn er hatte die Einquartirung des Herrn Szabo noch nicht gesehen.

„Was wollen Sie?“ fragte er, seine Fassung zusammennehmend.

Janos hatte bald einen Vorwand gefunden.

„Verzeihung,“ antwortete er im Tone des Soldaten, „wenn ich störe. Ich suche überall die Köchin und kann sie nirgends finden.“

„Was wollen Sie von unserer Köchin?“ fragte rasch der Advokat, und sein Gesicht verrieth den Eindruck, den die Worten des Soldaten hervorgebracht.

Dem Corporal entging die Bewegung des Fragenden nicht; er sah ihn einen Augenblick prüfend an. Indem er seine Befürchtung unterdrückte, sagte er mit einem erzwungenen Lächeln:

„An wen soll sich anders ein Soldat, der bei einem Bürger im Quartier liegt, wenden, als an die Köchin, wenn er Hunger hat?“

„Ah, Sie liegen hier im Quartier — das wußte ich nicht!“ rief Ferenz, aufathmend.

„Schon vor einiger Zeit,“ sagte Netti, „habe ich ihr Auftrag ertheilt, unserm Gaste das Abendessen zu bereiten; ich begreife nicht, warum es nicht schon geschehen ist?“

„Verzeihung, Netti, ich habe vergessen, daß ich die Magd zu einem meiner Collegen geschickt, um mir ein Aktenstück holen zu lassen, das ich diesen Abend zu meiner Arbeit gebrauche.“

„In diesem Falle werde ich selbst die Vorbereitung treffen!“ sagte das junge Mädchen, und verließ das Zimmer.

„Sie sind Corporal in kaiserlichen Diensten?“ fragte Ferenz, der durch ein gleichgültiges Gespräch den Soldaten auszuforschen suchen wollte.

„Wie Sie sehen!“ antwortete der Graf, der wie auf Kohlen stand.

„Ein schöner, aber ein gefährlicher Beruf!“

„Ich leugne es nicht, aber die Gefahr macht ihn zu dem, was er ist. Nur im Kriege lebt der Soldat, im Frieden ist er eine todte Puppe. Jetzt habe ich Ihnen gesagt, was ich bin, darf ich nun auch wissen —?“

„Wer ich bin? Ich bin Advokat und heiße Ferenz.“

Der Soldat schien von dieser Antwort überrascht zu sein, er sah mit großen Augen den Advokaten an.

„Ferenz ist Ihr Name?“ fragte er endlich.

„Ja! Wundert Sie das?“

„Stehen Sie mit Pesth in Correspondenz?“

„Ja.“

„Und wer ist Ihr Correspondent, wenn ich fragen darf?“

„Der Graf Janos Esthi, dessen Gut, das ich verwaltet habe, eine Stunde von Semlin entfernt liegt.“

„Und Sie verwalten es aus dem Grunde nicht mehr,“ fuhr sardonisch lächelnd der Corporal fort, „weil man es confiscirt hat, um den jungen Grafen für die Dienste zu strafen, die er der Revolution geleistet hat?“

„Ganz Recht.“

„Ihr letzter Brief, den Sie ihm nach Comorn sandten, enthielt eine Beileidsbezeigung für den Grafen und die Aufforderung, sich nach Semlin zu wenden, im Falle er gezwungen wäre, flüchtig zu werden; den Brief brachte ein Expresser.“

„Mein Gott,“ fragte der erstaunte Advokat, „woher wissen Sie das Alles?“

„Weil der Graf mein Freund war.“

„So können Sie mir auch wohl sagen, warum der Graf meiner Aufforderung nicht nachkam, da er doch meinen Eifer, ihm zu dienen, kannte?“

„Er lernte aus Ihrem Briefe zwar nicht Ihre Person kennen, mein Herr, aber Ihren ehrenwerthen Charakter — und wenn er sich nicht an Sie wendete, als der Kampf zu Ende war, so geschah es deshalb, weil man ihn zwang, die Uniform eines Corporals vom zwanzigsten Infanterieregimente zu tragen.“

„Diese Sprache, dieser Anstand —!“

„Gehört dem Corporal Janos Grafen Esthi!“

„Welch' ein fürchterliches Geschick führt Sie in unsere Stadt! Herr Graf, die Uebertragung der Verwaltung Ihres bedeutenden Gutes gab meiner Subsistenz den ersten Stützpunkt —“

„Sie wurden mir durch den jetzt verstorbenen Gr. S. als einen zuverlässigen tüchtigen Sachverwalter empfohlen.“

„Ich wußte mich dankbar bezeigen — erinnern Sie sich des Schlußsatzes meines Briefes?“

(Schluß folgt.)

Fern von der Heimath.

Fern von der Heimath, in der stillen Nacht
Vom Schlaf geflohn, Erinnrung mit mir wacht:
Sie führt mich freundlich unter Sternenschein
In die verlaßnen Stätten wieder ein,
Und leise mahnend eine Stimme spricht:
Vergiß im neuen Glück des alten nicht.

Fern von der Heimath, dunkel jede Stell',
Und doch des Geistes Auge, wie so hell!
Was uns gering sonst, unbeachtet blieb,
Wird in der Fern' uns deutungsvoll und lieb;
Gewohnheit übt ihre alte Macht,
Wir sind ihr treu, auch wenn wir's nicht gedacht.

Fern von der Heimath, wie vom Mond erhellt
So friedlich liegt vor unserm Aug' die Welt,
So grüßet, von Erinnrung mild verklärt,
Von fern noch schöner uns der Heimath Herd,
Und aus der stillen dunkeln Nacht hervor
Steigt hell ihr treues, liebes Bild empor.

Fern von der Heimath, fern vom Vaterhaus
Erinnrung breitet ihre Bilder aus —
Mit frischen Farben lächeln sie uns an,
Wie einst die Wirklichkeit es kaum gethan,
Und in dem Schleier der Vergangenheit
Erscheinet milder selbst das bittre Leid.

Fern von der Heimath, sei es hier und dort,
Nur ihren stillen Segen nimm mit fort;
Die goldnen Sprüchlein aus der Mutter Mund,
Die frommen Lehren mancher ernsten Stund,
Da auf des Lebens ungewisser Fahrt
Erinnrung Dir den Schatz der Heimath wart.

Fern von der Heimath. — wo ist Heimath hier?
Im Lebensmeere gleichen Schiffern wir,
Zur Heimath geht es, nach dem süßen Wort
Eilt man durch Nacht und dunkle Fluthen fort,
Und wird es hell, und ist der Morgen da,
Dann ist's erreicht, dann heißt's: der Heimath nah!

Tod und Scheintod.

(Von Prof. Dr. Bock in Leipzig.)

Wenn wir gestorben sind, löst sich unser Körper nicht etwa in Nichts auf, obschon wir nach einiger Zeit auch nicht das Geringste mehr von ihm auffinden können, sondern alle seine Bestandtheile dauern in anderer Gestalt fort. Dasselbe ist auch nach dem Tode der Pflanzen und Thiere mit dem Körper dieser Organismen der Fall. Dies geht so zu. Ist mit dem Tode der Stoffwechsel (das Leben mit seinen Erscheinungen) erloschen, dann wirken die Körperstoffe unter sich und gleichzeitig auch die Stoffe der Außenwelt (vorzüglich der Sauerstoff der athmosphärischen Luft) auf jene so ein, daß unter Zerstörung der menschlichen (thierischen oder pflanzlichen) Form neue luftförmige, flüssige und feste Materien sich bilden, welche theils in der Athmosphäre, theils im Wasser und im Erdboden vertheilt, von Pflanzen und Thieren verzehrt und dadurch selbst zu Pflanze und Thier werden. Insofern ließe sich allenfalls auch von einer Seelen-

wanderung sprechen, natürlich immer mit der Voraussetzung, daß man Seele in unserem Sinne nimmt und nicht etwa Seele und Geist für gleichbedeutend hält. Eine schöne Sitte ist es deshalb auch, die Gräber seiner Lieben mit Blumen zu bepflanzen, da in diesen stets Theilchen der Verstorbenen zu neuem Leben entstanden sind. Ich wünschte freilich, daß die Stätten der Todten lieber mit Nahrungspflanzen (Getreide und Hülsenfrüchten), die hier vortrefflich gedeihen, bepflanzt würden, um damit den Hunger und so die Thränen armer Lebender zu stillen. Wie mancher im Leben nichtsnutzige Patron könnte so im Tode nutzbringend werden.

Ehe nun aber der Körper eines Gestorbenen mit Hülfe der **Fäulniß**, **Verwesung** oder **Vermoderung** zerstört und in Luft, Wasser und Asche aufgelöst wird, stellen sich in ihm eigenthümliche Erscheinungen ein, welche gewissermaßen den Uebergang vom Sein zum Nichtsein bilden und die man **Leichenerscheinungen** nennt. Sie zeigen sich in Etwas verschieden nach dem Alter, der Krankheit, der Todesart, der Blutbeschaffenheit und der Umgebung des Verstorbenen, sowie nach der Zeit, welche seit dem Tode verstrichen ist. Man findet sie ebenso im Innern, wie am Aeußern des Todten; nur die letzteren sollen hier etwas weiter besprochen werden.

Bald nach dem Tode, bei noch warmer Leiche, tritt zuerst der eigenthümliche **Leichengeruch** mit der **Leichenblässe** der Haut auf; jener verschwindet mit dem Eintritt der **Todtenkälte**, diese, welche nach den verschiedenen vorausgegangenen Krankheiten verschiedene Nüancirungen von Weiß und Gelb zeigt und auf der Gänsehaut Erfrorener und Ertrunkener am ausgeprägtesten ist, hat ihren Grund in der Entleerung der feinern Blutgefäße der Haut von Blut, welches theils in Folge der letzten Zusammenziehungen der Pulsadern und Haargefäße in die Blutadern getrieben wird, theils sich innerhalb der Aederchen nach den abhängigsten Theilen des Leichnams senkt. Durch diesen letzteren Umstand, durch die Senkung des Blutes, sowie durch den Austritt von blutigem Wasser aus den Aederchen, entstehen auch sehr bald (sechs bis zwölf Stunden) nach dem Tode an jenen tieferen Stellen (also besonders am Rücken, wenn nämlich die Leiche auf dem Rücken liegt), nach der Menge, der Farbe und der Dick- oder Dünnflüssigkeit des Blutes, hellere oder dunklere, blaurothe oder blaßviolette, unregelmäßige, mehr oder weniger ausgebreitete Flecke, die man **Todtenflecke** nennt und die vom Laien, zumal wenn sie sehr dunkelblau und ausgebreitet sind, mit Unrecht einem Schlagflusse zugeschrieben werden. — Beim Erkalten der Leiche, welches etwa drei bis vier Stunden und früher nach dem Tode beginnt, aber erst nach fünfzehn bis zwanzig Stunden und sogar noch später vollständig eingetreten ist, werden die bis dahin schlaffen Muskeln mehr oder weniger fest und starr und zwar findet dieses Starrwerden, die **Todtenstarre** genannt, von oben nach unten statt. Denn zuerst wird der Unterkiefer, welcher vorher herunterhing, straff angezogen und dadurch der Mund fest geschlossen; sodann beugt sich der Vorderarm etwas und der Daumen schlägt sich ein; schließlich entsteht eine mäßige Beugung im Knie und der Fuß dreht sich etwas einwärts. In derselben Folge, wie sie begann und sich ausbreitete, verschwindet die Todtenstarre auch wieder und zwar, in Folge der beginnenden Fäulniß, nachdem sie um so länger angedauert hatte, je später sie eintrat. In der Regel stellt sich diese Starre, welche nicht wieder erscheint, sobald der zusammengezogene harte Muskel gewaltsam ausgedehnt wurde, in den ersten achtzehn Stunden nach dem Tode ein und hält 36 bis 48 Stunden an; sie bleibt nie ganz aus und ist vorzüglich bei schnellem Tode und robusten Personen stark. Mit dem Ende der Todtenstarre wird die Fäulniß bemerkbar. — Wegen des durch den Tod herbeigeführten Verlustes der Spannkraft in dem Fleische und der Haut plattet sich die Leiche da, wo sie aufliegt, ab und das Gesicht, besonders aber die Augen, deren Hornhaut sich runzelt und Bindehaut vertrocknet, fallen ein. — Daß nach dem Tode Haare und Nägel noch fortwachsen sollen, ist Unsinn; etwas länger können allerdings beide erscheinen, weil der weiche Boden, auf dem sie stehen, erstarrt und einsinkt.

(Schluß folgt.)

Deutschland über Alles,

ruft ein Patriot, der zum Beweise dafür folgende Thatsachen anführt: Die beste deutsche Komödie ist die — **französische**; die beste deutsche Oper ist die — **italienische**; die besten deutschen Romane sind die — **englischen**; die besten deutschen Sängerinnen sind die — **schwedischen**; die besten deutschen Handschuhe sind die — **dänischen**; die besten deutschen Käse sind die — **holländischen**; die besten deutschen Bäder sind die — **russischen**; die besten deutschen Tabake sind die — **türkischen** und der beste deutsche Thee ist der — **chinesische**. Deutschland über Alles!

Aus dem Examen eines deutschen Schullehrers.

Examinator: Kann der Candidat etwas von der alten Geschichte erzählen? — **Candidat**: O ja. — **Exam.**: Zum Beispiel? — **Cand.**: Der Deutsche ist gern Sauerkraut und hat ein dickes Fell. — **Exam.**: Was ist das? — **Cand.**: Das ist die alte Geschichte. — **Exam.**: Wie heißen die drei Reiche, in welche die Natur eingetheilt wird? — **Cand.**: Das Naturreich, das Pflanzenreich und Steinreich. — **Exam.**: Was ist der Unterschied zwischen dem Thierreich und dem Steinreich? — **Cand.**: Das Steinreich wird niemals thierreich, aber das Thierreich wird oft steinreich. — **Exam.**: Wie heißen die wichtigsten Erzeugnisse aus dem Steinreich? — **Cand.**: Der Stein der Weisen und der Stein des Anstoßes. — **Exam.**: Welcher Unterschied ist zwischen beiden? — **Cand.**: Der Stein der Weisen wird gesucht, aber nie gefunden, der Stein des Anstoßes wird überall gefunden, aber nie gesucht. — **Exam.**: Was ist eine Amphibie? — **Cand.**: Ein Thier, das im Sommer auf dem Lande, im Winter in der Stadt lebt. — **Exam.**: Was ist der Krebs für ein Thier? — **Cand.**: Der Krebs ist ein mit scharfen Scheeren begabtes Thier, das den Rückschritt liebt. — **Exam.**: Was ist ein leerer Raum? **Cand.**: Der Geldbeutel eines deutschen Schullehrers. — **Exam.**: Wie erzieht man die Jugend am besten? — **Cand.**: Durch den Stock. — **Exam.**: Blos durch den Stock? — **Cand.**: Das will ich nicht sagen. Man kann sich auch zuweilen der Peitsche oder des Kantschu bedienen, von wegen der Abwechslung.

Die Tinte an der Stahlfeder leicht haften zu machen.

Bekanntlich werden die Stahlfedern, ehe sie in den Handel kommen, mit einer fetten Substanz überzogen und es wird von Vielen wohl schon vergeblich versucht worden sein, die Federn mit Tinte zu füllen. Ein einfaches Mittel dagegen soll sein, wenn man die Feder in eine Lösung von Potasche taucht, oder ein noch einfacheres, wenn man dieselbe eine Sekunde lang über eine Lichtflamme hält, worauf sich augenblicklich der Fettstoff entfernt und die Feder sofort zum Schreiben tauglich wird. (Mit Kreide kann das Fett an den neuen Stahlfedern auch beseitigt werden.)

Verschiedenes.

Zweibrücken, 21. Mai. Das gestern zwischen 4 und 5 Uhr über hiesiger Gegend ausgebrochene Gewitter hat leider einige Menschenleben gekostet: auf der Gemarkung von Althornbach wurde ein Mann von dem Blitze erschlagen und in Kirrberg tödete er von 3 Kindern, die sich auf offenem Felde unter einem Baume geflüchtet, das eine augenblicklich, ein zweites wurde furchtbar am Kopfe und im Gesichte zerrissen, so daß an dessen Aufkommen gezweifelt wird, während dem dritten nur die Haare verbrannt wurden.

Zum deutschen Schützenfest sind bis jetzt Schützen aus folgenden bayerischen Orten angemeldet (die Zahl der Angemeldeten ist nur angegeben, wo dieselbe mindestens 10 erreicht): Aschaffenburg, Augsburg 10, Bayreuth, Dürkheim 12, Kempten, Kissingen, Ludwigshafen 10, Neustadt a. d. Haardt 15, Nürnberg 60, Otterberg, Ottobeuren, Redwitz, Schwabach, Schweinfurt 10, Speyer 12, St. Lambrecht, Volkach, Windsheim.

Die Zahl der **deutschen Dichter**, deren Geburtstag noch in das vorige Jahrhundert fällt, schmilzt immer mehr zusammen, Ludwig Uhland (1783), Fr. Rückert (1789), Grillparzer (1790), Albert Knapp (1798) und Hoffmann v. Fallersleben (1798).

(Ein Kurfürst in des Worts verwegenster Bedeutung.) „Journal des Debats" scherzt, der **Wahl-** oder **Kurfürst** von Hessen trage seinen aparten Titel nicht umsonst; denn seine Lebensaufgabe sei, sein Volk zeitlebens **küren** oder **wählen** zu machen. Wo die selbst in bösen Schuhen stehenden Franzosen noch spotten können, da muß es weit gekommen sein.

Die schöne Kirche von **Dambach** (bei Kolmar) ist vom Blitz getroffen und eingeäschert worden. Glücklicher Weise war sie für 150,000 Fr. versichert.

In **Walkringen** in der Schweiz mähte ein Bauer Abends spät Gras an einem Rain, glitschte aus, fiel in die Sense und schnitt sich den Hals ab.

Kein einziger feuerfester Schrank hat bei dem Brande in Enschede sich bewährt. Die in denselben aufbewahrten Gelder sind geschmolzen, alle Papiere verbrannt. Eine Dame, die sich auf ihren feuerfesten Geldschrank verließ, hat zwei Millionen verloren, überhaupt sind viele Staatspapiere und Kostbarkeiten dort vernichtet.

Außer dem Mordbrenner von **Enschede**, Namens Van Voorts, ist auch dessen Frau verhaftet. Sie wurde von einem Nachbar behorcht, als sie lächelnd zu ihrem Manne sagte: „Schau, wie's brennt!" Voorts hatte vorher wiederholt geäußert: „Das Nest muß herunterbrennen, damit die armen Leute Arbeit und Brod bekommen."

Klugheit.

Ein Edelmann nahm staunend wahr,
Daß Hans den großen Hofhund gar,
So wie den Herrn mit Grüßen ehrte,
Und tief den Hut zur Erde kehrte.
„Was soll das?" fragt der Edelmann.
„„Ich ziehe meinen Hut vor Allem, was mich beißen kann!""

Raritäten-Kästlein.

Ninon de Lenclos sagte einst, daß, wenn der liebe Gott bei Erschaffung seiner schönen Welt sie um Rath befragt haben würde, sie ihm den Wink gegeben hätte, die Runzeln der Frauen unter deren Fußsohlen zu verbannen.

Der englische Satiriker Jonathan Swift besuchte oft ein Gasthaus, welches in seinem Aushängeschilde drei Kreuze zur Schau trug und dessen Besitzer eine Xantippe zur Frau hatte. Nach einer häuslichen Scene, welche während der Anwesenheit Swift's vorfiel, kritzelte er mit einem Diamant in die Fensterscheibe:

„**Drei Kreuze** sind das Schild vor Deiner Thür,
Häng' Deine Frau dazu, dann sind es . . . **vier.**"

Unlängst erwähnte eine Zeitung des Gerüchtes, daß ein Seeschiff, genannt Napoleon III, an die **Messagerie impériale** verkauft worden sei. Der Setzer vergriff sich aber und setzte: „Der trefflich segelnde Napoleon III. soll in das Eigenthum der **Ménagerie impériale** übergegangen sein."

Goldkörner.

Furcht ist gewaltiger und reicher, als Hoffnung, weil für die Furcht die Phantasie viel mehr Bilder findet, als für die Hoffnung.

* * *

Nicht deine Stellung in der Welt — nicht **was** du bist, sondern **wie** du bist, bestimmt deinen Werth.

Charade.

Willst einen Fluß im Czaarenreich,
In Spanien einen Herrn Du kennen,
Kann meine Erste Dir zugleich
Durch eines Wortes Ton sie nennen.
Die Zweite zeigt mit Doppelsinn
Sich als des Landmanns Freud' und Segen,
Gewähret reichlichen Gewinn
Und ist ein Schmerzenslaut bei Schlägen.
Viel Schiffen, die nach Osten ziehn,
Leiht stets mein Ganzes seinen Rücken,
An seinen Ufern Städte blühn,
Darüber tragen stolze Brücken.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:
Windspiel.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 22. Mai. Der Centner: Weizen 7 fl. — kr. Korn 5 fl. 39 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 12 kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 20 kr. Hafer 4 fl. 16 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 16 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 22. Sonntag, den 1. Juni 1862.

Die Köchin.

(Schluß.)

Der Soldat zog ein Taschenbuch aus der Brusttasche seiner Uniform, und holte einen erbrochenen Brief daraus hervor, den er entfaltete.

„Ja, das ist mein Brief!“ rief freudig der Advokat.

„Sie sprechen darin von einer Eröffnung, die Sie nur mündlich mir zu machen vermöchten,“ sagte der Graf, die Augen auf das Papier geheftet; „ich bin bereit, sie zu hören, doch fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist gemessen.“

„Ich habe Ihnen ein Kapital von hunderttausend Gulden gerettet, das zur Empfangnahme bereit liegt.“

„Herr Ferenz,“ rief Janos, „was sagen Sie?“

„Die Wahrheit. Ich ahnte nach der unglücklichen Schlacht den Verlauf der Dinge, und da sich mir eine günstige Gelegenheit bot, veräußerte ich vor der Konfiskation des Gutes die Aecker und Wiesen jenseits der Save, sowie alles Mobiliar, was zu demselben gehörte. Der gerichtlich bestätigte Kauf, den ich als unbeschränkter Bevollmächtigter vollzogen, gestattet keinen Widerruf — Herr Graf, nehmen Sie Ihr *gerettetes* Vermögen in Empfang.“

Schweigend umarmten sich die beiden Männer.

„Freund,“ rief bewegt der Graf, „Sie haben mir einen Dienst erwiesen, der mich unendlich glücklich macht, einen Dienst, den ich Ihnen nie vergelten kann! Als ersten Dank zolle ich Ihnen mein unbedingtes Vertrauen. Man verfolgt die Gräfin Andrasy, meine Braut.“

„Thekla, Ihre Braut? Herr Graf, noch ist sie geborgen.“

„Wie, Sie kennen ihren Aufenthalt?“

„Noch mehr, in diesem Augenblicke trifft sie die erste Vorbereitung zu ihrer Rettung, darum ist sie abwesend.“

„Ich suchte sie in der Küche.“

„Sie ist auf meinem Zimmer, um meine Kleider anzulegen.“

„Sie unterstützen meinen Plan — am Ufer der Save im Garten liegt ein Kahn —“

Die taktmäßigen Schritte einer Patrouille ließen sich in der Straße vernehmen.

„Großer Gott!“ rief Ferenz. „Gehen Sie an das Ufer, ich folge im Augenblicke mit der Gräfin!“

„Edler Mann, der Himmel lohne Ihnen!“

Der Soldat verließ eilig das Zimmer und stürzte in den Garten hinaus. Als Ferenz auf die Hausflur trat, hörte er, daß die Patrouille im Nachbarhause Nachsuchung hielt. Wie ein Pfeil flog er die Treppe hinan und klopfte leise an Thür seines Zimmers.

„Ich bin es, Ferenz!“ flüsterte er dabei.

Die Thür ward von Innen geöffnet, und die Gräfin, als Mann verkleidet, erschien an der Schwelle. Das schöne Haar hatte sie unter einer Mütze verborgen, welche Ferenz auf seinen Reisen zu tragen pflegte. Vorsichtig schloß er die Thür wieder. Thekla stand in der Mitte des Zimmers.

„Nehmen Sie meinen Mantel,“ flüsterte er, „er hängt im Nebenzimmer dort, Sie werden seiner bedürfen.“

Die Gräfin eilte in das bezeichnete Zimmer, die Hast des Advokaten ließ sie die größte Gefahr ahnen. Ferenz erschloß rasch einen Sekretär, und holte einen großen, schweren Geldbeutel daraus hervor.

„Wo ist der Corporal, der das Gartenhaus bewohnt?“ fragte die zurückkehrende Gräfin.

„Er erwartet Sie am Ufer der Save.“

„Sie haben ihn gesprochen, und wissen, wer er ist?“

„Er ist der Besitzer dieser Summe, die ich ihm gerettet habe. „Fort, fort, man sucht schon im Nachbarhause!“

Der Advokat löschte das Licht aus, dann ergriff er den Arm der Gräfin und zog sie mit sich fort. Vorsichtig verschloß er das Zimmer wieder, da er die Kleider der Köchin darin wußte. Auf der Hausflur trat ihnen Netti entgegen. Erschreckt blickte sie den jungen Mann im Mantel an.

„Netti,“ flüsterte Ferenz flüchtig, „in zehn Minuten bin ich bei Ihnen, um Ihnen Alles zu erklären; gehen Sie in das Wohnzimmer, es ist möglich, daß Sie Besuch erhalten.“

Das junge Mädchen starrte den beiden Personen nach, die hastig aus dem Hause in den Garten eilten. Am Ufer trafen sie den Soldaten und den Fischer.

„Herr Graf,“ sagte leise der Advokat, „hier ist Ihre Braut, und hier der Rest Ihres Vermögens, soviel ich davon in Gold vorräthig habe. Die Hälfte davon besitze ich in Papieren, die in der Türkei ohne Werth sind; ich werde sie jedoch in klingende Münze umzusetzen suchen, damit sie stets zu Ihrer Verfügung stehen.“

„Ich leiste Verzicht auf die Papiere, sie mögen der Lohn meines großmüthigen Advokaten sein.“

„Herr Graf!“

„Leben Sie wohl; vielleicht sehen wir uns wieder!“

Hastig umarmte der Graf den jungen Mann. Dann half er der Gräfin in das Boot, in welchem Lajos schon wartete. Zuletzt sprang er selbst hinein. Das Wasser rauschte und der Kahn verschwand in dem Nebel, der wie ein graues, undurchsichtiges Tuch auf dem Flusse ruhete. Noch einige Augenblicke hörte man die Ruderschläge, dann war Alles still.

Als ob er die Flucht des unglücklichen Paares segnen wollte, streckte Ferenz seine Arme ihm nach. Leichten Herzens kehrte er in die Wohnung des Apothekers zurück. Kaum hatte er die Hausflur betreten, als heftig an der Klingel gezogen ward. Der lange Niklas öffnete. Eine Patrouille von demselben Regimente, dem der entflohene Graf angehörte, stand an der Schwelle. Die Gewehrläufe blinkten in dem Lichte der Laterne, die an der Apotheke befestigt war.

„Wem gehört dieses Haus?“ fragte der Offizier.

„Dem Commandanten der Schutzwehr, Herrn Czabo. Der Besitzer ist für den Augenblick im Dienste,“ antwortete Ferenz.

„Der Commandant der Schutzwehr ist nicht verdächtig! Fort!“

Die Patrouille ging weiter. Niklas schloß die Thür.

Fünf Minuten später saß der Advokat in dem freundlichen Zimmer und erzählte der staunenden Netti die Flucht der Gräfin Thekla Andrasy.

Es war zehn Uhr, als Herr Czabo die Glocke zog und Niklas ihm öffnete. Sein erster Weg war der nach der Küche. Sie war finster und still. Unmuthig trat er in das Wohnzimmer.

„Die Kathi soll mir ein Glas Wasser bringen!" befahl er, um das hübsche Kind nur zu sehen.

Netti ging, und kam mit dem Verlangten zurück.

„Warum bringt Kathi nicht — ?"

„Vater," unterbrach ihn Netti, „wir haben eine fürchterliche Entdeckung gemacht! Die Gräfin Andrasy hatte sich in unserem Hause versteckt."

„Himmel, welche Frechheit!" rief erstaunt der Apotheker.

„Doch beruhigen Sie sich, lieber Vater," fügte der Advokat hinzu, „Sie ist schon seit einer Stunde nicht mehr unter Ihrem Dache. Niemand wird glauben, daß eine Gräfin als Köchin in Ihren Diensten gestanden hat."

Der Commandant fuhr so heftig zurück, daß der große Federhut, den er noch auf dem Kopfe hatte, in den Nacken zurücksank. Nachdem er einen Augenblick sprachlos dagestanden, stammelte er: „Wie, Kathi wäre — ?"

„Die Gräfin Andrasy!" antworteten lächelnd Ferenz und Netti.

Herr Szabo sank vernichtet auf einen Stuhl. Sein Federhut fiel polternd zu Boden.

„Mein Gott, Vater, was ist Ihnen?" fragte die besorgte Tochter, denn Herrn Szabo's Augen schienen sich zu verdrehen.

Der angeführte Wittwer war zwar sehr erschreckt, aber er blieb seiner so viel Herr, daß er die Nothwendigkeit einsah, um sich nicht grenzenlos zu blamiren, einen andern Grund seiner Bestürzung anzugeben.

„Himmel," rief er plötzlich aus, „wenn das bekannt wird, bin ich verloren, entehrt, man wird mich meines Postens als Commandant entsetzen! O, diese Schlange! Nicht genug, daß sie im Lande Zwist und Hader anfacht, sie schleicht sich auch in die Häuser friedlicher Bürger, um Unglück anzurichten. Und wie täuschend konnte sie die Köchin spielen! Na, Lajos, du kommst mir wieder über die Schwelle!" rief er, die Fäuste ballend.

„Vater," sagte Ferenz tröstend, „wenn Sie selbst über diesen sonderbaren Vorfall schweigen können, wird Niemand etwas davon erfahren, denn außer mir und Netti weiß keine Seele darum."

„Wohin hat sie sich gewendet?"

„Lajos hat sie in seinem Kahne abgeholt. Wenn ihr kein Unglück begegnet, schwebt sie jetzt auf den Wellen der Donau, um das türkische Ufer zu erreichen."

„Kinder!" rief Herr Szabo nach einer Pause, „versprecht Ihr mir zu schweigen wie das Grab?"

„Wir versprechen es!" sagten feierlich die jungen Leute.

„Gut, dann mag die Gräfin mit den vierzig Gulden, die ich ihr voraus bezahlt habe, in der Türkei ihr Glück versuchen — meine Reputation ist mir mehr werth, als diese elende Summe! Gute Nacht!"

Er verließ hastig das Zimmer und eilte nach der Schreibstube neben der Apotheke, wo Niklas in einem Buche las. Herr Szabo hatte stets seinen Zorn an dem langen Menschen ausgelassen und auch heute suchte er ihn auf, um seine Brust zu erleichtern.

„Niklas!"

„Herr Szabo?" fragte der Gehülfe, der diesen Ton schon kannte.

„Ich habe vorhin die Kathi fortgejagt."

„Wie, Herr — ?" Weiter konnte der Gehülfe nicht sprechen, sein breiter Mund blieb vor Erstaunen offen stehen.

„Hast Du mich verstanden?" rief der Apotheker.

„Ja, Herr Szabo!"

Eine Pause trat ein. Herr Szabo ging auf und ab, der Gehülfe sah ihm nach.

„Niklas!" rief plötzlich wieder der Commandant.

„Herr Szabo?"

„Du bist ein Esel!"

„Warum?"

„Warum fragst Du nicht nach dem Grunde, der mich veranlaßt hat, die Kathi wegzujagen? Du fragst nicht? Gut, so werde ich ihn Dir so sagen: die Aerzte haben sich über Deine Dummheiten beklagt, fast alle Recepte sind schlecht gemacht, die nicht durch meine Hände gegangen. Das kommt davon, wenn man verliebt ist. Die Kathi mit ihrem glatten Gesichte hat Dir den Kopf verdreht. Um fernern Dummheiten, vielleicht Vergiftungen, vorzubeugen, habe ich sie weggejagt. Und nun nehme ich wieder eine Alte in das Haus. Zugleich merke Dir: für diesmal sollst Du mit dem Verweise davon kommen, bei der zweiten Liebschaft mit einer Köchin jage ich Dich davon. Gehe zu Bett!"

„Ja, Herr Szabo!"

Eine Stunde später hatten sich Alle in die Schlafzimmer zurückgezogen. Netti träumte von ihrer nahen Hochzeit — Ferenz sandte noch ein Gebet für die Rettung der Flüchtlinge zum Himmel empor, dann entschlief er — und der Apotheker lag wachend in seinem Bette, er hatte mit einer schwermüthigen Freude den Schluß aus der ganzen Sache gezogen, daß der Verlauf der Dinge für die Ruhe seines Wittwerherzens gut sei. Ein Mann, dachte er, der jeden Tag Bürgermeister von Semlin zu werden hofft, kann doch seine Köchin nicht heirathen, und ich hätte sie geheirathet, wenn sie die schöne Kathi geblieben wäre. Der Wille des Himmels sei gepriesen!

Der lange Niklas zerbrach sich fast den Kopf, um den eigentlichen Grund dieses plötzlichen Ereignisses zu errathen; er schlief darüber ein.

Als nach Mitternacht der Mond hinter einer schwarzen Wolke hervortrat und die romantischen Gestade der Donau beleuchtete, knieten drei Gestalten am Ufer des rauschenden Flusses und verrichteten ein Gebet.

Es waren Janos, Thekla und der treue Fischer Lajos; sie hatten nach einer dreistündigen gefahrvollen Fahrt das rettende Ufer erreicht.

An die Lerche.

Hell blitzt der erste Strahl hervor,
Aufsteigst du bis ans Himmelsthor
Auf rauschendem Gefieder;
Und Blüthenpracht und Herrlichkeit,
Du Herold einer bessern Zeit!
Verkündest du uns wieder.

Wie Duft und Weihrauch auf sich schwingt,
Gleichwie ein fromm Gebet, so dringt
Dein Jubelklang nach oben;
Die deinem Fittig giebt den Schwung,
Die heilige Begeisterung
Hat dich emporgehoben.

Du schwebst hoch über Feld und Flur,
Als schmetterst dem Himmel nur
Du deine Jubellieder;
Du schüttest, Geist der Harmonie,
Die Blüthen deiner Poesie
Erquickend auf uns nieder.

Du weckst die Schläfer aus der Ruh',
Und deinem Schöpfer jauchzest du
Den Morgengruß entgegen;
Dem Priester gleich am Hochaltar
Bringst Abends du dem Herren dar
Dank für des Tages Segen.

Sobald nach Wettern, schwül und schwer,
Ein Strahl bricht durch das Wolkenheer
Und Regenbogen schillern;
Wenn Perlen blitzen auf der Flur,
Und selig athmet die Natur,
Tönt dein frohlockend Trillern.

In Lüften schwebst du ungeseh'n,
Es quillt dein Lied aus Aetherhöh'n
Wie Himmelsthau hernieder;
So stillst du deines Herzens Drang:
Laut schmetternd hallt dein Festgesang
In Berg und Thälern wieder.

Du bist des Wohllauts Seele, die
Der Schöpfer dieser Welt verlieh,
Versah mit Geistesschwingen;

Du rufst in uns die Sehnsucht wach,
Dir möchten unsre Herzen nach
Bis in die Wolken dringen.

Tod und Scheintod.

(Schluß.)

Der Scheintod (Asphyrie d. h. Pulslosigkeit) ist der höchste Grad der Ohnmacht, bei welchem fast alle Lebenserscheinungen, trotzdem daß der Lebensprozeß selbst (der Stoffwechsel) noch nicht aufgehört hat, verschwunden zu sein scheinen. Denn das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne ist erloschen, Herz- und Pulsschlag nicht mehr fühlbar, alle Bewegungen sind aufgehoben und das Athmen ist nicht wahrzunehmen. Uebrigens gleicht das Aussehen des Scheintodten fast ganz dem eines Todten: die Haut ist bleich und kalt, das Gesicht und die starren Augen mit unbeweglicher Pupille eingefallen; es könnten selbst bläuliche, den Todtenflecken nicht unähnlichen Flecken auf der Haut sichtbar und sogar eine Muskel-Starre vorhanden sein. Alles dies kann nun zwar den Laien und unwissenden Heilkünstler veranlassen, den Scheintodten für einen wirklichen Todten anzusehen, niemals aber den wissenschaftlich gebildeten und gewissenhaft untersuchenden Arzt. Denn dieser wird sehr bald bei einem Scheintodten finden: daß im Herzen entweder beide Töne zu hören sind oder doch wenigstens der eine von beiden hörbar ist, wenn auch nur sehr schwach und in weiten Zwischenräumen von einander. Wo diese Töne (die nicht etwa mit dem Herzschlage zu verwechseln sind) beim Behorchen der Herzgegend (durch das Stethoskop) länger als fünf Minuten auf sich warten lassen, da ist sicherlich der Blutumlauf und mit diesem der Stoffwechsel, also das Leben, aufgehoben.

Außer durch das Fehlen der Herztöne zeichnet sich der Todte vom Scheintodten aber auch noch durch die echte Todtenstarre aus, welche sehr leicht dadurch zu erkennen und von einer krampfhaften Starre zu unterscheiden ist, daß sie, wo sie durch gewaltsames Strecken der Glieder aufgehoben wurde, niemals wiederkehrt. Ueberdies läßt sich auch noch durch das Verhalten des Auges der wahre Tod erkennen, denn bei diesem ist die Binde- und die Hornhaut eingetrocknet und gerunzelt. — Will man zum Ueberfluß noch Proben auf den wahren Tod machen, so reibe man die Haut mittels eines in kaustischen Salmiakgeist getauchten Lappens so lange, bis die Oberhaut abgerieben ist; bei der echten Leiche trocknet die entblößte Stelle pergamentartig aus, beim Scheintodten wird sie feucht und roth. — Das allersicherste Mittel, um Zweifel zu heben, ist: die Fäulniß, deren Beginn sich durch üblen Geruch und grüne Flecke auf der Haut sofort zu erkennen gibt, dadurch zu fördern, daß man den Gestorbenen im warmen Bette und Zimmer liegen läßt, bis die Fäulnißzeichen eintreten. — Die Versuche mit elektrischen und galvanischen Apparaten, um den Scheintod vom wahren Tod zu unterscheiden, sind theils trügerisch, weil noch Reizbarkeit der Muskeln gegen Elektricität vorhanden sein kann ohne Lebensfähigkeit, theils gefährlich, weil starke und unzweckmäßig geleitete Einwirkungen der Elektricität leicht den schwach noch glimmenden Lebensfunken ganz auslöschen können.

Die Zeichen des Wiederaufwachens aus dem Scheintode sind: eine Spur von vermehrter Wärme in der Magengrube, Anlaufen eines vor den Mund gehaltenen Spiegels, Zittern einer vor den Mund gehaltenen Flaumfeder, Empfindlichkeit (Zusammenziehen) der Pupille gegen ein in die Nähe gebrachtes Licht, Rothwerden der frottirten Hautstellen, leichte Zuckungen der Gesichtsmuskeln und Augenlider, ein allmählich sich verstärkender Puls- und Herzschlag, geringe Hebung und Senkung der Brust, die am ersten durch ein auf die Brust gesetztes Glas Wasser erkannt wird. — Bei der Behandlung des Scheintodes muß darauf hingewirkt werden: theils das Nervensystem wieder zu beleben: durch Hautreize, Reibungen, Riechmittel, Wärme, Elektricität u. s. f.; theils das Athmen wieder herzustellen: durch Lufteinblasen, künstliche Athmung, Luftzufächeln, kalte Anspritzungen, Niesmittel; theils den Blutlauf wieder in Gang zu bringen: durch Aderlaß und Reizmittel. Hierbei kommt es jedoch darauf an, die richtigen für den besondern Fall passenden Mittel in passender Weise anzuwenden.

Die Dauer des Scheintodes ist sehr verschieden und kann nur aus solchen Fällen gefolgert werden, wo die Lebensäußerungen wiederkehren, während die Anzahl der Fälle, wo der Scheintod in wirklichen Tod unmerklich überging, sich gar nicht bestimmen läßt. Beispiele, wo Menschen mehrere Tage für Tod gehalten werden konnten, ohne es zu sein, gibt es, und lassen sich glauben, während solche Fälle, wo dieser Anschein über acht Tage gedauert haben soll, zu bezweifeln sind. Daß in einzelnen Fällen trotz des todähnlichen Zustandes das Bewußtsein und die Sinnesthätigkeiten, namentlich das Gehör, sich erhielten und der Scheintodte Alles, was um ihn herum vorging, bemerkt, so aber das Peinliche seines Zustandes im vollen Maße gefühlt haben soll, ohne im Stande zu sein, durch irgend ein Merkmal zu zeigen, daß er noch lebe, — das glaube ich erst dann, wenn ich selbst auf solche Art einmal gescheintodtet habe. — Zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens scheintodter Personen dient besonders das Verbot des allzufrühen Beerdigens der Leichen (Beerdigung erst nach Eintritt der Fäulniß) oder eine gewissenhafte Todtenschau durch ärztlich gebildete Personen.

Kaiser Franz und das Heidelberger Schloß.

Bei der Erscheinung der Sprünge, welche durch den Tunnelbau das schöne Schloß erhielt, fällt uns unwillkürlich eine Anecdote aus dem Jahr 1815 ein, als Kaiser Franz von Oestreich dort sein Hauptquartir hatte. Es ist bekannt, daß der Kaiser stets im östreichischen Dialect sprach. Als er auch die Ruinen des Schlosses gesehen und über den herrlichen Bau sein Wohlgefallen äußerte, bemerkte er: „Des ist's ein schönes, ehrwürdiges Schloß; ich werd' es abreißen lassen und noch Wien senden." Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun in dem guten Heidelberg die Nachricht, „der Kaiser wolle das Schloß abreißen lassen." Der Gemeinderath versammelte sich, verfügte sich zu Sr. Majestät, und frug an, ob das Gerücht wahr sei, daß Allerhöchstdieselben die ehrwürdige Ruine abreißen lassen wollten? „Ja, sie hätte ihm so ausnehmend gut gefallen, daß er sie wirklich abreißen lassen wolle." Man stellte dem Kaiser nun „Himmel und Hölle" vor und bat um Schonung des ehrwürdigen Fürstenbaues, bis Franz endlich erwiederte: „Verstehens denn nich', bei uns nennt man abzeichnen abreißen!" worauf Kaiser und Deputation in ungemeine Heiterkeit ausbrachen.

Eine gezähmte Ratte.

In einem Artikel über die Ratten in Bentley's Miscellany finden wir eine Erzählung von einer gezähmten Ratte, welche beweist, daß dieses Thier seinem Herrn auch Dienste leisten und in seinem Gehorsam im Frieden leben kann. Diese gesellige Ratte gehört einem Omnibuskondukteur, welcher sie einst beim Heuumwenden gefangen hatte. Er verschonte sie, weil ihr Fell zur Hälfte von weißer Farbe war (doppelte Farben und doppelte Gesichter leisten manchmal recht gute Dienste). Das zweifarbige Thierchen wurde zahm und der Liebling der Kinder. Des Abends streckte es sich mit sybaritischem Behagen neben dem Feuer hin, und wenn die Nächte kalt waren, verbrachte es dieselben mit in dem Bette seines Herrn. Bei Tage jedoch mußte es sich nützlich machen und auf den Zuruf: Allons Jzey (so war sein Name) sprang es in die große Tasche des Kondukteurs, von wo es sich in das Wagenzelt des Omnibus begab. Das Geschäft der Ratte bestand darin, die Zehrung ihres Herrn zu bewachen, und wenn Jemand versuchte, sich daran zu vergreifen, so sprang sie aus dem Heu, in welchem sie sich verborgen hielt, auf den Dieb los. Ein Gericht aber gab es, welches zu bewachen ihr nicht möglich war. Als echt englische Ratte konnte sie einem Plum-Pudding gegenüber der Versuchung nicht widerstehen, und da sie von diesem Nationalgerichte Niemandem einen Antheil gönnte, so machte sie sich selbst darüber her.

Verschiedenes.

Zweibrücken, 30. Mai. Die Assisen der Pfalz pro 2. Quartal 1862 beginnen kommenden Montag. Präsident derselben ist Herr Appellrath Hoffmann. Gegenstand der Verhandlungen bilden 7 Prozeduren mit eben so vielen Angeklagten, die an folgenden Tagen zur Aburtheilung kommen: am 2. Juni Jacob Schütt von Geinsheim wegen Straßenraubs; am 3. Jacob Fischer von Neuhofen wegen schwerer Verwundung; am 4. Philipp Müller von Rodenbach wegen Meineids; am 5. Michael Bolz von Kuhard deßgleichen; am 6. Martin Hunkler von Trolben wegen gewaltsamen Angriffes auf die Schamhaftigkeit; am 7. Ludwig Dosch von Rheinzabern wegen ähnlichen Verbrechens und Anna Maria Hof von Mörlheim wegen falschen Zeugnisses. — Von dem Rechtsmittel der Opposition gegen das bezügliche Erkenntniß der Anklagekammer haben Gebrauch gemacht: 1. die wegen Tödtung ihres neugebornen Kindes vor das Assisengericht verwiesene Gertraude Bär von Flommersheim und 2. Franz Ludwig Schmidt und 4 Consorten von Maikammer, welche wegen Münzfälschung vor das Spezialgericht verwiesen wurden. Letzteres Institut wird bekanntlich mit Einführung der neuen Strafgesetze beseitigt. (Pf. Z.)

Amberg, 25. Mai. Die Webersehelente Johann und Anna Schweyer von Erbendorf wurden vom hiesigen Schwurgerichte, da sie ihr eigenes versichertes Haus niederbrannten, zur Todesstrafe verurtheilt. Die Frau selbst hatte ihren Mann angezeigt.

In Urspringen hat sich ein Turnverein, mit 36 Mitgliedern zählend, gebildet.

Nach einer Zusammenstellung hat sich bei der letzten Volkszählung in Bayern eine Bevölkerungszahl von 4,688,800 Seelen ergeben, gegen 1858 ein Zuwachs von 73,000. Davon kommen auf Oberbayern 778,000, Niederbayern 575,100, Pfalz 608,100, Oberpfalz 484,800, Oberfranken 516,600, Mittelfranken 545,500, Unterfranken 601,900, Schwaben 578,500 Einwohner. Die größeren Städten reihen sich nach der Höhe ihrer Volkszahl in folgender Weise: München 147,300, Nürnberg 63,000, Augsburg 45,600, Würzburg 36,300, Regensburg 27,900, Bamberg 23,600, Ingolstadt 19,450, Fürth 19,100, Bayreuth 18,000, Passau 13,350, Ansbach 12,260, Landshut 12,120, Hof 12,000, Amberg 11,700, Erlangen 10,900, Straubing 10,730, Kempten 10,400, Aschaffenburg 9470, Schweinfurt 8700, Neuburg a. D. 8260, Eichstädt 7350, Schwabach 6600, Nördlingen 6400, Dinkelsbühl 5000, Lindau 4950, Rothenburg a. d. Tauber 4900, Kaufbeuren 4500, Donauwörth 3310 Seelen.

Im Pfarrorte Christatshofen (Württemberg) hat am 11. d. Mts. eine ehrsame Jungfrau, Th. Häusler, ihren 100. Geburtstag gefeiert. Ein stattlicher Zug, angeführt von 99 Jungfrauen, deren Zahl die Gefeierte auf 100 ergänzte, bewegte sich Morgens zum feierlichen Gottesdienste, nach dessen Beendigung die noch rüstige Jubilarin in das Gasthaus geführt wurde, wo ein frugales Frühstück die Festgäste vereinte.

Der altfranzösische Dichter Salluste du Bartas nennt den Donner den „Tambour Gottes", die Winde „Postillions der Windsbraut", die Sonne „Fürstin der Lichter", den Mond „die Königin der Laternen" und die Sündfluth „die große Wäsche des menschlichen Geschlechts".

Das Spiel, sagt Paul de Kock, hat ein dreifaches Ziel: es führt entweder zum Selbstmord, in's Hospital oder in's Zuchthaus.

Paris, 27. Mai. Der Bildhauer Toussaint ist im Alter von 58 Jahren in Paris gestorben.

Wider den Husten, besonders der Kinder, lasse Thee von Ehrenpreis (Veronica officinalis) trinken, wodurch man, zu rechter Zeit es angewendet, auch dem Keuchhusten vorbeugen kann.

Um eine doppelte Erdbeerernte im nämlichen Jahre zu erzielen, empfiehlt Dr. Schneidewind, nach der Reife der gewöhnlichen Ernte die Ranken, Blätter und Fruchtstiele bis dicht über den Wurzelstock wegzuschneiden, diesen mit frischer Erde auszufüllen und den Pflanzen später einen Dungguß zu geben. Hierauf sollen neue Blätter und Blüthen und eine zweite Fruchternte sich einstellen.

Zum Putzen einer Locomotive gehören jährlich 1200 Pfund Werg, zum Schmieren derselben 2000 Pfund Oel. Wie viel mag solch' ein eiserner Elephant erst fressen!

Feuerspritzen wurden zu London in brauchbarer Construktion zuerst im Jahre 1657 eingerichtet, und zwar von einem Deutschen, Namens Hantsch. Verbessert wurden sie 1672 durch die Brüder van der Heyden; das sind dem Namen nach zu urtheilen auch keine Türken oder Baschkiren gewesen, sondern wahrscheinlich Holländer, also auch deutsche Stammverwandte.

Lückenbüßer.

Wie ein Land ohne Herrn,
Wie die Nacht ohne Stern,
Wie der Becher ohne Wein,
Wie der Vogel ohne Hain,
Wie ohne Aug' ein Gesicht,
Wie ohne Reim ein Gedicht,
So ohne der Liebe Scherz und Schmerz
Das Herz!

Raritäten-Kästlein.

Kommen Weiber in den Himmel? „Weiber kommen nicht in den Himmel." Ueber dieses Thema predigte ein Pfarrer. Er wurde vor das Consistorium gefordert, um wegen dieser Irrlehre vernommen zu werden. Der Pfarrer berief sich auf die Bibel, wo es in der Offenbarung Johannis heißt: „Und es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde." „Wie wäre denn dies möglich, wenn Weiber dort wären?"

Die Einheit der 3 Fakultäten. Ein alter deutscher Professor sagte einst: Alle 3 Fakultäten gehen mit Purgiren (Reinigen) um: die Theologie die Seelen, die Juristen den Geldbeutel, die Mediziner den Magen.

Nach einer dänischen Volkssage ist der Mond ein Käse, der aus der zusammengeronnenen Sahne der Milchstraße entstanden ist.

Mittel gegen das Heimweh. Man sei in Hessen-Kassel geboren.

Sei gesetzt in allen Dingen nur nicht in Schuld-Arrest.

Lebe von der Hand, aber nicht in den Mund.

Goldkörner.

Liebe ohne Ehe führt eben so sicher zum Verderben, als Ehe ohne Liebe; nur wo Beide sich vereinen, da blüht das wahre Glück.

* * *

Eins der vornehmsten Kennzeichen des wahren Verdienstes ist: daß er mit der Bescheidenheit im Verein geht.

Charade.

Der Knabe hat mein Erstes zu betrachten,
In erster Zeit, wo er zur Schule muß;
Doch zieht er vor, die Letzten zu betrachten,
Im Busch und Wald beim frohen Morgengruß.

O, wenn der Fleiß des Ganzen ihn belebte,
Wie würde da sein Wissen bald vermehrt;
Wenn jedes Haus dies Musterbild erstrebte,
Wär' Ruh' und Glück auf Erden eingekehrt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 21:
Donau.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 23. Sonntag, den 15. Juni 1862.

Der Admiral aus Friesland.

Erzählung von Ernst Willkomm.

Erste Abtheilung.

Friesisch Blut.

Erstes Kapitel.

Bombüll-Hof.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lag hinter dem Haffdeiche in der Wiedingharde ein großer Hof. Das Gebäude war uralt und zeigte festere Mauern, als die Nachbarhöfe. Auf dem graubraunen, hohen Strohdache das mit Moos und Gras dicht bewachsen war, befand sich eins der größten Storchnester der ganzen Gegend, das den alten Hof weithin kenntlich machte. Auch eine hohe Flaggenstange, an deren Spitze ein zerrissener Wimpel flatterte, zeichnete das Gebäude vor andern aus.

Dieser Hof hatte einst eine merkwürdige Geschichte. Seine ursprüngliche Bestimmung war eine ganz andere, als die jetzige gewesen, denn nicht friedliche, still schaffende Landleute, sondern unternehmende Männer unbeugsamen Charakters hatten ehedem daselbst gewohnt. „Die Burg des Stoertebecker“ nannte Mancher noch jetzt das seltsam aussehende Haus mit den fast unheimlichen Umgebungen. Hier — so erzählte die Tradition — hauste der wilde Anführer der Vitalienbrüder, jener Mann von Erz und Eisen, der sich den stolzen Hanseaten widersetzte und erst nach langem Kämpfen sein unbändiges Leben auf dem Grasbrook bei Hamburg unter dem Schwerte des Henkers endigte.

Gewöhnlich hieß der Hof Bombüll, ein Name, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Jetzt wohnten einfache Landleute auf Bombüll. Man sah es dem alten weitläufigen Gebäude nicht an, daß vor Jahrhunderten auf dem weiten „Pesel“ trotzig blickende Seeräuber um die prasselnde Gluth des Heerdfeuers gesessen, die Beute getheilt, den Würfelbecher geschüttelt und manchen Humpen unter Lachen und Fluchen geleert hatten.

Der große Raum vor dem Heerde, aus dem man die Stallungen zu beiden Seiten des Hofes bequem überblicken konnte, war rein gefegt und ein fröhliches Kinderpaar lief spielend und jauchzend darauf hin und wieder. Vor dem Heerde saß ein schlankes, junges Mädchen, blond, blauäugig und gesundheitstrotzend, bald die Lust der lärmenden Kinder durch ein lautes Wort mäßigend, bald die brodelnde Grütze in dem großen Kessel umrührend, welcher über dem Feuer hing.

Rechts am Heerde sah man durch die offen stehende Thür in ein kleineres Gemach, das ein lockendes Versteck bildete. Hier schaffte die Hausfrau. Ein gewaltig großer Holzkoffer, dunkelblau gemalt und reich mit Messingbeschlägen versehen, war geöffnet und enthüllte einen sehr werthvollen Schatz selbst gewobenen Leinenzeuges, von dem die Frau einige Stücke auswählte und diese auf dem nebenstehenden Tische ausbreitete. Ein Mann in den besten Jahren saß hinter dem Tische, rauchte aus kurzer Thonpfeife und befühlte prüfend das vor ihm liegende Leinen. Es war der Hofbesitzer, ein wortkarger, handfester Nordfriese, starr, eigensinnig, kurz angebunden und stolz auf sein Herkommen, wie auf den Besitz, den er ererbt hatte und dessen Werth er durch kluges Wirthschaften von Jahr zu Jahr erhöhte. Niemand wußte, ob die damaligen Herren von Bombüll-Hof von dem Geschlecht des berühmten Seeräubers abstammten, den Namen Claas nur, den auch Stoertebecker trug, führten sie alle.

„Gem. a. Frau,“ sprach jetzt der Hofbesitzer, seine Pfeife aus dem Munde nehmend und auf das zuletzt vorgelegte Stück Leinenzeug seine gewichtige Hand legend. „Das soll's sein, das paßt der Margreth, das hält sie aus, bis einmal ihre älteste Tochter freien wird. Margreth,“ rief er, sein stark geröthetes Gesicht dem „Pesel“ zukehrend: „Das schenk' ich Dir, wenn dich der Niß künftiges Jahr oder auch früher als Frau heimführt.“

Margreth, die schöne Hausmagd, beugte das von der Heerdflamme hochroth angeglühte Gesicht etwas vor, warf einen Blick in das Wohnzimmer ihres Brodherrn und sagte freundlich:

„Danke, Baas, will's auch mit Gottes Hülfe gesund auftragen! — — So — die Grütze ist fertig. Wenn nun der Baas Appetit hat — die Göhren sind längst schon begierig nach einem heißen Löffel voll, — kann ich auftragen.“

Claas nickte.

„Soll wohl sein,“ sagte er, schob die Gewebe zurück, das eine bezeichnete Stück neben sich auf die Bank legend. Die Hausfrau schlichtete die übrigen wieder in den Holzkoffer, schlug den gewölbten Deckel zu und verschloß ihn. Dann spreitete sie ein Tuch über den viereckigen Tisch, legte sechs runde Blechlöffel auf und trat zu Margreth neben den Heerd, um der treuen Magd beim Anrichten des Abendbrod's behülflich zu sein. Die beiden Kinder jagten sich inzwischen unter Lachen und Schreien noch einmal auf und ab an den Pferderaufen und stürzten dann athemlos in's Wohnzimmer, um zu beiden Seiten des Vaters ihre Plätze einzunehmen.

Ehe noch das frugale Abendbrod aufgetragen wurde, trat durch die große, im südlichen Ende des Hofes befindliche Thür ein junger Mann. Claas erkannte in diesem seinen Knecht, einen Uthlandsfriesen, Namens Niß Ipsen, den Verlobten der schönen Magd, für deren Unterkommen der gutmüthige und wohlhabende Hofbesitzer zu sorgen versprochen, da Beide schon mehrere Jahre zu seiner größten Zufriedenheit bei ihm im Dienste standen.

„Du kommst spät, Niß,“ rief der Hausherr dem heimkehrenden Knechte zu. „Wie stehen die Preise?“

„Hm,“ versetzte der Knecht brummend, „hoffe, sie werden bald genug in die Höhe gehen.“

„Brauchst darüber nicht zu murren, Niß, kommt uns Landleuten recht gut zu paß. Wirst es erst einsehen, wenn Du selbst anfängst zu wirthschaften.“

„Glaub' es Euch, Baas, wollte aber doch, es wäre anders. Kann uns diesmal nichts nützen.“

„Weshalb nicht?“

„Weil Fremde verzehren werden, was wir dabei gewinnen.“

Niß Ipsen trat jetzt in's Wohngemach, schob sich einen Schemel neben der Magd an den Tisch und begann mit dem gesunden Appetit eines jungen, kräftigen Mannes dem beliebten Nationalgericht zuzusprechen.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Claas, den Knecht mit streng fragendem Auge treffend. „Fremde sollen uns das Unsrige verzehren?“

„Ist nicht anders Baas, müssen uns in Zeiten darauf richten," versetzte Riß Ipsen. „Die Schweden sind in's Land gefallen. Ganz Eiderstedt und auch das Bredstedtische Land ist schon von den hungrigen Horden überschwemmt. Ich sprach ein paar flüchtig gewordene Bürger aus Husum. Nicht genug beschreiben konnten die verstörten Menschen die wilde Plünderungssucht der Steenbock'schen Reiter. Morgen meinten sie, würden sie auch die Wiedlingharde besetzen."

Claas war bei dieser Nachricht aller Appetit vergangen. Er legte den Löffel weg, lehnte sich an die mit Kacheln ausgelegte Wand und sah starr vor sich hin.

„Die werden fressen!" sprach Ipsen, „denn außer jämmerlich dürrem Haferbrod sollen sie in ihrem Lande nichts haben. Unser Speck, unsere Grütze, unsere Bohnen werden dem Volk schmecken. Ich freue mich schon —"

„Riß," fiel seine jugendliche Verlobte ihm in's Wort, „wie magst Du das sagen!"

Der Knecht lachte laut auf und rieb sich vergnügt die von harter Arbeit rauhen Hände. „Warum soll ich mich nicht freuen?" fuhr er fort. „Mir soll's den größten Spaß machen, wenn ich jedem dieser Hungerleider einen rechten Tort werde anthun können."

„Ruhig Blut, Riß," warnte Claas. „Kriegsleute sind schlimme Gesellen und zumal die Schweden. Kannst's lesen in den Chroniken, wie sie im großen Religionskriege allerwärts gehaust haben in Deutschland. Damals hörten wir Friesländer nur den Wiederhall des schweren Ungewitters, das ganze Länder verheerte und entvölkerte. Wollte, Du hättest gelogen!"

„Wollte es auch, Baas," erwiederte der Knecht, werden uns aber doch unserer Haut wehren müssen, wenn sie's zu arg machen. Was Recht ist, laß ich mir schon gefallen, wenn sie aber auch über das Erlaubte hinausgehen, dann —"

Ipsen ballte die Faust und seine merkwürdig blinzelnden Augen funkelten von einem wilden Feuer. „Weiß Gott," setzte er hinzu, „brächte mich einer von den schwedischen Reitern in Wuth, ich könnte meinen, sein Schädel sei ein leerer Grütztopf und ihn einschlagen mit einer Handspeiche."

„Gott bewahre!" sprach Margreth aufstehend. „Red' nicht so toll. Du kannst ja einem ehrlichen Mädchen Angst machen. Todtschlagen ist nicht Deine Arbeit. Ueberlasse es den Unglücklichen, die darauf gelernt werden, daß Gott erbarm! Am Besten für Dich und uns Alle wird es sein, wenn Du auf Deiner Kammer bleibst, Zeugkneifen schnitzest oder Siele, das Geschirr fein sauber putzest und weder rechts noch links siehst. Thust Du Das, will ich Dich alle Mahlzeiten so freundlich ansehen, wie mir's um's Herz ist, und es müßt' wunderlich zugehen, wenn Du dann nicht jederzeit von einem warmen Maisonnenbade recht innerlich erquickt würdest. Bist Du aber ungeberdig und hältst Deinen friesischen Nacken zu trotzig steif, bitt' ich den Baas, daß er Dich fortschickt vom Hofe. Besser getrennt leben in gutem Frieden, als unter einem Dache in Zank und Streit!"

„Hast Recht, Margreth, soll so sein!" sagte mit bedeutsamen Nicken der Hofbesitzer. Ich denk' aber Riß hat ein Einsehen, schickt sich, wie's gehen mag, und kümmert sich nicht um Dinge, die ihn nichts angehen."

Der Knecht hatte sein Essen schon beendet.

„Ihr seid der Herr, Ihr habt zu befehlen," sprach Ipsen jetzt, „und mir kommt es zu, zu gehorchen. Guten Willen dazu hab' ich, Baas, nur weiß ich nicht im Voraus, ob mir damit in allen Fällen geholfen sein wird. Kein Mensch kann aus sich selber herausgehen, die Haut, die Gott der Herr uns gegeben, muß Jeder behalten, mag sie glatt oder voller Höcker sein. Ich bin schon zufrieden mit der meinigen, aber daß sie mich prickelt, wenn sie ein Fremder unerlaubter Weise anfaßt, und daß ich dann schnell und derb zugreife, kann ich nicht ändern. Es ist meine Art so und mein Blut läßt es nicht anders zu. Schlägt mich Keiner, ich will sicher jeden lieber streicheln, als kratzen!"

Er stand auf reichte im Vorübergehen seiner Verlobten die Hand, lächelte ihr freundlich zu, und stieg dann in seine Kammer, die über dem Pferdestalle unter dem warmen Strohdache sich befand.

„Ich muß ihm scharf auf die Finger sehen," sagte Claas zu seiner Frau, als bedürfte seine Rede noch einer besonderen Rechtfertigung. „Gut, brav und rechtschaffen ist Riß, nur zu leicht hitzig. In der Hitze weiß der Mensch selten, was er thut, denn er kennt weder Maß noch Ziel. Das sollte freilich anders sein, weil's aber nicht ist, mag es wohl seinen Grund haben, den wir nicht kennen. Bin doch begierig auf das fremde Kriegsvolk."

Die Hausfrau schwieg zu diesen Bemerkungen ihres Mannes. Sie brachte die Kinder zu Bett, sah dann nach den Fenstern, ob sie auch geschlossen seien, machte noch einen Gang zu den Viehständen, um auch hier nachzusehen, sagte endlich Margreth gute Nacht und löschte das Heerdfeuer.

„Morgen ist's vielleicht anders!" Mit diesen Worten, die von einem Seufzer begleitet waren, zog sie die Thür des Wohnzimmers hinter sich an. Ein Lauscher würde die Eheleute noch kurze Zeit leise mit einander haben flüstern hören, ohne ein Wort ihrer Unterredung zu verstehen. Dann herrschte tiefe Ruhe auf Bombüll-Hof, die höchstens ein knusperndes Mäuschen, ein im Halbschlafe die Flügel bewegendes Huhn oder das eigenthümliche, malmende und monotone Geräusch einer wiederkäuenden Kuh unterbrach.

Riß Ipsen, obwohl von der harten Feldarbeit in dem schweren Marschboden müde geworden, konnte nicht einschlafen. Wider Willen mußte er immer wieder an die Schweden denken, von denen er bisher nur gräuliche Abbildungen auf Jahrmärkten gesehen, nie einen Lebendigen erblickt hatte. Namentlich war es das brennende Altona, das einen unauslöschlichen Eindruck auf den unverdorbenen Natursohn machte, und ihm einen tiefen leidenschaftlichen Haß gegen alles Schwedische einflößte. Auf einer Darstellung jener furchtbaren Katastrophe, die ganz Altona in einen glühenden Schutthaufen verwandelte, hielt Graf Steenbock, der Anführer des schwedischen Heeres, auf dessen Befehl die unglückliche Stadt in Brand gesteckt wurde, hoch zu Roß unter einer Menge anderer ihn umgebender Offiziere. Der patriotisch gesinnte Maler, kein Künstler von Fach, hatte dem feindlichen Heerführer eine Physiognomie gegeben, die dem Obersten der Teufel alle Ehre gemacht haben würde. Auch seiner Umgebung war von dem Maler nicht geschmeichelt worden. Es durfte deshalb nicht Wunder nehmen, daß Alle, vorzugsweise aber das Landvolk in den fernen friesischen Marschen, in dem Zerstörer Altona's einen Mordbrenner böjester Art erblickten. Die schlimmen Eigenschaften, welche man allgemein dem General der Schweden beilegte, übertrug die Menge selbstverständlich auch auf alle seine Offiziere und da man der Ansicht war, ein so sittenloses, an Gräueln aller Art Gefallen findendes Offiziercorps werde sicherlich den rohen Haufen der Soldatesla nicht mit großer Sorgfalt zügeln, so fürchteten alle Landbewohner diese verrufenen Krieger des Nordens mehr als eine Räuberbande.

Die Aufregung, die schreckhaften Bilder, mit denen seine Einbildung ihn quälte, ließen Ipsen nicht schlafen. Wenn er dennoch die Augen fest schloß und sich auf's Ohr legte, kam es ihm vor, als höre er in der Ferne das klirrende Rasseln schwer Geharnischter, das Schnauben galoppirender Rosse, das Halloh wilder Reiterschaaren und das schmetternde Geschrill zum Angriff blasender Kriegshörner. Richtete er dann sich wieder auf, so war freilich Alles still um ihn, nur sein Blut rollte in fieberhaft rascher Bewegung durch seine Adern, klopfte in Stirn und Schläfen, und gaukelte ihm allerhand phantastische Bilder vor. Dann und wann bewegte sich eins der Rosse unter ihm und schlug mit dem Hufe gegen die Bohlen, oder ein paar Kaninchen verließen ihre Höhlen im Kuhstall und spielten auf der geschlagenen Tenne des Hofes, vor jedem Sprunge das eigenthümliche Klopfen ihrer Hinterläufe hören lassend.

Ipsen verbrachte ein paar Stunden in diesem peinlichen Zustande. Aber wie sehr er sich auch abmühte, den Schlaf herbeizurufen, es gelang ihm nicht. Da sprang er endlich unwirsch auf und stieg hinab auf die Tenne. Sein Lieblingspferd, ein junger, schöner Grauschimmel, erkannte den Tritt seines Pflegers und begrüßte ihn mit freundlichem Gewieher.

„Still, Hans, still! Wecke den Baas nicht," sagte Riß Ipsen flüsternd, seine Hand durch die Raufe steckend und den weichen Hals des treuen Thieres sanft klopfend. Mit einigen

Stückchen Schwarzbrod, die der ruhelose Knecht noch in einer Tasche seines Wamses fand, besänftigte er das leicht zu behandelnde Thier. Vor dem Geräusch des ungewohnten Nachtwandlers flohen auch, lauter als sonst die Tenne mit den Füßen schlagend, die spielenden Kaninchen.

Ipsen näherte sich jetzt der Kammer seiner Verlobten, die unfern des Heerdes und dicht zur Seite des Wohnraumes der Herrschaft sich befand. Er lauschte mit angehaltenem Athem. Sein Gesicht erheiterte sich und es schien ihm wohler zu werden, als er das regelmäßige sanfte Athmen der Geliebten durch den dünnen Bretterverschlag vernahm.

Jetzt kehrte Ipsen um, schob den Holzriegel am Thore zurück und trat hinaus in die sternenhelle, kühle Nacht. Die blätterlosen Fliederbäume und die vom Westwinde schief gebogenen, krüppelhaften Linden bewegten sich im Nachtwinde. Das Gebell eines einzelnen Hundes scholl dumpf vom Süden her, ging nach einiger Zeit in lauteres Geheul über und verlor sich dann ganz.

Ipsen umschritt das ansehnliche Gebäude vorsichtig, als fürchte er irgendwo auf einen versteckten Feind zu stoßen. Er konnte indeß nichts Verdächtiges entdecken. Die Sterne blickten still und friedlich, wie immer bei hellem Wetter, kein Feuerzeichen röthete den Horizont, kein Fackellicht glühte verdächtig auf über der monotonen braunen Fläche der Aecker und Wiesen, kurz, es lag ein Frieden über die Wiedingharde ausgebreitet, als gäbe es weder Schweden im Lande noch einen grimmigen General Steenbock, der sie befehligte.

Etwas beruhigter durch diesen nächtlichen Gang um den Hof, kehrte Ipsen zurück in denselben. Er sah noch einmal nach den Pferden, sprach noch ein paar Worte mit dem verhätschelten Grauschimmel, der ihm dafür dankbar die Hand leckte, und suchte dann seine Lagerstätte wiederum auf. Wirklich besuchte ihn jetzt der Schlaf, und zwar befiel er den ermüdeten Knecht nunmehr so schwer, daß ihn der Baas am nächsten Morgen dreimal bei Namen rufen mußte, ehe er ihn ermuntern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Hut.

Du fragst: warum ich jetzt nicht mehr
Mag auf den Poßberg gehen,
Da's Niemand doch verlangt so sehr: —
Wirst Du mich auch verstehen,
Wenn ich Dir's sage? Kurz und gut:
Die Ursach ist mein neuer Hut.

Du weißt, ich kaufte gestern mir
Ein Hütchen nach den Moden
Für diesen Tag, nun denke Dir!
Da wurde mir verboten
Es bei dem Feste aufzuthun
Von meinem Vater! merkst Du's nun?

Ich schwieg — so hielt ich es für's Best
Dacht aber in der Stille:
Fahr Du zum Kuckuk Poßbergfest,
Wenn ich ob einer Grille,
Nicht haben soll, was recht mir dünkt
Und keinem Andern Schaden bringt.

Und thu' ich nun nicht wohl daran,
Wenn ich zu Hause bleibe —
Und mir, wie ich schon oft gethan,
Allein die Zeit vertreibe,
Wenn Niemand bei mir bleiben will?
Du siehst, auch ich hab meine Grill'.

C. F.

Die Ameisen als Wetterpropheten.

Ein französischer Gelehrter, Dr. Ebrard, der sich viel mit dem fleißigen Völklein der Termiten beschäftigt, hat über sie folgende Beobachtungen angestellt. „Ich verließ," erzählt er, „eines schönen Julitages bei heiterm Wetter gegen ein Uhr meine Wohnung. Die Hitze war drückend. Müde von meiner Promenade, setzte ich mich an einer Waldlichtung auf einen Eichenstrunk. Eine der Wurzeln diente Hercules-Ameisen zur Wohnung . . . man sah sie nur in geringer Anzahl, und ich bemerkte, daß sie vom Felde heimkehrten und keine davon mehr ausging. In einigen Augenblicken waren sie sämmtlich verschwunden. Ich dachte bei mir: sie kehren frühzeitig heim, und forschte nach einer Ursache. Da ich keine genügende fand, blätterte ich in einem Buche, ohne mich weiter mit den Ameisen zu beschäftigen. Plötzlich wurde meine Lectüre durch einen heftigen Donnerschlag unterbrochen. Ich machte mich eiligst auf den Heimweg, kam aber bis auf die Haut durchnäßt unter Dach. Die Ameisen waren jedenfalls weit vorsichtiger und praktischer als ich. Seit jener Zeit gebrauchte ich, sobald ich mich bei zweifelhaftem Wetter zu einem längern Ausfluge aufmachte, die Vorsicht, zu beobachten, was in der nächsten Behausung von röthlichgelben Ameisen vorging, die sich auf meinem Wege fanden, und ich that sehr gut daran. Ich theile hier mehrere meiner Beobachtungen mit: 1) Die Rückkehr einer großen Anzahl von Ameisen, wenn die Oeffnungen des Haufens nicht geschlossen sind, verkündigt einen Platzregen von kurzer Dauer. 2) Sind die oberen Oeffnungen eines Haufens bei schöner Witterung, wenn die Ameisen zurückgekehrt, oder auf der Rückkehr begriffen sind, geschlossen, so wird bald ein starker Regen fallen. 3) Wenn die Oeffnungen auf der Höhe und an den Seitenwänden des Haufens geschlossen sind, die Ameisen aber trotzdem aus den unteren Oeffnungen ziehen, so ist dies ein Anzeichen, daß es wohl regnen werde, doch erst nach vier bis sechs Stunden. 4) Sammeln sich die Ameisen auf der Höhe des Haufens, so zeigt dieß, mit Ausnahme des Winters und Frühlingsanfangs, einen nahen Regen an. 5) Sind alle Oeffnungen eines Haufens, der von röthlichen Ameisen bewohnt wird, des Morgens oder während des Tages nach einem nachlassenden Regen geschlossen, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß das schlechte Wetter noch einige Zeit anhalten wird.

Die Regenzeichen.

Der englische Arzt Dr. Jenner, einst um die muthmaßliche Witterung des nächstfolgenden, zu einer Landpartie anberaumten Tages gefragt, gab als Antwort folgende launige (von A. E. Danzer übertragene) Zusammenstellung der Regenzeichen, die allenthalben ihre nicht außer Acht zu lassende Bedeutung haben.

Ein hohler Wind fängt an zu wehen,
Tief ist das Wetterglas zu sehen,
Und schwarz Gewölk am Himmel winkt;
Der Ruß im nahen Schornstein sinkt;
Der Wachtelhund schläft in der Hütte,
Die Spinne kriecht aus Netzes Mitte;
Auch sank die Sonne bleich hinab;
Den Mond ein falber Hof umgab;
Der Hirte ahnet, seufzt und schweigt,
Weil sich ein Regenbogen zeigt;
Naß ist die Wand, der Graben riecht,
Die Pimpinell verschliest sich dicht;
Wie's dämmerte, ließ sich im Grauen
Die alte Kröt' im Grünen schauen;
Es schreit der Pfau, die Ente quäkt,
Der fernen Hügel Nähe neckt,
Die Stühl' und Tische krachen wieder,
Gefoltert sind des Alten Glieder.
Gar seltsam ist der Flug der Krähen,
Wie Habichts Gleiten anzusehen,
Als dränge Birl in ihr Gefieder.
Es schnaubt das Schwein und ruhet nicht;
Die Fliege schwärmt umher und sticht;
Der Grille Zirpen trifft mein Ohr,
Die Schwalbe schwingt sich nicht empor.
Des Kätzchens Tatz' ist auch nicht faul,
Fährt wischend stets um's bärt'ge Maul;
Kurz — regnen wird's, ich seh's mit Sorgen,
Der Ausflug unterbleibt wohl morgen.

Verschiedenes.

Haardt, 12. Juni. Gestern Abend während eines Gewitters schlug der Blitz in einen hinter einem Stalle stehenden Maulbeerbaum, zerschmetterte denselben, fuhr durch die Mauer in den Stall und tödtete eine Kuh. Ein neben ihr an einem Stricke angebundenes Rind wurde nicht beschädigt. Die Splitter der Aeste sind theilweise bis auf 30 Meter fortgeschleudert worden. Der Eigenthümer war etwa 3 Meter vom Baume entfernt, um das vom Berge kommende Wasser abzuleiten, und kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Dieser Tage wurde in **Mainz** ein französischer Taschendieb Namens Jacob Chia aus Rixheim verhaftet, indem er gerade einem Reisenden eine mit 50 fl. gefüllte Börse aus seiner Tasche gezogen hatte.

Ofen, 10. Juni. In der Vorstadt Taban ist heute, 6 Uhr Morgens, eine Feuersbrunst ausgebrochen, welche bis 9½ Uhr 41 Häuser verzehrte. Es sind mehrere Menschenleben, darunter auch 7 Kinder zu beklagen.

Der nahebei zur europäischen Berühmtheit gewordene Carl Jud, welcher zwei Welttheile durchirrte, um der Polizei zu entgehen, dann aber in Frankreich selber erkannt und gefangen ward, ist vom Schwurgerichtshof des Oberrheins zum Tode verurtheilt worden, und wird in Colmar hingerichtet.

Aus **Neapel** wird berichtet, daß man einen neuen Ausbruch des Vesuvs befürchtet; Der Berg speit in kurzen Zwischenräumen Lava nach der Gegend von Pompeji und Asche in der Richtung von Portici aus. Die Atmosphäre der Stadt ist mit Elektricität angefüllt, das gewöhnliche und fast sichere Zeichen eines baldigen Ausbruchs.

Rom. Zur Beurtheilung der Bedeutung der Versammlung hoher Würdenträger der Kirche dürften nachstehende Zahlen einen Beitrag liefern. Das heilige Collegium wird von 70 Cardinälen gebildet; die Zahl der Erzbischöfe in Europa beträgt 104, davon sind 46 in Italien, 15 in Frankreich, 13 in Deutschland, 18 in Spanien, 4 in Ungarn und Dalmatien, 4 in Irland, 4 in der Türkei, 3 in Rußland, 1 in Griechenland, 1 in England. Diese Erzbischöfe haben 609 Weihbischöfe; davon sind 407 in Europa und 202 in Amerika und Afrika. Außerdem gibt es noch 75 unabhängige Suffraganbischöfe; davon leben 65 in Italien, 4 in Deutschland, 4 in der Schweiz, 2 in Spanien, 1 in Rußland, 1 in Malta, 1 in Bulgarien. Die Zahl der Bischöfe beträgt 890. Die Erzbischöfe und Bischöfe in partibus zählen 401. Es gibt demnach 1860 höhere Würdenträger der katholischen Kirche. Der niedere Clerus in Italien zählt 40,000 Priester.

Als König **Georg** III. von England nach seiner Krönung aus Hannover über den Kanal zurückkehrte, überraschte dessen Schiff ein Sturm. „Bereiten Sie uns vor," sagte der Kapitän ernst zum Hofprediger, „in wenigen Minuten können wir Alle im Himmel sein." — „Ach, davor behüte uns doch der liebe Gott!" rief dieser zitternd.

Raritäten-Kästlein.

Ein Geizhals beklagte sich über die allzuvielen Besuche seiner Verwandten. „Da habe ich u. A. eine alte Tante," sagte er, „die besucht uns jährlich regelmäßig **zwei** Mal und bleibt jedesmal **sechs Monate**."

Laß Dich nicht vom äußeren Scheine täuschen. Wie mancher Rittersmann ist knapp!

Das merke Dir: Bücher, welche nur versiegelt abgegeben werden sind zum **Erbrechen**.

Charade.

Die erste Silbe.

Wo grüne Bäume hoch zum Himmel ragen,
Geheimnißvoll es durch die Zweige rauscht,
Wo spärlich nur das Licht an hellen Tagen
Durch fest verschlung'nes, wildes Dickicht lauscht,
Wohin das ängstlich scheue Wild entfliehet,
Wenn es der schnelle Hund des Jägers jagt,
Wohin es uns am schwülen Tage ziehet,
Das ist der Ort, den Dir die Erste sagt.

Die zweite und dritte Silbe.

Geboren sind noch nie die beiden Andern,
Wie uns ein altbekanntes Sprichwort lehrt;
Es muß der Bursche in die Fremde wandern,
Eh' ihn die Zunft mit diesem Namen ehrt.
Beim Minnesang, bei hohen Ritterorden
Ward immerdar der Beste so genannt,
Es machen den, der es durch Fleiß geworden,
Die eignen Werke lobend schon bekannt.

Das ganze Wort.

Unscheinbar, in der Dunkelheit geboren,
Werd' ich mit einem Feuergeist vermählt,
Und hab' ich mich in ihm erst ganz verloren,
Als ein Bestandtheil seines Ichs gezählt.
Ich muß dem starken Sohn vom grünen Strande
Des deutschen Rheines meinen Duft verleihn,
Dann werden wir im ganzen Vaterlande
Und in der Fremde noch willkommen sein.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22:
Ameise.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 12. Juni. Der Centner: Weizen 7 fl. 1 kr. Korn 5 fl. 33 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 15 kr. Hafer 4 fl. 25 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 25 kr.

Homburg, 11. Juni. Der Centner Weizen 6 fl. 50 kr. Korn 5 fl. 39 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 17 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 19 kr. Mischfrucht 5 fl. 47 kr. Erbsen 6 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 24. Sonntag, den 22. Juni **1862.**

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Einquartirung.

Erhitzten Gesichtes und athemlos trat Margreth um die Mittagszeit in den Hof, um der Frau vom Hause zu melden, daß der Baas draußen am Deiche mit ein paar bewaffneten, fremd aussehenden Reitern spreche.

„Es werden die Schweden sein,“ sagte ruhig die Hofbesitzerin. „Benimm Dich, als säbest Du sie nicht, Margreth,“ damit kommt man bei ungeschliffenem Kriegsvolk am Weitesten. „Besuchen sie uns, so geben wir, was sie haben wollen, und lassen ihnen durch Zeichen wissen, daß wir ihre Sprache nicht verstehen.“

„Wenn sie aber Deutsch reden?“

„Sie werden nicht, — sind ja weit her, weit von über der Ostsee.“

Margreth wollte diese Beweisführung der Hofbesitzerin nicht recht einleuchten. Sie ging kopfschüttelnd an ihre Arbeit, von Zeit zu Zeit an die Pforte tretend, um mit glänzend klugem Auge die Gegend zu beobachten. Die Reiter waren jedoch verschwunden und auch der Baas ließ sich nicht sehen. Vor dem Hofe blieb Alles ruhig. Man hörte den Westwind in den dürren Aesten der Fliederbäume pfeifen, die Sperlinge trieben sich zwitschernd vor dem Thorwege herum und der große, zottige Wächterhund, Tiger, schlich schnoppernd um die alten Mauern. Er mußte nichts Verdächtiges oder Fremdes in der Nähe wittern, sonst hätte er Lärm gemacht; denn er war ein ungewöhnlich wachsames Thier und ungebetenen Eindringlichen gefährlich.

Endlich, über eine Stunde später als sonst, kam Claas zurück. Er war sehr ernst und noch einsilbiger als gewöhnlich. Nur mit zwei Worten fragte er nach Ipsen. Da seine Frau ihm sagte, der Knecht sei nicht im Hofe, sprach er nicht weiter von ihm.

Die Familie setzte sich an den Tisch; Margreth trug das Essen auf. Die Kinder mußten die Hände falten und der Mutter ein kurzes Gebet nachsprechen.

„Margreth!“ sagte Claas.

„Was beliebt, Baas?“

„Morgen muß die Schüssel zum Mittagessen noch einmal so groß sein. Kannst heute Abend ein paar Hühnern die Hälse abdrehen.“

Die Magd verwandelte sich.

„Sind sie da?“

Claas nickte finster.

„Heute Nacht oder Morgen früh kommen sie in hellen Haufen. Die Quartiermacher haben mir zwei Mann angekündigt, sollen aber noch viel mehr nachkommen. Hilft nichts, müssen uns schicken. Am besten ist's, wir sind freundlich mit dem Volk, ohne zutraulich zu werden. Müssen doch wieder einmal abziehen.“

„Wo bleibt aber Ipsen?“ fragte Margreth.

„Er begleitet die Quartiermacher in's Land. Brauchten einen zuverlässigen Führer. Vor Abend wird er wieder hier eintreffen.“

Nach diesen kurzen Mittheilungen sprach Niemand mehr von dem zu Erwartenden. Jeder that, was ihm oblag. Margreth allein, die eine gewisse Unruhe nicht völlig bemeistern konnte, machte sich häufig etwas vor dem Hofe zu schaffen, wobei sie nicht unterließ, scharf nach den Marschwegen auszublicken. Außer einem vereinzelten Fuhrwerk aber und spärlich erscheinenden Fußgängern zeigte sich nichts Bemerkenswerthes.

So kam der Abend heran. Mit Sonnenuntergang trat Niß Ipsen in den Hof. Der junge starke Mann war sehr verstimmt. Er bot selbst seiner Verlobten nur einen barschen, guten Abend und wich absichtlich dem Hofbesitzer aus, um nicht zum Sprechen genöthigt zu werden.

Margreth suchte einen unbemerkten Augenblick, um den Geliebten unter vier Augen zu sprechen. Es fiel ihr auf, daß Ipsen sich in der Nähe ihrer Kammer so viel zu schaffen machte, und zuletzt unmittelbar unter dem Fenster derselben, wie durch Zufall, ein paar alte Flaschen fallen ließ, daß die Scherben davon weit umherflogen.

„Was ist Dir, Niß?“ fragte das Mädchen den mürrischen Knecht. „Hab ich Dich beleidigt?“

Ipsen blitzte sie mit heißem Auge an. Dann streckte er seine Hand nach dem frischen Blute aus und riß sie ungestüm in seine Arme. Ein langer Kuß schloß die blühenden Lippen der schönen Friesin. Als er die sanft sich Sträubende wieder frei ließ, hob er drohend die Faust auf und sagte:

„Wo Du je einen Andern freundlich ansiehst!“

Margreth mußte lachen.

„Wunderlicher Thor!“ versetzte sie. „Soll ich mich etwa in den Baas vergaffen oder in seinen blondharigen Buben, den Uwe? Sollst mich verstoßen dürfen, meinethalb auch mich umbringen wenn ich's thue!“

Ipsen ließ wohlgefällig seine Blicke auf der schlanken Gestalt ruhen, die in ihrer zornigen Aufwallung ihm doppelt begehrenswerth erschien. Dann klopfte er ihr sanft auf die Schultern und flüsterte ihr beim Vorübergehen zu:

„Zwei Schweden legen sich morgen in's Quartier auf Bombüllhof. Du wirst für das Volk zu kochen und zu scheuern haben, wirst sie auch bedienen müssen. Vielleicht sind's junge, flinke Bursche, denen der Waffenrock gut zu Gesicht steht. Zudringlich, keck, frech sind alle Kriegsleute. Nehmen, Rauben, Plündern ist ihr Handwerk, und weil sie immer gleich mit blanker Waffe drein zu schlagen gewohnt sind, kehren sie sich an Niemand und fragen selten nach dem Recht. Halt' sie Dir vom Leibe, Margreth, und sei kurz und barsch gegen sie. Wär'st Du's nicht, sieh, Herzensdirne, hier zwischen diesen meinen Händen würde ich Dich mit Wollust verröcheln sehen!“

„Gib Frieden und sei gescheidt. Ich will ja klug sein. Was einer Dienenden zukommt, werde ich thun, nichts mehr. Willst Du mir glauben?“

„Gewiß!“

„Dann schweig' auch und nimm Dich zusammen!“

Die Verlobten reichten und schüttelten einander die Hände, Margreth aber gab dies Gespräch doch viel zu denken. Sie kannte Ipsen schon seit Jahren, sie war über Jahr und Tag mit ihm versprochen und wollte im nächsten Sommer, sobald sie die Ausstattung beschafft und der Baas den beiden Leuten eine einträgliche Stelle in Pacht überlassen haben werde, ihm ihre Hand reichen. Eifersüchtig hatte

sich Ipsen zwar immer ein wenig gezeigt, so merkwürdig wie heute aber war sein Benehmen niemals gewesen. Es kochte und loderte in seinem Innern eine verborgene Flamme, deren Entstehen sich das Mädchen nicht erklären konnte. Mit Fragen in den heftigen, leicht aufbrausenden Mann zu dringen, hielt sie nicht für räthlich, denn sie kannte seinen Charakter hinlänglich, um zu wissen, daß neugieriges Fragen und spürendes Forschen ihm verhaßt sei. Deshalb ging Margreth nur still mit sich zu Rathe und nahm sich fest vor, dem eifersüchtigen, reizbaren Riß keine Veranlassung zu irgend welchem Argwohn zu geben.

Wie üblich, begaben sich alle Bewohner Bombülls frühzeitig zur Ruhe. Diesmal aber floh auch die junge Friesin der Schlaf. Sie lag wachend in ihrer Kammer und horchte bald auf den Wind und das Feilen der dürren Aeste am Holzwerk der Mauer, bald auf das Sausen der Binnensee, die ihre Wogen am Haffdeiche brach. Nach Mitternacht erst schlummerte das Mädchen ein. Sie konnte indeß nicht lange geschlafen haben, da weckte sie das heftige Gebell Tiger's, der in wilden Sprüngen um den Hof raste und bald auch Claas zum Verlassen seiner Kammer nöthigte. Alle Bewohner des Hofes wurden von dem Lärmen des Hundes allarmirt.

Claas verließ in Begleitung seines Knechtes das schützende Dach und verfügte sich nach dem nächsten, landeinwärts ziehenden Binnendeiche. Der Himmel war bewölkt, neblig. Hin und wieder um die einzeln liegenden Marschhöfe ballte sich der Nebel zu grauen, feststehenden Schatten zusammen. Im Zenith nur blinkten und funkelten hin und wieder einzelne Sterne. Auch über der See lag der Nebel in breiten weißen Schichten. Keine Welle hob schimmernd ihren wolligen Saum aus der grauen Fläche, nur die Brandung schlug eintönig surrend an das künstliche Steinriff, das den Außendeich begrenzte und schützte. Die Horchenden vernahmen jetzt deutlich weiter vom Lande her Waffengeräusch, Gemurmel dumpfer Stimmen, ab und zu einen lauteren Ruf, Gewieher trabender und galoppirender Pferde.

„Es sind die Schweden," sprach Claas niedergeschlagen: „Wenn die Sonne aufgeht, wird das Land von dem Kriegsvolk wie von Heuschrecken überschwemmt sein. Gott schütze uns vor dem Uebermuthe und den Freveleien dieser Gesellen!"

„Soll wohl so sein, Baas, aber ich will aufpassen," versetzte Riß Ipsen.

Die beiden Männer gingen schweigend zurück nach Bombüllhof. Hier wieder angekommen, legte Baas den Hund an die Kette, um Unglück zu verhindern, unterrichtete die Seinen von dem Einzuge der Schweden in die friesische Marsch, und traf Vorkehrungen, die fremden Gäste zu empfangen.

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Beim ersten Grauen des Tages hielt kaum hundert Schritten von Bombüll eine Reiterschaar, von welcher drei Mann dem Hofe zuritten.

Claas empfing die schwedischen Eindringlinge an der großen Pforte, zwar wortkarg, doch höflich. Hinter ihm standen seine beiden Kinder und blickten neugierig schüchtern zu den bärtigen Männern auf, die martialisch drein sahen und sich die gewaltigen Knebelbärte strichen, während die breiten schweren Pallasche unter den stampfenden Thieren gegen die hohen Reiterstiefel schlugen. Auch Margreth schlich sich hinter die Kinder, machte einen langen Hals und warf einen flüchtigen forschenden Blick auf die draußen noch immer im Sattel Sitzenden. Ein lautes Husten im Pferdestalle scheuchte jedoch die schlanke Friesin schnell wieder zurück.

Inzwischen hatte der Herr von Bombüllhof sich mit den Schweden verständigt. Er rief jetzt dem Knechte, daß er für die Pferde der schwedischen Herren sorge, und bat diese, welche schon abgestiegen waren, seine Behausung zu betreten. Nur Zwei blieben vorläufig auf Bombüll, der Dritte sprengte zurück zu dem haltenden Troß und führte diesen weiter nach dem zunächst gelegenen Hofe in der Wiedingharde.

Die beiden Schweden, welche fortan auf ungewisse Zeit als Gäste im Hause des wohlhabenden Claas verweilen sollten, machten keineswegs den Eindruck wüster, rücksichtslos handelnder Kriegsleute. Es war ein ältlicher Mann und ein noch sehr junger Herr. Letzterer der den Rang eines ersten Cornet bekleidete, mußte aus guter Familie und ungleich vornehmer, als sein älterer Begleiter sein. Er trat mit dem Anstande eines Mannes von Welt auf, der gewohnt ist, Befehle zu geben und diese ohne Widerrede befolgt zu sehen. Sein Aeußeres machte den gefälligsten Eindruck, und obwohl er gern zu befehlen schien und aller Widerspruch ihn offenbar sehr unangenehm berührte, kleidete er doch jetzt seine Befehle in die Form freundlicher Bitten ein, so daß die blühende Margreth nicht umbin konnte, recht flink die Wünsche des schwedischen Cornet zu erfüllen.

Riß Ipsen ließ sich nicht sehen. Er besorgte die Pferde der Schweden, zwei junge, muthige Thiere von guter Race, um deren Besitz er die Fremde beneidete. Aus Liebhaberei, und weil es so schön und trefflich gehaltene Thiere waren, pflegte er sie mit der nämlichen Sorgfalt, wie die Pferde seines eigenen Brodherren. Die schwedischen Herren aber betrachtete er nur von Ferne.

„Der junge Herr, ein Baron aus großer Familie, versteht Deutsch," berichtete Margreth ihrem Verlobten. „Das ist mir lieb, man kann ihm doch leichter den Willen thun."

„Thue, was Du mußt, aber höre nicht auf sein Geschnack."

„Er ist auch viel zu stolz, um einer dienenden Magd nur das Zuhören zu gestatten," erwiederte etwas spitzig das Mädchen. „Müßte er nicht mit der Gesellschaft des Baas zufrieden sein, ich glaube, er würde auch diesem kein Wort gönnen."

Ipsen wiegte gleichgiltig den Kopf hin und her, und pfiff die Melodie eines damals beliebten Volksliedes, das sich aus dem Reiche bis in die nordischen Horden Schleswigs durch wandernde Handwerksburschen verpflanzt hatte.

Sture Bjelke, wie der Cornet sich nannte, versäumte inzwischen nichts, um den Hofbesitzer und dessen stille Frau sich gewogen zu machen. Er blieb höflich und machte durchaus keine ungebührliche Ansprüche. Heiteren Temperamentes und lebenslustig, sah er am liebsten frohe Gesichter um sich. Auch erwies er sich als großer Kinderfreund. Dem Buben Uwe schnallte er den schweren Pallasch um, und wollte sich schütteln vor Lachen, als der muntere Junge mit dem gewichtigen Bandelier geziert, die weite Diele auf und abmarschirte. Dem jungen Mädchen zeigte er allerlei Kostbarkeiten, unter Anderm auch das Brustbild einer schönen jungen Dame in goldenem Medaillon. Er nannte sie Gräfin und sagte der Frau vom Hofe, daß er sich vor Beginn des Feldzuges dieser jungen schönen Dame verlobt habe.

Margreth ging gerade vorüber, als die kleine Elsje das blinkende Medaillon, das an goldener Kette hing, der Mutter zeigte. Sie blieb stehen, um es ebenfalls zu betrachten. Als Elsje das Kleinod dem schwedischen Herrn wieder zurück geben wollte, reichte es der Baron auch der Friesin.

„Schau zu, ist's nicht schön?" sagte er mit fremdländischem Accenten, der jungen Magd heiter in die großen, klaren Augen blickend.

Margreth schlug verwirrt den Blick nieder und erröthete. Sie erfaßte das Medaillon, aber sie sah nichts von dem darin enthaltenen Gemälde. Zitternd gab sie es dem Cornet zurück.

„Ein schönes Kind," sprach Sture Bjelke. „Sehr schön, sehr jung und ganz blöd. Ich mag das leiden an jungen Mädchen."

Er lachte wieder in herzlich gutmüthigem Tone und begann auf's Neue, die Kinder neckend, mit Claas zu plaudern.

Ipsen war glücklicher Weise nicht Zeuge dieser Ansprache seiner Braut durch den Schweden gewesen; auch hielt Margreth es nicht für nöthig, ihn davon zu benachrichtigen. Der junge, muntere Cornet, welcher seinem mürrischen älteren Kameraden scharf auf die Finger sah und den mancherlei Neckereien, zu denen der alte Kriegsmann sich aus bloßer Gewohnheit gern hinreißen ließ, steuerte, gewann in Kurzem das Zutrauen aller Bewohner von Bombüll. Am meisten hingen ihm die Kinder des Hofbesitzers an, mit denen er spielte, denen er irgend ein Geschenk mitbrachte und die er, hielt er sich auf Bombüll auf, fast immer um sich hatte.

Nur einen Einzigen gab es, dem der schwedische Freiherr auswich. Dieser Einzige war der Knecht Niß Ipsen. Sture Bjelke behauptete, der Mensch habe einen bösen Blick und Ipsen schwur seinerseits wieder darauf, der Schwede stelle sich nur so freundlich, weil er irgend eine Schandthat im Schilde führe. Dies gegenseitige Mißtrauen der ungefähr gleichaltrigen, jungen Männer machte Beide, ohne daß sie sich sprachen, zu Gegnern, und so wenig Einer dem Andern etwas Uebels zufügte, wünschte doch heimlich Jeder dem Andern zu schaden.

Indeß vergingen Wochen und die Bewohner der Wiedingharde gewöhnten sich bereits an die fremden Kriegsleute. Auffallende Excesse kamen nur selten vor, an häufigen Reibungen aber fehlte es nirgends. Diese mehrten sich sogar mit der längeren Dauer der Besetzung des Landes, da die Schweden als Herren auftraten und von Jedermann Gehorsam heischten. Klagen, welche darüber bei den schwedischen Befehlshabern einliefen, fanden nicht immer Beachtung, denn die Kriegsleute wollten bemerken, daß gewöhnlich die starre Hartnäckigkeit der widerhaarigen Friesen den ersten Anlaß zu den meisten vorkommenden Mißhelligkeiten gebe. So ward denn nach und nach das anfänglich ganz erträgliche Verhältniß zwischen den Eingebornen des Landes und dem schwedischen Kriegsvolke ein immer gespannteres, immer drohenderes, und hielten die Friesen auch aus Klugheit an sich, so lagen die Sachen doch so kraus und wirr, daß die geringste Veranlassung einen heftigen Zusammenstoß hervorrufen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

O selige Zeit!

O selige Erwachenszeit,
In der die Knospen springen,
In der, von Blüthen überschneit,
Die Flur sich schmückt mit grünem Kleid
Und tausend Lerchen singen.

Die Erde dampft, es dampft der See,
Dem Thal entsteigt der Brodem,
Vergessen ist das herbe Weh, —
Des Winters Eis, des Winters Schnee
Schmolz vor des Frühlings Odem.

Die Quelle rieselt in das Thal
Und küßt die zarten Pflanzen,
Hoch in der Lüfte blauem Saal,
Beglänzt vom goldnen Sonnenstrahl,
Die leichten Mücken tanzen.

Es bohrt sich aus dem Wiesengrund
Ans Sonnenlicht der Käfer,
Prüft seine Flügel, putzt sich — und
Dann tummelt sich um Blumen bunt
Des Winters träber Schläfer.

Und Du, ein Träumer, sitz'st zu Haus',
Indeß die Vögel schlagen?
Auf, zieh' in Wald und Feld hinaus
Und winde Deinen Veilchenstrauß
In milden Lenzestagen.

Eh' Dir es ahnt, ist schon entfloh'n
Der Lenz, der muntre Knabe,
Die Garbe reift, es blüht der Mohn,
Eh' Du 's gedacht, erhebt sich schon
Das Kreuz auf Deinem Grabe.

Phänomen in Siebenbürgen.

Auf dem westlichen zwischen Bodonos und Dezna gelegenen Abhange des Berges Arg ist der Erdboden in einer Breite von beiläufig vier Klaftern ziegelroth verbrannt und so heiß, daß man nur mit Mühe darauf stehen kann, gräbt man aber nur ein wenig in die Erde, so schießen überall bläuliche Flammen auf. Dieser Erdbrand wurde im Mai 1859 zuerst bemerkt und hat seitdem, also binnen drei Jahren, sich um beinahe 12 Klafter weiter nach dem Gipfel zu verbreitet. Die auf dieser Strecke befindlichen Bäume sind natürlich alle, nach Verkohlung ihrer Wurzeln zusammengestürzt. Ueber dem ganzen Schauplatze schwebt ein erstickender Dampf, der sich oft bis in die Thäler hinabzieht. Das brennende Material soll Schwefel und Steinkohlen enthalten.

Lord Palmerston

ritt nach Kensington und sah einen Gemüsehändler, welcher seinen, vor dem schweren Wagen ächzenden, Pony unbarmherzig prügelte.

— He, Freund, schämt Ihr Euch nicht, das Thier zu mißhandeln? fragte der Lord.

— Der Pony muß so gut sein Futter verdienen wie ich; antwortete der Händler. Und übrigens habe ich den Pony gekauft und bezahlt und kann mit ihm machen, was ich will!

Lord Palmerston stieg ab, band sein Pferd an die eisernen Stäbe eines Gartengitters, packte den Händler beim Kragen und fing an, aus allen Kräften mit seiner schweren Reitpeitsche auf den Thierquäler loszudreschen.

— Ich will Dir Logik beibringen! rief Palmerston, immerfort hauend. Hier ist meine Peitsche; ich habe sie gekauft und bezahlt und kann mit ihr machen, was ich will.

Verschiedenes.

München. Die decorative Ausschmückung des Innern des bayer. Nationalmuseums wurde dem Decorationsmaler Schwarzmann dahier um den Preis von 80,000 fl. übertragen.

Das Wohnungscomite des deutschen Schützenfestes in Frankfurt hat eine Deputation an den Großherzog von Baden entsendet, um ihn zur leihweisen Ueberlassung von Reserven-Militärbetten zu bitten. Der Großherzog hat die Deputation sehr huldreich empfangen und dem Comite 1800 neue Betten zur Verfügung gestellt, die demnächst nach Frankfurt abgehen werden.

(Auch ein Curiosum.) Die Mainzer Ztg. schreibt: Sage noch Einer, daß Mainz keine kosmopolitische Stadt sei! Unsere Sprache ist deutsch, unser Gesetz französisch, unsere Regierung hessen-darmstädtisch, unsere Kirche römisch, unser Gouvernant österreichisch, unsere Commandantur preußisch, unsere Garnison größtentheils italienisch, unsere Post thurn und taxisch, unser Gaswerk badisch, unser Telegraph bayerisch ꝛc.

Vier Männer aus Rellingen im Württembergischen arbeiteten in einem Steinbruch, als ein Gewitter anzog. Sie suchten anfangs Schutz im Steinbruch. Als jedoch ein starker Regen losbrach und der Sturm ihn hineintrieb, eilten sie unter eine benachbarte, freistehende Buche. Zwei setzten sich auf den Boden, der Dritte lehnte sich an den Stamm und der Vierte stellte sich auswärts auf. Da zuckt der Blitz und — getroffen sinken die Vier auf den Boden. Der Vierte erholte sich indessen, da er nur einige Verletzungen bemerkte, wo er Metallknöpfe oder Hosenschnallen trug. Zwei blieben todt und der Dritte ist so übel zugerichtet, daß man an seinem Aufkommen zweifelt.

Der Wilner Männergesangverein beabsichtigt, Franz Schubert in Wien ein Monument zu setzen.

Straßburg, 6. Juni. Dieser Tage trug sich in Erlß, Rastatt gegenüber, eine unendliche traurige Geschichte zu. Ein wohlhabender und gebildeter Mann, der Apotheker des Orts, besaß eine einzige Tochter von 16 Jahren; das Mädchen hatte sich mit einem erst 17jährigen Vetter vergangen. Als die Sache plötzlich zur Kenntniß der Eltern kam, und zwar in der unzweideutigsten Weise, wurde die Mutter wahnsinnig; der Vater mußte sie in's Irrenhaus bringen und erschoß sich bei der Rückkehr. Die Mutter ist im Irrenhause als Rasende gestorben, und das Mädchen steht mit ihrem Kinde und seiner Schande allein.

Eine Frau zum Major gemacht! Frau Reynolds von Peoria, Illinois, Gattin des Lieutenant Reynolds im 17. Illinoisregiment, hat ihren Mann auf allen Zügen des Regiments begleitet und alle Gefahren und Strapazen mit ihm getheilt. Sie war gegenwärtig in der Schlacht bei Pittsburg, pflegte die verwundeten und sterbenden Soldaten mit rastlosem Eifer und erwarb sich Dank und die Hochachtung der Braven, die sie kennen lernten. Gouverneur Yates von Illinois, dem ihr muthiges und löbliches Betragen gemeldet wurde, hat die Frau zum Major ernannt. Ihr Patent ist in aller Form ausgefertigt und ihr zugestellt.

Ein Chemiker in Rouen will gefunden haben, daß das Extract des Campeschen-Holzes ein specifisches Mittel gegen jede Art von Wund- und gegen den Spital-Brand sei, der wie durch Zauber verschwinde. Angestellte Versuche sollen diese Wirksamkeit außer Zweifel stellen.

Raritäten-Kästlein.

Ein Gelehrter beschäftigte sich zum Aerger seiner Frau den ganzen Tag über fast nur mit seinen Büchern. „O, wäre ich doch ein Buch," rief die Frau des Denkers eines Tages unmuthig aus, „dann würdest du mich doch nicht so sehr vernachlässigen." „Ich hätte es am liebsten," erwiederte der Gelehrte pflegmatisch, „meine Frau wäre ein Kalender, denn die wechsele ich alle Jahre."

Was ist unangenehm? — Wenn man, in eine neue Wohnung eingezogen, die Bemerkung macht, daß man über sich einen KlavierVirtuosen, unter sich einen anziehenden Klavierspieler, rechts einen Waldhornisten und links einen Posaunisten zum Nachbar hat und in seinem Gegenüber eine detonirende Sängerin erkennt.

„Sie werden heirathen?" fragte ein Freund den Andern. — „„Nein!"" antwortete der Gefragte. — „Warum?" — „„Weil ich's bereuen könnte."" — „Weßhalb?" — „„Weil ich sehr eifersüchtig wäre."" — „Warum?" — „„Weil ich fürchten würde, von meiner Frau hintergangen zu werden."" — „Weßhalb?" — „„Weil ich's verdiente."" — „Warum?" — „„Eben darum, weil ich geheirathet habe.""

Dies Eine merke Dir: Einem Stockfisch ist ein Bückling stets sehr angenehm.

Goldkörner.

Nur der innerlich Vollkommene genießt sein Leben. Niemand ist innerlich vollkommen, dessen Absichten unedel sind.

* * *

Der Erde Druck, die harten Uebel des Lebens, Erhöh'n den Geist, erheben die Seele zu Gott.

Räthsel.

Tritt du mitten in das, was meistens die Leute sich wünschen, Freund, dann hast du die Macht, welche die Leiden besiegt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 23: Waldmeister

Ansbach, 16. Juni. Bei der heute stattgefundenen eilften Gewinnziehung des Ansbach-Gunzenhausener Eisenbahn-Anlehens fielen auf nachbenannte Loose die nebenbezeichneten Gewinnste: Serie 4805 Nr. 4 20,000 fl., Serie 2435 Nr. 4 2000 fl., S. 3439 Nr. 31 500 fl., S. 184 Nr. 7, S. 1722 Nr. 2, S. 4172 Nr. 48, S. 4276 N. 13 und S. 4805 Nr. 14 je 100 fl.

Frankfurt, 18. Juni. In der heutigen Ziehung 2. Klasse der 142. Stadtlotterie fielen auf folgende Nummern die beigesetzten Hauptpreise: Nr. 4650 12,000 fl.; Nr. 4451 3000 fl.; Nr. 20,347 2000 fl.; Nr. 10,540 1000 fl.

Am 1. Juli d. J.

findet die Haupt-Prämien-Verloosung des großen Eisenbahn- und Dampfschifffahrts-Anlehens statt, welches den Betheiligten die glänzendsten Aussichten von allen bestehenden Staats-Verloosungen bietet, indem man im glücklichen Falle mit einer sehr geringen Einlage eine viertel Million Gulden gewinnen kann.

Haupttreffer fl. 250,000, 200,000, 150,000, 40,000, 30,000, 20,000, 15,000, 5000, 4000, 3000, 2000, 1000 bis abwärts fl. 135. — niedrigster Gewinn.

Ein Loos für obige Ziehung kostet fl. 3. — 3 Loose fl. 8. — und 6 Loose fl. 15.

Alle Arten Coupons, Briefmarken werden an Zahlung genommen, auch kann der Betrag durch Postnachnahme erhoben werden.

Aufträge bittet man baldigst und nur direkt zu ertheilen an:

Frankfurter Börsencourse vom 17. Juni 1862.

Pistolen.	fl.	9	37½
Preuß. Friedrichsd'or .	fl.	9	55½
Holl. 10 fl.-Stücke . .	fl.	9	45
Rand-Ducaten . . .	fl.	5	32½
20 Francs-Stücke . .	fl.	9	22½
Engl. Sovereigns . .	„	11	52
Hochhaltig Silber p. Z. P.	„	52	—
Preuß. Cassen-Schein .	„	1	45
Dollars in Gold . . .	„	2	26
5% Ldw.-Bezb. Pr.-Obl.		101¼ P.	
4½% Pf. Max-E.-A. .		109¾ P.	
4% Ldw.-B. Eisenb.-Actien		134½ P.	
Ansbach-Gunzenh. 7 fl. Loose		12¼ G.	
Badische 50 fl. Loose . .		101⅜ P.	
„ 35 fl.		55¼ P.	

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälz

№ 25. Sonntag, den 29. Juni 1862.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Eine verhängnißvolle Entdeckung.

Margreth's Verlobter war nun wieder von früh bis Abends auf dem Acker beschäftigt, während seine Braut, so oft ihre häuslichen Geschäfte es erlaubten, an ihrer Ausstattung arbeitete. Frau Claas half ihr dabei und gab ihr allerhand gute Rathschläge und wohlgemeinte Winke. Es hatte sich bisher nichts auf Bombüll Hof verändert. An die Einquartirung war man gewöhnt und bemerkte sie kaum noch. Auch zogen die Schweden oft schon frühzeitig aus und kamen bisweilen gar nicht, öfter noch erst des Nachts zurück. Diese letztere Einrichtung gefiel Niemandem auf dem alten Hofe, weil die schwedischen Herren entweder das Verlangen stellten, Claas solle seine Wohnung unverschlossen lassen, damit man zu jeder Zeit eintreten könnte, oder, falls er dies nicht thun wolle, ihretwegen wach bleiben oder jemanden von seinen Leuten wachen lassen, bis es ihnen beliebe, heim zu kommen. Um Weiterungen zu vermeiden, entschloß sich Claas zu Letzteren.

Das war nun allerdings etwas sehr Unbequemes, worunter alle Bewohner von Bombüll litten; denn nur selten kehrten die schwedischen Herren oder doch einer derselben lug vor Morgengrauen von ihren Fahrten zurück.

Am liebsten übernahm Claas selbst die Nachtwache, immer jedoch konnte er sich der nächtlichen Ruhe nicht berauben. Man wechselte deshalb ab; so fiel denn bald Diesem, bald Jenem die Last des Wachens zu.

Bis zu dieser Zeit war Niß Ipsen fast in gar keine Berührung mit den Schweden gekommen. Die Pferde der Fremden behandelte er aus Liebhaberei mit der größten Sorgfalt, so daß auch der heiklichste Herr ihn keiner Nachlässigkeit zeihen konnte; über die neue Sitte der Nachtwache aber schimpfte er laut, als die Reihe ihn zum zweiten Male traf.

„Mögen die Herren auf dem Deiche schlafen," sprach er. „Bleiben sie draußen bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, so können sie auch vollends den Anbruch des Tages abwarten. Liederliches Volk! — Wollte, sie ersöffen alle mit einander im tiefsten Pfuhl!"

Claas verwarnte den Knecht ernstlich und machte ihn auf die möglichen Folgen aufmerksam, wenn er seine Zunge nicht bändige. Ipsen war aber nicht zu bekehren. Der ganze wilde Friesentrotz prägte sich jetzt in den Mienen des Erbitterten aus, und hätte er nur auf Unterstützung zählen können, er würde nicht Anstand genommen haben die verhaßten Fremden auf alle erdenkliche Weise zu chikaniren.

Diese Verstimmung blieb den Schweden nicht verborgen. Sture Bjelke war der Erste, der sich darum an Claas wendete und denselben nach der Ursache jener fragte. Der Hofbesitzer wollte den wahren Grund verschweigen und erwiederte obenhin:

„Mein Knecht ist verliebt und Verliebte, das wißt Ihr ja, Herr, Verliebte sind immer querköpfig."

Sture Bjelke fand dies unterhaltend. Er hatte den stets mürrischen Ipsen, mit dem er äußerst selten ein Wort wechselte, einer Herzensregung gar nicht fähig gehalten.

„O, das ist [illegible]," sagte er heiter. „Da müßte man den Burschen ja [illegible] aufziehen, damit er ein wenig warm würde. Ha, ha, ha, [illegible] Kloß verliebt!"

Claas sah den Schweden sehr ernst an.

„Niß Ipsen ist kein Kloß, Herr Baron," erwiederte er mit Nachdruck. „Er ist mein Knecht und er war stets ein treuer Knecht; außerdem darf er den Kopf als freier Friese gerade so hoch tragen, wie ich selbst."

„Verzeiht, wackerer Claas," versetzte der schwedische Cornet in scherzhaft spöttischem Tone. „Ich vergaß, daß die Friesen so unbändig stolz sind. Aber, wer hat denn das unerhörte Glück von diesem — erhaben einhergehenden freien Friesen mit den derben Fäusten und dem feisten Nacken so heiß geliebt zu werden?"

„Ein unbescholtenes Mädchen," sagte Claas so ernst wie zuvor, „meine Dienstmagd Margreth, die Ihr kennt."

„Das reizende Kind? Diese unter Haidekraut, Disteln und großen Bohnen zu wunderbarer Schönheit erblühte Rose?" fiel Sture Bjelke leidenschaftlich erregt ein. „Geht mir, Claas, Ihr scherzt! Ihr wollt mich foppen. Wie wäre es möglich, daß diese verzauberte Fee sich in einen Bauernknecht verlieben könnte!"

Claas' Miene verfinsterte sich immer mehr. Die kurz geschnittenen Vorderhaare, die zur Hälfte seine nicht sehr hohe Stirn bedeckten, schienen zu wachsen, so kraus zog er sie in Falten.

„Wir Friesen sind alle Bauern," sprach er ernst, „und haben als Bauern manchem hochgebornen Herrn das Visir eingeschlagen am Wilderdamme, wie's zu lesen ist in unsern Chronikbüchern. Margreth ist eines solchen Bauern Tochter; warum sollte sie anstehen, einem ehrlichen Bauern die Hand zu reichen?"

„Donnerwetter!" versetzte der Cornet, dem dieser gewaltige Ernst des stolzen Friesen Spaß machte. „Wär' ich nicht ein schwedischer Freiherr aus edelstem Blute — meine Ahnen rühmen sich von Königen abzustammen — ich könnte beinahe Lust verspüren, mich hier in Friesland als Bauer niederzulassen und vom ersten bis zum letzten Tag im Jahre heiße Grütze zu essen. Eine kostbare Schüssel, bei unserm großen Könige, besonders, wenn man fürchterlich verhungert ist!"

„Hindert Euch kein Mensch am Abziehen, Herr Baron, wenn's nicht schmeckt," erwiederte Claas trocken.

„Meint Ihr? lachte der Cornet. Nun gerade gedenken wir noch einige Zeit bei Euch zu bleiben," setzte er hinzu mit dem Tone eines Mannes, der zwar Scherz verträgt, zugleich aber auch nicht gewillt ist, sich irgend welche Vorschriften machen zu lassen. „Mundet uns Eure Grütze auch nicht jeden Tag und zu jeder Stunde, so wollen wir uns, denk' ich, die frischen Lippen Eurer jungen Töchter desto besser schmecken lassen."

„Herr Baron!" stieß Claas mit wildem Augenfunkeln heraus und die Faust dröhnend auf den Tisch schlagend. „Ihr seid mein Gast, Herr, und ein Friese ist kein Menschenfresser, — aber —, Herr — hätte ich eine Tochter in dem Alter, das Euch Ritersleuten absonderlich gefällt! bei dem Raben, aus dem Koller, der Euch schützt, macht' ich einen Sarg, in dem Ihr selber läget!"

Sture Bjelke sah den wüthend gewordenen Mann ruhig

an. Er hatte nicht geglaubt, daß diese scheinbar stillen, äußerlich kalten, einsylbigen Menschen so leidenschaftlich aufbrausen könnten. Diese hohe, sittliche Würde, dieser unbeugsame Nationalstolz flößte, ihm Achtung ein. Er reichte deshalb Claas die Hand und sagte begütigend:

„Eigensinniger Mann, wie mögt Ihr ein Scherzwort so ernst und hoch aufnehmen! Wenn jedes Wort, das Krieger und Landsknechte ausstoßen, ein Dolchstoß wäre, lebte schon längst keinen mehr auf dem Erdenrund! — Seid nicht böse, Claas, ich bin nicht so schlimm, nur meine Worte sind spitz und schärfen sich leicht an Anderer Gegenrede. Uebrigens stirbt, dünkt mich, kein Mädchen an dem Kusse eines Kriegsmannes, und will uns eins der lieben, weichen, jungen Dinger den Schnautzbart streicheln, um bequemer mit uns kosen zu können, so wird's kein so brummiger Alter, und wär's der steifnackigste Friese, verhindern. — Seid froh, Claas, daß kein so schlank aufgeschossenes, rosiges Ding in Eurem alten Castell, wo solch berühmter Seekönig haus'te herumläuft, Ihr möchtet sonst viel zu hüten bekommen!"

Zögernd legte Claas seine Hand in die des schwedischen Cornet. Die Rede des jungen Mannes gefiel ihm nicht, weniger noch behagten ihm die Blicke desselben, in denen ein unter der Asche glimmendes Feuer heftiger Triebe zu glühen schien.

Diese Unterredung hinterließ einen tiefen Eindruck in der Seele Sture Bjelkes. Gefallen hatte dem kecken Reiteroffizier die schlanke Magd auf Bombüll-Hof vom ersten Augenblicke an, er gab es aber auf, sich um ihre Gunst zu bewerben, da sie die ersten Aufmerksamkeiten, mit denen er sie beehrte, auffallend trotzig hinnahm. Als Baron und Offizier seines Königs, der schon mit mancher Gräfin getanzt und gescherzt hatte, fand er dieses abstoßende Betragen einer Bauernmagd fast ungezogen, beleidigt indeß fühlte er sich nicht dadurch. Und da es allerwärts gefälligere Mädchen gab, so ließ er die merkwürdig spröde Friesin sehr bald völlig unbeachtet.

Die Mittheilungen des Besitzers von Bombüll-Hof brachten ihn auf andere Gedanken. Hier galt es mehr als ein Hinderniß zu beseitigen, mehr als einen Sieg zu erkämpfen. Und gleichzeitig konnte er auch ein paar widerwärtig trotzige, hochfahrende Menschen, gelang sein Anschlag, recht empfindlich demüthigen.

Margreth war unstreitig ein schönes, begehrenswerthes Mädchen. Sie mußte allen Menschen von raschem Blut gefallen. Den schwedischen Freiherrn hatte sie ungezogen behandelt, dafür mußte sie schon einmal bestraft werden, und weil dies schnöde Gebahren jedenfalls eine Folge ihrer Liebe zu dem rauhen Knecht Ipsen war, den sie also ihm, dem vornehmen Schweden aus dem höchsten Adel, vorzog, mußte die ihr zukommende Strafe recht empfindlich und kränkend für den frechen Bauerburschen ausfallen.

Sture Bjelke entwarf mehr als einen Plan, um seine Absicht zu erreichen, gab aber jeden als unausführbar auf.

„Wenn ich die köstliche Blume dem täppischen Friesen abspenstig machen und sie ihm rauben könnte, während er das Nachsehen hat, das wäre doch für ihn die größte Strafe, für mich der herrlichste Triumpf!" rief er, sich ermuthigend zu, und der Beschluß, diesen Plan durchzuführen, stand unumstößlich fest. Unvermerkt, zart, schmeichelnd näherte sich der Cornet der schönen Friesin. Bald begegnete er ihr auf Schritt und Tritt. Der gewandte, flinke Freiherr schien allgegenwärtig zu sein oder zaubern zu können. Ging sie früh mit den blinkenden Messingeimern auf die Koppel, wo die Kühe ihres Brodherrn weideten, und war weit umher bei ihrem Fortgange kein Mensch, am wenigsten ein schwedischer Reiter zu sehen, so hatte sie gewiß die erste Kuh noch nicht zur Hälfte gemolken, und die freundlich grüßende Stimme des männlich-schönen Cornet überraschte die Einsame. Holte Margreth Wasser aus der Tränke, so griff der schwedische Offizier mit zu und entriß ihr, wollte es sich nicht anders thun lassen, die Eimer gewaltsam. Am Heerde, auf dem Heuboden, wenn sie die Kinder pflegte oder am Webestuhle schaffte: immer war der Freiherr in der Nähe, um mit ihr zu sprechen, ihr Schmeichelworte zuzurufen, die das geängstigte und so consequent verfolgte Mädchen beunruhigten und in die größte Verlegenheit setzten. Sie konnte nicht anders glauben, als, der junge Schwede habe wirklich sein Herz an sie verloren. Ihr ward angst und bange bei diesem Gedanken; denn was konnte sie dem reichen, vornehmen Freiherrn sein, und was sollte aus ihrem armen, treuen Ipsen werden, wenn diesen Bewerbungen kein Ziel gesetzt werden konnte!

Geraume Zeit ging das geängstigte Mädchen still mit sich zu Rathe, was sie wohl zu thun habe, um den Zudringlichen zu entfernen. Alle nahe liegenden, von dem weiblichen Instinkt gebotenen Mittel waren schon versucht worden. Sture Bjelke ließ sich dadurch nicht abschrecken. Weder eisige Kälte, noch Thränen, noch Bitten und heftige Vorwürfe verscheuchte den hartnäckigen Mann. Er ward nur ungestümer, leidenschaftlicher; Unhöflichkeit oder unwürdiges Benehmen konnte ihm die Friesin nicht vorwerfen.

Anfangs hoffte Margreth ihr Verlobter werde alsbald den unbesonnenen Cornet überraschen und ihm dann auf friesische Manier gebührend heimleuchten. Sie hatte Grund, dieser Hoffnung mit Zuversicht sich hingeben zu können, da Niß Ipsen dem Freiherrn weder wohl wollte, noch ihm irgend etwas Gutes zutraute. Von jeher hatte er den schwedischen Eindringling mit eifersüchtigem Auge bewacht, und es war durchaus nicht anzunehmen, daß er diese Bewachung deshalb, weil sie bisher unnöthig gewesen war, aufgegeben haben sollte. Wie sehnlichst indeß Margreth ein Dazwischentreten ihres Verlobten, dem sie von ganzem Herzen ergeben blieb, herbeiwünschte, es erfolgte nicht. Sture Bjelke war schlau genug, immer die Stunden und Momente zu seinen Bewerbungen um die hartnäckige Widerspenstige zu benutzen, wo er sichere Kunde hatte, daß der eifersüchtige Knecht auswärts beschäftigt sei. Wußte er Niß Ipsen nur in der Nähe, so unterließ der Cornet klüglich jede Annäherung.

Einige Male stand Margreth, von den rastlosen Verfolgungen des schwedischen Herrn in rathlose Unruhe versetzt, auf dem Punkte, sich ihrem Brodherrn anzuvertrauen und bei diesem Hilfe und Schutz gegen dessen Nachstellungen zu erbitten. Ueberdachte sie aber wieder die möglichen Folgen, welche eine solche Entdeckung haben konnte, so schrack sie davor entsetzt zurück und duldete lieber, dem Zufall vertrauend in der Stille, was sie aus eigener Kraft nicht zu ändern vermochte.

Ein Zufall war es denn auch wirklich, welcher der gepeinigten Magd Rettung bringen sollte. Eines Tages nämlich, als Sture Bjelke eben nach einem höchst leidenschaftlichen Auftritte mit drohenden Worten von ihr gegangen war, fand Niß Ipsen seine Braut in Thränen. Verwundert fragte er sie: was ihr begegnet sei? weshalb sie weine? denn er war an derartige Gefühlsausbrüche bei Margreth gar nicht gewöhnt.

Das Mädchen erröthete — stotterte — wollte sprechen und wagte es doch auch nicht, da sie den heftigen Widerwillen Ipsens gegen den Schweden kannte.

„Ha," fuhr der leicht reizbare und höchst jähzornige Knecht die Stammelnde an, „Du bist meiner überdrüssig. Das blanke Ledercollet und der knapp sitzende schwedische Rock stechen Dir in die Augen! — Nur immer zu, geh' nur hin, wirf Dich ihm an den Hals. Wenn er Dich beschimpft hat, spuckt er vor Dir aus und stößt Dich in das nächste Moor, um Dein Heulen nicht zu hören! — Dumme Närrin! Er, ein hochfahrender Edelmann und Du, eine arme friesische Magd! Aber, wenn ich ihn packen kann, ha, das Genick dreh' ich ihm ab, daß ihn der Teufel gleich präparirt mit Haut und Haar verschlucken kann!"

Margreth fand während dieses heftigen Zornausbruches ihre Ruhe wieder. Sie bat durch Geberden den Tobenden, sie doch anzuhören, und als Niß Ipsen endlich schwieg, sprach sie:

„Ich will den schrecklichen Menschen ja nicht, lieber Niß, nur weiß ich ihn nicht los zu werden. Hilf mir! Du kannst's und Dir kommt es zu. Bin ich nicht Deine Braut?!"

„Braut? Und scharmuzirst mit Andern? Mit Ausländern? Mit einem schwedischen Strolch!"

„Kann ich ihm verbieten, mir nachzuschleichen? Wie

ein Schatten huscht er hinter oder neben mir her. Umarmen würd' er mich und an sich drücken, schlüg' ich nicht um mich."

„Die Faust in's Gesicht, wäre verdienter Lohn! Warum riefst Du mich nicht?"

„Weil Du nie in der Nähe bist, wenn er mir nachschleicht. O, ich habe nirgends Ruhe! Nicht in Feld und Garten, nicht in Küche noch Keller! Selbst an meiner Kammerthür hat er schon ein paar Mal gerüttelt, daß mir der kalte Schweiß vor Angst ausgebrochen ist. Tiger mußte es aber hören, denn er schlug jedesmal laut an, und das Gebell des wachsamen Hundes verscheuchte den ungestümen Menschen."

„Darum also bellte der Hund in den letzten Nächten?" sprach Ipsen nachdenklich und in ruhigerem Tone. „Glaubst Du, daß er noch einmal den Versuch machen wird, in Deine Kammer zu dringen?"

„Er hat mir das Aergste angedroht," erwiederte Margreth, „und ich weiß mich nicht anders zu schützen, als daß ich Gewalt brauche. Und sollt's mein Leben kosten, ich widersetzte mich ihm. Dir hab' ich mich verlobt, Niß; vertraust Du mir und meinem Wort, meinem Schwur, beim ewigen Gott und seiner Barmherzigkeit, ich will und werde Dir keine Schande machen!"

Ipsen war still geworden. Er sah nachdenklich vor sich hin und schürte das Feuer auf dem Heerde mit einer Zange zusammen, diese wiederholt heftig in die schwellende Gluth stoßend.

„Sei ohne Furcht," sprach er nach kurzem Schweigen. „Friesisch Blut frißt schwedisch Eisen. Ich werde wachen über Dich, wie Gott wacht über sein Weltall. Du bist mir die Welt. Wer Dich mir rauben oder verderben will, vernichtet mich. Soll's um mich geschehen sein, nun in Gottes Namen! Es muß aber erst Kampf geben und mein Blut muß fließen, ehe ich wimmere: es ist gut! Gott befohlen, Margreth; denk an Niß Ipsen und hab' Muth!"

Der Knecht verließ die Bestürzte. Gleich darauf hörte sie den Hufschlag des Pferdes, das den Cornet heimgetragen. Ipsen sprang dem Schweden rasch entgegen und nahm ihm freundlicher als gewöhnlich die Zügel ab, um das Thier abzuzäumen und zu pflegen. Sture Bjelke trat mit klirrenden Sporen in das Wohngemach des Hofbesitzers, nickte im Vorübergehen Margreth verstohlen zu, reichte Uwe, der sogleich auf des Freiherrn Knie kletterte, die Reitpeitsche, und ließ sich von der schmeichelnden Elisa erbitten, ihr ein nordisches Märchen, deren ihm viele geläufig waren zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Schweifen möcht' ich durch die Räume.

Schweifen möcht' ich durch die Räume,
Wie der Vogel, leichtbeschwingt,
Der im Wipfel stolzer Bäume
Seiner Liebe holde Träume,
Seines Daseins Freuden singt.

Schaukeln möcht' ich auf den Wellen,
Wenn der Sturmwind ruft zur Schlacht,
Wenn die Wogen brausend schwellen,
Blitze rings die Nacht erhellen,
Und der Donner rollt und kracht.

Auf die Berge möcht' ich steigen,
Wo die Alpenrosen blühn,
Wo so hell der Abendreigen
Klingt durch das erhabne Schweigen,
Wo die stolzen Firnen glühn.

Mit den Hirschen möcht' ich schweifen
Durch der Wälder traute Nacht,
Wenn der Mond die lichten Reifen,
Und die silberhellen Streifen
Webt durch stolzer Eichen Pracht.

Doch am liebsten mög ich schauen
Einem Mädchen ins Gesicht,
Dem aus Augen, dunkelblauen,
Demuth, Unschuld und Vertrauen,
Und der Liebe Zauber spricht.

P. Z.

Phädagogisches.

Der Schulmeister von Trautenau hatte zween Sprüche im Brauch, die er den Eltern sagte, wenn sie ein Kind ihm in die Schule brachten. Erstlich sagte er: „Allein kann ich nicht ziehen, ihr müßt mitziehen." Zweitens: „Und wenn ihr mitziehet, so müßt ihr nicht rückwärts wollen, wenn ich vorwärts will." So nun der Vater sein Hänslein und die Mutter ihr Gretlein recht herausstrich, pflegte er wohl einen dritten Spruch beizusetzen: „Lieber ungezogen Kind, als verzogen Kind!" und erzählte dann dazu als Exempel: „Ich habe einen trefflichen Lautenisten gekannt, der zu sagen pflegte: Wenn ich einen Schüler bekomme, der nichts auf der Laute kann, so fordere ich 5 Gulden Lehrgeld, bekomme ich aber einen, der schon etwas kann, so verlange ich 10 Gulden. Und wenn ich ihn fragte, warum er das thäte, so sprach er: Fünf verlange ich für das, was ich ihn lehren, und fünf für das, was ich ihm abgewöhnen muß." —

Verschiedenes.

Von dem großartigen Geschäfte des Kaffee Probst in der Neuhäusergasse in München kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß daselbst am verflossenen Fronleichnamsfeste allein nicht weniger als 4500 Tassen Kaffee verabreicht wurden.

(Wettessen.) In der Umgegend von Braunau ward zwischen einem Bauern und einem Bräuknechte eine Wette um 10 fl. und die Zeche vereinbart, welche derjenige von den Beiden gewinnen soll, der es dem Anderen an Essen zuvorthut. Die Wahl des Gerichtes stand dem Bräuer zu und dieser bewies sich hierin als ein höchst sonderbarer Gourmand, indem er sich und seinem Rivalen eine mehrere Maß haltende, mit lebenden Maikäfern angefüllte Flasche vorsetzen ließ und mit demselben die zum Essen geradezu nicht sehr einladenden Thierchen mit Haut und Haar verzehrte. Trotz der unwillkürlichen Magenentleerungen einiger Zuschauer dieses Heldenstückes verzehrten die der Leistungsfähigkeit ihrer Mägen vertrauenden Glücksritter die ganze Auflage ihres Gerichtes, ohne daß einer von ihnen die Wette gewonnen hätte, vielmehr mußten sie wegen Mangels weiterer Vorräthe den „Wettfraß" unterbrechen.

Michelstadt, 22. Juni. Eine schreckliche That versetzte vor einigen Tagen die hiesige Stadt in ungemeine Aufregung. Ludwig Arzt, seines Handwerks ein Schuhmacher, hatte vor ungefähr 3 Jahren sich verheirathet und sein Geschäft begonnen, aber wegen Unzulänglichkeit der Mittel bald wieder aufgeben müssen. Zuletzt war er Portier auf der Rexroth'schen Fabrik geworden; es stand ihm jedoch die baldige Entlassung bevor. Seine Frau und sein einziges Kind, ein hübsches Mädchen von anderthalb Jahren, lagen am Nervenfieber krank darnieder, waren aber beide Rekonvaleszenten. Wahrscheinlich von Nahrungssorgen beunruhigt, war der noch nicht 30 Jahre alte Mann in den letzten Tagen in offenbar trüber Stimmung umhergegangen, scheint aber einen verzweifelten Entschluß schon mehrere Tage gefaßt gehabt zu haben, denn er hatte sein Rasirmesser schleifen lassen. Mit diesem schnitt er erst seiner Frau und dann seinem Kinde in der Nacht den Hals ab, dann sich selbst. Da er jedoch die gefährliche Stelle an seinem Halse nicht so gut getroffen hatte, wie bei seinen beiden Opfern, so ging er barfüßig und im bloßen Hemde aus dem Hause und ertränkte sich in der nahen Mümling.

(Zum deutschen Schützenfeste.) Aus Tyrol kommt der beste Schütze des Landes, Moosmair aus Passeyr, mit der Schaar vom Burggrafenamte.

Bern, 20. Juni. Die Schützengesellschaft Thun vergütet denjenigen Mitgliedern, die das Frankfurter Schützenfest besuchen und dort die Stichscheibe lösen, 40 Fr.

Es ist besser, sagt Alexander Dumas, einen Wechsel zu unterzeichnen, als eine Karte anzurühren. Derjenige, der einen Wechsel unterzeichnet, weiß wozu er sich verbindlich macht. Jeder aber, der eine Karte anrührt, betritt eine unbekannte Bahn und weiß nicht, wie diese ihn führen wird.

Zur Warnung! In **Berlin** erkrankten am Pfingstmontage in einer Familie plötzlich die Mutter und fünf Kinder unter den Anzeichen einer Vergiftung. Nach langen Bemühungen erst gelang es zwei Aerzten, die zur Hülfe gerufen worden, die heftig Erkrankten, die schon bewußtlos dalagen, zu retten. Da jeder Verdacht einer absichtlichen Vergiftung fehlt, so vermuthet man, daß diese unwillkürlich durch sogenanntes „Fleischgift" herbeigeführt worden. Mutter und Kinder hatten kurz vorher grüne Aale gegessen die am Tage vorher gekocht waren und in denen sich wahrscheinlich durch das Stehen das Fleischgift bei der großen Hitze entwickelt hatte. — Vorzüglich entwickelt sich das Gift in weichem oder fetten Fleische jeder Art, sowie in jungem, schmierigen Käse, in sehr weicher Wurst, in Pilzen ꝛc., wenn diese Speisen in der Wärme längere Zeit aufbewahrt worden sind. Die Nahrungsmittel schmecken dann etwas „kratzig."

Dieser Tage starb in **Schwientochlowitz** bei Königshütte (Oberschlesien) eine 106 Jahre alte jüdische Matrone, Frau Lea Schweitzer, welche noch 3 Kinder, 38 Enkel, 152 Urenkel und 12 Ururenkel überleben.

Von **Justinus Kerner** wird erzählt, daß er in seiner Jugend einen sehr schlechten Magen gehabt habe, der nichts bei sich behalten konnte, und zugleich, daß er lieber viele, aber keineswegs immer gute Verse gemacht habe, als ernstlich über den trocknen Büchern zu sitzen. Er erhielt daher um dieses Doppelumstands willen von seinen Familienmitgliedern den Spitznamen „Kotzebue".

(Was ein Strauß-Magen Alles vertragen kann.) Im Park von Lyon ist das Strauß-Weibchen kürzlich todt in seinem Behälter gefunden worden. Man öffnete es und fand Folgendes in seinem Magen: Eine große Menge Gerstenkörner, die mit Gras und einem erklecklichen Haufen Kieselsteine (im Gewicht von ungefähr 4 Pfund) vermischt waren. Diese Kieselsteine sind zur Verdauung nöthig und finden sich immer in den Verdauungswerkzeugen dieser Thiere. Außerdem fanden sich vor: drei vollkommen erhaltene irdene Pfeifen, die eine grünliche Farbe angenommen hatten; ein Messer mit kupfernem Heft, 20 Centimeter lang; 25 Uniformsknöpfe, die, nach ihrem mehr oder weniger abgenutzten Aussehen, die Aufenthaltszeit des betreffenden Regiments in Lyon erkennen ließen; die am meisten abgenutzten trugen die Zahl 42, die am besten erhaltenen die Zahl 100. Sodann fand man noch ein halbes Frankenstück, 32 Sous- und Centimesstücke, eine Anzahl Kupfermünzen, deren Gepräge sich nicht mehr erkennen ließ; Stücke von Uhrketten, 6 große Nüsse, ein Stück Weißdornrohr und einen Draht von 10 Centimeter Länge, der die Kropf- und Magenwand durchbohrt hatte, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit des Thieres auszuüben.

Sprüchwörter.

Gebrühte Katze scheut auch das kalte Wasser.

Geliehen Gold wird Blei, wenn man's wiederfordert.

Menschen und Wind
Aendern geschwind.

Raritäten-Kästlein.

Eine Wienerin, welche Anti-Thierquälerei-Vereins-Mitglied ist, wurde von einer Fliege belästigt. „Jean," rief sie ihrem Diener zu, „fange das Thierchen sanft und delicat und lasse es zum Fenster hinaus." Jean haschte die Fliege von der Nase der Gnädigen weg und trug sie ängstlich zum Fenster. „„Madame, es regnet,"" sagte der Diener, „„soll ich ihr vielleicht einen Parapluie mitgeben?""

Börne sagt: „Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an die Erde, das Herz verbindet uns mit dem Menschen und durch's Gehirn hängen wir mit dem Himmel zusammen.

Mensch, schreibt Otto Walster, wenn Du ein launisches Mädchen kennen und mit ihr in nähere Berührung zu kommen versuchen willst, dann schaffe Dir die Haut eines Elephanten, die Geduld eines Esels und das Blut eines Fisches an, sonst hast Du mehr Aergernisse, als Du Haare besitzest auf Deinem ehrwürdigen Scheitel.

Der witzige Possendichter David Kalisch, von einer Schauspielerin ersucht, durch einige Verse ihr Stammbuch zu verschönern, schrieb in dasselbe:

„Blumen welken,
Kühe melken,
Doch uns're Freundschaft nicht."

Auflösung des Räthsels in Nro. 24:
Ge - du - ld.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 26. Juni. Der Centner: Weizen 7 fl. 15 kr. Korn 5 fl. 44 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 27 kr. Hafer 4 fl. 24 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Homburg. 25. Juni. Der Centner Weizen 7 fl. 1 kr. Korn 5 fl. 41 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 58 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 24 kr. Mischfrucht 5 fl. 55 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Frankfurter Börsencourse
vom 26. Juni 1862.

Pistolen	fl.	9	37½
Preuß. Friedrichsd'or	fl.	9	55½
Holl. 10 fl.-Stücke	fl.	9	45
Rand-Ducaten	fl.	5	32½
20 Francs-Stücke	fl.	9	22
Preuß. Cassen-Schein	"	1	45
Engl. Sovereigns	"	11	52
Hochhaltig Silber p. Z. P.	"	52	—
Dollars in Gold	"	2	25½
Ansbach-Gunzenh. 7 fl. Loose		11⅜ G.	

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№. 26. Sonntag, den 6. Juli 1862.

Die Zwillinge.

Novelle von Paul Zierlein.

1.

Die Schwestern.

Ein kalter Herbstabend begann zu dämmern. Der Tag war rauh und stürmisch gewesen. Nebelige Wolken hatten den Himmel verdüstert und senkten sich jetzt, von dem jagenden Winde auseinander getrieben, in eisigen Regenschauern hernieder.

Die Straßen von Berlin waren schon öde geworden. Jeder suchte Zuflucht an seinem Heerde vor dem Eindringen der rauhen Jahreszeit.

In dem Zimmer eines Hauses der Louisenstadt befanden sich zwei Frauen im Gespräch. Nicht die Traulichkeit, nicht der Friede schien sie zusammengeführt zu haben, denn die jüngere, in tiefer Trauerkleidung gehüllte Frau, die noch nicht das dreißigste Jahr überschritten haben mochte, befand sich sichtbar in großer Gemüthsbewegung, während die ältere das Gespräch mit Gleichgültigkeit und Härte führte.

Beide Frauen waren Schwestern.

Die jüngere, Gabriele Valentin, war vor wenigen Wochen Wittwe geworden. Sie suchte sich gewaltsam der Thränen zu erwehren, welche die Worte ihrer Schwester, der Majorin Frau v. Zarkow, hervorgelockt hatten.

Das Auftreten wie auch die Bewegungen der Majorin ließen sogleich die Frau vom Stande, die Aristokratin, in ihr erkennen. Sie schien über ihre Schwester besonders in diesem Augenblicke ein Uebergewicht erlangen zu wollen. Ihr bleiches, hochmüthiges Gesicht wurde durch zwei grau gefärbte Augen mit stechenden Blicken belebt; um die feinen, etwas welken Lippen spielten Spott und Herrschsucht. Obgleich sie schon in vorgerücktem Alter stand, kleidete sie sich stets in helle, blendende Farben und in luxuriöse Stoffe. Eine schwere goldene Kette hielt ein prachtvolles, großes Medaillon auf ihrer Brust, Uhr und Ringe prunkten mit den kostbarsten Steinen.

„Ich wiederhole,“ sagte die Majorin mit eisiger Ironie, „daß es das Beste ist, was wir jemals von Deinem hingeschiedenen Gatten in Erfahrung gebracht haben, daß er gestorben und begraben ist. Aber meine Zeit ist kostbar und wir haben nunmehr von wichtigeren Dingen mit einander zu reden, darum eröffne ich Dir sogleich unsere Vorschläge. Es handelt sich um die Ehre der Familie, welcher Du, durch Deine heimliche und abscheuliche Verbindung mit dem Verstorbenen, zuwider gehandelt hast. Durch die bedauerungswürdige Situation, in welche Dich, Aermste, sein Tod versetzt hat, bist Du uns anheim, oder vielmehr zur Last gefallen. Es wird lediglich von Deinem Betragen abhängen, ob Du überhaupt in Zukunft noch auf Dein Erbtheil von der Mutter Ansprüche machen kannst. Gegenwärtig bist Du gänzlich verarmt, und obenein mit drei unerzogenen Kindern gesegnet, welche den Fehltritt ihrer Mutter wohl noch sehr weit vererben könnten, wenn wir dagegen nicht unsere Maßregeln zu treffen wüßten. Die Mutter will Dich indeß noch einmal berücksichtigen und verspricht Dir Verzeihung, sobald Du reuig und bußfertig zu ihr nach Breslau zurückkehrst. Sie läßt Dir hiermit sagen, daß Du in ihrem Hause Schutz suchen darfst.“

Gabriele hatte ihre Thränen über die beschuldigenden, beißenden Worte der Schwester verloren. Schmerz und Erbitterung kämpften in ihr und raubten ihr fast die Sprache.

„Du sprichst wie eine Richterin,“ sagte sie zitternd. „Du und die Mutter und die ganze Familie wollen den Fuß auf mich setzen, weil ich hülflos bin. Dein Haß gegen meinen Gatten Edmund und Euer Zorn, daß ich durch ihn bisher Euren Demüthigungen entgangen bin, werden mir die Liebe zu dem Verstorbenen und meine Treue zu ihm nicht rauben. Niemals werde ich meine Liebe zu ihm bereuen, oder den Ort verlassen, wo sie ihn in's Grab gelegt haben, um in das Haus meiner Mutter zurückzukehren, die uns Beide mit ihrem Fluche beladen und ausgestoßen hat.“

Gabriele schwieg, von ihren Gefühlen überwältigt.

Die Majorin machte gleichsfalls eine Pause.

„Wenn das Deine letzte Kundgebung über diesen Punkt ist,“ sagte sie endlich spöttisch, „so wirst Du Dich nunmehr wohl gesammelt haben, da wir auf einen zweiten Gegenstand kommen, der, so zu sagen, geschäftlicher Natur ist. Da Du Dich weigerst, ein Unterkommen bei der Mutter zu suchen, so kommt Deine Subsistenz und die Deiner Kinder in Betracht. Du bist unfähig, Deine Kinder zu ernähren und zu erziehen und deßhalb [illegible] Dir eine Unterstützung zu gewähren. Du würdest diese regelmäßig durch den Vormund Deiner Kinder, den Banquier [illegible] in Empfang nehmen können. Diese Unterstützung ist jedoch nur für Dich und Dein jüngstes Kind ausgesetzt. Deine Aeltesten, die Zwillinge Konstanze und Raimund, werde ich auf Wunsch der Familie und Zustimmung Deines Vormundes zu mir nehmen, da wir den Gefahren, welchen diese unter Deiner Erziehung ausgesetzt sein würden, vorzubeugen haben. Der Vormund wird überdieß diese Maßnahmen zu bekräftigen wissen. Solltest Du aber Einwendungen dagegen machen, so würde unsere Unterstützung sofort wegfallen. Da Du in Berlin noch nicht ortsangehörig bist, so würdest Du, im Fall Du diesem Vorschlage abgeneigt wärest, Dich zu dem ersten bequemen und nach Deiner Heimathsstadt Breslau zur Mutter zurückkehren müssen. Du siehst, daß Dir bis jetzt noch die Wahl gelassen ist und daß ich in möglichster Kürze und Deutlichkeit Dir die Verhältnisse geschildert habe.“

Gabriele faßte mit beiden Händen ihre Stirn. Sie hatte ihre grausame Schwester sehr gut verstanden und die bittere Wahrheit gefühlt, welche in ihren kalten Worten lag.

Der Kummer über den Tod ihres Gatten hatte ihr nicht Zeit gelassen, ihre jetzige Lage zu überdenken. Plötzlich stand das trostlose Bild derselben vor ihren Augen. Sie sah sich gänzlich verarmt, dem Elende mit ihren Kindern Preis gegeben. Ihre Schwester hatte gesagt, auch ihre Kinder sollten ihr nicht mehr gehören.

Sie starrte die Majorin sprachlos an. Der unversöhnliche Haß, den diese hochmüthige, aristokratische Frau ihr, der Abtrünnigen, geschworen, leuchtete ihr aus den Blicken derselben höhnend entgegen. Welche Bitte hätte ihr diese Unbarmherzige gewährt, welche Vorstellungen um eine günstigere Wendung ihres Schicksals, die so leicht von der Familie ausgehen konnte, würden Eingang bei derselben gefunden haben? Gabriele wußte, daß man dem Hasse gegen sie entweder den vollen Zügel schießen lassen, oder durch den

verursachten Schmerz der Trennung von ihren Kindern eine niedrige Rache an ihr ausüben wolle. Sollte sie sich dem Schicksale mit ihren Kindern aussetzen, oder sich dem Willen und den Unterdrückungen ihrer Familie überliefern? Der Gedanke an den Tod, den sie mit ihren Kindern suchen konnte, erschien der Unglücklichen in diesem Augenblicke minder schrecklich.

Schon wollte sie sich, betäubt von ihrem Schmerze, der Schwester zu Füßen werfen, ihre Knie umschlingen, sie bitten und anflehen, ihre Kinder nicht von ihr zu reißen, als sich die Majorin mit ihrem spöttischen, heiser klingenden Lachen vom Stuhle erhob.

Gabriele erbebte, sie fühlte ihr Herz zusammengeschnürt, jeder Lauf war ihr durch den Anblick der über sie triumphirenden Schwester abgeschnitten.

„Ich gehe," sagte die Majorin, „und werde Dich die Zeit meiner Abreise, um die Zwillinge mit mir zu nehmen, wissen lassen. Ich kann mich nicht oft vor Dir sehen lassen, da Deine Stellung eine zu erniedrigende geworden ist."

Mit diesen Worten schritt Frau v. Barkow zur Thür hinaus, um sich nach ihrem Wagen zu begeben, der in der Nähe des Hauses hielt.

Welche Sünde hatte Gabriele begangen, daß sie einer so erbitterten Feindseligkeit von ihrer Familie ausgesetzt wurde?

Gabriele hatte geliebt!

Ihre eigenthümliche, ungewöhnliche Erscheinung ließ sehr bald auf ihren Charakter, ja selbst auf das Schicksal schließen, dem sie anheim gefallen war. Der lebhafte Ausdruck ihrer edel geformten Gesichtszüge verrieth ein feuriges Herz. Ihr Auge, das gewöhnlich milde und fast schwärmerisch blickte, schien dennoch eine Gluth in sich sammeln zu können, die da sagte, daß Alles, was das Herz dieser Frau ergriff, sie stets ganz erfassen mußte: Es war nicht Stolz, der Gabriele oft so fest und verschlossen zeigte — ihre tiefe Empfindungsweise machte sie zurückhaltend und in sich gekehrt. —

Sie gehörte der weit verzweigten Familie von Wandow, von altem schlesischen Adel in Breslau an.

Die gegenwärtig sehr [illegible] Generation der Wan- [illegible] Familie schien ihre Hauptstütze [illegible] ter, der Majorin v. Barkow, zu finden, welche, kinderlos, früh Wittwe geworden und durch ihren Gatten außerordentliche Reichthümer erhalten, auch Seitens seiner Familie noch zu ererben hatte. Sie, die Majorin, war die erbittertste Gegnerin des alles nivellirenden Zeitgeistes. Mit diktatorischer Strenge bewachte sie, an der Spitze des Familienrathes, die Ehre ihres Hauses. Alsdann kämpfte sie mit dem hartnäckigsten Eifer gegen das sinkende Ansehen der Aristokratie, für die Aufrechthaltung ihrer Vorzüge und Privilegien und scheute, am wenigsten im Umkreise ihres edlen Hauses, keine Mittel, ihr angestammtes Ansehen zu hüten und zu bewahren. Nach dem Ideale des Absolutismus und den Begriffen einer vergangenen Zeit glaubte sie in dem Geiste ihrer Ahnen leben und ihren Lebenszweck hiermit auf das Schönste erreicht, diesen Geist wieder bis in das dritte und vierte Glied der Familie zu verpflanzen.

Daher der unversöhnliche Haß, den ihre Schwester Gabriele auf sich geladen, welche schon als Kind ihren unabhängigen Sinn an den Tag legte. Jener Trieb nach einer gewissen Unabhängigkeit ihrer Neigungen und Gesinnungen, der sie charakterisirte, erhielt sie schon sehr früh im steten Zwiespalt mit den Geschwistern. In der Jungfrau entwickelten sich diese Anlagen mit um so größerer Kraft, als sich diese nicht mehr als Neigungen, sondern als Willensäußerungen herausstellten. Die Anfeindungen und Verleumdungen ihrer zahlreichen Geschwister fanden bei der nicht minder hochmüthigen und tyrannischen Mutter ein stets geneigtes Ohr. Die jetzige Frau v. Barkow, als die älteste Tochter, ließ schon damals an ihrer jüngsten Schwester, Gabriele, ihre Unterdrückungen aus und hatte hierfür die Mutter ganz auf ihrer Seite. Auf ihren Rath hatte man es sich allgemein zur Aufgabe gemacht, aus der „Abtrünnigen," wie man Gabriele nannte, eine Aristokratin zu schaffen und alle möglichen Zwangsmaßregeln hierzu in Versuch zu bringen. Die strengsten Prozeduren, und sogar körperliche Züchtigungen, blieben nicht ausgeschlossen. Das unter diesen Demüthigungen erglühende Mädchen, das hierdurch zum blinden Gehorsam gezwungen werden sollte, zur Anerkennung von Pflichten, Rechten und Formen, die ihrer Gefühlsweise ganz fern lagen, setzte endlich allen diesen Bestrebungen einen offenen Widerstand entgegen. Gabriele würde die qualvollsten Tage im elterlichen Hause verlebt haben, wenn sie an dem gütigen und milden Vater, in letzter Instanz, nicht Schutz gefunden hätte.

Aber die älteste Schwester, zum Hasse über diesen Widerstand gereizt, ruhte nicht und Gabriele war bereits Allen ein Dorn im Auge, als der Vater, ihr einziger Beschützer starb, indem er seine Gattin als die alleinige Erbin seines Vermögens und seiner Güter hinterließ.

Gabriele wäre wahrscheinlich aus dem elterlichen Hause geflohen, in welchem man ihr später nur mit offenbarer Hintenansetzung und Verachtung begegnete, wenn die Fesseln der Liebe nicht ihr Herz gefangen gehalten und sie an die Stätte gebannt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Sturme.

Hörst du des Meer's krystallene Sirenen,
Die Wogen, ihre nächt'gen Lieder singen?
Siehst du, wie tanzend sie den Reigen schlingen,
Und jauchzend sich mit Schaumdemanten krönen?
Die Wolken ziehn, des Strandes Klippen dröhnen,
Der Wald erwacht und rauscht, miteinzuklingen,
Indeß, emporgescheucht, auf Rabenschwingen
Der Mondnacht Geister in den Lüften stöhnen.
Dazwischen ist's als ob sich Stimmen riefen,
Als ob sich liebend Meer und Aether mische,
Die einst vereint in Chaoswiegen schliefen.
Schaumperlen schickt dem Aether mit Gezische
Die Fluth empor, und ihr durchströmt die Tiefen
Sein Liebeshauch mit reiner Lebensfrische!

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Friesische Rache.

In und um Bombüll-Hof waltete die Stille der Nacht. Nicht einmal die Wachtposten, welche die schwedische Besatzung hier und da an Orten, die leicht zugänglich waren, ausgestellt hatte, verursachten, auf und ab schreitend, weithin vernehmbares Geräusch. Dennoch wachten in dieser Nacht mehr als zwei Augen auf der alten Burg des blutigen Stoertebecker. Vielleicht waren seit des berüchtigten Seeräubers letztem Abzuge aus dem halb verwitterten Gemäuer nie wieder menschliche Herzen in so heftige Bewegung gesetzt worden, wie in der verhängnißvollen Mainacht, die jetzt über dem Hofe lag.

Sture Bjelke saß noch wachend in seiner Kammer. Sein Licht war lange schon erloschen, nur der hereinfallende Schimmer der Sterne und der hellen nordischen Nacht erfüllte den mäßig großen Raum mit mattem Dämmerschein. Für ein daran gewöhntes Auge genügte indeß der falbe Luftglanz, um alle Gegenstände in ziemlicher Entfernung deutlich wahrnehmen zu lassen.

So harrte der Schwede bis nach Mitternacht. Das Himmelsgewölbe war dunkler geworden, ein farbloser Schatten lag über der Erde und machte Land Luft und Meer in einander verschwimmen. Auch schien es als dampfe der feuchte Marschboden und werde alsbald einen undurchdringlichen Dunstschleier weithin über die Gegend verbreiten.

Jetzt erhob sich der Cornet, öffnete behutsam das Fenster und horchte mit angehaltenem Athem hinaus. Es rührte sich kein Blatt, kein Thierlaut war vernehmbar, nur das Meer athmete in lang verhallenden Zügen.

Sture Bjelke steckte ein kleines Dolchmesser mit fun-

kelndem Griff in sein nur lose zugehäckeltes Wams, drückte die Thür seiner Kammer auf und schlich geräuschlos hinaus. Auf dem Heerde glimmten noch ein paar Torfkohlen, die aus der zerfallenden Asche wie gespenstige Augen leuchteten. Die schwarze Hauskatze strich um die warme Heerdstelle, reckte sich aus und streckte den Kopf in den Kessel, der gewöhnlich über der Gluth hing. Sonst regte sich nichts im weiten, öden Hofe.

Der Cornet tastete sich die wenigen Stufen hinab, näherte sich dem Heerde, umschritt diesen und gelangte so auf die andere Seite des Hauses, deren Fenster nach Westen sahen. Die scharf hörende und sehende Katze bemerkte den schleichenden Menschen, sprang erschrocken fort und berührte im Sprunge Kette und Hacken, woran der Kessel hing, so daß beide stark klirrten. Sture Bjelke hemmte seine Schritte und horchte mit vorgebeugtem Kopfe und mit geöffneten Augen. Es blieb indeß still im Hofe, was ihn beruhigte und zur Vollführung seines Anschlages anspornte. Mit wenigen Schritten stand er vor Margreth's Kammerthür. Zagend und zugleich rückwärts blickend, griff er nach dem Drücker. Er gab nicht nach, die Thür war von Innen fest verriegelt.

Um den bärtigen Mund des jungen Kriegers flog ein spöttisches Lächeln. Er hatte dies vermuthet und konnte deshalb in seinem Unternehmen dadurch nicht gestört werden. Längst schon vertraut mit den Lokalitäten von Bombüll-Hof, ging er an der Thür vorüber und wandte sich links den Stallungsräumen zu. Hier war eine Seitenthür, welche ins Freie führte. Verschlossen konnte diese nicht werden, das wußte der Cornet, und wenn die Luft still war, hatte man auch beim Eröffnen derselben nicht zu fürchten, daß sie in den Angeln knarre. Von dieser Thür hob Sture Bjelke jetzt den Holzriegel, der sie von Innen sperrte, und schlüpfte gewandt hinaus in's Freie. Schattige Fliederbäume bildeten hier einen erwünschten Versteck. Wieder blieb der abenteuerliche Schwede stehen, um zu horchen und zu lauschen. Tiefe Ruhe ringsum — das Glück schien ihm zu lächeln. Er hob den Kopf mit dem starken, blonden Lockenhaar höher, fühlte nach seinem Dolche und schlich unter der Mauer fort bis unter das zweitnächste Fenster. Hier warf er einen flammenden, leidenschaftlichen Blick nach Oben, streckte die Hand aus, um die Höhe zu messen und stieß mit kräftiger Faust sein Dolchmesser in eine Spalte des Gemäuers. Ein Ruck, ein Sprung, und seine elastisch-gelenke Gestalt schwebte auf dem hervorragenden Griff des Dolches, während die Linke fest einen Pflock umklammerte, der neben dem Fenster im Gebälk stack. In diesem Augenblicke regte sich eine zweite Gestalt unter den Fliederbäumen und ein breites, blankes Eisen blinkte matt im nächtlichen Dunkel. Der Schwede war aber zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um das unerwartete Erscheinen eines Dritten zu gewahren. Ein gewagter Druck öffnete ihm das Fenster, er schwang sich behend empor und schlüpfte schnell in die Oeffnung, die weit genug war, um seine schlanke Gestalt durchzulassen. Eben so rasch eilte der Beobachter unter den Fliederbäumen an die Stelle, die der Schwede soeben verlassen hatte. In dem trotzigen harten und entschlossenen Gesicht erkennen wir den Knecht Niß Ipsen.

Margreth's Verlobter war, gemäß der Sitte auf Bombüll-Hof um die gewöhnliche Abendstunde auf seine Kammer gegangen, der Ruhe überließ er sich aber nicht. Die Mittheilungen seiner Braut regten ihn auf bis zur Wuth und er mußte sich die größte Gewalt anthun, um nicht den ihm verhaßten, schwedischen Baron auf der Stelle zu Rede zu setzen und seine Hand den Frechen fühlen zu lassen. Seine Vernunft sagte ihm jedoch, daß ein solches Verfahren nur für ihn die übelsten Folgen haben werde. Er beschloß deshalb, zu warten, bis der Schwede seine Drohung auszuführen sich anstelle. Dann wollte er den Frevler überraschen und ihn so bestrafen, daß er die Zeit seines Lebens den Aufenthalt in der Wiedingharde nie vergessen könne. Nur über die Art der Bestrafung, die ja zugleich eine Rache sein sollte, war der ergrimmte Friese sich selbst nicht ganz klar, und gerade weil er darüber zu keinem festen Entschluß kommen konnte, stellte er sie dem Zufall anheim.

Gleich dem Cornet saß Niß Ipsen lauschend in seiner dunkeln Kammer. Die Minuten wurden ihm zu Stunden, die Stunden dehnten sich ihm zur Ewigkeit aus, und eine freudige Empfindung regte sich in seinem Herzen, als er die schattengleiche Gestalt des Freiherrn am Heerde vorübergleiten sah.

„Er ist's!" murmelte der Knecht, während sein Blut stockte und ihm das Athmen erschwerte. Augenblicklich schlüpfte er schnellfüßig die schmale Leitertreppe hinab, erreichte sprungweise die Flur vor dem Heerde, und sah wie die Seitenthür des Hofes geräuschlos zurückfiel in die Fugen. Dann hörte er das Knirschen sandigen Gerölles. Sein Auge blickte verwirrt um sich und suchte eine Wehr zu erfassen. Es fiel auf das blanke Beil, das neben dem Heerde auf dem Hackblocke lag. Ein rascher Schritt, ein Griff, und seine nervige Faust umklammerte den Stiel der gewichtigen Waffe. So bewehrt, folgte er dem lüsternen Schweden, der ihm die Braut abspenstig machen oder verführen wollte.

Ein lauter Hilferuf der schrillend an dem Fenster verhallte und nicht blos den wachsamen Tiger weckte, sondern selbst das Vieh in den Stallungen unruhig machte, drang aus Margreth's Kammer. Niß Ipsen vernahm zusprechendes Geflüster, gleich darauf ein Stampfen heftig Ringender. Mit geschwungenem Beil hob sich der muskelstarke Friese empor und erreichte das Fenster. Die Dunkelheit in der Kammer ließ ihn nur zwei ringende Menschen in unklaren Umrissen erkennen.

„Beiß' ihm die Gurgel ab, Margreth!" rief der wüthende Knecht, ungestüm in die Kammer springend und mit scharfem Auge seinen Feind suchend. Dieser Ruf befreite die jugendliche Magd aus Bjelke's würgenden Händen, denn der Schwede erkannte sofort die Gefahr, die ihm in der Persönlichkeit des erhitzten, nach Rache schnaubenden Friesen drohte. Furcht bemeisterte sich jedoch nicht des beherzten Kriegers. Er griff nach einem gewichtigen Schemel und drang sofort mit diesem auf Ipsen ein.

Nun begann zwischen beiden rasenden Männern in lautloser Stille ein furchtbarer Kampf. Margreth stürzte inzwischen aus der Thür und rief die Herrschaft wach. Der Hund heulte wild an seiner Kette, die Pferde wieherten und stampften, ganz Bombüll-Hof gerieth in Aufstand.

Dieser ungewohnte Lärm, der ziemlich weit in der stillen Nacht zu vernehmen war, lockte mehr aus Neugierde als aus Verdacht einen der Wachtposten der Schweden heran, die am nahen Deich aufgestellt waren. Auch mußte von dem Geschrei Margreth's, zu dem sich alsbald noch das der geängstigten Kinder und das Fluchen des verstörten Claas gesellte, Sture Bjelke's ältester Kamerad in seiner Nachtruhe gestört werden.

Während nun der Letztere nach dem Cornet rief, die Hausfrau Licht anzündete und Margreth noch immer um Hilfe schrie, rasselten schon die Feuerröhre des schwedischen Posten vor der Hofthür und begehrten Einlaß. In diesem Augenblick trat Claas mit flackerndem Licht auf die Schwelle der Kammer. Ein todtenbleiches Gesicht und ein am Boden liegender, zuckender Körper machte den Hofbesitzer erbeben. Niß Ipsen stand, das Bluttriefende Beil noch in der Hand, tief aufathmend, die Haare verwildert um das Gesicht hängend, vor seinem Herrn. Sture Bjelke lag mit gespaltenem Schädel auf der Diele.

„Unglücklicher, was hast Du gethan!" rief Claas entsetzt aus. „Wir Alle sind verloren! die Schweden werden diese That furchtbar rächen!"

Niß Ipsen rieselte kalter Schweiß über das Gesicht, er strich die Haare aus der Stirn und sagte dumpf:

„Er hat seinen Lohn empfangen — ich hab' ihn erschlagen! — Es mag nicht recht sein, — aber — warum streckte er die Hand aus nach meiner Braut!"

Vom Vesel her vernahm man dröhnende Männerschritte und die harte Stimme des alten Schweden, welche den Mörder zu greifen befahl.

„Fort! Entflieh!" raunte Claas seinem Knechte zu. „Es sind die Schweden. Wenn sie Dich hier finden, bist Du rettungslos ein Kind des Todes!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Das pfälzische Hauptfest der Gustav-Adolf-Stiftung wird am 6. und 7. August nächsthin in Grünstadt abgehalten werden.

Das Comite der Kaiserslauterer Carnevalsgesellschaft setzt einen Preis von 11 Dukaten für ein zwei- bis dreiaktiges Lustspiel aus.

Weidenthal, 3. Juli. Das am letzten Sonntag in Weidenthal abgehaltene Concert muß wieder als ein in allen Theilen gelungenes bezeichnet werden. Die ziemlich schwierigen Männerchöre fürs zweite pfälzische Sängerfest wurden sehr gut durchgeführt und ebenso die Einzelchöre. Die nachbarlichen Vereine waren in herzlicher Eintracht verbunden und der festliche Tag wurde in der heitersten Stimmung verlebt. Einen recht würdigen Schluß fanden die Gesangsproduktionen, als einige Mitglieder des Weidenthaler Singvereins und Männerquartetts dem eben anwesenden hochwürdigen Bischof von Speyer ein wohlausgeführtes Ständchen brachten. Die ganze Einwohnerschaft Weidenthals war in feierlicher Stille am Pfarrhause versammelt und lauschte den sanft in den nahen Bergen verhallenden Tönen des wunderschönen Kreuzer'schen Abendliedes und dem herrlichen Bardenchor von Silcher sowie dem gut aufgeführten Musikstücke, noch mehr aber den recht herzlich ausgedrückten Dankesworten des hochwürdigen Herrn Bischofs, der sichtlich erfreut über diese unerwartete Ehrenbezeugung, die dargebrachten Sangesspende wohlgefällig entgegennahm. Nicht ganz bedeutungslos zur Kennzeichnung der örtlichen Verhältnisse Weidenthals ist, daß bei der Ausführung dieses Actes sowohl Katholiken als Protestanten Theil nahmen. (Pf. Z.)

Die pfälzischen Schützen werden am 12. Juli ihre Reise von Ludwigshafen nach Frankfurt auf einem geschmückten Boot der Niederländischen Gesellschaft machen und dabei von zwei andern Booten mit den badischen und schweizer Schützen begleitet sein.

München, 2. Juli. Das Gesuch um Ermäßigung der Eisenbahnfahrtaxe für die Schützen, die zum deutschen Schützenfest nach Frankfurt ziehen, ist von der Generaldirektion der k. Verkehrsanstalten abschlägig beschieden worden.

Frankfurt, 1. Juli. Nach der „offiziellen Schützen-Zeitung" hatten sich bis 1. Juli aus allen deutschen Ländern 3478 Schützen, aus der Schweiz 631 Schützen angemeldet.

In der Faßfabrik des Hrn. Scheuer zu Döbeln im Königreiche Sachsen steht gegenwärtig ein monströses Faß, welches bei einem Durchmesser von 18 und einer Höhe von 8 Ellen nicht weniger als 5300 Eimer (demnach gegen 2000 Eimer mehr als das große Heidelberger Faß) zu fassen im Stande ist. Vier echte und gerechte Biertrinker müßten unausgesetzt täglich je zehn Seidel Bier trinken, um das Faß in 52 Jahren zu leeren. Als kürzlich Herr Scheuer in diesem Fasse seinen Arbeitern, welche mit ihren Festgenossinnen mittelst Treppen in das Innere desselben gelangten, ein kleines Fest gab, konnten zwanzig Paare hintereinander bequem darin tanzen.

(Verbrechen dreier Krüppel.) Vor einigen Tagen hörte ein Pandur in Csüd von einem abgelegenen Orte einen schrecklichen Schrei von einer Kinderstimme ausstoßen. Er eilte hin und überraschte drei Zigeuner, die einem 5jährigen Mädchen die Augen ausstechen wollten. Sie hatten das Mädchen wohl schon verletzt, doch waren die Augen der Sehkraft noch nicht beraubt. Der Pandur nahm die drei Verbrecher gefangen und befreite das Mädchen, welches irgendwo gestohlen worden sein mußte, und welches nun geblendet werden sollte, damit ihm als einer blinden Bettlerin reichlichere Almosen zufließen sollten. Die drei Landstreicher waren ebenfalls Bettler, der eine hat keine Zunge, der andere hat einen gebrochenen und krummgebliebenen Fuß und der dritte ist ebenfalls ein Krüppel. Zuerst behaupteten sie, das Mädchen sei das eigene Kind des Einnen von ihnen: dann sagten sie, ein armes Weib in Illock habe es ihnen geschenkt. Die drei Verbrecher sehen im Gefängniß ihrer verdienten Strafe entgegen.

Raritäten-Kästlein.

„Onkelchen," sagte ein Knabe, welcher nicht wußte, wie er die Tasche seines Pathen auf eine feine Weise in Belagerungszustand erklären sollte, „ist denn noch immer des Königs Kopf auf jedem Thalerstück?" „Freilich, dummer Junge, wie kommst du denn auf die närrische Frage?" „Ach Gott, ich habe schon so lange keins gesehen."

General und Erzpriester. Ein verdienter Feldprediger war Erzpriester geworden. Ach, sagte der General, sein Chef, zu ihm, ich gratulire Ihnen zwar — doch muß ich gestehen, daß mir der Name „Erzpriester" gar nicht gefällt; denn man sagt auch oft „Erzschelm." Das ist wohl wahr, Herr General, antwortete der Erzpriester, allein verzeihen Sie, man sagt auch eben so oft „Generalspitzbub."

Lord Ellenborough, Zeuge bei der Trauung eines den höchsten Ständen angehörenden Paares, rief, als man während der Ceremonie sich laut in einer Ecke des Saales unterhielt: „Ruhig dort in jener Ecke, oder Ihr sollt ebenfalls verheirathet werden!" Tiefe Stille folgte dieser fürchterlichen Drohung.

Lehrer und Schüler. Lehrer: Warum nennt man die Woche vor Ostern die Marterwoche?

Schüler: Weil da das Examen hineinfällt.

Es war Jemanden sein Hund abhanden gekommen. Er setzte wegen dessen Wiedererlangung eine Anzeige in die Zeitung, mit der Aufschrift: Gesuch eines Hundes.

Aus deutschen Schriftstellern.

Um ächte Freundschaft zu prüfen, muß man die Eigenliebe seines Freundes auf der empfindlichsten Seite verwunden. Drückt er nach diesem Versuche noch mit dem nämlichen herzlichen Gefühle die Hand, so hast du mit der Strichnadel auf dem Probirsteine erforscht, daß seine Freundschaft Gold, nicht Kupfer ist.

* * *

Das Urtheil eines Mannes über uns wird nicht selten durch das Urtheil der Frau bestimmt.

Charade.

Komm' ich als Handwerksbursch des Abends müd' und matt
Nach einem Dorfe, Flecken oder einer Stadt,
Dann strecke ich mich auf die erste Silbe nieder
Und ruhe bis zum Morgen meine müden Glieder.
Am andern Morgen eil' ich munter wieder fort,
Da muß betreten ich bis zu dem nächsten Ort
Die zweite Silbe und erreich' aus diesem Grunde
Den Ort erst zu weit vorgerückter erster Stunde.
Am nächsten Tage nehm' die Letzten ich zur Hand.
Der Feind steht vor der Thür, es gilt, das Vaterland
Vor des Eroberers Gelüsten zu erretten,
Mit starker Faust zu brechen seine Sklavenketten.
Und ist der heil'ge Sieg errungen, schreibst Du wohl
Bräutchen, daß es treue Lieb' bewahren soll.
Du wirst vielleicht das ganze Wort mit Deinen Händen,
Hast Du den süßen Brief geschrieben, dann verwenden.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 3. Juli. Der Centner: Weizen 7 fl. 22 kr. Korn 6 fl. — kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Speiz 5 fl. 33 kr. Hafer 4 fl. 33 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 26 kr.

Homburg, 2. Juli. Der Centner Weizen 7 fl. 17 kr. Korn 5 fl. 50 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 25 kr. Mischfrucht 6 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 27. Sonntag, den 13. Juli 1862.

Die Croaten in Kusel.

Von Ch. Jöhmer.

Stille Nacht umwebt die Fluren, wiegt das Thal in Schlummer ein,
Friedlich wie im heil'gen Tempel glänzt der Himmelslichter Schein,
Und der Mond zieht leis' am Himmel, wie ein goldner Engelskahn,
Und des Friedens Engel schwebet grüßend ob dem Wiesenplan.

Lichte, sanfte, gold'ne Träume scheinen auf der Flur zu weh'n,
Die noch am verblich'nen Tage wilden, lust'gen Krieg geseh'n.
Denn des Gallas rothe Horde lag um Kusel lange schon,
Doch trotz manchem tück'schem Morde streckte nicht die Stadt ihr Droh'n.

Weil der blutigen Croaten Raubgier hemmt der Bürger Muth,
Kühlen sie an Bäumen, Saaten, ihrer bösen Rache Glut.
Ob die Bürger von den Thürmen seh'n verwüstet weit das Feld,
Ob die Würger wollten stürmen — Jeder stand mit Gott ein Held.

Mit der List treuloser Katzen brauchten sie verschlag'ne Kunst,
Und betäubten die Arglosen mit der Schmeichelworte Dunst,
Brachen auf zum Weiterziehen, ließen eine kleine Schaar
Heuchlerisch der Stadt zur Wache — ach, sie ahnet nicht Gefahr.

Wie willkommen ist der Friede nach so langer, schwerer Noth!
Hätte sie die Todesmüden nicht ereilt doch nach den Tod?
Nun ist alle Noth verschwunden, da der Feind zog freundlich ab,
Und der Stadt die Schaar der Seinen noch zum Schutz und Pfande gab.

Tiefe Stille, wo noch heute klirrte heller Waffenklang!
Nur im Städtchen tönt zuweilen noch ein frommer Lobgesang.
Müd und harmlos beugt sich Alles bald des Schlafes sanfter Macht,
Dem sie lange widerstanden mit Gewalt auf nächt'ger Wacht.

Lautlos ist die nächt'ge Stille — stumm ist Alles wie das Grab,
Nur Gestalten, leis wie Katzen, schleichen flüsternd auf und ab,
Selbst das Horn des Wächters schweiget, denn dem Schlafe dient sein Hauch,
Was bedarf's bei solchem Schutze diese Nacht des Wachens auch?

Mitternacht ist's — Stimmen flüstern, lauter wird's am untern Thor,
Von der Mauer schießt mit düstern Strahlen hoch ein Blitz empor;
Und die Stimmen werden lauter — und ein Knall kracht dumpf und schwer,
Und es rauscht wie Meereswogen um das Städtchen rings umher.

Sieh, da wälzen dunkle Massen immer dichter sich durch's Thal,
Und die Waffen funkeln drohend wie der Blitze heller Strahl,
Und bald drängen sich die Massen durch die Thor' und jede Pfort',
Stürzen durch des Städtchens Gassen tod- verderbenbringend fort.

Durch das Brausen, durch das Stampfen klinget wildes Schwertgeklirr,
Dumpfe Stöße, Schrei'n, Gelächter und ein schaurig Stimmgewirr.
Tief hervorgestöhnte Laute, brechendes Verzweiflungsschrein —
Und zum Himmel zischen Flammen wie des Nordlichts blut'ger Schein.

Jedem Haus entschwingt sich furchtbar prasselnd bald ein Feuerschweif,
Und vom Himmel flieh'n die Sterne vor dem weiten Feuerreif.
Dächer stürzen qualmend nieder, schaurig donnert das Gekrach,
In den Gassen hallt es wieder in den Bergen dröhnt es nach.

Aus des Schlummers weichen Armen fährt so mancher aufgeschreckt,
Taumelt sinnlos in die Flammen, wo ihn schwarze Asche deckt,
Mancher hebt das Haupt vom Lager, wähnend lichter Tag zu schau'n,
Ach, ihn trifft des Würgers Klinge, ihn umnachtet Todesgraun.

Sieh, den Vater aufgejaget aus dem Traum der Vaterlust.

Schaut des Sohnes blut'ge Leiche, hält dem Mörder hin die Brust,
Und die Gattin, sich entreißend dumpfem, traumesschweren Schlaf,
Sieht den Gatten jählings stürzen, den die tück'sche Kugel traf.

Und der Jüngling, der im Traume am Altar geführt die Braut,
Eilt entsetzt zu ihrem Hause, wo in Flammengrab er schaut;
Und der Andre sieht umschlungen von des Wilden Arm sein Lieb,
Schon hat er sie ihm entrungen — da trifft ihn des Todes Hieb.

Dort das Weib mit ihrem Kinde flieht vor dem furchtbarn Schwarm,
Späht bang, wo sie Zuflucht finde, ächzet: daß sich Gott erbarm',
Birgt sich irre von Entsetzen hinter'm Schleifstein vor der Schmied',
Weh! da nah'n die Henker, wetzen Schwert und Dolch mit wildem Lied!

Vor dem Würger kniet die Mutter - ach, sie färbt des Sohnes Blut,
Hält den Mörder wild umschlungen, reißt ihn mit sich in die Glut;
Mancher eilt mit bangem Hoffen flüchtig durch die Felder hin,
Sinket aus der Fern getroffen, sieht die Lieben weiter fliehn.

Und der erste Morgenschimmer, der das weite Thal erhellt,
Glänzt auf rauchgeschwärzte Trümm, auf ein blut'ges Todtenfeld;
Mancher stöhnt noch in der Asche, mancher taumelt noch im Rauch,
Mancher ringt noch mit den Würger fluchend ihm mit letztem Hauch.

Nah und fern auf allen Wegen wallt und irrt der flücht'ge Zug,
Ach wohin? — daran denkt Keiner sich zu retten ist genug.
Dort der Sohn den Vater tragend, da das müde Weib das Kind,
Tönt ihr Seufzen, Weinen, Klagen traurig in den Morgenwind.

Und noch einen Blick hinüber nach der Heimath öden Aun,
Wenden sie das Antlitz — viele, ach sie nimmermehr zu schau'n;
Manche ziehen starr und fühllos, Andre blicken himmelan,
Scheint der Weg auch steil und ziellos — Gott führt sie auf schmaler Bahn.

Manche Gatten sind geschieden eh' das Band gelös't der Tod,
Essen fern in hartem Dienste lange bittres Thränenbrod;
Noch hörst du die alte Kunde: als ein Paar sich wiederfand,
Vor dem lang verwaisten Heerde schön und schlank ein Kirschbaum stand.

Ja, auf der Verwüstung Stätte wuchs des neuen Segens Baum,
Weitverzweiget, daß vom Alten blieben leise Spuren kaum;
Ob der Fuß des Deutschen Erbfeinds zweimal ihn noch niedertrat,
Heut führt den entzückten Wandrer nur durch Segen jeder Pfad.

Nur wie ein erhob'ner Finger ragt ein Thurm aus alter Zeit,
Mahnend noch die späten Enkel an der Väter Treu und Leid,
An den Herrn, zu dem sie standen, der des Segens Quelle bleibt:
Wer Ihn hat, wird nicht zu Schanden, wenn das Irdische zerstäubt!

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Edmund Valentin, ein junger Mann von sanfter und einnehmender Gemüthsart, gewann ihr Herz und es gelang den Liebenden, ihr Verhältniß vor den Augen der Familie geheim zu halten.

Valentin war der Sohn eines Kaufmanns. Obgleich selbst unvermögend, flossen ihm durch Gönner hinlängliche Mittel zu, um in Breslau ein Geschäft eröffnen zu können.

Er wagte es nicht, einen Antrag um Gabriele's Hand bei der Mutter, der stolzen Baronin v. Wandow, zu thun. Neigung und das Gelöbniß der Treue, welches für Gabriele ein um so festerer Hort geworden war, als sie sich der Liebe der Mutter und der Geschwister gänzlich beraubt und von Allen als eine Geächtete behandelt sah, schlangen ein unauflösliches Band um die Liebenden.

Gabriele verließ heimlich mit Edmund das elterliche Haus — sie flohen aus Breslau.

Ein Freund Edmund's, Pfarrer in einem entfernten Städtchen, wohin sich Beide begaben, ließ sich durch ihre bestürmenden Bitten bewegen, das Paar zu trauen. Die Verehelichten, welche erst nach und nach aus ihren Himmeln sanken, erschracken zwar vor dem unbedachtsamen Schritte, dessen Folgen sich ihnen fühlbar machten, dennoch verzagten sie nicht und fanden Trost und Hoffnung in der innigen Zuneigung, welche sie verband. Seine Geschäftsverbindungen nöthigten überhaupt Edmund, zur Zurückkehr nach Breslau. In dem Glück ihrer Vereinigung wuchs auch ihr Vertrauen, so daß sie sich dem Glauben hingeben konnten, Verzeihung bei der Mutter zu finden. Bald darauf kehrten sie nach Breslau zurück.

Edmund war es vielmehr, welcher die Zweifel Gabriele's zu verwischen suchte, daß der Entschluß sich der Frau v. Wandow vorzustellen, von keinem guten Erfolge sein würde. Sie führten ihn aus und Beide wurden in dem Hotel der Baronin vorgelassen. Alle Hoffnungen scheiterten.

Flehend um den Segen der Frau v. Wandow warfen sie sich hier derselben zu Füßen. Die in ihrem Stolze so schwer verletzte Frau belud sie, anstatt aller Antwort, mit maßlosen Verwünschungen und stieß Gabriele als enterbt von sich.

Edmund ließ sich durch diese entwürdigende Behandlung nicht abschrecken, sein Geschäft in derselben Stadt zu eröffnen, um unter den Augen der Familie das Glück seiner Gabriele zu begründen. Bald aber mußte er gewahren, daß gewisse geheime Machinationen im Werke seien, welche es vermögen sollten, den Credit seines Geschäftes zu untergraben. Die Hand, welche diese Intriguen leitete, handelte zwar verdeckt, aber sie ließ sich sehr bald als die der Majorin errathen. Gabrielens Verwandte bezweckten, den mißliebigen Valentin aus ihren Augen und aus der Stadt zu verbannen, wo sie eine so glänzende Rolle spielten. Valentin war zu hohen Creditposten verleitet worden; die Zahlungen blieben aus. Er sah sich in verführerische Spekulationen verwickelt, die damit endigten, daß er fast Alles verlor. Er machte Bankerott.

Nunmehr verließ er mit seiner niedergebeugten Gattin die Vaterstadt derselben und kam mit seiner Familie nach Berlin. Er fing an zu kränkeln, das Glück war ihm nicht

mehr hold. Seine Bemühungen, wieder ein eigenes Geschäft zu begründen, blieben ohne Erfolg, und so hatte er vor seinem Tode in einem Banquierhause die erste Buchhalterstelle eingenommen, welcher er jedoch nicht lange vorstellen konnte, da ihn eine Brustkrankheit ergriff. Er siechte schnell dahin; — er starb. Verzweiflungsvoll umstanden Gattin und Kinder sein Sterbebett.

So war das vergangene Leben Gabriele's gewesen, und diese Erinnerungen standen wieder vor ihrer Seele, als sich die Majorin, nach ihrem entscheidenden Besuche bei der Schwester, von der Unglücklichen verabschiedete. In der hingebenden Liebe zu ihrem Gatten, in der Hoffnung, ihn sich und ihren Kindern erhalten zu können, brachte Gabriele während seiner Krankheit die schwersten, ja die letzten Opfer dar. Sie war, wie die Majorin gesagt, in der That in gänzliche Armuth gekommen.

In den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsen, empfand Gabriele dennoch kaum die Entbehrungen, welche sie schon während der Zeit ihrer Ehe zu ertragen gehabt; in der Liebe zu ihrem Gatten erhielt sie dafür stets den reichlichsten Ersatz. Jetzt war er für immer von ihrer Seite gewichen; sie stand allein. Es war nicht der Mangel, den sie fürchtete, nicht die Pein, die Noth der Armuth; sondern der Druck der Armuth, die Verlassenheit in derselben, der Raub der Ehre, welchen sie zuläßt, mit den Folgen der Geringschätzung und der Unterdrückung.

Und diese Folgen zeigten sich sehr schnell in ihrer Lage, denn ihre Kinder sollten ihr fortan nicht mehr gehören, das Theuerste, das Einzige für sie auf der Welt.

Aus eigenen Kräften vermochte Gabriele nicht, Sorge für die Zukunft ihrer Kinder zu tragen — sie bedurfte des Beistandes. Die Trennung von den Geliebten hätte von dem Wohlthätigkeitswerke ausgeschlossen bleiben können. Die Majorin wollte jedoch an den Kindern ihre Absicht vollenden, welche sie an der Mutter nicht zu vollführen im Stande gewesen. Die Kinder sollten ihr gegen die verhaßte Schwester gleichsam als eine Geißel zu Handen sein, um der „Abtrünnigen" die Gewalt und die Macht des Reichthums und des Standes auf die schmerzlichste Weise fühlbar zu machen. Denn Frau v. Zarkow kannte weder Vergebung für den jugendlichen Freisinn Gabrielens, noch Verzeihung für ihre Mesalliance. Was sie selbst zu dem Unglück derselben beigetragen, rechnete sich die Majorin vielmehr als ein Verdienst ihrer hochadeligen Grundsätze bei. So beabsichtigte sie, die Zwillinge Gabrielens nach ihrem Systeme zu erziehen; es sollten diese endlich zwei vollkommene, würdige Stützen ihres hereinbrechenden, von eigenen Kindern nicht gesegneten, aber von Krankheiten geplagten Alters sein.

Hatte Gabriele auch von diesen Plänen ihrer Schwester noch keine Ahnung, so fürchtete sie doch das Schlimmste, sobald ihr die Kinder entrissen würden. Obgleich im Schooße der großen Welt lebend, besaß sie weder einen Freund noch Beschützer, auf dessen Rath, da sie überdieß mit den gewöhnlichen Lebensverhältnissen gänzlich unbekannt war, sie hätte bauen können. Der Vormund erschien ihr als die einzige Person, zu welcher sie Zuflucht zu nehmen habe, und obgleich auch er, nach der Aussage der Majorin, für den Plan derselben stimmte, glaubte Gabriele dennoch, daß, wenn sie ihm ihr Leid eröffne, sie auch seine Theilnahme gewinnen würde.

Am andern Tage suchte sie die Wohnung des Banquier Brewitz auf.

Der Kaufmann empfing sie, mit Briefen beschäftigt, in seinem eleganten Comptoirzimmer. Er ließ sie nach einem oberflächlichen Gruße sitzen und warten, dann legte er die Feder bei Seite, um Gabriele anzuhören.

Der Banquier, in den Jahren noch nicht vorgerückt, zeigte sich in seinem Auftreten bemüht, zu imponiren und gewisse vornehme Manieren an den Tag zu legen, die durch das Bewußtsein seiner materiellen Bedeutung Gewicht hielten. Er besaß ein dunkles, durchdringendes Auge und so feste Züge, daß ein Lächeln wohl niemals darauf Platz fand. Gabriele trug ihm mit ergreifenden Worten die Liebe zu ihren Kindern vor und die Grausamkeit, sie möglicherweise von ihr trennen zu wollen. Sie bat ihn, ihre Mutterrechte zu beschützen; sie bot ihre ganze Ueberredungskraft auf, um darzuthun, daß ihr keine Mühe, kein Opfer zu groß erscheine, sobald sie nur mit den Kindern vereinigt bleiben könne.

Gabrielens Aufregung, ihre Bitten, ihre mühsam verhaltenen Thränen mußten die Schönheit ihrer Erscheinung noch um Vieles anziehender gemacht haben, denn der Banquier ließ einen ungewöhnlich verbindlichen Blick auf ihr haften. Indem er sein mehr als theilnehmendes Gefühl zu bemeistern suchte, sagte er mit etwas verlegener Stimme:

„Madame, zu Ihrem eigenen Besten kann ich augenblicklich in Ihrer Angelegenheit nur sagen, daß Sie wohl daran thun, sobald sich Ihre Frau Schwester zur Abnahme Ihrer beiden Aeltesten bewogen zeigt, nichts dagegen einzuwenden. Ihre Verwandte haben Ihnen nur eine sehr unbedeutende Unterstützung ausgesetzt, und Sie werden sich in Ihrem Auskommen sehr damit beschränken müssen. Ich bedaure Sie aufrichtig."

„Ich kann meine Kinder nicht geben, mein Herr!" rief Gabriele erschüttert aus.

„Machen Sie den Versuch, Madame; die Umstände sind von der Art, daß, schlimmsten Falls, Ihre Frau Schwester lediglich Recht behalten wird, sobald Ihnen an dem Verweilen am hiesigen Orte noch gelegen ist. Prüfen Sie doch nur, Madame, daß die Kinder bei der Frau Majorin eben nicht aus der Welt sind. Ich würde mich in meiner Stellung als Vormund durchaus kompromittiren, wenn ich jetzt Ihrem Wunsche willfährig sein wollte. Ich hoffe, wir verständigen uns später darüber, ich habe als Vormund ja eine endgültige Entscheidung."

„Warum nicht jetzt?" fragte Gabriele bestürzt, ohne den Blick des Banquiers zu verstehen und sein Bestreben, die Gelegenheit zu benützen, sich die in ihrer Trauer so reizende junge Wittwe verbindlich zu machen. „Mir geschieht ein Raub an meinen Kindern, mein Herr!" fuhr sie mit Heftigkeit fort. „Unter dem Scheine des Wohlthuns streckt meine Schwester die Hand nach meinen Kindern aus, sie will mir ihre Herzen abwendig machen, sie lehren, mich zu hassen, wie diese unselige Schwester mich mit ihrem Hasse verfolgt!"

„Sie sind zu aufgeregt, Madame, die Zeit wird Sie beruhigen und Ihre Gesinnungen ändern. Befürchten Sie nicht zu viel von den Eingriffen der Frau Majorin. Wie ich Ihnen schon vorhin bemerkt habe, werde ich Ihre Rechte, Ihre Vortheile wahrzunehmen wissen. Wir werden uns seiner Zeit darüber verständigen können, wenn Ihre Verhältnisse besser geordnet sind. Verzeihen Sie mir, aber einen tröstlichen Bescheid vermag ich Ihnen für heute weiter nicht zu geben, dessenungeachtet wird Alles zum Besten gewendet werden.

Gabriele schwieg und warf einen durchdringenden Blick auf den Banquier, der ihre Hand zu ergreifen suchte. Unwillkürlich entzog sie ihm dieselbe.

„So viel ich Ihnen erklären konnte und mußte, habe ich gethan," sagte sie düster. „Sie führen ein Recht über meine Kinder in Ihrer Hand, möge Ihnen dieß heilig sein und bleiben."

Mit diesen Worten verließ sie schnell das Comptoir.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Speyer, 12. Juli. Herr Prof. Dr. Faißt in Stuttgart hat dem Ausschusse des pfälzischen Sängerbundes die Anzeige gemacht, daß er die Einladung, das zweite pfälzische Sängerfest zu dirigiren, mit Vergnügen annehme. Der Cäcilien-Männergesangverein in Neustadt hat bekanntlich gegen die Wahl des Herrn Dr. Faißt, als eines Nichtpfälzers, protestirt, ist jedoch mit seinen sehr ungeeigneten und ganz statutenwidrigen Einwürfen fast vereinzelt geblieben. Ein Exemplar dieses Protestes ist nun auch Herrn Faißt von Neustadt aus zugeschickt worden (!!); derselbe konnte jedoch, in ganz richtiger Würdigung der Verhältnisse, darin vorderhand keinen Grund finden, die Einladung des Ausschusses abzulehnen. (Sp. A.)

Zweibrücken, 10. Juli. Die Eröffnung der Assisen der Pfalz für das 3. Quartal 1862 ist auf den 15. Sept. nächsthin festgesetzt und der Appellationsgerichtsrath Serini zum Präsidenten derselben ernannt worden. (Pf. Z.)

Frankfurt, 10. Juli. Um einem vielseitig geäußerten Wunsche zu entsprechen, werden die am Sonntag Mittag in der Festhalle nach Eintreffen des Zuges beginnenden Feierlichkeiten mit Absingung des Liedes: „Großer Gott wir loben dich ꝛc." durch die vereinigten Gesangvereine mit Musikbegleitung, worin unstreitig auch sämmtliche Festtheilnehmer mit einstimmen werden, eröffnet.

Der Festplatz hat nun auch zwei Tanzplätze erhalten. Fenster, von denen aus der Zug gut übersehen werden kann, werden gern mit 10—15 fl. bezahlt; doch kommen auch Forderungen von 40—50 fl. vor. Nach Beendigung des Festes wird der Platz ein oder zwei Tage lang der gesammten Bundesgarnison überlassen, zu welchem Zweck das Centralcomite eine beträchtliche Summe zu Preisen (Becher, Uhren ꝛc.) ausgeworfen hat, um sich dankbar für die Hülfe zu erweisen, die die Militärbehörden durch Ueberlassung von Betten ꝛc. geleistet haben. Schweizer Schützen sind jetzt (statt der anfänglich bestimmten 300) 1000 angemeldet.

Gotha, 8. Juli. Der Herzog wird dem Vernehmen nach nächsten Sonnabend über hier die Reise nach Frankfurt in Begleitung der hiesigen Mitglieder des Schützenbundvorstandes antreten. Er ist zum Sprecher des Bundesvorstandes gewählt. Heute ist die zum Schützenfest bestimmte Bundesfahne in Gestalt einer Oriflamme hier eingetroffen. Von ihrer Größe mag man sich aus dem Einen, daß ihre Hauptstange 20 Fuß lang ist, und daß sie von drei kräftigen Männern kaum getragen werden kann, eine ungefähre Vorstellung machen.

Die Wertheimer Schützen haben es am Praktischsten eingerichtet; sie haben nämlich ein Schiff gemiethet, in welchem sie nicht nur nach Frankfurt fuhren, sondern welches sie auch mit den nöthigen Matratzen versehen haben, um während des Festes die Nacht (wie die praktischen Chinesen) auf demselben zu verbringen; zugleich sind alle Anstalten getroffen, um jeden Morgen gemeinschaftlich ein Frühstück auf dem Schiffe einzunehmen, wozu letzeres mit hinreichenden Kochaparaten ꝛc. versehen ist.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 28. Sonntag, den 20. Juli **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Am Grabe des verstorbenen Edmund Valentin, auf dem Friedhofe, finden wir seine unglückliche Familie noch einmal versammelt. Die Majorin hatte Gabriele benachrichtigt, daß sie am nächsten Tage mit den Zwillingen abreisen werde.

Gabriele hatte ihre letzte Zuflucht zur Ruhestätte ihres Gatten genommen. Ein kahler, von hartgefrorenem Schnee bedeckter Hügel war Alles, was die Stätte hinterließ, die Denjenigen barg, der sein heiligstes Eigenthum von Frau und Kindern vor fremden Händen nicht mehr zu schützen vermochte. Seine Angehörigen beteten, sie knieten an seinem Grabe; sie hatten Kränze auf den nackten Hügel gelegt. Kein Arm, keine Stimme erhob sich aus demselben — sie sahen den Vater nur im heißen Gebete, daß er die Hände segnend auf ihr Haupt legte. Gabriele erhob sich mit ihren Kindern; lautlos und Hand in Hand verließen sie zögernd das öde Leichenfeld. Gabrielens Abschiedsblick — er hing noch lange an dem Hügel ihres Gatten. Schon morgen sollte der Scheideblick auf ihren Kindern haften.

Ein Wagen rollte in der Frühstunde des andern Tages vor ihre Wohnung. Die Gouvernante der Majorin war angekommen, um die Zwillingsgeschwister abzuholen. Gabriele hatte sich der schweren Aufforderung gebeugt. Die eiserne Nothwendigkeit sagte ihr, sie müsse entweder die Stadt verlassen, in das Haus der Mutter zurückkehren und gewärtigen, was diese über sie verhängen würde, oder sie willige in diesem Augenblicke in die Trennung. Die trostlose Mutter bekämpfte ihren Schmerz mit der Vorstellung, daß eine solche Trennung unmöglich von langer Dauer sein könne, daß eine höhere Macht ein größeres Unrecht nicht zulassen würde.

Sie baute auf die Treue ihrer Kinder, sie herzte, sie küßte und segnete sie. „Behaltet Eure Mutter, Euren Vater im Herzen!" Das waren die Abschiedsworte die sie ihnen gab.

Gabriele führte die Kinder selbst an den Wagen. Mit bangen, sehnsüchtigen Blicken hingen sie noch aneinander. Dann, als der Kinder lauter Ausbruch des Schmerzes und der Klage erscholl, hatte sie sich aus ihren Armen losgerissen und war scheu in die Wohnung zurückgeflohen. Der Wagen rollte fort. Sie lauschte, bis der letzte Schall der Räder verklungen war; sie lauschte noch lange. — Alles blieb still, die Kinder kehrten nicht wieder. — Als sie sich umwandte, saß ihr drittes Kind, ein kränklicher Knabe, am Boden und weinte. Gabriele preßte ihn an ihr Herz, sank auf die Knie und betete inbrünstig.

2.

Das Kloster.

Das altertümliche Kloster zu Sch . . . in Schlesien zählte in neuerer Zeit, bis auf die Gegenwart, mehrere Frauen als Insassen, welche nach einem fünfjährigen Novizenstande als Nonnen, Schwestern, sich dem Dienste des Klosters widmeten, der nicht ausschließlich in klösterlichen Andachtsübungen bestand; denn mit dem Kloster war ein Schulunterricht verbunden, an welchem Kinder aus der Stadt Theil nahmen, und dem von den Klosterfrauen vorgestanden wurde. Im Uebrigen herrschte in den Sitten, als auch in der Tracht die klösterliche Strenge.

In dem altgothischen, unentwickelten Baustyle, mit den vergitterten Spitzbogenfenstern und schmalen Pforten der anliegenden Kirche, wie im Innern durch die gewölbten, engen Kellerräume, bildete das Gebäude im Ganzen eine düstere Erscheinung.

Die Zelle des Klosters lagen längs der Seiten schmaler Korridore, und über jeder Thür war das Bildniß einer Heiligen befindlich, gewöhnlich von gleichem Namen mit der Schwester, welche die Zelle inne hatte. Das Innere gab für die Bewohnerin nur die allernöthigsten Räumlichkeiten ab, um sich darin nur bewegen zu können. Ein Bett, über welchem hinter einem Vorhange die Bekleidungen aufbewahrt wurden, ein Stuhl, ein einfacher Schrank mit einem Kruzifix, dann ein kleines Betpult genügten, um die Bedürfnisse und die Ansprüche des Klosterlebens zu erfüllen.

In der Zelle gegen das Ende des großen Korridors befand sich die jüngste, seit vielleicht einem halben Jahre in das Kloster aufgenommene Schwester Konstanze. Sie studirte in ihren Büchern, um sich auf die Unterrichtsstunden des andern Tages vorzubereiten.

Die Schwester war die Zwillingstochter Gabriele Valentins.

Ungefähr fünf Jahre sind seit dem erzählten Abschnitte verflossen und Konstanze zur Jungfrau erblüht. Dennoch war, ungeachtet des noch so jugendlichen Alters, ihren Zügen schon ein Stempel frühzeitiger Gemüthskämpfe aufgedrückt. Eine zarte Blässe hatte sich über ihre Wange verbreitet, ihre feinen, sanft gerötheten Lippen zeigten sich fest geschlossen, ihr helles blaues Auge war stets sinnend niederwärts gerichtet. Wenn sie es plötzlich aufschlug, um unruhig um sich zu blicken, besaß es den Ausdruck der Wehmuth, der um so beredter sprach, als sich der Glanz einer heimlich geweinten Thräne darin wiederzuspiegeln schien.

Selten wohl hatte eine zartere, anmuthigere Gestalt die schmucklose Klostertracht getragen. Ein weißes Stirnband hielt das lang geflochtene, dunkle Haar der Jungfrau zurück, der leinene weiße Schleier fiel über ihre Schulter, die Brust war mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Ein langes, ebenfalls schwarzes Tuchkleid, über welchem an der Seite der Rosenkranz hing, umschloß das kaum zur Jungfrau gereifte Mädchen, das so früh auf die Welt verzichten und ergebungsvoll in alle Entsagungen willigen wollte, um die Strenge seiner Pflicht zu empfinden, um mit Allem zu brechen, was das Leben an Freuden darbot.

Sie hörte Schritte auf dem Korridor schallen, die sich ihrer Thür näherten.

Der Präzeptor des Klosters, ein Mann in gereifterm Alter, mit scharfmarkirten Gesichtszügen, betrat ihre Zelle. Mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!" lüftete er sein gesticktes schwarzes Käppchen.

„In Ewigkeit Amen!" erwiderte Konstanze zum Danke. Dann machte sie dem Klosterpater Platz, der sich zum Verweilen in ihrer Zelle anschickte und sie bald mit geheimnißvoller Miene und forschend betrachtete und anredete:

„Ich finde Sie immer über den Büchern, Schwester Konstanze, es wird fast zuviel! Ihr Weg ist wohl noch lang und auch dornenvoll. Haben Sie wohl bedacht, Schwester, werden Sie darin nie ermatten, nie weichen, niemals umkehren mögen? Mögen nicht noch Erinnerungen hinter Ihnen

stehen, die Ihnen unvergeßlich bleiben werden, die Ihnen vorschweben, wenn Sie niederknien, die Sie rufen, sobald Sie beten?"

Konstanze betrachtete den Sprechenden bei diesem unverhofften Eingang mit verwirrtem Blicke. Eine leichte Röthe drängte in ihre Wangen.

„Meine Bücher sind mir eine Zuflucht," sagte sie, ihre sichtbare Aufregung bezwingend; „ich prüfe mich stündlich und bete um Kraft und Ueberwindung."

Des Präzeptors Blicke verweilten noch durchdringender auf der Jungfrau.

„Ich möchte eine Gewissensfrage an Sie richten, liebe Schwester, welche Sie ohne Scheu und Zwang beantworten mögen. Lassen Sie sich nicht durch meine Fragen beirren, da Ihnen die Gesetze unseres Klosters bekannt sind. Sie wissen es, daß Sie ohne die Prüfungszeit von fünf Jahren bestanden zu haben, nicht zur Einsegnung als eine der Unsrigen zugelassen werden können. Zeigen Sie mir daher Ihr Herz unverhüllt, wenn ich frage: Konstanze, würde es keiner so langen Prüfungsstunde bedürfen, würden Sie bereits die Kämpfe der Welt überwunden haben, wenn schon morgen die Stunde Ihrer Einsegnung schlagen sollte?"

Konstanze erbebte. Sie richtete einen ihrer wundersamen, wehmuthsvollen Blicke auf den Fragesteller.

„Wenn die Welt," sagte sie mit Festigkeit nach einer Pause, „dieser Schmerz, diese Liebe ist, welche ich noch in meiner Brust trage, so würde ich derselben erst dann entsagen können, wenn ich wüßte, daß diese Liebe todt, daß sie für mich verloren wäre."

„Sie lieben!" rief der Präzeptor aus, indem er in der Ueberraschung, welche dieß Geständniß auf ihn machte, einen Schritt zurückwich. Er hatte sich von seinem Befremden noch nicht gesammelt, als Konstanze mit erzitternder Stimme fortfuhr:

„Sagen Sie mir, daß das Herz meiner unglücklichen Mutter, von welcher ich so lange getrennt leben mußte, nicht mehr für mich schlägt — dann habe ich überwunden."

„Und Sie glauben sich in Ihren Empfindungen nicht zu täuschen?" fragte der Präzeptor mit einem dem Geistlichen so eigenthümlichen, sühnenden Blicke. „Ist die Beschaulichkeit für ihr tiefes Innere gereift genug, um zu unterscheiden, ob die Kindesliebe Ihr Herz auszufüllen im Stande sei? Nimmt eine Mutter, von welcher Sie, seit Ihrem Verweilen unter uns, geschwiegen haben, wirklich den ersten Platz darin ein? Ist es keine andere, weltliche, verblendende Neigung der Leidenschaft, die, anstatt jener, aus dem Herzen sprechen sollte? Nein, ich muß noch schwanken, ich habe noch nicht überwunden?"

„O, schonen Sie mich!" rief Konstanze aus, indem sie auf ihren Stuhl niedersank und den Kopf in die Hände stützte. „Bin ich denn nicht beinahe noch ein Kind? Wie könnte in mir eine andere Liebe mit der zu meiner Mutter in Streit gerathen wollen! Wer hat sich zwischen das Herz der Mutter und des Kindes gestellt, wer hat mich an meinem Glauben an Liebe entzweien wollen? Ich habe geschwiegen und lange geduldet, ich schweige noch immer, aber der Versuchung bin ich nicht unterlegen. Ich werde niemals für diesen Schmerz eine andere Freude, eine Genugthuung eintauschen mögen, und auf die Erfüllung dieser Liebe zu meiner Mutter harren, fort und fort, wie auf meine Erlösung!"

Der Präzeptor betrachtete die Schwester, deren Wangen in der Aufregung ihres verborgenen Kummers noch tiefer erbleicht waren, mit schweigender Zurückhaltung.

Das heutige Erscheinen in der Zelle Konstanzens hatte, nach diesem so entschieden ausgesprochenen Geständnisse, den besondern Zweck des Paters verfehlt. Er glaubte nicht, auf diese Wärme, auf diese Festigkeit einer Liebe zu stoßen, deren Vorhandensein er nicht einmal ahnte, da aus Allem, was sich mit dem Schicksale der Schwester verknüpfte, er Konstanze vielmehr längst von ihrer Mutter abtrünnig hielt.

Und welche Begebnisse hatten den Lehrer dazu geführt, sie der Unitene gegen ihre Mutter für schuldig zu glauben? Hätte die jahrelange Trennung eine unnatürliche Entfremdung herbeigeführt, oder war das Band zwischen Mutter und Kind während des verflossenen Zeitraums durch fremde Hände gewaltsam gelöst und vernichtet worden?

(Fortsetzung folgt.)

Der Schweizer Schützengruß an die deutschen Schützenfreunde in Frankfurt a. M.

Hoch von des Rheines Quellen, von luft'ger Alpenwand,
Wo mit dem ew'gen Gletscher die Rebe sich verband,
Wo an die Felsenriesen die Flur sich üppig lehnt,
Wo sich des Stromes Brausen zum stillen See gewöhnt,

Wo frei auf Bergeshöhen die Alpenrose glüht
Und kühn die grauen Firnen der stolze Aar umzieht, —
Da kommen wir gezogen her an des Maines Strand
Und bringen tausend Grüße vom freien Schweizerland.

Was trieb uns wohl herunter in Waffen und in Wehr
Zu Euch in solcher Menge, ein stattlich kleines Heer? —
War's wohl der Glanz des Festes, war's lockender Gewinn?
O nein! — es trieb die Söhne der Alpen höh'rer Sinn.

Zu manchem Freundesfeste rief uns ein herzlich Wort,
Doch aus den stillen Thälern nur wen'ge zogen fort!
Es donnerten die Büchsen in manchem Nachbarland,
Und ruhig ließ der Schweizer die Waffe an der Wand.

Doch als die Jubelstimme erscholl vom Vater Rhein:
„Es ziehen meine Söhne hinunter an den Main,
Die Waffen zu erproben, zu üben Aug' und Hand,
Zu schlingen immer enger das deutsche Bruderband",

Da dachten wir der Eintracht, die frei uns selbst erhielt;
Da trieb's hinaus uns Alle, was lange wir gefühlt,
Dem Brudervolk zu künden zu reichen uns're Hand
Der Eintracht, neu erstanden im deutschen Nachbarland.

„Seid einig, einig, einig!" rief einst des Sängers Mund.
„Ein einig Volk von Brüdern!" er rief's dem Schweizerbund.
Er rief's dem deutschen Schützen, zu legen Hand in Hand;
Er rief's aus tiefster Seele dem ganzen deutschen Land.

Auch wir, die nur durch Eintracht erreicht, was Euer Stern —
Ein glücklich freies Leben, von jedem Drucke fern. —
Wir rufen mit dem Dichter Euch zu das große Wort:
Seid einig, Hermanns Söhne, seid einig fort und fort

Seid einig, wie die Schweizer in Noth und in Gefahr,
Wollt' frei ihr sein und mächtig. Denn hielten nicht fürwahr!
Die zweiundzwanzig Brüder zusammen fest und treu,
Sie wären längst vernichtet, die Freiheit längst vorbei.

Seid einig, erst ihr Schützen, des Landes Kraft und Wehr,
Der Freiheit stärkste Säule in Zeiten bang und schwer!
Seid einig, daß im Reiche sich bild' ein fester Kern;
Denn Sturm und Wetter drohen von Außen nah und fern

Seid einig, dann, ihr Bürger, ihr Völker allesammt!
Es seien eure Herzen für Eines nur entflammt!
Nicht Hessen und nicht Schwaben, nicht Preußen, nicht Tyrol
Deutschland sei das Eine, das Euch verbinden soll!

Seid einig, — und erzittern wird dann der stärkste Feind
Vor Euern scharfen Büchsen, nach einem Ziel vereint!
Seid einig, einig, einig! — dann trifft der schwächste Schuß!
Das ist, ihr deutschen Brüder, der Schweizer Schützengruß!

J. D. Sch.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Niß Ipsen sah die Richtigkeit dieses Wortes ein. Er nickte mit fest geschlossenem Munde seinem Herrn einen düsteren Dank zu, erfaßte noch einmal mit bittendem Auge die händeringende Gestalt Margreth's, die jetzt schluchzend auf der Schwelle neben dem Hofbesitzer zusammenbrach, und schwang sich dann, das blutige Beil aus Instinct als Waffe behaltend, in's Fenster. Hier erblickten die herangedrängten,

mit schnell entzündeten Fackeln bewehrten Schweden den grimmigen, blutbefleckten Mann. Der Ruf: Da ist der Mörder! — Fahet ihn! — Schlagt ihn nieder! hallte von mehr als einem Munde. Ipsen aber wendete sich und verschwand. Ein glücklicher Sprung brachte ihn vorerst auf freien Boden.

Einen kurzen Augenblick nur schöpfte er Athem; dann eilte er schräg über die Wiesen, die hier Bombüll-Hof begrenzten, westwärts, dem Haffdeiche zu, der sich als breiter, schwarzer Wall vor ihm erhob.

Die sternhelle klare Sommernacht ließ den Fliehenden jeden Gegenstand erkennen, und genau vertraut mit dem Terrain fand er die schmalen Stege leicht, die zwischen den tiefen Gräben des fetten Marschlandes dem Deiche zuführten. Hinter ihm krachten ein paar Musketenschüsse — die Kugeln schwirrten pfeifend über sein Haupt. Ein Horn schmetterte den Allarmruf in die stille Nacht hinein, und es schien Ipsen, als dröhnte von allen Seiten Waffenlärm. Ohne sich umzusehen, floh er raschen Laufs immer gerad aus dem Deiche zu. Noch einmal knallten Schüsse, auch mußten ihm die verfolgenden Feinde hart auf den Fersen sein, denn er hörte das Husten der Eilenden, keuchendes Athmen, wildes, drohendes Geschrei.

Endlich stand er dicht vor der Böschung des Haffdeiches — Schweiß triefte von seiner Stirn, die Brust hob sich röchelnd — ein Zittern, nicht der Angst, sondern der Aufregung, bewegte alle Muskeln seines Körpers.

Jetzt wagte er einen Blick zurückzuwerfen, auf den Weg, den er gekommen war. Auf der Wiese bemerkte er zerstreut mehrere Schweden, die ihm folgten. Vielleicht gewahrten sie ihn im Augenblicke nicht, da der Schatten des Deiches ihn deckte, aber diese momentane Deckung konnte ihm keinen Schutz gewähren. Lange Zeit sich zu besinnen, blieb ihm nicht übrig. So stieg er denn den grün angeflogenen Deich hinan, warf sich auf der anderen Seite wieder hinab und flüchtete, da er die grauen Watten der Westsee im ungewissen Schimmer der hellen Nacht endlos vor sich liegen sah, auf diese von der Ebbe blosgelegten Wüsten des Meeres.

Fünftes Kapitel.

Die Flucht über das Watt.

Zu seiner Beruhigung fühlte Ipsen festen, wenn auch schlüpfrigen Grund unter seinen Füßen. Er athmete ermuthigt wieder auf, und indem er das noch immer röthlich schimmernde Beil, mit dem er den Schweden erschlagen hatte, mit grimmigem Drohen gegen das hinter ihm liegende Festland erhob, murmelte er unverständliche Worte zwischen den Zähnen.

Für gerettet durfte er sich jetzt halten, das wußte Ipsen. Erlag er dennoch seinem Schicksal, so fiel er wenigstens nicht in die Hände erbarmungsloser Feinde; nur Gott allein konnte ihn schlagen und vernichten.

Aber es standen dem im Eifer der Nothwehr zum Todtschläger gewordenen Friesen noch schwere Stunden bevor, und Gefahren, die er gar nicht ahnte, konnten im entscheidenden Momente sich zu Gebirgen um ihn aufthürmen und ihn zermalmen.

Der bleifarbige Pfad, den sein eilender Fuß betrat, war nicht bewohntes Land. Auf diesen weiten, glatten, unebenen Feldern wuchs kein Grashalm. Der Wind trocknete diese salzigen Gründe nie aus, er berührte sie nur zeitweilig, um dann die brandende Meerfluth unter schäumendem Rollen und Wogen wieder darüber hinbrausen zu lassen. Wo Ipsen jetzt wandelte, konnten sich schon wenige Stunden später Robbe und Delphin tummeln, Roche und Haifisch auf Fang ausgehen, und Seesterne und Mollusken ihre geheimnißvollen Spiele treiben.

Riß Ipsen war nicht so genau vertraut mit den Fluthenbewegungen der Westsee, daß er sich Rechenschaft über die Dauer der Ebbe hätte geben können. Die Watten lagen frei und schaumlos vor ihm, so weit sein Auge reichte; nur hie und da flimmerten zwischen den schwarzen, welligen Gründen schmale, blitzende Streifen, in denen der Fliehende die Rinnsale erkannte, welche die Wogen zwischen die Wattenfelder eingegraben haben und durch die sie mit dem zurückgetretenen Ocean in Verbindung stehen. Aus der großen Ruhe auf den Watten schloß Ipsen, daß die Zeit der Tiefebbe schon eingetreten sei oder doch nahe bevorstehen müsse, und dieß ließ ihn auf's Neue Hoffnung fassen. Auch die große Stille in der Luft begünstigte die Ausführung seines Planes, den er jetzt schnell und ohne langes Besinnen entwarf. Hatte er Glück, fand er die unterseeischen Pfade und überraschte ihn nicht die Fluth zur Unzeit, so konnte er Sylt erreichen, das lang gestreckt, düster, geheimnißvoll, hier finster, wie ein riesiger Eisenblock, dort im Süden weißlich glänzend, als hätten die Nymphen des Meeres silberne Schleier auf die sandigen Abhänge der Dünen gebreitet, vor ihm lag.

Es war ein gewagtes Unternehmen, ganz allein, im Dämmer des Zwielichtes, der leicht irre führen konnte, über die Watten zu gehen und Ipsen fühlte sein Herz stärker klopfen. Allein, es blieb ihm keine Wahl, denn bereits hatten die nachsetzenden Schweden seine Gestalt, die auf dem schwarzen Grunde des Meeres und in der hellen Luft abstach, entdeckt, und wieder fielen Schüsse von allen Seiten. Einige der beherztesten Verfolger wagten sogar, das Watt, das den Flüchtling so sicher trug, selbst zu betreten.

Riß Ipsen war früher einmal in Begleitung eines jener armen Menschen, die sich ihren Feuerungsbedarf aus dem Grunde des Meeres holen, einem sogenannten Tuulgräber, über das Watt nach der fast drei Stunden entfernten Insel gegangen. Damals hatte er jedoch nicht sehr genau auf den Weg, den sein Geleitsmann einschlug, geachtet, noch weniger den Zug der Prielle beobachtet, die bald als schmale, bald als breite, gewöhnlich zu durchwatende, Wasserschläuche die einzelnen Wattenfelder von einander trennten. Nur die ungefähre Richtung hatte sich seinem Gedächtniß eingeprägt, und diese Richtung schlug er jetzt auf gut Glück wieder ein.

Von seinen Verfolgern drohte dem Fliehenden sehr bald keine Gefahr mehr. Sie blieben zurück, Einige aus freiem Entschlusse umkehrend, Andere von dem zähen Schlick festgehalten, in den sie, der Wattwege völlig unkundig, gerathen waren.

„Daß die Fluth sie ertränkte! daß alle Schweden von unserer Nordsee verschlungen würden!" seufzte Ipsen und schleuderte das Beil weit von sich, das ihm jetzt nichts mehr nützen, wohl aber als der sprechende Zeuge einer schweren Blutthat, ihm gefährlich werden konnte.

Auch seine Kleidung konnte ihn verrathen, denn das Wamms war mit vielen Blutflecken besudelt. Ipsen warf es entschlossen von sich, und reinigte seine Hände im nächsten Prielle, das er erreichte. Inzwischen dämmerte der neue Morgen im Nordosten, die weiche, duftige Helle der Nacht wich flimmerndem Nebeldunst, der die Dämmerung, eher verdichtete, als verminderte, und selbst das ferne Eiland auf einige Zeit den Blicken des Flüchtlings entzog.

Riß Ipsen mochte eine halbe Stunde vom Festlande entfernt sein. Noch vernahm er von dorther Hundegebell, Hornsignale, Trommelschlag. Es schien, die schwedische Besatzung der ganzen Wiedingharde war seinetwegen allarmirt worden und jetzt im Abmarsch auf den Schauplatz seiner blutigen That. Noch einmal wandte er sein Auge zurück dem Lande zu, wo er die Geliebte, für deren Besitz, zu deren Vertheidigung er das Schreckliche gethan, unbeschützt und einem ungewissen Schicksal überlassen hatte. Dieser Rückblick erklärte ihm den gewaltigen Lärm. Eine hochrothe Flammensäule lohte auf hinter dem Deiche. Bombüll-Hof war in Brand gerathen. Vielleicht hatten es die Schweden angezündet, um empfindliche Rache zu nehmen an denen, in deren Behausung einer der Ihrigen erschlagen worden war, vielleicht auch war bloße Unvorsichtigkeit und die große Verwirrung, welche auf Bombüll-Hof herrschte, die Ursache der Feuersbrunst, die ihn jetzt verzehrte.

„Gott sei mit meiner Margreth!", flehte der einsam Irrende. Eine heiße Bitte trat auf seine Lippe, eine Bitte, die nur in einem lauten, tiefen Seufzer, nicht in Worten sich dem gepreßten Herzen des schwer betrübten Mannes entrang. Der arme, mittellose, jetzt durch seine Blutthat verstoßene Knecht konnte Niemand helfen, wußte er sich doch selbst kaum zu rathen. Er mußte also diejenigen, die er liebte und bei denen sein Herz blieb, wenn er auch in ferne Weltgegen-

den verschlagen werden sollte, nur der Allbarmherzigkeit Gottes vertrauensvoll übergeben.

Während hinter ihm sein langjähriger Wohnort, die Stätte, wo er Margreth kennen und lieben gelernt, wo er ihr Gegenliebe abgerungen und zahlreiche, glückliche Stunden mit der Geliebten verlebt hatte, von den Flammen verzehrt wurde, schritt Ipsen rastlos über die Watten. Vor ihm lag eine hohe undurchdringliche Nebelschicht. So düster, so undurchdringlich war auch die Zukunft, die seiner harrte.

Der wilde Trotz und die heftige Aufregung, die bis dahin dem Flüchtling eine eigenthümliche Spannkraft verliehen hatten, verschwanden allmählig und ein wehmüthiges Gefühl schwellte die Brust des armen Knechtes. Reue über seine That fühlte Ipsen zwar nicht, denn er hielt diese für geboten; auch lag es außerhalb der Anschauungsweise dieses kräftigen Naturmenschen, das Leben eines Mannes, der ihm offenbar Böses zufügen, ihm das herrlichste, unschätzbarste Gut, das überhaupt ein Mensch besitzen kann, rauben und zu unlautern Zwecken benutzen wollte, sehr hoch anzuschlagen. Ihn schmerzte nichts, als der Verlust der Geliebten. Und verloren geben mußte er das theure Mädchen, denn wie sollte er wieder in ihren Besitz gelangen! Dieser Gedanke, der sich in seiner Seele zur Gewißheit ausbildete, erpreßte dem starken Manne fast Thränen und wenig fehlte, er hätte sich hingeworfen auf's öde Watt, um sich von der wiederkehrenden Fluth für immer begraben zu lassen. Den meisten Menschen aber wohnt ein so starker Erhaltungstrieb inne, daß ein recht lebhafter Gedanke an den Tod schon den Wunsch, das Leben geendigt zu sehen, wieder verscheuchen kann. Kaum berührte nur dieser Gedanke die Seele Nis Ipsen, so lehnte sich dieser mit aller Kraft einer widerstandsfähigen Natur dagegen auf und um seinem Willen mehr Festigkeit zu geben, rief er laut aus: „Nein, ich will nicht sterben! Ich will kämpfen und ringen, um Margreth die augenblicklich für mich verloren, nur auf's Neue wieder zu gewinnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Karpfen.) Vor einiger Zeit war in Berliner Zeitungen „zur Erzeugung von Karpfen — Karpfen-Pulver, die Schachtel zu 1 Ducaten" empfohlen. Ein in Berlin anwesender Gutsbesitzer, der diese Fische gerne auf seiner Besitzung einbürgern wollte, sandte seinen Diener nach der bezeichneten Adresse, erhielt aber seinen Ducaten in Begleitung eines Schreibens zurück, in welchem es hieß: „Verzeihen Sie, es galt eine Wette. Ich hatte behauptet, daß man das Dümmste, den größten Unsinn empfehlen könnte und doch Gläubige finde. Sie sind der Sechste, welcher — Karpfen-Pulver haben will."

Dem Kaiser Napoleon stehen zu jährlichem Verbrauch für sich offiziell 25 Mill. zu; er braucht aber 60 Millionen. Mit diesen 60 Mill. der Civilliste ließen sich 25,000 Arbeiterviertel, 4000 Schulhäuser, 6000 Bauernhäuser, 12,000 Waschanstalten, eine Pumpe in 13,333 Gemeinden, 240 Kilometer Eisenbahn bauen, 40,000 Lehrer mit 1500 Fr., 50,000 zu 1200 Fr., 66,000 zu 900 Fr., besolden. Die Haushaltung von Napoleon, Eugenie und dem Kinde von Frankreich kostet per Kopf täglich 68,499 Fr. 30 Ctm.; der Ertrag Frankreichs ist jährlich 12 Mill. Fr., davon müssen 37 Mill. Menschen leben, jeder hat also täglich 88 Ctm. Der Kaiser verspeist bei jedem Mal die Ration von 4660 Arbeiterinnen, im Jahr die von 2 Mill. Arbeiterinnen!

Das große Hotel de la Paix auf dem Boulevard des Capucines in Paris wir am 15. Juli eröffnet werden. Außer den Speise-, Banket-, Fest-, Rauch-, Restaurations-, Ball-, Billard-, Kaffee- und Bade-Sälen enthält dieser in einem Jahr gebaute, decorirte Gasthof 700 Zimmer und 70 Salons.

(Gegen die Panzerschiffe.) Im White River, in Arkansas wollte kürzlich eine nordstaatliche Flottenabtheilung zwei südstaatliche Redouten von 3 und 7 Kanonen zerstören. Bei dieser Gelegenheit trug sich folgende grauenhafte Katastrophe zu. Eine von den Redouten abgefeuerte Kanonenkugel drang in das Dampfbehältniß des Panzerboots „Mound City", dessen Deck ähnlich dem des „Merrimac" mit einem Panzerdach überwölbt ist, und durch den ausströmenden Dampf wurden mehr als 100 Mann von der aus 182 Personen bestehenden Mannschaft wörtlich und buchstäblich in dem verschlossenen Raum, wie in einer zugedeckten Casserole, todtgesotten. Die menschliche Phantasie ist zu arm, um sich die Qualen zu vergegenwärtigen, welche die Unglücklichen ausgestanden haben müssen. Noch schrecklicher aber ist Folgendes: einige vierzig oder fünfzig Halbverbrühte vermochten noch sich durch Stückpforten zu zwängen und ins Wasser zu springen, wo sie sich durch Schwimmen zu retten versuchten. Die Rebellen schickten ihre Scharfschützen ans Ufer des kaum 120 Schritt breiten Flusses, und ließen die Unglücklichen einen nach dem andern todtschießen, während sie die zur Rettung herbeikommenden Boote der andern Schiffe mit Kanonen zurücktrieben!

Einem Preis-Courant von New-Orleans entnehmen wir, daß gegenwärtig dort kostet: 1 Pfund Fleisch 60 Cts. — schwer zu haben. Brod: wer Lust zum Warten hat, kann von Morgens zwei bis sechs Uhr auch 6 Unzen Brod zu 10 Cts. mit Mühe bekommen. 2 Kartoffeln 10 Cts. 1 Pfund Kaffee 70 — 90 Cts. 1 Pfund Reis 15 Cts. Bier ist aus Welschkorn gebraut und schmeckt mit einer Dosis schwarzen Pfeffers nicht schlecht. Besen, früher 25 Cts. das Stück, kosten jetzt 2 Doll. 50 Cts. Ordinäre schwere Schuhe von Roß- und Alligator-Oberleder 12 Doll. 1 Unschlittlicht 10 Cts. 1 Pfd. Salz 10 Cts. 1 Flasche Oel 2 Doll., Lampenöl nicht mehr zu haben. Druckpapier nicht mehr zu haben. 1 Buch Briefpapier 60 Cts. u. s. f. (Nürn. A.)

Raritäten-Kästlein.

Zu einer Hausfrau kam ein Knabe und bat um Almosen. Sie gab ihm etwas, sagte ihm aber, wie unwürdig es für einen so kräftigen Jungen sei, zu betteln. Mit der größten Unverschämtheit erwiederte er: „Na, vor Ihren Dreier brauchen Se nich erst eene Predigt zu machen, übrigens verbitte ich mir des Dusagen, ich bin vorige Woche eingesegnet."

Charade.

Wirst Du stets in den Ersten beiden,
O Jüngling, Dich der Jungfrau nahn,
Wird ihre Gunst Dir selten fehlen,
Wirst wieder, was Du gabst, empfahn.
Und was noch mehr, Du wirst als Dritte
Ihr Herz selbst tragen leicht davon,
So liebe immer in den Ersten,
Sie giebt Dir immer süßen Lohn.
Und soll ich Dir das Ganze nennen?
Such es im dunkeln Waldesgrün,
Die Apotheker, die es kennen,
Verwenden es zur Medicin.

Auflösung des Räthsels in Nro. 25:
Streusandbüchse.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 17. Juli. Der Centner: Weizen 7 fl. 28 kr. Korn 6 fl. 18 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige — fl. — kr. Spelz 5 fl. 50 kr. Hafer 4 fl. 24 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 50 kr. Stroh 1 fl. 40 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 27 kr.

Homburg, 16. Juli. Der Centner: Weizen 7 fl. 22 kr. Korn 6 fl. 47 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 5 fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 31 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 40 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 29. Sonntag, den 27. Juli **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

3.

Ein unbekannter Freund.

Wir verließen Gabriele Valentin, als sich die Frau v. Zarkow in den Besitz der Kinder ihrer Schwester gesetzt hatte, und mit ihnen nach ihrem Wohnsitze in Breslau abreiste.

Es verging eine lange Zeit, bevor Gabriele die ersten Briefe von ihren Zwillingen erhielt. Ein Lebenszeichen von ihnen ruhte endlich wieder in ihrer Hand, und was fand die sehnsüchtig Harrende darin? Die Kinder zeigten in wohlgesetzten Worten ihr Wohlbefinden an, priesen sich in ihrer Lage glücklich, und rühmten die Güte der Tante, der edlen Frau v. Zarkow.

Gabriele ahnte bald, wer hinter den Kindern gestanden, wer ihnen diese Zeilen eingeflüstert habe, und die Besorgnisse über die Absichten der Schwester steigerten den Schmerz Gabrieles zu einem noch höhern Grade.

Die Zeit verstrich.

Andere Briefe gelangten in längeren Zwischenräumen und in immer abstoßenderer Form an die Mutter und zerschnitten ihr das Herz. Kein Wort der Liebe oder Sehnsucht klang daraus hervor. Die Kinder schilderten nur mit prunkenden Farben die glänzenden Verhältnisse, in welchen sie lebten, das Glück der gediegensten geistigen Ausbildung, welche sie genossen, die Güte, die Freigebigkeit der hochgestellten Tante. So sehr alle diese Briefe den nämlichen Charakter trugen, gingen die letzten, welche Gabriele empfing, noch weiter. Diese Briefe gaben bereits eine offenbare Ueberhebung der Kinder gegen die Mutter kund. In Ausdrücken des Abscheues gegen ihren frühern Lebenswandel in dem Kreise der gemeinen Bürgerlichkeit, machten sie die Vorzüge ihrer gegenwärtigen Erziehung geltend, und verdammten jedes andere Loos, in welchem sie, ohne den Schutz der Tante, hätten verderben müssen.

Das war die Geißel, welche die Majorin für ihre Schwester geflochten hatte, und deren Streiche Gabriele noch brennender zu Herzen gingen, da ihr diese durch die Hand der Kinder zugefügt wurden.

Der Vormund, welcher mit der Majorin korrespondirte, bildete auch den Vermittler sämmtlicher Briefe, die Gabriele stets als Einlagen und unversiegelt empfing. Sie hatte den Banquier mit Bitten bestürmt, sich seines Versprechens erinnern zu wollen und ihr zur Zurücknahme der Kinder behülflich zu werden. Der Banquier hielt sie längere Zeit mit dem Versprechen hin und vertröstete sie auf die nächste Zeit. Alsdann erschien der Vormund ungerufen in Gabriele's Wohnung, scheinbar nur nach seinem Mündel, dem jüngsten Kinde, zu sehen. Seine Besuche wiederholten sich häufiger. Die junge Wittwe konnte bald nicht mehr daran zweifeln, daß ihre eigene Person Gegenstand der peinlichsten Aufmerksamkeit des Kaufmanns geworden sei. Durch einen Brief setzte sie seinen Zudringlichkeiten ein Ende. Der Brief lautete:

„Mein Herr! Ich darf Ihnen in Ihrer Eigenschaft als Vormund meines Kindes das Recht nicht versagen, meine Wohnung zu betreten, um nach Ihrem Mündel zu fragen. Ich erinnere Sie an Ihr gegebenes Versprechen, mir behülflich sein zu wollen, meine Kinder aus der Gewalt meiner Schwester zurückzufordern. Viel gelitten habe ich seit der Zeit, jedoch Ihr Versprechen habe ich nicht vergessen, weil sich meine Hoffnung daran aufrecht erhielt. Und nun frage ich Sie, wann dieser Zeitpunkt sein wird, wo wir uns, ohne daß Sie sich kompromittiren, darüber verständigen können, daß die Kinder zurückkehren? Sie haben dieß lange hinausgeschoben! Meinerseits danke ich Ihnen für die Vorschläge, die Sie mir, zur Verbesserung meiner Lage, in der Weise gemacht haben, daß ich nur Ihrem Kassirer meine Wünsche aussprechen sollte, um dieselben zu erfüllt zu sehen. Ich werde Ihnen über mein jüngstes Kind jede erwünschte Rechenschaft geben, verbitte mir jedoch jeden Besuch, der mich selbst nur im Entferntesten berühren kann. Gabriele Valentin."

Seitdem war der Banquier nicht mehr in der Wohnung Gabrielens erschienen. Statt dessen aber eröffnete er ihr seinen Entschluß, daß er sich stets der Zurücknahme der Kinder widersetzen werde, da sie in der Erziehung der Mutter nur verkümmern könnten, während bei der reichen Tante fort und fort in einer Weise für dieselben gesorgt würde, die zu den besten Aussichten berechtige. Ferner, daß der Mutter das Recht unbenommen bliebe, in ihre Heimathsstadt zurückzukehren, indem sie ja hier schlechterdings nicht ortsangehörig wäre.

So befand sich Gabriele in der hülflosen Lage. Sie sah das Verführungswerk an ihren Kindern durch die Schwester im vollen Gange, und hatte der Glanz, der Ueberfluß, welcher die Unbefangenen täglich umgab, nicht Verlockungen und Fallgruben genug, um ihre Herzen zu bestricken und der Mutter abwendig zu machen?

Es mußten Jahre der Sehnsucht und getäuschter Erwartungen, der qualvollsten Unruhe und des Grams vergehen, um Gabriele verzagen zu lassen und sie gänzlich darniederzubeugen. Sie hatte ihre Kräfte aufgeboten, sich selbst eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Aber wie weit kann es eine Mutter bringen, die Tag und Nacht von Angst und Liebe zu ihren Kindern gefoltert ist, welche man gewaltsam von ihr entfernt hält? Sie steht nicht auf dem Boden, wo sie sich befindet, sie ist weit davon entfernt; ihr ganzes Wesen ist aufgelöst, sie denkt, sie sieht und fühlt nichts Anderes, als diesen einzigen Schmerz; sie lebt in keiner andern Weise, als im heißen Verlangen; Zeit und Raum scheinen vor ihren Augen zu verschwinden.

Das Unrecht übt eine große Gewalt aus. Es fesselt und lähmt den Betroffenen wie der magische Blick einer Schlange. Es will bekämpft sein, oder es vernichtet sein Opfer, sobald es diesem [illegible] an Kraft, an Schutz und Beistand mangelt. Auch Gabriele erlag. Niemand stand ihr helfend oder rathend zur Seite. Sie hatte keine zwingenden Beweise, um gesetzmäßig gegen die Erziehung der vielvermögenden Schwester aufzutreten. Der Leidenschaften heimliche Sünden und Verbrechen, welche die Welt mit Leid und Elend bedecken, haben ihr Forum bei dem unsichtbaren Richter, der den Stab über sie bricht.

Die letzten Briefe, welche Gabriele von ihren Kindern empfing, waren in so entschiedenen Ausdrücken der Entfremdung geschrieben, daß die Mutter, in ihrem verstörten Seelenzustande, an der Treue der Gesinnung ihrer Kinder zweifelte,

da ihr ein Einfluß des Hasses der Schwester in dieser Höhe unmöglich schien.

Sie glaubte jetzt an die Wahrheit dieser abtrünnigen Briefe und schickte dieselben mit gebrochenem Herzen an den Vormund zurück. Sie weigerte sich, länger dergleichen Schreiben von den Zwillingen anzunehmen, welche sie, nach diesen, nicht mehr für ihre Kinder anerkennen konnte.

Der Vormund machte diese Mittheilung an die Majorin mit der Beifügung, daß Gabriele ihren Kindern entsagen wolle, und sandte auch das Schreiben derselben mit, worin die unglückliche, von der Verzweiflung hingerissene Mutter wirklich diese Worte ausgestoßen hatte.

Frau v. Zarkow legte diese Schreiben der Mutter und des Vormundes den Kindern vor. Sie sagte dazu: „Die unwürdige Mutter verstößt Euch hiermit, sie hat sich dem elendesten Lebenswandel ergeben und möchte Eurer überhoben sein.“

Dieser Brief gelangte, als der einzige von der Mutter, den Kindern zu Gesicht; der Inhalt der übrigen wurde ihnen stets durch die Tante mündlich mitgetheilt und unterschlagen. Die Antworten geschahen alsdann nach ihrem Diktat.

Seit dem Beginn ihrer Erziehung wirkte Frau v. Zarkow durch die äußerste Strenge und Geringschätzung auf das ihr anheimgegebene Kinderpaar. Ihr Prinzip bestand darin, das Bild der Mutter bei ihnen so dunkel als möglich zu malen, sich selbst dagegen als die gnadenreiche Erretterin darzustellen, die sie von dem tiefen Fall erlöse, den die Kinder durch die Schuld der Mutter gethan. Ihre Mittel, dieß zu erreichen, waren die F u r c h t, um auf den blinden Gehorsam der Kinder, das wachsamste M i ß t r a u e n, um auf die Verhärtung ihres Gemüths, die H e r a b s e t z u n g, um auf sie dahin zu wirken, daß sie sich kriechend einer Frau nähern sollten, die auf Schritt und Tritt ihr Ideal in Furcht und Glauben sein wollte. Dermaßen stets bewacht und in ihrem Selbstgefühl erschüttert und unterdrückt, sahen sich die Kinder zur sklavischen Unterwürfigkeit verdammt und voll bangen Zweifels gegen ihre Liebe zur Mutter erfüllt, welche ihnen als Verbrechen angeschrieben wurde.

Wir müßten den Rahmen der Erzählung zu weit ausspannen, wollten wir hier eine ausführliche Schilderung der auf ihren Zweck berechneten Erziehungsweise der Majorin entwerfen, und von den angedrohten und vollzogenen Strafen und Zwangsmaßregeln sprechen, welche sie in Anwendung brachte, um die unbeschirmten Kinderherzen ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Frau v. Zarkow wähnte zwar ihre Bestrebungen durch den Erfolg gekrönt und das Band zwischen Mutter und Kindern gelöst, dennoch trachtete sie, um auch in Zukunft über die bereits herangewachsenen Kinder die Verfügung zu besitzen, nach einer legalen Zustimmung, wodurch der Mutter das letzte Recht aus den Händen genommen werde.

Die an den Vormund gemachte Mittheilung, Gabriele selbst wolle sich der Kinder entäußern, und der aus dem Schreiben der Mutter hervorgehende Glauben an die Untreue der Zwillinge, ließ der Majorin den Zeitpunkt für den günstigsten erscheinen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen.

In dem Komptoirzimmer des Herrn Brewitz fand eine laut geführte Unterredung des Banquiers und seines Bruders statt, von welcher die weiteren Ereignisse der Erzählung ihren Ausgang nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ursache der Theuerung.

(Humoreske.)

Wir leben wahrhaftig in Zeiten der Noth,
Es bleiben stets theuer Kartoffel und Brod,
Dazu hat das B i e r auch 'nen hohen Preis —
Das bringet den Erdball noch aus dem Geleis! —

Die Sache ist selbst den Gelehrten zu rund,
Denn Keiner erforschte bis jetzo den Grund.
D'rum hört! — Mir hat's Jemand ganz heimlich gesagt,
Was Brod und Kartoffel so theuer stets macht.

Um St. Cyriakus im vierziger Jahr —
(Im Kahlgrunde oder im Spessart ob's war,
Entsinn' ich mich nimmer) — da wohnte ein Mann,
Der war doch wahrhaftig recht übel daran.

Ihm fehlten Kartoffel — er hatte kein Brod —
Der Arme, er grämte sich beinah' zu todt,
Und hatte er gleich einen witzigen Kopf,
So blieb er doch immer ein blutarmer Tropf! —

„O! brächte mir Jemand doch Saatfrucht daher,
„Ich nähme sie, wenn sie vom Teufel auch wär't!“ —
So rief er vor Unmuth und bitterer Pein,
Da lugte der — Teufel zum Fenster herein!

Das Bäuerlein kreuzt sich und fürchtet sich sehr
Und fragte beklommen: „Was ist dein Begehr?“ —
Da sagte der Böse gar listig und fein:
„Ich bin nur gekommen, dein Helfer zu sein!“

„Dein Häuschen ist morsch — dein Feld nicht bestellt;
„Hier geb' ich dir Früchte zum Säen und Geld;
„Die H ä l f t e der Ernte gehöre dann Mir
„Die a n d e r e laß ich aus Mitleiden Dir!“

„Doch daß der Kontrakt auch giltig mag sein,
„So schreib in dieß Büchlein den Namen hinein!“
Der Bauer — geblendet vom Geld und vom Gut —
Schrieb ein seinen ehrlichen Namen mit Blut. —

Er baute vergnügt nun das magere Feld
Und lebte behaglich vom teuflischem Geld;
Doch plötzlich verwandelte Lust sich in Leid —
Denn schon war gekommen die Erntezeit!

Jetzt war es dem Schelmen nicht einerlei mehr,
Er suchte im Stillen nach Schnittern umher
Und sprach zu denselben: „Das S t r o h laßt ihr steh'n
Und schneidet vom Halme die K o l b e n mir schön!“

So wurde die Ernte nach Hause gebracht,
Da kam der leibhaftige † † † der Nacht
Und sprach: „du verworfenes, sündiges Kind!
Gib her mir die Hälfte der Ernte geschwind!“ —

„Oho! — sprach der Bauer — so war's nicht gemeint;
„So pfiffig, wie du, sind auch And're, mein Freund!
„Den meinigen Antheil hab' längst ich zu Haus,
„Der Deinige steht auf dem Felde noch aus!“

Da sah nun Ahasver, daß so durch die List
Des Bauers, das S t r o h ihm geblieben nur ist,
Doch sprach er gefaßt: „Wohlan denn es sei! —
„So schließen wir jetzo das Bündniß auf's Neu!“

„Weil doch von der Ernte im heurigen Jahr
„Der o b e r e T h e i l dein Eigenthum war,
„So soll für das kommende Erntejahr d e i n
„Der u n t e r e T h e i l von der Ernte dann sein!“

Der Bauer verspricht nun dem Satan auf's Neu',
Er wolle das Bündniß erfüllen getreu;
Und hinter dem bäuerisch dummen Gesicht
Da dachte Ahasver den — Schelmen sich nicht.

Nun hat — statt mit Früchten — sein sämmtliches Feld
Der Bauer mit eitel K a r t o f f e l n bestellt. —
Er tanzte und scherzte — doch jetzt kam herbei
Die Ernte — da war's ihm nicht einerlei. —

Er schafft die K a r t o f f e l zum Keller hinein,
Das K r ä u t i g jedoch ließ liegen er fein;
Und bald sah der Schwarze bei all' seiner List,
Daß wieder vom Bauer betrogen er ist. —

Da kochte vor Ingrimm sein höllisches Blut,
Er drohte, er fluchte er rief in der Wuth:
„Weil Nichts von Kartoffeln und Früchten ist mein,
„So streu' ich den Saamen des Bösen hinein!“

Daß Brod und Kartoffel so theuer noch ist,
Hat einzig den Grund in der bäu'rischen List;
Doch — wenn ihr hübsch schweiget und werdet nicht laut —
Dann hört, was der Bauer noch damals gebaut.

Zwar ist mir die Sache nicht sicher bekannt,
Doch mein' ich, es wurde mir Gerste genannt;
Auch die sei gewesen bei selbiger Frucht,
Die damals der boshafte Satan verflucht.

D'rum hat auch vor Wuth — ihr glaubt's vielleicht kaum —
Das Bier in den Krügen so furchtbaren Schaum;
Auch gibt uns noch häufig des Bieres Geschmack
Ein Zeugniß vom teuflischen Schabernack! —

G. N.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Fast eine ganze Stunde noch irrte der Flüchtling durch die Wattenfelder, ohne der ersehnten Insel, die Anfangs ihrer ganzen Ausdehnung nach so deutlich vor ihm lag, wieder ansichtig zu werden. Vielmehr verdickte sich die vor ihm stehende Nebelwand und hüllte auch Ipsen bald in ihre feuchten, fluthenden Gewänder.

Er wußte nicht mehr, wo er sich befand. Der Lärm auf dem Festlande war längst verstummt, den Wiederschein der Flamme vom brennenden Hofe entzog ihm die Nebeldecke, und obgleich inzwischen der Tag anzubrechen begann, beleuchtete doch kein freundlicher Lichtstrahl den Pfad, den er furchtsam wandelte. Selbst die Richtung, in der sich Ipsen fortbewegte, wußte er jetzt nicht mehr genau anzugeben, da längst schon die vollkommenste Windstille eingetreten war.

Unverdrossen vorwärts schreitend, vernahm der flüchtende Knecht nach Verlauf einiger Zeit ein seltsames Geräusch, das sehr entferntem Donnergeroll nicht ganz unähnlich klang. Er blieb stehen, legte beide Hände an die Ohren, und horchte. Das Geräusch wiederholte sich in regelmäßigen Pausen und schien an Stärke zuzunehmen.

„Es ist die Fluth oder die Brandung an steilen Küsten," sagte er, mit großer Aufmerksamkeit die Farbe des Wattes betrachtend, das er leider nur wenige Schritte weit deutlich überschauen konnte. Da sich indeß noch keine Veränderung an dem grauschwarzen, ziemlich festen Boden zeigte, war mindestens augenblicklich noch keine Gefahr vorhanden. Nur, daß er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, beunruhigte den ermüdeten Wanderer. Der Schall des fluthenden Meeres war einzig und allein sein Führer.

Lange jedoch sollte Ipsen nicht mehr in Ungewißheit bleiben. Das Watt zeigte an einzelnen, niedrigen Stellen bewegtes, hin und wieder rollendes Wasser, ein sicheres Zeichen, daß die Fluth stieg. Eine halbe Stunde später mußte die volle schwere Meereswoge ihn umbrausen, wenn er bis dahin das ohne Zweifel sehr nahe Land nicht schon betreten hatte.

Ipsen konnte jetzt nicht mehr in gerader Richtung vorwärts gehen, denn bald schäumte links, bald rechts eine breite, graugrüne Welle heran, bald sprühte vor ihm ein Salzschauer zu ihm herüber. Stets bis über die Knöchel im Meerwasser watend, mußte er fürchten, in einen der tiefen Rinnsale zu gerathen, in denen er unrettbar ein Opfer des Fluthstromes geworden sein würde.

Plötzlich lichtete sich der Nebel vor ihm, ein dunkler Gegenstand bewegte sich in seiner Nähe und deutlich vernahm er die Stimmen zweier Männer. Die Hände trichterartig an den Mund haltend, stieß er ein lautes Halloh! aus.

Alsogleich ward ihm geantwortet; die dunkeln Gestalten schritten auf den Verirrten zu und brachten ihm die tröstende Nachricht, daß er dicht unter dem Felsengerölle von Morsumkliff sich befinde und geradeswegs nordwärts dem Fluthstrome entgegengehe, der binnen einigen Minuten auf den sandigen Riffen haushoch sprudeln und alles mit sich fortreißen werde.

Dem Aussehen nach hielt Riß Ipsen die beiden Männer, denen er zu so glücklicher Stunde begegnete, für Strandläufer. Einer wenigstens machte ganz diesen Eindruck. Seltsamerweise nur trug gerade dieser, ein hoher Mann mit ernsten, kalten Zügen und schon grauem Haar, kein Netz, um etwa aufgefundene Schätze, wie die Wattströme sie bisweilen auf den Wattenfeldern absetzen, darin zu sammeln. Sein jüngerer Gefährte allein führte ein derartiges Netz.

„Ihr seid frühzeitig auf," sprach Riß Ipsen die beiden Sylter an, um zu erfahren, was er wohl von ihnen zu halten habe. „Wer etwas finden will auf den Watten, muß freilich die Stunden wahrnehmen."

Der Aeltere blickte ihn von oben herab mißtrauisch an.

„Ihr scheint nicht viel gefunden zu haben," versetzte er, „man könnte eher glauben, Ihr hättet mehr verloren, als Ihr entbehren könnt."

„Wie versteht Ihr das?"

„Nun, weil Ihr ohne Wams herumlauft," setzte der bejahrte Sylter munterer hinzu. „Wenn man Euch so ansieht, bespritzt mit Schlick bis auf die Brust, ohne Mütze und Stock, mit zerrissenem Hemd, könnt' es einem Niemand verargen, schöpfte man Verdacht. Gerad' heraus, Ihr habt mehr Aehnlichkeit mit einem Ausreißer, als mit einem ehrlichen Manne."

Das Auge des jüngeren Mannes, der ungleich feiner gebaut war, zarte, weiße Hände und ein blasses, intelligentes Gesicht hatte, sah theilnehmend zu dem Flüchtlinge auf, der jetzt erst den Zustand seiner zerzaus'ten Kleider gewahrte.

„Habt keine Sorge," sagte dieser beruhigend, „Ihr befindet Euch auf Sylt und die Sylter sind keine Verräther. Ihr kommt aus der Wiedingharde, der Dialekt verräth es."

„Ich bin ein Flüchtling," sprach Riß Ipsen, der es für besser hielt, einem ehrlichen Jünglingsgesicht gegenüber keine Winkelzüge zu machen, die ohnehin seiner offenen Natur zuwider waren. „Ich hatte Streit mit den Schweden," fuhr er fort, „schlug mich und hab' wohl auch Einem von ihnen die friesische Hand zu fest auf den Mund gelegt, so daß er darüber das Athemholen vergaß. Die Andern fielen über mich her, machten mich zum Zielscheibe ihrer Feuerröhre und weil ich nirgends mehr einen Ausweg sah, flüchtete ich auf's Watt und irrte umher, bis ich Euch fand."

„Böse Brut, die Schweden!" murmelte der Alte stirnrunzelnd. „Sie sengen, brennen, rauben und morden. Meinem Schwestersohne haben sie auch den Hof angezündet."

„Wie meinem Herrn, als ich ihnen entwischte!" sagte Ipsen.

„Wer ist Euer Herr?" fragte der Jüngling.

„Claas von Bombüll," erwiederte der Flüchtling, „der Besitzer von Stoertebeckers Burg. Jetzt liegt das alte Erbe des Claas in Schutt und Asche."

„Bombüll-Hof verbrannt!" sagte der junge Mann mit warmer Theilnahme. „Was wird mein Vater dazu sagen! Wie nennt Ihr Euch?"

„Riß Ipsen, junger Herr," versetzte der Knecht. „Ich diente bei Claas seit Jahren und wäre jetzt ein glücklicher Mann, wären die schwedischen Völker nicht diebisch in's Land gefallen."

„Ihr seid mein Gast," sprach der Jüngling entschieden. „Mein Vater wird Euch gern Herberge geben und auch für Euer Fortkommen sorgen. Er kennt Bombüll-Hof und war von jeher ein großer Verehrer friesischer Heldenthaten. Ich bin in dieser Beziehung gar nicht nach seinem Sinne gerathen," fügte er, wehmüthig lächelnd, hinzu. „Mir wär' es viel angenehmer, könnt' ich ein Steuer, statt der Feder führen, und weil ich lieber Muscheln suche und Seethiere, als in kirchengeschichtlichen Büchern mir die Augen müde zu lesen, mache ich bisweilen in schönen Nächten mit vertrauten Freunden einen Spaziergang auf's Watt."

„Da seid Ihr wohl eines Gelehrten Sohn," sagte Riß Ipsen.

„Getroffen!" erwiederte der Jüngling. „Mein Vater ist Pastor in Keitum — dort streckt eben der Thurm von Keitum seine Spitze aus dem verfliegenden Nebel hervor. Ein sehr gelehrter Mann, bei dem Raben! Und weil er so gelehrt ist, will er, daß sein einziger Sohn noch viel gelehrter werden soll."

Der alte Graukopf lachte.

„Wird dem Herrn Pastor aber doch nicht gelingen," sagte er zuversichtlich und mit unverkennbarer, innerer Freude. „Steckt der Drang zum Bücherlesen nicht in dem Menschen, so bringen alle alten und neuen Propheten ihn nicht dazu, ein Bücherwurm zu werden. Es wird blos Zeit damit verloren. Darum, junger Herr, nur friesisch steif geblieben und

den Nacken nicht gebeugt! Der alte Pfarrhof hat ja auch noch eine Ebberthüre, um einen aufrecht gehenden Menschen durchzulassen."

Während dieses Gesprächs hatten die drei Wanderer die ersten Häuser von Moesum erreicht. Hier schüttelte der Alte seinem jungen Begleiter die Hand und verabschiedete sich. Die Morgensonne brach durch die fallenden Nebel und rollte diesen in goldig schimmernden Wellen dem blitzenden Meere zu. Umbrandet von diesem sprühenden Morgensonnenfeuer schritt der glücklich entkommene Ipsen an der Seite seines jugendlichen Beschützers der Kritumer Pastoratswohnung entgegen.

Sechstes Kapitel.

Vater und Sohn.

So früh am Tage ruhte auf der dünn bevölkerten Frieseninsel noch die Mehrzahl ihrer Bewohner. Nur einige Fischer wandelten zwischen den grün aufsprossenden Gerstenfeldern nach dem flachen Strande der Binnensee, wo jetzt die anschwellende Fluth weißhäuptig um eine Anzahl vor Anker liegender Segelboote hüpfte. Im Orte selbst begegnete den Wanderern Niemand. Sie waren die einzigen Regsamen und ihre Tritte, ihre Gespräche hallten so laut, als wäre niemals ein lebendes Wesen in diese Gegend gekommen.

Das von hoher Mauer umgebene, in dicht belaubten Baumwuchs gleichsam eingehüllte Pastorat war noch verschlossen. Der Sohn des Pfarrers klopfte laut an die Pforte, die nach einiger Zeit geöffnet wurde. Eine hohe, schon ziemlich bejahrte Frau mit kalten Zügen, ganz friesisch gekleidet, empfing die frühen Ankömmlinge. Ihr Gruß war keineswegs freundlich und es schien, als ruhe ihr großes, fragendes Auge auf dem, allerdings seltsam aussehenden Begleiter ihres Sohnes mit offenbarem Mißfallen.

„Ein Verirrter, Mutter," sagte der Sohn. „Ich hatte das Glück gehabt, ihn zu finden, ehe er der Fluth zum Opfer fiel. Er bittet um die Vergünstigung, sich bei uns erholen zu dürfen."

„Bedürftige fanden stets Aufnahme im Hause des Pastors Cruppius," versetzte die Pfarrersfrau. „Tretet ein. Was friesische Gastfreiheit vermag, soll Euch werden."

Niß Ipsen sprach leise einige Worte des Dankes, wohl aber fühlte er sich nicht in dieser Behausung. Es wehte ihn Alles darin kalt und unfreundlich an und er ahnte, daß der häusliche Friede, das innige Zusammenleben zwischen Aeltern und Kindern, das wahre und größte Glück einer Familie, in diesem Hause wohl keine bleibende Stätte gefunden haben möge. Hätte er noch daran zweifeln können, die hastige und ängstliche Frage seines jungen Begleiters nach dem Vater und nach dessen Stimmung würde ihm gesagt haben, daß seine Vermuthung auf gutem Grunde ruhe.

Die Antwort der Mutter lautete ausweichend und dies gab dem Sohne, als er sich mit seinem Schützlinge allein befand, Gelegenheit, seinem Unmuth freien Lauf zu lassen.

„Wundert Euch nicht," sprach er, „wenn Ihr mich unzufrieden sehet. Ich befinde mich in einer beklagenswerthen Lage. Geliebt von meinen Aeltern, mache ich ihnen Kummer, weil sie von mir verlangen, ich sollte etwas treiben, was meinen Naturanlagen zuwider ist. Dies stört unser Aller Glück, jagt mich aus dem Hause und zieht mir den Zorn der Aeltern, namentlich des Vaters zu. Ihr dürft nicht erschrecken, wenn Ihr alsbald einen höchst widerwärtigen Auftritt erleben solltet."

Der junge Mann, der höchstens achtzehn Jahre zählen konnte, sprach dies mit trauriger Stimme, doch ohne sichtbare Zeichen tiefer, innerer Leidenschaft. Niß Ipsen, der zwar keinerlei Bildung besaß, von Natur aber aufgeweckten, raschen Geistes war, und der unter andern Verhältnissen jedenfalls schon längst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft sich erkämpft haben würde, empfand den Schmerz des Jünglings, ohne sich volle Rechenschaft darüber geben zu können. Er schwieg deshalb auf die Bemerkungen des jungen Cruppius und begnügte sich, einen theilnehmenden Blick auf diesen zu richten.

„Da kommt mein Vater," fuhr der Jüngling fort, einige aufgeschlagene Bücher heftig zuschlagend und sie mit offenbarer Verachtung in einen Schrank werfend. „Jetzt wird das Examen gleich losgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In Neuburg a. Rh. wurde dieser Tage ein dortiger Dammwärt von zwei Zigeunerinnen, welche die erkrankte Frau desselben von Hexerei befreien zu wollen vorgab, um 2000 fl. geprellt.

Das 8. mecklenburgische Sängerfest wird dieses Jahr in Rostock abgehalten werden. Herr Kapellmeister Ferd. Hiller in Köln wurde zum musikalischen Dirigenten erwählt.

Köln, 19. Juli. Bekanntlich ist vor einem Vierteljahre ein Mann (Christ) als vermeintlicher Jude und Räuber von Christenkindern, scandalös mißhandelt worden. Sechzehn Individuen standen deshalb heute vor dem Strafgerichte; 2 wurden je zu zweimonatlichem, 7 zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt, die übrigen meist wegen mangelnden Beweises freigesprochen.

Köln, 21. Juli. Vorgestern wurde hier ein Postbeamter zur Haft gebracht, welcher im Laufe des vorigen Jahres einen Brief unterschlagen hatte, den ein Frankfurter Haus an ein Bankiershaus in New York mit 800 Dollars in Banknoten, ohne diesen Betrag zu deklariren, aufgegeben hatte.

Raritäten-Kästlein.

Hograth, schreibt Börne, war so kunstgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, welche er in Gesellschaften wahrnahm, auf seinem Fingernagel skizzirte und so mit sich nach Hause trug, um hier die entworfene Zeichnung zu vollenden. Wenn William Hograth zu unsern Zeiten lebte und in solcher Absicht manche unserer Gesellschaften besuchte, so müßte er sich die Nägel unausstehlich lang wachsen lassen.

„An welcher Krankheit ist denn Deine Frau gestorben?" fragte ein Freund den andern. — „Ich glaube, sie starb, weil sie zu schnell lebte." — „Wie so meinte der Freund. — „Schau," sagte der Gefragte, „als ich sie heirathete, da war sie drei Jahre jünger als ich, und jetzt nach ihrem Tode bezeugt das Taufbuch, daß sie neun Jahre älter geworden als ich."

Charade.

Des Edels größter Stolz,
Des Waldes schönste Zier
Ruht auf mein erstes Wort.
Der Weltgeschichte Strom,
Gedanke, Lehre, Kunst
Pflanzt sich durch's Zweite fort.
Der heilgen Freundschaft Band
Aus unsrer Blüthezeit,
Zum Angedenken wird's
Dem Ganzen eingereiht.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 24. Juli. Der Centner: Weizen 7 fl. 20 kr. Korn 5 fl. 9 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 5 fl. 11 kr. Hafer 4 fl. 24 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 23 kr.

Homburg, 23. Juli. Der Centner Weizen 7 fl. 21 kr. Korn 5 fl. 5 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 20 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 30. Sonntag, den 3. August **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Neben dem Zimmer, in welchem die zwei Personen sich befanden, lag ein kleines, gemächlich eingerichtetes Cabinet, worin man sich aufhielt, um den Kaufmann zu sprechen. Ein Commis des Geschäfts führte so eben einen Herrn in dieß Zimmer. Er nahm Platz auf einem der Polsterstühle, und da er den Banquier im lebhaften Gespräche hörte, machte er, um nicht zu stören, seine Anwesenheit nicht kund.

Werfen wir zuvor einen Blick auf den Angekommenen, der anfänglich zerstreut die Gegenstände des Zimmers musterte. Eine große, schlanke Figur zeichnete ihn aus; er mochte in der Mitte der zwanziger Jahre stehen. Die polnische Abkunft machte sich durch den edlen, eigenthümlichen Typus seines Gesichts sehr erkenntlich; er trug leicht gekräuseltes, schwarzes Haar und einen feinen Lippen- und Kinnbart. Ein feingeschnittenes Profil, braune, geistvolle Augen von schwermüthigem Ausdruck, leicht erregbare Züge, die sich öfters um die blühenden Lippen zu einem feinen Lächeln schlossen, gaben seiner Persönlichkeit ein einnehmendes Interesse. Als der Sohn des Bürgermeisters Herzford aus Sch . . . . in Schlesien, studirte Philibert v. Herzford in Leipzig die Medizin, bestand dort sein letztes Examen, und war gegenwärtig nach Berlin gekommen, um einige Semester der Hospitalpraxis zu widmen. Eine zweite, an seine Anwesenheit in Berlin gebundene Familienangelegenheit, brachte ihn bald in eine sehr nahe Verbindung mit Gabrielens Schicksal.

Die von den Brüdern in dem Comptoir geführte Unterredung, auf welche der junge Mann, den wir als Philibert v. Herzford kennen gelernt haben, anfänglich wenig Acht gegeben und deren Beendigung er vielmehr herbeigewünscht, fesselte ihn jedoch bald durch einige davon vernommene ihm bekannte Dinge und Namen, so daß er nicht umhin konnte, der Fortsetzung des Gesprächs mit Aufmerksamkeit zu lauschen. Er hörte von dem Bruder des Banquiers die Worte sagen:

„In der That, Frau v. Zarkow treibt ihre Schwester in die Enge. Jetzt verlangt sie eine förmliche Abtretungsurkunde auf deren Kindern, so daß sie über diese nach Gutdünken verfügen kann. Ich glaube aber, daß die Valentin sich gewiß nicht darauf einläßt, oder sie müßte sich sehr geändert haben.“

„Sie wird darauf eingehen müssen,“ versetzte der Banquier mit Nachdruck. „Frau v. Zarkow droht ihr, wenn die Valentin nicht der Majorin Mutterrechte auf die Zwillinge einräumen will, mit der Entziehung der Unterstützung von den Verwandten, und dann kann sie nach Breslau zurückkehren, was die Valentin indessen nicht vorziehen wird. Und da sie am hiesigen Orte nicht ohne Unterstützung leben kann, wird sie wohl die verlangte Entsagungsschrift auf ihre Zwillinge geben müssen, und das kann sie auch um so mehr, indem die Majorin hiermit sehr gewinnbringende Bedingungen verknüpft, denn sie will ihrer Schwester für die verlangte Abtretung einen Extrazuschuß gewähren.“

„Ich dächte,“ sagte der Bruder, „Du entledigtest Dich lieber der Angelegenheit und ließest die Vormundschaft aus Deinen Händen. Es sind verdrießliche Dinge, denn hier schreibt Frau v. Zarkow, daß Raimund aus dem Seminar in D . . . ., wohin sie ihn mit der Schwester Konstanze vor einem Jahre gebracht habe, entlaufen, spurlos verschwunden und wahrscheinlich in dem Flusse, hinter der Anstalt, während seiner Entweichung, ertrunken sei. Die Majorin hätte wohl deßhalb Konstanze aus dem Seminar zurückgenommen; denn hier schreibt die Majorin, das Mädchen wäre wieder in ihrem Hause.“

„Ich täusche mich nicht,“ sagte Philibert leise im Nebenkabinet, nachdem er diese Worte mit gespannter Theilnahme vernommen; „diese unglückliche Frau Valentin wird die Mutter des reizenden Kindes Konstanze sein. Das Seminar in D . . ., Frau v. Zarkow, ihre Tante, der Bruder — es trifft Alles zusammen!“

Die Antwort des Banquiers unterbrach die Gedankenverbindung des jungen Mannes.

„Meinetwegen mag die Majorin thun, was sie will. Nach einem frühern Briefe äußerte sie sich, das Mädchen zu ihrem Wohle in ein Kloster zu stecken. Denn, meinte Frau v. Zarkow, der unbeugsame Sinn der Mutter beseele auch das Kind, es wolle durchaus keiner Vorschrift gehorchen, und um daher den späteren Fehltritten seines Leichtsinns vorzubeugen, müsse sie eine geeignete Wahl seines künftigen Lebensweges treffen. Ich weiß nicht, ob die edle Frau bereits ihre Wahl hierin getroffen hat, nur so viel steht fest, daß die Valentin ihre Kinder nicht wieder bekommen kann. Sie würden bei ihr verkümmern, da die Mutter selbst nicht mehr richtig im Kopfe ist. Man wird sie noch einsperren müssen! Sie verdient es keineswegs besser; ich hatte ihr vor einigen Jahren wirklich eine Verbesserung ihrer Lage angeboten, aber das Weib hat mir dieß auf eine hämische Weise abgeschlagen. Ich werde ihr nun ankündigen, daß sie gar keine Umstände machen und die Kinder wirklich schriftlich an die Majorin abtreten soll. Die Majorin hat mit der Anzeige verzögert, daß Raimund abhanden gekommen ist, und ich werde gegen die Valentin ein Gleiches thun. Man vermeidet dadurch ein unnöthiges Geschrei, denn Unkraut vergeht nicht und der entlaufene Junge kann ja auch jeden Augenblick wieder zum Vorschein kommen.“

Philibert, über das Gehörte entrüstet, machte eine geräuschvolle Bewegung. Der Banquier unterbrach sich und öffnete die Cabinetsthür, indem er höflich den jungen Mann ersuchte, einzutreten.

„Sie belieben, mein Herr?“ richtete der Banquier die Frage an Philibert, der ihn einen Augenblick fixirte, ohne sein Begehr auszusprechen.

„Ich wünsche Ihnen mein Empfehlungsschreiben zu bringen, mein Herr, indem ich die Wechsel während meiner Studienzeit in Berlin durch Ihr Haus zu beziehen wünsche, und bitte, mich zu accreditiren.“

„Sehr willkommen, mein Herr, ganz der Ihrige!“ Mit diesen Worten empfing der Kaufmann das Empfehlungsschreiben Philiberts und händigte ihm sehr bald darauf die verlangte Schrift ein. Nach beendigtem Geschäft verließ Philibert, ohne die Einladung des Banquiers, bei ihm zu speisen, anzunehmen, das Comptoir.

Philibert hatte sich eine Wohnung auf der Louisenstadt genommen. Wir finden ihn in seinem Studirzimmer wieder.

Die Lampe brannte auf seinem Tische und zeigte ihn

bis spät in die Nacht mit anatomischen Arbeiten, und zwar mit der Untersuchung einiger anatomischen Präparate beschäftigt. Obgleich erst kurze Zeit hier anwesend, hing er seinen Studien beeeits mit dem größten Eifer nach. Auf dem Tische lagen die Werke beeühmter Anatomen, dort standen Theile menschlicher Skelete, einige zur Präparirung bestimmte Organe, Fläschchen mit Weingeist, mit roth, grün und blau gefärbten Substanzen zum Injiciren der Gefäße. Alles erwies, wie das Secirmessee und die Hand Philiberts in den vergangenen Nachtstunden nicht geruht hatten.

Er legte das Secirmesser aus der Hand, um nach einem Werke Hallers, seines Lieblingsschriftstellers, zu greifen, dessen poetische Werke ebenfalls an der Wand auf dem Regale aufgestellt waren. Er öffnete das Buch, um die darin enthaltenen anatomischen Tafeln nachzusehen, welche in verschiedenen Durchschnitten die Abbildungen des menschlichen Kopfes enthielten, indem er sie mit einem Todtenschädel, der auf dem Tische vor ihm stand, verglich.

„Was suche ich wohl!“ sagte er nach langem Sinnen und Trachten, schob das Buch zurück und verließ den Arbeitstisch. „Ich bin schon ermüdet, es fängt schon an zu schwärmen in meinem Kopfe. Hier studire ich den Kopf, anstatt mit meinem Herzen zu Rathe zu geben, worin sich seit einigen Stunden wieder Symptome bemerkbar machen, die ich aus den besten Büchern nicht entziffern würde und die geradezu diesen grinsenden Skeleten Hohn sprechen. Ist es möglich, daß das Bild einer kaum erblühten, nur mit wenigen Augenblicken begrüßten Jungfrau einen Eindruck auf mich machen konnte, der mich seitdem überall hin begleitet, und heute, da ich ein neues, unverhofftes Lebenszeichen von ihr empfing, sich sogar zwischen mich und diese ernsthaften Arbeiten stellt, mich davon treibt und mich sogar mit Abscheu dagegen erfüllt, indem ich in den angenehmen, phantastischen Träumereien, zu welchen mich diese theuren Erinnerungen verlocken, nicht zu widerstehen vermag? Konstanze! Das war ihr Name, als ich sie zum Ersten- und leider auch zum Letztenmale in der Erziehungsanstalt bei Breslau erblickte. Alles, was dieser Herr Brewitz seinem Bruder mittheilte, wovon ich so wider Willen Zeuge wurde, stimmt durchaus mit den Verhältnissen meiner Konstanze. Ich sage, meiner Konstanze! Ja, meiner Konstanze! denn je mehr ich über diese liebliche Erscheinung, die wie der schönste Traum in mein Leben getreten ist, denke und fühle, je lauter werde ich sagen, meine Konstanze, sie, welche ich liebe.“

Philibert hatte in einer immer lebhafteren Aufregung gesprochen. Er durchwandelte mit schnellen Schritten das Zimmer.

„Und welche Intriguen sind um das unschuldige Mädchen gewebt worden!“ fuhr er im Selbstgespräche fort. „Ihre Mutter befindet sich in dieser Stadt, unglücklich, unterdrückt. Beide sind gewaltsam getrennt. Die Majorin, mir selbst als eine hochmüthige tyrannische Frau aus Breslau bekannt, will die Kinder der Schwester, will Konstanze die Ihrige nennen, will sie, wie das Kind einer Sklavin, käuflich der Mutter abgewinnen! Welch neues Gewebe von Schändlichkeiten. Und was kann ich thun, um zu helfen, schnell zu helfen, bevor das Unglück Beider vollständig ist?“

Eine ernste, düstere Stimmung schien nach diesen Worten den jungen Mann zu ergreifen. „Mein armer Vater!“ rief er aus; „auch er ein Opfer treuloser Verräther, elender Schurken! Ich, im Besitze meiner Freiheit, und er, dieser unglückliche greise Mann, der mich immerdar mit Zärtlichkeit überhäuft und mir so reichlich sein Gut gespendet hat, er, der immer gütig und redlich, ist eines schmählichen Staatsverbrechens angeklagt, der Ehren beraubt und den Gefängnißmauern überliefert! O, mein Gott! mache mich in dieser Stunde zu einem schwachen Werkzeuge Deiner Vorsehung, laß mich die rechten Mittel und Wege zur Erreichung des Zieles, zur Ehre Deines Namens finden.“

Philibert hatte eine heiße und heilige Bitte aus bedrängter Brust ausgesprochen, denn er ahnte und erkannte längst die Gewalt böser Widersacher. Er eilte wieder an seinen Tisch. Sein Geist fühlte sich neu belebt und gespannt; bald flog seine Feder über das Papier. Er entwarf einen Plan zu Gunsten der unglücklichen Gabriele, zur Befreiung seines gefangenen Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Die schönste Stunde kann uns oft.
Ein kurzer Augenblick zerstören,
Die höchste Wonn' und Lust, wenn unverhofft
Wir einen einz'gen Mißton hören;
Denn Niemand sieht was kommt voraus,
Da geht uns all'n der Athem aus
Und das ist wohl das Beste. —

Jüngst lauschte ich auf einen Sang
Des Abends spät noch auf der Gasse,
Der Himmel war umwölkt, nur selten drang
Der Mondschein durch die Wolkenmasse,
Und mich ergriff der Töne Macht,
Die zauberisch klangen durch die Nacht
Wie Nachtigall'ngeflöte;

Doch ach, nicht lange blieb es mir
Vergönnt dem Sange zuzulauschen,
(Es war vor eines hohen Hauses Thür)
Denn plötzlich fing es an zu rauschen,
Ein Fenster neben mir flog auf
Und ein entsetzliches Geschnauf
Riß mich aus dem Entzücken.

Voll Schrecken that ich einen Satz
Und blickte scheu und bang zurücke,
O wehe! eine wüste bleiche Fratz
Mit hohlem feurig glüh'nden Blicke
Sah grinzend von dem Fensterstein
Ich wollte flieh'n doch mein Gebein
War wie vom Schreck gelähmt.

O, dachte ich voll Schreck und Graus
Und stöhnte wie ein armer Sünder,
Jetzt ist's mit Deinem jungen Leben aus!
Die frißt gewiß lebend'ge Kinder!
Da schien der Mond mit seinem Licht,
Auf einmal hin und — das Gesicht? —
Beschämt ging ich von dannen.

Denn hört nur was ich jetzt erblickt —
Noch mögte ich mich darum prügeln,
Daß mich ein blinder Schrecken so berückt,
Ihr aber könnt euch einst d'ran spiegeln —
Es war ein großes hohles Glas,
Die Henke hielt ich für die Nas,
Zwei Bläschen für die Augen.

Der Schein von einer Lampe fiel
Darauf und glänzte Henk und Blasen,
Das war das ganze Hexenspiel
Das Schnaufen war des Windes Rasen,
Durch's Fensterloch ein Stück Papier
Erschien in meinem Schrecken mir
Wie eine — Nebelkappe.

C. F.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Niß Ipsen begriff von dem Allen nichts. Neugierig blickte er nach der Thür, vor welcher sich schleifende Tritte hören ließen. Wenige Sekunden später trat der Pastor in's Zimmer.

Gerson ging dem Vater entgegen und begrüßte ihn kindlich demüthig. Der Flüchtling, der jetzt ein abgelegtes Wams seines Beschützers trug, machte eine Art schüchterner Verbeugung, die ihm schlecht genug anstand.

„Ist der Mensch dort dein Findling?“ fragte der Pastor, ohne den Morgengruß seines Sohnes zu erwidern. Seine Stimme klang hart, sein Blick heftete sich mit der

Schärfe eines Untersuchungsrichters auf den geflüchteten Knecht.

Der Sohn bejahte und wollte noch einige Worte hinzufügen, die seine Handlungsweise rechtfertigen sollten. Der Pastor hob aber seine Hand und rief ein befehlshaberisches: „Still!"

Hierauf trat er dem bestürzten Ipsen, der scheu die Augen niederschlug, ein paar Schritte näher und sagte:

„Woher?"

Ipsen hob langsam sein gebücktes Haupt, indem er mit halber Stimme antwortete:

„Ich komme aus der Wiedingharde, Herr Pastor."

„Euer Stand?" fuhr der strenge Examinator fort, unverwandt seine großen, finsteren Augen auf Ipsen richtend.

„Ich bin ein armer Ackerknecht," versetzte der Eingeschüchterte.

„Euer Begehr?" fragte etwas weniger barsch der Pastor weiter.

„Von den Schweden verfolgt, bin ich flüchtig geworden," fuhr mit steigendem Selbstvertrauen Riß Ipsen fort. „Der Zufall hat mich hieher geführt. Ich möchte bitten, mir Herberge zu geben, bis ich wo anders einen Dienst gefunden."

Pastor Cruppius ließ längere Zeit forschend sein Auge auf dem Knechte ruhen.

„Könnet hier bleiben und mein Land bestellen," sagte er dann kurz und in einem Tone, der kaum eine Ablehnung zuließ. „Versteht Ihr Euer Geschäft, will ich für Euer Fortkommen sorgen. Die Schweden sind Barbaren."

Jetzt kehrte sich der Pastor zu seinem Sohne und eine höhnische Schärfe in den Ton seiner Stimme legend, sagte er zu diesem:

„Nun? Haben wir wieder einmal freie Nacht gemacht? Wie befindet sich Madame Auster und Monsieur Taschenkrebs? Hat Abbé Phoka wohl zu Nacht gespeist und wie viel Strich ist der Wind seit Mitternacht südlich oder nördlich gelaufen? Der junge Herr ist ja ein wahrer Ausbund in nautischer Gelehrsamkeit, ich möchte deshalb von seinen wissenschaftlichen Nachtwanderungen doch auch etwas profitiren."

„Sie peinigen mich, Vater," sagte der Jüngling düster. „Bitte ich Sie, mir Erlaubniß zu geben, in freien Stunden meiner Neigung leben zu dürfen, so verriegeln Sie mit eigener Hand Thür und Fenster, und machen mich zu Ihrem Gefangenen. Es bleibt mir also nichts übrig, als mir selbst zu nehmen, was Sie freiwillig mir zu geben sich nicht entschließen können. Dafür bin ich denn ja auch wieder gern Ihr Knecht, der Sklave Ihres Eigenwillens."

„Mein Sklave und gern!" versetzte der Pastor, mit raschen Schritten das Zimmer auf- und niederschreitend und mit eigenthümlicher Heftigkeit sich die Hände reibend. „Wenn man Alles verdrossen thut, nie heiter bei einer Arbeit ist, stets schimpft, grollt, oder gar tobt, wie es meinem Herrn Sohne beliebt, so ist man weder Sklave, noch zeigt man damit seine Bereitwilligkeit, Jemand gefällig zu sein."

„Wenn Sie dies finden, mein Vater, warum geben Sie Ihre Pläne nicht auf? Ehre werde ich Ihnen auf dem Wege nicht machen, den Sie mich zu wandeln nöthigen."

Der Pastor blieb mitten im Zimmer stehen.

„Wem kommt es eher zu, sich zu ändern und zu fügen, dem Vater oder dem Sohne?" fragte er streng.

„Für gewöhnlich ist dies Sache des Kindes; ich weiß es und sehe es ein," versetzte der Jüngling, „die Regel muß aber aufgehoben werden, wenn ein denkendes Kind nach langer Prüfung in sich selbst zu der Ueberzeugung kommt, daß sein Lebensglück untergraben wird, wenn es sich widerstandslos dem Willen des Vaters fügt."

„Nun, widerstandslos geschieht es bei Dir eben nicht," sagte der Pastor, sein heftiges Händereiben von Neuem beginnend. „Verlange ich denn etwas Unwürdiges von Dir?" setzte er hinzu.

„Mein Vater," erwiderte der Sohn, „was Du verlangst, ist etwas sehr Würdiges, etwas Erhabenes, fast Göttliches, ich aber kann es nicht leisten, und darum taugt es nicht für mich und muß mir anstatt Segen, nur Verderben bringen."

Der Pastor seufzte und blickte hinaus in die sonnige Luft.

„Wenn ich nun sagte: Geh' und thue, was Dir beliebt, welche Antwort würdest Du mir darauf geben?"

„Diese!" rief der Sohn bewegt und warf sich in die Arme des überraschten Vaters, der seinen Mund von den Küssen des Sohnes geschlossen fühlte.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, das ist nur der Ausbruch einer heftigen Gemüthsaufwallung. Sprich deutlicher."

„Du weißt es, denn meine Neigungen konnten Dir nicht verborgen bleiben, da ich nie ein Geheimniß daraus machte," sagte der Jüngling, „ich wünsche ein Seemann zu werden. Mein Großvater war es auch."

„Eben weil er es war, widersetze ich mich Deinem Begehren. Und jetzt bist Du ohnehin schon zu alt dazu."

„Was man aus Neigung mit Liebe ergreift, lernt sich bald, Vater," entgegnete Gerson.

„Als Cajütenjunge mußt Du anfangen," fuhr der Vater fort, „die ungewohntesten Arbeiten, die untergeordnetsten Dienste thun, und eine Behandlung wird Dir zu Theil werden, wogegen Dein Stolz sich auflehnt. Dann aber spielt Dir das Tauende eine Melodie vor, daß Dir Hören und Sehen vergeht."

„Mir bangt nicht vor dieser Musik."

„Hier behandelt Dich Niemand hart," fuhr der Pastor fort, „hier kannst Du nach Deiner Bequemlichkeit leben. Nach ernsten Studien folgen heitere Zerstreuungen, und ist es denn nicht geisterquickend, die Geheimnisse Gottes aus der Schrift kennen zu lernen?"

„Gewiß, Vater!"

„Und dennoch sträubst Du Dich?"

„Die Natur zieht mich mehr an," sagte der Jüngling. „Als Seemann könnte ich Vielen nützlich werden, als Theolog mache ich mich selbst unglücklich und langweile Tausende, ohne einen Einzigen zu erbauen."

„Du bist unverbesserlich, ein unwürdiger Sohn," sprach der Pastor vorwurfsvoll, indem er sich Riß Ipsen zukehrte, der diesem Zwiegespräch als stummer Zeuge beigewohnt hatte.

„Wärt Ihr nicht gern an der Stelle dieses Menschen?" fragte er den Knecht, sich gerade vor ihn hinstellend; „Euer Blick ist klar, Ihr scheint Anlagen zu haben."

„Zu Schiffe möchte ich gern gehen," erwiderte Riß Ipsen.

„Zu Schiffe!"

Der Pastor kehrte ihm den Rücken zu und ging nachdenklich durchs Zimmer.

„Ging Ihr lieber zu Schiffe, als daß Ihr eine Kanzel bestieget, um dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen?" fragte er zurückkehrend.

Treuherzig offen antwortete der Geflüchtete:

„Ja, Herr Pastor, viel lieber."

„Ihr seid besessen," erwiderte Pastor Cruppius, eine Handbewegung machend, die aussah, als ob er ein Kreuz schlüge. Noch einmal haftete sein Auge an der trotzig finstern Gestalt des Sohnes, der mit verschränkten Armen an dem Bücherschranke lehnte, welcher außer einer Anzahl theologischer Schriften auch andere Werke, Geschäftsbücher, Reisebeschreibungen und naturwissenschaftliche Bücher enthielt.

„Acht Tage noch lasse ich Dir Bedenkzeit," sagte der Pastor. „Ueberlege reiflich, welche Antwort Du mir dann zu geben hast. Bleibst Du widerwillig, wie bisher, und willst Du durchaus nicht einsehen, daß ich nur aus Liebe, aus väterlicher Vorsorge Deinem Wunsche mich entgegensetze, so sollst Du nicht ferner mehr behindert sein. Ich gebe Dir Freiheit zu thun, was Dir beliebt, meine väterliche Einwilligung erhältst Du nicht, auch kann ich Dich alsdann nicht unterstützen. Das bedenke!"

Ein kurzes Nicken mit dem Kopfe mußte das nicht ausgesprochene Lebewohl ersetzen.

Der Sohn sah dem Vater düster nach. Dann fuhr er auf und schritt hastig auf Riß Ipsen zu.

„Ihr habt's gehört," sprach er flüsternd. „Ihr kennt jetzt meine Lage, mein ganzes Unglück. Mein Leben lang hier zu sitzen über Büchern, die hundert und aberhundert Meinungen zu lesen und sich einzuprägen, die so und so viel

theologische Kampfhähne über einzelne Worte und Aussprüche der Schrift niedergeschrieben haben, das kann und will ich nicht. Mich lockt die Welt, die Ferne, das Leben. Als Seemann, ich fühls, werde ich mein Glück machen. Ihr könnt mir beistehen, dann sind wir gleich quitt."

„Vermöchte ich es, wie gern thät ich's," erwiederte der Flüchtling. „Aber, wie könnte ich unwissender Mensch Euch, dem Gelehrten, von Nutzen sein!"

„Ihr habt Lust zum Seewesen?"

„Mehr als den Pflug zu führen und den Dreschflegel zu schwingen für fremde Menschen."

„Geht mit mir," fuhr der junge Gruppius dringend fort. „Morgen, heute, meinethalben gleich jetzt, wie Ihr wollt. Wir eilen nach Hamburg und lassen uns dort heuern. Ihr seid jung, kräftig, gewandt. Es kann Euch nicht fehlen, und was Euch an Wissen noch abgeht, das bring' ich Euch bei. — Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Euer Vater, junger Herr, hat mich als Knecht gedungen," warf Ipsen bedenklich ein. „Ich breche mein Wort und hintergehe sein Vertrauen, wenn ich Euern Verlockungen folge."

Gerson lächelte, und indem er seine Hand auf die Schulter des Knechtes legte, sagte er:

„Wem bist Du mehr verpflichtet, Niß Ipsen, mir oder meinem Vater? Sei offen gegen Dich selbst!"

„Ihr habt mir das Leben gerettet," sprach der Knecht mit bewegter Stimme. „Es wäre Pflicht eines dankbaren Menschen, Euch nicht zu verlassen."

„Bist Du davon überzeugt, so begleite mich, wenn ich Dich rufe."

Niß Ipsen stand unschlüssig. Er zögerte, in die dargebotene Hand des jungen Mannes einzuschlagen.

„Weigerst Du Dich, so geb' ich allein," setzte der Jüngling entschlossen hinzu. „Ich kenne meinen Vater, er will nur Zeit gewinnen. Sind die mir gestattete acht Tage abgelaufen, und ich erkläre mich, wie mein Herz mir gebietet, so schließt er mich ein, und die Noth, die Qual wird schlimmer, denn je zuvor."

„Meine arme Margreth!" sagte Niß Ipsen dumpf vor sich hin.

„Gott wird sie schützen und sie Dir erhalten, wenn es Deine Schwester ist oder ein Mädchen, das Du liebst."

„Ich werde sie nie wiedersehen!"

„Das glaube jeder Liebende," tröstete Gruppius. „Gieb ihr Nachricht von Hamburg aus."

„Wenn sie noch lebt," sprach der trauernde Knecht seufzend.

„Ist sie Dir bestimmt, so wird sie leben und erhalten bleiben! — Hand her, Niß Ipsen! Sei mein Begleiter. Heute Nacht schon laß uns aufbrechen!"

Der Geflüchtete überließ nur dem dringenden Jüngling seine Hand, er reichte sie ihm nicht freiwillig, und doch kam eine gewisse Selbstzufriedenheit über ihn. Lag doch ein neuer Lebenspfad vor seinen Blicken, den er beschreiten mußte, um durch eigene Kraft und Thätigkeit sich aus der Schlucht emporzuarbeiten, in die seine rasche That und die in Folge derselben nothwendig gewordene Flucht ihn gestoßen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Am 30. Juli richteten die verschiedenen Gewitter wieder in vielen Gegenden furchtbaren Schaden an; im badischen Oberland, in Württemberg, besonders in Ulm, namentlich aber in Augsburg, wo die Verheerungen gräßlich sein sollen. In ganz Augsburg, sagt die „Allg. Ztg." sei schwerlich ein Haus, in dem nicht Dutzende von Scheiben eingeschlagen sind! das Obst in den Gärten und die Sommerfrucht der Markung sei in Grund und Boden gehagelt. In dem dabei liegenden Friedberg wurden durch den Einsturz eines Stalles 10 Pferde des daselbst garnisonirenden Artillerie-Regimentes getödtet. Auch aus Kurhessen, aus der Gegend von Fulda, wird von großen Gewittern und Verheerungen berichtet. Das letzte Unwetter habe sogar den Orkan vom 6. v. Mts. an Wuth und Umfang weit übertroffen. Die halbe Stadt war im Nu unter Wasser gesetzt, und der Blitz fuhr unter der großen Orgel in die Domkirche, that aber keinen erheblichen Schaden.

Tod durch Fliegenstich. Ein Berliner Kaufmann wurde in voriger Woche von einer Fliege in die Oberlippe gestochen, die alsbald aufschwoll. Leider wurde nicht sofort das gewöhnliche Hilfsmittel der Waschung mit Salmiak-Spiritus gebraucht, auch von dem consultirten Arzt nicht die Beschaffenheit des Uebels richtig beurtheilt. Als sich dann die unzweifelhaften Symptome des Milzbrandes herausstellten, war es zu spät und der Kranke ist am 19. Juli unter heftigen Schmerzen gestorben. Wahrscheinlich hat die Fliege das übertragene Gift auf einem Viehcadaver eingesogen.

Die Druckpresse des „Moniteur Universel" wird seit 14 Tagen durch eine Doppelcylinder Maschine von 6 Pferdekraft getrieben, welche mit elektrisch entzündetem Gas nach einem neuen, von Lenoir aufgestellten Prinzip arbeitet und auf der Londoner Ausstellung mit der Preis-Medaille gekrönt worden ist.

Auf der Londoner Industrie-Ausstellung befindet sich als Curiosität ein kleines Kunstwerk aus Genf, nämlich eine kleine Pistole, die nicht zweimal so groß ist, als dieser Gedankenstrich. — Ihr Lauf ist nicht zweimal so dick. Doch ist es eine vollkommene Pistole, die mit einem feinen Pulverkörnchen geladen und regelmäßig abgeschossen werden kann. Es ist wohl in mikroskopischer Arbeit noch nichts geleistet worden, was sich mit dieser Pistole vergleichen ließe. Was ihren militärischen Werth betrifft, wüßte ich freilich keinen andern anzugeben, als höchstens die Jagd auf gewisse unnennbare Thiere, oder ein Duell zwischen zwei Liebhabern aus der Bartolotto'schen Schauspieler Gesellschaft.

Raritäten-Kästlein.

Ein Lehrer fragte in der Schule einen Knaben: „was war die Welt vor der Schöpfung?" Als der Junge die Frage nicht zu beantworten wußte, ermuthigte ihn der Lehrer, sprechend: „besinne dich nur, ich hab' es Euch ja schon oft gesagt: die Welt war vor ihrem geordneten Zustande ein Cha—" „Ein Kas," schrie der Knabe, dem das Wort Chaos beiläufig einfiel.

„Ich gebe Ihnen meinen Kopf", sagte Jemand zu Montesquieu, „wenn nicht jedes Wort von der Geschichte, die ich Ihnen so eben erzählt habe, buchstäblich wahr ist." — „„Ich nehme das Anerbieten an,"" entgegnete der Präsident, „„denn kleine Geschenke befestigen, wie Sie wissen, die lockern Bande der Freundschaft.""

Auflösung des Räthsels in Nro. 29:

Stammbuch.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 31. Juli. Der Centner: Weizen 7 fl. 5 kr. Korn 4 fl. 57 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 4 fl. 37 kr. Hafer 4 fl. 28 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 15 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 28 kr.

Homburg, 30. Juli. Der Centner Weizen 7 fl. 12 kr. Korn 4 fl. 51 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 15 kr. Mischfrucht 5 fl. 15 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№. 31. Sonntag, den 10. August 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

In dem Jahre 18.. waren von der Behörde zu Sch... Auszahlung für erlittene Kriegsschäden aus den vergangenen Kriegsjahren an die Theilhaber gemacht worden, obgleich das hierüber lautende landesherrliche Dekret diese Abzahlungen erst zu einem spätern Zeitraume fällig werden ließ. Durch eine unverhoffte Angabe ging dem Obergerichte hiervon Kenntniß zu, und die hiernach bei der betreffenden Behörde eingeleitete Untersuchung ergab eine falsche Eintragung der Posten mit Beleg falscher Quittungen und Unterschriften des Bürgermeisters der Stadt, indem die meisten angeführten Empfänger gar keine Zahlung erhalten hatten, und auch die wirklich geleisteten Zahlungen nur mit bedeutenden Abzügen erfolgt waren. Außerdem lag ein beträchtlicher Ausfall zu Tage, der jedoch mit Anweisungen auf die großen Güter des Bürgermeisters der Stadt belegt worden. Die Assignationen und Unterschriften konnten, der übereinstimmenden Handschrift gemäß, nur von dem Bürgermeister eigenhändig ausgefertigt worden sein. Der Kontroleur der Kasse hatte das Weite gesucht, und traf somit der schwerste Verdacht den Bürgermeister. Dieser betheuerte seine Unschuld, der Kasse weder Geld entnommen und dieß durch Anweisungen belegt, noch auch seine Hand zum Betruge der Auszahlungen geliehen zu haben, indem er behauptete, daß nur verborgene Feinde, um allen Verdacht von sich abzuwälzen, den Ruin seiner Ehre als auch seiner Habe verfolgt hätten. Er wurde seines Amtes entsetzt, eingezogen und der Prozeß gegen ihn und einige andere Beamte eingeleitet. Der in dem Inquisitoriat der Stadt Sch... gefangen gehaltene Bürgermeister war der Vater Philiberts von Herzford.

Philibert glaubte sich in seinen Vermuthungen nicht zu täuschen, daß Gabriele Valentin die Mutter Konstanzens sei. Er hatte die letzte in dem Seminar zu O..., unweit Breslau gesehen, und in seiner, für das junge Mädchen plötzlich erwachten Zuneigung so viel Theilnahme für das Schicksal derselben gefaßt, daß er Erkundigungen über ihre Verhältnisse einzog, welche vollständig mit Allem übereinstimmten, was er über Konstanzens Familienbeziehungen im Comptoir des Banquier Brewitz vernommen hatte.

Spät nach Mitternacht erhob er sich erst von seinem Schreibtische, an welchem er zwei Schreiben vollendet hatte. Er faltete und versiegelte sie.

„Ich werde mich noch einmal genau nach der Madame Valentin erkundigen,“ sagte er, „dann werde ich ihr diesen Brief senden.“

Er ergriff das zweite Schreiben, ein Immediatgesuch an den König. „Ich will den Versuch machen, dieses unserm Landesvater selbst zu überreichen; er ist gütig und gerecht. Ich will mich damit als Bürgen für meinen unglücklichen Vater stellen, möchte dieß der Monarch genehmigen! Alle Güter meines Vaters sollen verpfändet werden, wenn man dem Unschuldigen, wenigstens bis zur Beendigung des schmählichen Prozesses, die persönliche Freiheit gewährt. O, wie viel wäre das werth! Aber dann, wenn der Rechtschaffene verliert, wenn die Lüge, wenn seine Feinde triumphiren? Keine Beweise, als die eines redlichen Lebenswandels stehen ihm zur Seite; kein Zeuge, als die Ehrwürdigkeit seines weißen Haares. Und doch sollte ein ganzes, tugendhaftes Leben durch die Federstriche einiger elender Betrüger vernichtet werden können? Nein, die Sünde kann nicht schweigen, heut oder morgen wird sie sich verrathen, und die Hand, die mit so unglaublicher Kunst die Schriftzüge meines Vaters nachgeäfft, oder Derjenige, der sie geführt hat, oder ein Anderer, der in die Gewissenschaft der Betrüger verwickelt ist, wird nicht ruhen, wie niemals das Böse, bis es gerichtet ist.“

Philibert hatte den Vorsatz gefaßt, sogleich mit dem kommenden Morgen die Einleitung zu seinen Unternehmungen zu treffen. Er wollte sich zum Beschützer einer Unglücklichen aufwerfen, er wollte die Befreiung seines Vaters, die Entdeckung des Betruges, welchem er zum Opfer fiel, bewerkstelligen. Durch die Liebe begeistert, von seinem edlen Herzen geführt, blickte er, obgleich ihm noch alle Anknüpfungspunkte und leitenden Spuren für seine Pläne mangelten, auf den Erfolg seiner Bestrebungen mit jenem hoffnungsvollen Vertrauen, dessen ein biederer Charakter und das jugendliche Alter, in welchem er stand, allein fähig ist.

Wenige Tage nachher empfing Gabriele den Brief Philiberts. Er übte eine zauberische Wirkung auf die unglückliche Frau aus, er gab ihrem gleichsam lethargischem Zustande, worin sie verfallen war, eine neue Elektrizität.

Philibert schrieb in seinen brieflichen Mittheilungen nicht, daß ihr Sohn Raimund wahrscheinlich verunglückt sei, sondern nur, daß er sich aus dem Seminar, worin er sich zuletzt befand, heimlich entfernt habe. Er warnte Gabriele, auf das Ansinnen der Majorin, welches ihr der Vormund bald anzeigen werde, einzugehen, um ihren Kindern zu entsagen. Er eröffnete ihr seine Bekanntschaft mit allen Verhältnissen, und wie er sehr wohl wisse, daß die Zwillinge nur blinde Werkzeuge in den Händen der Frau v. Zaikow seien, welche sie auf Schritt und Tritt bewachen ließe. Er rieth ihr, den Vormund abzusetzen, die Kinder durch das Gericht zurückfordern zu lassen, oder sie, schlimmsten Falls, selbst zu holen, da Konstanze nach dem Plane der Majorin in ein Kloster geschickt werden sollte. Philibert erbot sich zu ihrem Beistande, im Falle sie die Hülfe eines Unbekannten nicht verschmähen und ihm Vertrauen schenken könne.

Das waren die Früchte der Erziehung von Gabrielens Schwester! Der ihr anvertraute Knabe verschollen, die Tochter in ein Kloster gesteckt, die Mutter für null und nichtig erklärt! Ein nagender Schmerz überwältigte die Unglückliche. Konnte sie Alles glauben? Sie mußte es glauben, denn das Ziel der Majorin konnte kein anderes sein. Aber hatte nicht jetzt, wo ihr Leiden bis aufs Höchste stieg, eine Freundesstimme das Herz Gabrielens getroffen? Da war eine Hand, die ihr hülfreich geboten wurde, um sich daran aufrichten zu können; da waren Worte des Rathes und der Zuversicht, deren sie über Alles bedurfte; da war kein Ankläger, kein Unterdrücker mehr: der verborgene Freund hatte ja auch ihre Kinder freigesprochen. Sie liebten ja die Mutter, ihre Herzen wurden nur von der grausamen Schwester im Bann gehalten!

Da konnte auch Gabriele wieder lieben! Dahin war ihre dumpfe Verzweiflung! Sie liebte, sie wurde geliebt, die Rettung der Kinder mußte geschehen, keine Macht sollte sie länger von ihnen trennen. Sie fühlte sich mit doppelter

Thatkraft ausgerüstet. Ohne den Brief Philiberts in Zweifel zu ziehen, auch ohne die darin enthaltenen Aufmunterungen würde sie jetzt nicht mehr anders gedacht, empfunden oder gehandelt haben.

Gabriele richtete sogleich ein Schreiben an ihre Schwester, enthüllte darin die Verwerflichkeit der Handlungsweise derselben, forderte die Zwillinge so wie den vermißten Raimund von ihr zurück, oder drohte selbst zu kommen, um die Langersehnten zu holen. Ihr Brief athmete die glühendste Empfindung, er ließ keinen Zweifel, daß die ihrer Kinder beraubte Mutter als Anklägerin der Schwester, Auge in Auge, auftreten werde, um ihr mit eigenen Händen die Entzogenen zu entreißen. —

Frau von Zarkow antwortete auf das Schreiben der Schwester nicht.

Gabriele erhielt inzwischen von dem Vormunde die an sie von der Majorin gestellte Aufforderung, eine Entsagungsschrift gegen ihre Zwillinge abzugeben, verbunden mit der Drohung, daß, im Weigerungsfalle, ihr fernerhin jede Unterstützung entzogen werden solle.

Gabriele sandte den betreffenden Brief an den Banquier unbeantwortet zurück, machte dagegen die Zurückgabe ihrer Kinder bei dem Vormundschaftsgericht anhängig.

Die Termine, die hiernach erfolgen sollten, wurden in die Länge geschoben. Es kam in der Kürze der Zeit zu keiner Entscheidung, da der Vormund ausblieb. Er hatte überdieß eine entstellte Darlegung der Sachlage dem Gerichte unterbreitet, Gabriele Valentin für geistesunfähig, leichtsinnig und verschwenderisch erklärt, demzufolge für durchaus unfähig, ihre Kinder zu erziehen. Gabriele wartete vergeblich auf die Entscheidung des Gerichts. Sie hatte Philiberts Rath und Beistand nachgesucht; auch er war, wie sie erfuhr, gegenwärtig in Geschäftsangelegenheiten von Berlin abwesend; sie hörte nichts mehr von ihm. Jetzt faßte sie den letzten Entschluß, sich an den König zu wenden; dann wollte sie das Aeußerste wagen und Berlin verlassen. Ihr jüngstes, kränkliches Kind war dem Tode nahe.

Der Monarch hielt sich zur Zeit im Schlosse zu Bellevue im Thiergarten auf. Wenden wir dorthin unsern Blick, wo wir eine Frau mit raschen Schritten den Vorhof des Schlosses betreten und auf das Portal zueilen sehen.

„Wohin wollen Sie?" rief ihr der Portier entgegen, bevor sie noch das Thor erreichte. „Zurück! Se. Majestät verweilen im Schlosse und werden sogleich erscheinen, um auszufahren. Zurück! Niemand hat hier Eintritt.

„Ich will zum König," rief die Frau, „ich will mich zu seinen Füßen werfen, er wird diese Bittschrift annehmen, stoßen Sie mich nicht zurück!"

Ungeachtet der flehenden Stimme der Frau rief ihr der Diener abermals sein: Zurück! entgegen. „Sie müssen fort, machen Sie keine Umstände, hier ist nicht der Ort, Bittschriften abzugeben. Sie müssen Ihr Schreiben auf die Post tragen, dort ist das Bureau für Eingaben an Se. Majestät. Jetzt verlassen Sie so schnell als möglich das Schloß."

Die Frau bebte zurück, da ihr der Portier einen drohenden Blick zugeworfen hatte. Sie verließ den Vorhof und nahm ihren Weg nach der großen Allee zu, bis zu dem Orte, wo sich an der Seite der Promenade eine kolossale Statue erhebt. Ihre Unruhe, ihre Aufregung schien mit jeder Minute zu wachsen, ihre Blicke waren erwartungsvoll auf die Ausfahrt des Schlosses gerichtet.

Es war Gabriele, welche hoffte, im Schlosse selbst ihre Bittschrift, worin sie ihre Lage schilderte und des Königs Gewährung für die Zurücknahme der Ihrigen anflehte, dem Monarchen überreichen zu können. Sie sah die königliche Equipage vor dem Schlosse halten, und wollte nun den Herrscher erwarten und versuchen, ihm ihr Bittschreiben einzuhändigen.

Jetzt rollte die Equipage über den Vorhof. Gabriele sah sie pfeilschnell in die Allee einbiegen; sie wollte hervortreten, aber ihr Fuß war gehemmt, und schwankenden Schrittes sank sie gegen das Postament der Statue. Sie fühlte sich betäubt.

Schon hörte Gabriele das leichte Geraffel der königlichen Equipage ganz in ihrer Nähe. Sie versuchte sich aufzurichten, streckte den Arm aus und hielt ihr Gnadengesuch in die Höhe. Das Gespann war vorübergeflogen, und noch immer stand Gabriele. Niemand hatte ihr Schreiben abgenommen. Ohnmächtig sank sie an dem Fuße der Bildsäule nieder, so bleich und kalt wie der Marmor, an den sie sich lehnte.

Als ihr Bewußtsein zurückkehrte, sah sich Gabriele von einer unbekannten Person unterstützt.

„Erlauben Sie mir die Begleitung," sagte der Herr, welcher sich um sie bemühte.

Gabriele fand kaum Worte, ihrem Beschützer zu danken, denn ihre Kräfte sammelten sich erst langsam wieder. Die Bittschrift war ihrer Hand entfallen, der Unbekannte hob dieselbe auf, um sie ihr zuzustellen.

„Wie schmerzlich ist es für mich, mein Herr," sagte Gabriele, „daß mir der Versuch fehlgeschlagen, dem Könige dieses Papier einzuhändigen! Mein Leben hing daran. Er fuhr hier vorüber, der Wagen fuhr so rasch, ich fühlte mich auf einmal betäubt . . ."

„Der König hat sie nicht gesehen," erwiderte der Herr mit Theilnahme, „ich bemerkte dieß aus der Ferne, denn ich bin desselben Weges gekommen. Verlieren Sie den Muth nicht, Madame, unternehmen Sie es zu einer günstigern Zeit. Ueberdieß wie seltsam!" fuhr der Unbekannte fort, „wir theilen ein gleiches Schicksal. Auch ich hatte ein Gnadengesuch an den Monarchen zu stellen, und ungeachtet tausenderlei Vorbereitungen ist mir dieß dennoch nicht gelungen. Lassen Sie uns daher, Madame, einander Muth zusprechen. Richten Sie Ihre Hoffnung wieder auf!" Mit diesen Worten geleitete er Gabriele nach der nahestehenden Ruhebank.

„Ich kann nicht mehr verzagen, mein Herr," sagte Gabriele mit Festigkeit; „ich war bestürzt, aber das ist vorüber. Was ich zu thun gedenke, das werde ich erreichen, aber ich werde es nicht wieder in dieser Weise unternehmen. Auch der Monarch soll mir nicht länger meine Kinder zurückhalten," fuhr sie verstört fort, „ich selbst, ich ganz allein werde sie mir verschaffen, denn ich frage, wem anders, als der Mutter gehören ihre Kinder?"

Der Fremde warf einen betroffenen, durchdringenden Blick auf Gabriele. „O, ich weiß, Madame," sagte er plötzlich, „welches Verlangen Sie hierher geführt hat. Ich kenne Ihren ganzen Schmerz, Ihr Schicksal, ja, ich darf Sie beim Namen nennen — Frau Valentin, und ich darf Ihnen, den meinigen hinzufügen, denn Sie werden sich Philibert Herzford's erinnern."

„O, gewiß!" entgegnete Gabriele, indem ein Freudenstrahl über ihr Gesicht glitt. „Wie dankbar bin ich Ihnen. Ach, ich kannte Sie kaum, als ich Sie auch schon vermißte."

„Ich ahnte es!" gab Philibert zur Antwort. „Meines Gesuches wegen zum Könige zu gelangen, bewarb ich mich um die Fürsprache mehrerer Personen, und sah mich deßhalb genöthigt, Berlin zu verlassen. Wie in einem Märchen, gehören tausenderlei Wunderdinge dazu, die Gnade eines Königs zu erreichen."

„Wie vielmal habe ich bedauert, nicht in Ihrer Nähe zu sein, wie bin ich jetzt erfreut, hier mit Ihnen zusammenzutreffen!"

Beide kehrten mit einander nach der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schützen-Schwur.

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!
Wir wollen sein Ein Leib, nicht zu zergliedern,
Ein Herz und Eine Seele immerdar!
Anschließen uns an's theure Vaterland,
Mit unserm ganzen Herzen fest es halten,
Das wollen wir und stehen Hand in Hand,
O Gott im Himmel, dessen mögst du walten!"
So tönt von Tausenden der heil'ge Schwur
Auf Deutschland's Rütli, Frankfurt's Schützenflur!

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Nach Indien.

Die See ging hohl. Ueber der langgestreckten Dünenkette Sylts stand eine Wetterwolke, die häufig von zackigen Blitzen zerrissen wurde. Gerson Cruppius beobachtete den Zug dieses finstern Gewölkes mit Besorgniß.

„Was hältst Du von dem Wetter?" fragte er dann den wortkargen Ipsen, der neben dem Fenster auf einem Schemel saß und den Kopf, sinnend in seine Hand stützte. „Wird es Sturm geben?"

Der Gefragte blickte auf und verneinte dann kurz.

„Wir dürfens dennoch wagen," fuhr Gerson fort. „Ein vertrauter Schiffer steht zu meinen Diensten. Die Mutter ist von meinem Vorhaben unterrichtet, und wenn sie es auch nicht billigt, hindern wird sie mich doch nicht; denn sie ahnt wenigstens, daß meine ganze Zukunft auf des Vaters Begehr in Frage gestellt ist. Dem Vater habe ich meinen Entschluß brieflich kund gethan. Er wird mein Schreiben morgen früh auf seinem Pulte finden. Anfangs, ich weiß es, wird er sehr erbittert sein, verdammen aber kann und wird er mich nicht. Ich bin und gehe nicht verloren, ich folge nur meinem Schicksale. Darum eben, denk' ich, kann auch Gott seine Hand nicht von mir abziehen."

Niß Ipsen erwiederte keine Sylbe auf diese Selbstrechtfertigung des Jünglings, der von einer heftigen Leidenschaft beherrscht im Begriffe stand, die Aeltern zu verlassen und sein Glück in der Ferne zu suchen. Die Lust, Seemann zu werden, überwältigte die Kindesliebe in ihm.

Der geflüchtete Knecht war nicht so hoffnungsvoll. Ihn drückte die Ungewißheit, und hätte er nicht fürchten müssen, geradewegs in den Tod zu rennen, so würde er auf der Stelle umgekehrt sein, um zu erfahren, was nach seiner Flucht aus den Besitzern von Bombüll-Hof und aus seiner Braut geworden sei. Manchmal wünschte er sogar, das Meer möge ihn verschlingen, um dieser quälenden Pein für immer ledig zu werden.

Gegen Mitternacht verzog sich das Gewitter, die See rollte aber fortwährend hohlgehende Wogen.

„Nun ist's Zeit," sprach Gerson, ein kleines Bündel, das seine Habseligkeiten enthielt, ergreifend und dem so zufällig gefundenen Gefährten einen Wink gebend. „Mache kein Geräusch, damit uns der Vater nicht hört."

Mechanisch folgte Niß Ipsen. Unbemerkt verließen die beiden jungen Abenteurer das Pastorat. Der alte Graubart, den Ipsen zuerst in Gerson Cruppius Gesellschaft gesehen hatte, stand lauschend vor der Thür. Er lachte vergnügt und schüttelte dem Jüngling die Hände, wie ein freudig bewegter, zuverlässiger Freund.

„So ist's recht," sprach der Strandläufer und kühne Austernfischer. „Wer ein Mann werden will, muß bei Zeiten Kopf und Glieder selbstständig gebrauchen. Ihr taugt nicht zum Predigen, darum ist weit ab von der Kirche Eure Heimath. Als Capitän eines schnellsegelnden Dreimasters werdet Ihr Euch besser ausnehmen, als im schwarzen Faltenrock. Laßt uns eilen, ehe die Fluth ganz abläuft. Niels wartet am Osterender Strande. Wenn wir tüchtig riemen und der Wind bleibt stetig, so erreichen wir Fohr in zwei, höchstens in drei Stunden. Dann seid Ihr geborgen und könnt von dort aus gehen, wohin Ihr Lust oder Gelegenheit habt."

Diese Voraussetzung des alten Strandläufers ging wirklich in Erfüllung. Die Abenteurer landeten nach glücklicher Ueberfahrt im Hafen von Wiek. Schon am nächsten Tage fanden sie eine Schiffsgelegenheit nach Hamburg, dem ersehnten Zielpunkte ihrer Reise, und vom Glücke begünstigt, schwammen sie wenige Tage später, keiner Verfolgung mehr ausgesetzt, auf der Elbe.

Nicht ganz so günstig gestalteten sich die Verhältnisse der beiden Flüchtlinge in der stark bewegten Handelsstadt. Noch immer lagen die Schweden dicht vor den Thoren und besuchten häufig truppenweise die mancherlei Vergnügungsorte der reichen Bürgerstadt. Da sich nun weder der handeltreibende Freistädter noch der lebenslustige Matrose mit den rechthaberischen, herausfordernden und überall herrschsüchtig auftretenden Kriegsleuten vertrug, weil Keiner sich Vorschriften machen ließ, so gab es fortwährend Händel, oft auch blutige Raufereien, die nur durch Dazwischenkunft der städtischen Polizei geschlichtet werden konnten. Auch ging das Gerücht, die Schweden trieben Freiwerberei im Geheimen und fingen kräftige, junge Leute durch allerhand fein gelegte Schlingen ein, um sie in schwedische Soldatenröcke zu stecken.

Ein solches Loos fürchteten auch unsere beiden Flüchtlinge, und um demselben zu entgehen, suchte Niß Ipsen seinen jüngern Begleiter zu erneuter Flucht oder vielmehr zu einer abermaligen Reise zu bewegen. Es wollte den beiden friesischen Jünglingen ohnehin nicht gelingen, ihre Wünsche so schnell, wie sie erwartet hatten, in Erfüllung gehen zu sehen. Zwar gab es Schiffe genug, die kräftige Hände brauchten, die meisten Schiffsführer wollten aber schon erfahrene Seeleute haben, weil sie weitere, vielleicht Jahre dauernde Reisen antraten. Andere stießen sich an das vorgerückte Alter der beiden Friesen und genirten sich, so kräftige Gestalten als bloße Schiffsjungen einzurolliren. Am allermeisten endlich war dem Unterkommen der Freunde das Verlangen hinderlich, daß sie auf ein und demselben Fahrzeuge Aufnahme beanspruchten.

„Laß uns weiter gehen, Ipsen," sprach Gerson Cruppius, als er sah, daß ihnen in Hamburg das Glück nicht lächelte. „Amsterdam ist eine eben so wichtige Handelsstadt, eben so reich, noch größer und von unternehmenden Kaufleuten bewohnt. Die Holländer haben wichtige Besitzungen in Indien, das für sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist. Dort werden wir Schiffe in großer Anzahl finden. Auch weiß ich, daß die holländischen Capitäne am liebsten friesische Matrosen heuern. Wir Nordfriesen sind nun einmal gut bei ihnen angeschrieben."

Niß Ipsen mußte die Richtigkeit dieser Vorschläge zugeben und war bereit, dem Freunde zu folgen. Unverweilt traten die beiden Jünglinge, abermals ohne sichere Aussicht auf Erfolg, eine neue Reise an und gelangten glücklich nach dem bewegten Amsterdam.

Das Leben in dieser reichen und vielfach merkwürdigen Handelsstadt gefiel den jungen Friesen so gut, daß sie beinahe ihr nächstes Ziel aus den Augen verloren hätten. Erst, als sie nahe daran waren, dem traurigen Loose, auch hier als Soldaten gepreßt zu werden, durch das Dazwischentreten eines einflußreichen Kaufherrn, der zugleich Rheder war, zu entgehen, sahen sie das Gefährliche ihrer Lage und eines verlängerten Aufenthaltes in der holländischen Handelsmetropole ein. Jener Mann, ein wohlwollender Charakter, trocken und wortkarg wie die meisten seiner Landsleute, fand Gefallen an dem kecken Auftreten der Friesen, und schon, daß sie Friesen waren, die damals alle im Rufe standen, ausgezeichnete Seeleute zu sein, bestimmte ihn, sich der Fremdlinge anzunehmen. Daß die jungen Leute irgend eine Thorheit begangen haben mußten, leuchtete dem klugen Rheder sehr bald ein, indeß konnte dies nicht für sein Handeln maßgebend werden. Die Lust beider Jünglinge, zur See zu gehen, funkelte aus ihren Augen, gab sich kund in ihren Gesprächen, und daß so großer innerer Drang tüchtige Seeleute gebe, wußte er aus Erfahrung. Er entschloß sich deßhalb rasch, die Friesen auf seinem eigenen Schiffe, einer großen Fregatte, die nach Batavia segeln sollte, anzuwerben, und gab diesen Willen seinen Schützlingen kund.

So sahen denn die Freunde ihre Wünsche in einer Weise erfüllt, die sie zu hoffen kaum gewagt hatten, und beglückwünscht von ihrem großmüthigen Gönner, der väterlich für sie sorgte und ihrer Verwendung wegen noch besonders mit dem Capitän Rücksprache nahm, auch diesem die unerfahrenen jungen Leute dringend an's Herz legte, verließen die Freunde wenige Tage später auf dem holländischen Kauffahrer mit gutem Winde den Hafen von Amsterdam und die europäischen Küsten.

(Fortsetzung folgt.)

Glaube!

O, halte fest an Deinem Glauben,
Bewahr' ihn Dir zu jeder Zeit!
Laß diese Stütze Dir nicht rauben,
Den Hort in Kummer und in Leid.

Ohn' Glauben irrst Du auf dem Meere
Des Lebens wie ein Wrack umher:
Des Unglücks ganze, volle Schwere —
Wie drückt sie Dich dann um so mehr!

Du suchst dann wohl nach Herzensfrieden,
Du suchst nach Deiner Seele Ruh;
Umsonst, sie sind Dir nicht beschieden,
Und elend, lebensmatt bist Du!

Drum halte fest an Deinem Glauben!
Bewahr' ihn Dir zu jeder Zeit;
Laß diese Stütze Dir nicht rauben —
Den Hort in Kummer und in Leid. H. S.

Das Grab der Eva.

In der Nähe der Stadt Dschiddah oder Dscheddah am Rothen Meere, nicht weit von Mekka und Medina, dem berühmten Centralpunkt der Karawanen und Sammelplatz der nach den heiligen Orten der Moslems wandernden Pilger, wo im Jahre 1858 so viele Christen von fanatischen Türken gemordet wurden, liegt vor den Thoren von Medina ein Gottesacker, welcher unter anderen berühmten Denkmälern des Alterthums auch das Grab der Eva enthalten soll. Bestimmte Gründe für diese unter den Umwohnenden verbreitete Meinung gibt es nicht, und selbst die Verständigeren derselben lassen sich auf Gründe weiter nicht ein; aber sie bleiben dabei, wenn man sie fragt, daß dort die Mutter des Menschengeschlechtes begraben sei, und die Verehrung der Andächtigen hält das Grab selbst heilig und in Ehren. Es wird in einem großen, mit einer Kuppel versehenen Bauwerke gezeigt, und ein schwarzer Stein darin bezeichnet die Grabstätte selbst. In der Nähe ist das Grabmal der letzten Walidé, die nach Medina gepilgert und dort gestorben war.

Verschiedenes.

Speyer, 9. Aug. Unsere Sängerhalle ist nunmehr vollständig unter Dach gebracht und kann heute der Benützung übergeben werden. Sowohl der Plan als die Ausführung der Arbeit erfreuten sich der allgemeinsten Zustimmung. Die Halle wird 1000 Sitzplätze erhalten; sie wird ferner für mehr als 1000 Personen Platz zum Stehen und auf dem Podium bequemen Raum für 1200 Sänger bieten.

Für die Herstellung einer Wasserleitung auf die von vielen armen Leuten bewohnte Krobsburg, bei St. Martin, hat Se. Maj. der König Ludwig 500 fl. gespendet.

Eine Heirathsbedingung wunderlicher Art, welche eine Erwähnung verdient, stellte in den jüngsten Tagen ein Dresdener Bürger seiner jetzigen Braut und zukünftigen Ehegattin, nämlich die, daß dieselbe nach ihrer Verheirathung keine Crinoline mehr tragen dürfe. Die Frau willigte in diese Bedingung ein, und so wird dieses Paar ohne Crinoline glücklich durch das Leben wandern.

Am 5. August brannten von den 192 Häusern des Städtchens Oberwiesenthal am Fuße des Fichtelgebirges 60 darnieder, darunter Kirche und Schule.

In der posen'schen Kreisstadt S. hat die Polizei die Anordnung ergehen lassen, daß von nun ab Dienstboten keine Crinolinen mehr tragen dürfen. Als Grund dafür wird angegeben, daß durch dieses Kleidungsstück schon vielfach uneheliche Geburten verheimlicht wurden.

Ein Herr Clemens in Paris soll eine Vorrichtung an Clavieren erfunden haben, die Saiten mit einem Bogen zu streichen. Man könnte, wenn sich die Erfindung bewährt, gezogene und geschlagene Töne zusammenbringen, also Gesang mit Begleitung darstellen.

Für's Putzzimmer. Die französische Kaiserin studirt mit gleich unausgesetzter Emsigkeit den Geist der französischen Trachten und bereichert die Modisten. Auf dem letzten Ball in Fontainebleau erschien dieselbe in einer Juppe mit Strohstickerei, auf dem Kopfe ein Diadem, aus einem ganzen Walde von Kornblumen bestehend und mit Schmetterlingen in Diamanten durchflochten, neben ihr die Prinzessin Christine, buchstäblich in einer Wolke von weißem und blauem Tüll verloren. In der That besiehlt die Mode jetzt den Frauen, sich ganze Büsche von Blumen über die Augen zu hängen, Baumäste sich als Federn auf die Köpfe zu stecken, Kirschen unter die Hüte, Kirschen in die Haare, Kirschen an die Füße. Jawohl an die Füße. Ich habe Rosetten gesehen, die aus Kirschen gebildet waren. Und die Frauen, welche der Tyrann von Mode zwingt, solche Lasten auf sich herumzuschleppen, scheinen mit ihrem Loose durchaus nicht unzufrieden zu sein. Manche Frauen haben die Eigenthümlichkeit, daß, wenn sie alles Mögliche aufgeboten haben, sich häßlich zu machen, sie erst recht betrachtet sein wollen. Wenn sie über der Stirn ein Dutzend Klatschrosen einige Veilchenpackete, eine Getreidegarbe, vier oder fünf Pflaumen der Reine Claude und einige Fäuste voll Seegras tragen, so fühlen sie sich eben so schön, treten so triumphirend auf, als Madame Rachel.

Raritäten-Kästlein.

Jemand neckte einen Bekannten wegen dessen langen Ohren. — „Ich kann es nicht leugnen," versetzte dieser, „daß sie für einen Menschen zu groß sind, aber Sie werden auch zugeben, daß die Ihrigen für einen Esel zu klein sind."

Ein Reisender, der die preußische Grenze passiren mußte, aber auf der letzten Station seinen Paß vergessen hatte, wurde von dem Oberkellner seines Quartiers, dem er seine Noth klagte, beredet, einen Speisezettel statt Diesen zu sich zu stecken. Der Reisende thut es mehr zum Spaß, als nothgedrungen, und als er an der Grenze angehalten ward, reicht er dem Offizianten ohne irgend verlegen zu sein, den Speisezettel hin. Dieser durchgeht den vermeintlichen Paß in folgender Ordnung, indem er den Reisenden dabei scharf und unter fortwährendem Kopfschütteln fixirt: Kalbskopf. Hm! Es kann schon sein! Ochsenmaul. Auch nicht übel! — Gänseleber. Das ist mir auch noch nicht vorgekommen! Froschschenkel. Hm! Hm! (indem er den Reisenden mit wahrem Mitleid betrachtete) Sie! da haben's Ihren Paß — fahren's in Gottes Namen, ich sehe schon, Sie sind ein unpäßlicher Mensch!

Charade.

Nun merke auf: die ersten Zwei,
Die dienen Dir zu mancherlei;
Du kannst nicht einmal, fehlen sie,
Die Dritte zieh'n, trotz aller Müh'
Die Dritte ist stets obendrauf,
In vielerlei Gestalt zu Kauf,
Und schützet sie die ersten Zwei —
Hast Du die Silben alle Drei

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 7. Aug. Der Centner: Weizen 7 fl. 9 kr. Korn 4 fl. 53 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 4 fl. 28 kr. Hafer 4 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 12 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 15 kr. Weißbrod 3 Pfd, 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 22 kr.

Homburg, 6. Aug. Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn 4 fl. 53 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 46 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 19 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 20 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 32. Sonntag, den 17. August 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Und diese Zusammenkunft der zwei Personen, welche bestimmt schienen, sich zur Seite zu stehen, führte eine Bekanntschaft herbei, die, von dem Mitgefühl bereits geknüpft, durch Mittheilungen und Sympathien ihrer gleich unglücklichen Schickung befördert, bald zu einem Freundschaftsbunde sich befestigte.

Weniges konnte nur noch geschehen, um die sehnsüchtige Ungeduld Gabriele's länger zu zügeln. Endlich ging ihr auch das Erkenntniß auf ihre Klage beim Vormundschaftsgerichte zu, wonach sie abgewiesen wurde. Die Aussagen des Vormundes wurden ohne Zeugen und Beweise für gültig angenommen; der Richter wollte in überzeugender Weise in Erfahrung gebracht haben, daß die Kinder Gabrielens sich in vorzüglicher Pflege und Erziehung bei der Tante befänden, und daß man sich daher nicht bewogen finden könne, eine Aenderung eintreten zu lassen, indem für die Ausbildung der Kinder in einer Weise gesorgt würde, die zu den besten Aussichten berechtigte.

Der Knabe, das jüngste Kind Gabrielens, war inzwischen gestorben, und sie bestattete ihn auf dem Friedhofe, wo der Vater ruhte. Dann nahm sie Abschied von ihren theuren Todten, um die Hauptstadt zu verlassen, in welcher sie Alles verloren hatte. Sie hoffte auch nicht zum Zweitenmale auf die Gnade des Königs.

Philibert hatte zu gleicher Zeit sein Gesuch bei dem Könige, wenigstens bis vor die Augen des Monarchen, gebracht, jedoch ohne Erfolg. Nur nach dem Ausgange des angestrengten Prozesses gegen seinen Vater wurde ihm die königliche Gnade in Aussicht gestellt.

Gabrielens Vorhaben, nach Breslau zu gehen, um ihre Kinder zu suchen, stand nunmehr fest.

Philibert fühlte sich in die Nähe seines Vaters gezogen. Er wollte bei den Prozeßverhandlungen gegenwärtig sein, er glaubte, sich an dem Orte selbst zur Entdeckung und Entlarvung der Betrüger am nützlichsten machen zu können. Dann durfte er, seinem Versprechen getreu, Gabriele nicht länger ohne Rath und Beistand lassen, und so reifte sehr schnell sein Entschluß, ihr zu folgen. Er gab die Fortsetzung seiner Studien in Berlin auf. Schnell ordneten Beide ihre Verhältnisse und traten die Reise nach Breslau, das Ziel der heißesten Wünsche Gabrielens, zusammen an.

4.

Eine Ueberraschung.

Die Majorin hatte ihren Plan, Konstanze in ein Kloster zu führen, schon vor der Zeit ausgeführt, ehe sie noch den letzten Brief ihrer Schwester empfing.

Mit dem Beginn dieses Abschnittes der Erzählung sahen wir Konstanze in dem Kloster zu Sch . . . . . als Novize. Jener letzte Brief Gabrielens machte auch auf die Majorin den unzweifelhaftesten Eindruck, denn sie fühlte sich überzeugt, daß ihre Schwester nicht zögern werde, selbst zu kommen. Raimund war aus der Erziehungsanstalt in D . . . . heimlich entflohen; ihn konnte also Gabriele nicht von ihr zurückfordern, sie hielt sich deßwegen außer Schuld. Anders war es mit Konstanze. Das Kloster, in welchem sich diese gegenwärtig befand, bot der Frau v. Zarkow nicht genügende Sicherheit, um die Tochter vor der Mutter verbergen zu können. Die Majorin scheute vor Allem das öffentliche Aergerniß und einen Konflikt Gabrielens mit dem Vorstande des Klosters, der nicht wußte, welches Bewandtniß es mit der Novize hatte. Konstanze mußte überdieß, sobald die Mutter mit Gewalt darauf bestand, zurückgegeben werden, da wie schon bemerkt, erst nach Ablauf der Novizenzeit von fünf Jahren die Nonnen dem Kloster unwiderruflich angehörten.

Obgleich nun Frau v. Zarkow der Schwester den Aufenthalt Konstanzens wohl nicht entdeckt haben würde, so befürchtete sie doch, hiermit auf die Länge nicht auszukommen, und so werden wir nun im weiteren Verlaufe sehen, von welcher Art und wie die Maßregeln waren, welche die Majorin traf, um Konstanze in ihrer Gewalt zu behalten, und ihrer Schwester, die sie jetzt mehr als jemals haßte, einen Streich zuzufügen, der Gabriele gänzlich daniederbeugen oder sie doch wenigstens die letzte Rache der grausamen Schwester empfinden lassen sollte.

Bevor wir die abgebrochene Unterhaltung des Präzeptors mit Konstanze mittheilen, bemerken wir, daß einige Tage vorher an der Pforte des Klosters durch den Postboten ein Schreiben abgegeben wurde. Der Brief trug die Adresse der Vorsteherin und die Pförtnerin beeilte sich, ihn der Oberin zuzustellen.

Diese hatte kurz vorher das Gemach betreten; sie nahm das große Schreiben, welches den Poststempel der Stadt Posen trug, mit einigem Befremden in Empfang, da ihr eine Botschaft aus jenem Orte ganz unerwartet zu kommen schien.

Dennoch öffnete sie den Brief nicht sogleich, sondern legte ihn neben die brennende Lampe langsam auf den Tisch, schritt dann ihrem Pulte zu, legte das Gesangbuch, mit welchem sie aus der Kirche gekommen war, aus der Hand und verrichtete vor dem Kruzifix noch ein kurzes Gebet.

Die ehrwürdige Mutter stand schon in sehr hohem Alter; ihre Klostertracht, ein schwarzer Tuchrock, ein Ueberwurf von demselben Zeuge, der von dem Kopfe bis über die Schulter herabfiel und nur ein schmales, blendend weißes Stirnband sehen ließ, hob die bleiche Farbe ihres eingesunkenen Gesichts noch mehr hervor.

Die Züge dieser würdigen Matrone trugen den Ausdruck der ernstesten Entsagung und einer durch sie gewonnenen unwandelbaren Ruhe.

Erst jetzt, nachdem sie sich auf den Sessel am Tische niedergelassen, machte sie sich bereit, das Schreiben mit Hülfe ihres Augenglases, welches sie in einem Etui bei sich führte, zu lesen. Sie öffnete das Couvert und sah zwei Schriftstücke darin enthalten. Beide waren an die Oberin gerichtet; das erste von weiblicher Hand, das andere mit männlichen Schriftzügen.

So verfloß eine geraume Zeit, bevor die ehrwürdige Frau sich von dem Inhalte in Kenntniß gesetzt hatte; dann warf sie einen Blick auf die Siegel der Papiere, blätterte noch einmal darin, legte sie wieder aus der Hand und sann der erhaltenen Botschaft gedankenvoll nach. Alsdann erhob sie sich und zog an einer Klingelschnur. —

Eine Aufwärterin des Klosters erschien.

„Gehen Sie doch zu dem Präzeptor hinüber," gab die

Vorsteherin derselben die Weisung, „und richten Sie in meinem Namen die Bitte an ihn aus, daß ich seines Rathes in einer recht dringenden Angelegenheit bedürfe, und daß es mich sehr erfreuen würde, wenn er noch in dieser Stunde so gefällig wäre, zu mir herüber zu kommen."

Die Vorsteherin hatte nicht lange ihren Platz wieder eingenommen, als der Klosterpater das Gemach betrat. Nach ehrerbietigem Gruße nahm er der Oberin gegenüber am Tische Platz.

„Ich habe Sie zu mir entbieten lassen," redete die Vorsteherin den Pater an, „da mich so eben eine Nachricht über das Wohl und Wehe einer unserer Schwestern aus mehreren Ursachen so überrascht hat, daß ich mir gar nicht zu sagen weiß, ob wir der hier geschehenen Aufforderung in der That Folge zu leisten haben. Dieß Schreiben, welches Sie vor mir sehen und das vor kaum einer Stunde an unser Kloster gelangte, betrifft unsere jüngste Schwester Konstanze. Es gibt sich darin ihre Mutter, eine Frau verwittwete Valentin, zu erkennen, und erhebt dahin ihre Ansprüche auf ihre Tochter, daß sie dieselbe aus dem Schooße unseres Klosters zurückverlangt. Die Mutter theilt uns ferner mit, daß sie sich mit ihrem Schwager, einem Baron von Osinsky, zu verehelichen gedenke, und dieser zweite Brief ist von dem zukünftigen Stiefvater unserer Konstanze, unterzeichnet Baron Caspar v. Osinsky. Was ich gelesen habe, scheint mir sehr wohl in Ordnung zu sein, und dennoch erfüllen mich diese ganz unverhofften und so entscheidenden Bekanntschaften recht mit Bedenken. Daher lesen Sie einmal, Sie werden erfahrener in diesen Dingen sein."

Die Oberin reichte mit diesen Worten die Papiere dem Präzeptor, der solche nicht ohne Bewunderung aus ihrer Hand nahm. Dann breitete er dieselben sorgfältig vor sich aus und las sie mit prüfender Aufmerksamkeit.

„Es ist, wie Sie sagen, ehrwürdige Mutter," erwiderte der Präzeptor, nachdem auch er sich über den Inhalt der Briefe aufgeklärt hatte. „Die Frau Majorin v. Zarkow, welche Konstanze verpflegte und endlich zu uns in das Kloster gab, hatte die Aufnahme der Jungfrau als den Wunsch von Beiden dargestellt. Auch die Großmutter Konstanzens theilte diesen Wunsch nach der Aussage ihrer Tochter, der Majorin v. Zarkow. Wir müssen daher zunächst ein Schreiben an die Mutter und den künftigen Stiefvater richten, worin wir Beiden Aufschluß über den Charakter ihrer Tochter geben, die bereits der Welt entsagt hat. Wir können unsere Erklärung ja recht gut durch die eigene Willensmeinung unserer Konstanze unterstützen, . . . sie selbst mag ihr Wort hierfür einlegen."

„Damit möchte es auch sein Bewenden haben," fiel ihm die Oberin in die Rede. „Es wäre durchaus nothwendig, bei dem Kinde vorläufig sehr ausdrücklich nach ihrer Zuneigung zur Mutter zu erforschen. Es kommt mir Alles so überraschend! Die Absendung Konstanzens ist in dem Briefe des Barons für so bestimmt abgeschlossen, daß, je mehr ich darüber nachdenke, mir aus Allem, was diese Angelegenheit betrifft, eine seltsame Beeilung hervorleuchtet. Lassen wir unser vorläufiges Schreiben an beide Personen dahin bewenden, daß wir ihnen die Anzeige des Empfanges ihrer Briefe machen, und daß man uns eine Frist gestatten möge, Konstanze auf den unverhofften Zurücktritt in die Welt vorzubereiten."

„Ich werde mich sogleich mit der Beantwortung beschäftigen, und Ihnen, ehrwürdige Mutter, die weitere Verfügung anheim stellen."

„Es ist mir recht, und so wollen wir uns in den Willen Gottes fügen, dessen Hand so gnädiglich auf uns Allen ruht!"

Nach diesem Gespräche schied der Präzeptor aus dem Gemache.

Nach wenigen Tagen befanden sich die Oberin und die Frau v. Zarkow im Sprechzimmer zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sühne.

Motto:
Kein Unrecht ist so fein gesponnen
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Wer schwingt dort in der Geisterstunde
Aus Grabestiefen sich heraus
Und macht die schauerliche Runde
Um's schuldbelad'ne Elternhaus?
Die Mutter ist's, gebeugt von Kummer,
Sie treibt's mit magischer Gewalt
Ihr Kind zu suchen, das im Schlummer
Den süßen Mutternamen lallt.

Die Alten seh'n mit Furcht und Beben
Die Tochter aus dem Schattenreich,
Mit schwarzem Trauerflor umgeben,
Die Stirn bekränzt ein Myrthenzweig.
Die Hände auf das Herz geschlagen,
Spricht sie dann ernst und schauerlich:
„Wann wird die Lösungsstunde schlagen?
„O Kind, mein Kind! wo find ich dich?"

Drauf zu den Eltern sich gewendet:
„Bereut, auch eure Schuld ist groß
„Weil Geiz und Habsucht euch verblendet,
„Ist die Verdammniß nun mein Loos.
„Uns folgt der Fluch auf jedem Pfade
„Geschärft durch meines Kindes Blick,
„Drum, hofft ihr einst auf Gottesgnade,
„Bringt es in's Elternhaus zurück."

Sie thut, als wieg' sie's in den Armen,
Der Busen bebt vor Mutterglück.
Die Uhr schlägt eins — und ohn' Erbarmen
Muß sie in's Geisterreich zurück.
Verläugnet hat sie einst den Kleinen,
Den Leichtsinn's grobe Schuld gezeugt.
Des armen Knaben banges Weinen
Hat nie ihr Felsenherz erweicht.

Die Alten kennen kein Erbarmen,
— Das Geld ist ihnen ja ihr Gott —
Fort stößt man ihn, den kleinen Armen,
Gibt ihn dem Elend preis, der Noth
Von Miethlingsseelen hart erzogen
Beglückt ihn nie ein trauter Blick.
Kein einzig Herz war ihm gewogen,
Nie kannt er Vater-, Mutterglück.

Die Mutter seiner gar nicht dachte,
Reicht einem braven Mann die Hand,
Und frei von jeglichem Verdachte
Knüpft Hymens schönes Rosenband —
Ein Engel schlägt mit feinem Hammer,
Ja, unaufhörlich Tag und Nacht,
An des Gewissens Felsenkammer,
Und hämmert bis es aufgewacht.

Nun wurmt's im falschen Mutterherzen,
Als Vorgeschmack der Höllenqual,
Ein halbes Jahr trug sie die Schmerzen,
Dann schlug ihr Herz zum letzten Mal.
Jetzt will die Schuld'ge sich versöhnen,
Die schwarze That wird offenbar.
Sie beichtet unter blut'gen Thränen,
Daß sie schon einmal Mutter war.

Um nun den Kleinen zu verderben,
Verkauft man ihn in's fernste Land,
Damit er ja nicht sollte erben —
Der zarte Enkel wird verbannt!
Ein Mann, in uns'rer Mitte wohnend,
Bot seine Judasdienste an —
Doch der dort über Sternen thronend
Vereitelt weislich ihren Plan.

Zurück bringt man den armen Jungen,
Zerlumpt, wie eines Bettlers Kind —

Der Bosheit ist zwar viel gelungen,
Doch nur das Recht den Sieg gewinnt.
Nun lebt er glücklich brav und stille
Da, wo er längst schon hingehört.
Gebeugt ist nun der Alten Wille
Die Geiz und Habsucht blos bethört.

Jetzt schaut das Kind mit frohen Blicken
Großvater an so lieb und mild.
An's Herz muß er den Kleinen drücken,
Der schönen Mutter Ebenbild.
Jetzt kann er erst das Glück genießen,
Von Enkeln sich geliebt zu seh'n —
Der Geist erscheint — mit stillem Grüßen
Schwingt er sich auf zu Himmelshöh'n.

Kein Unrecht ist so fein gesponnen,
Umhüllt es Dunkel gleich und Nacht,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.
Des großen Gottes Auge wacht —
Der Böse kann nie glücklich werden,
Die Schuld wird, wär sie noch so klein,
Gerächt im Himmel und auf Erden.
Gesühnt muß jeder Frevel sein.

G. F.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.
Friesische Thatkraft.

Erstes Kapitel.
Ein Bild.

Jahre waren vergangen seit den mitgetheilten Ereignissen, und nur selten gedachte ein früherer Freund oder Bekannter des flüchtig gewordenen Knechtes Niß Ipsen. Viele hielten ihn sogar für todt und bezweifelten sein Entkommen nach Hamburg, das erst viele Wochen später durch Erzählungen einiger Sylter, welche die Wiedingharde besuchten, allgemein bekannt wurde. Nur, daß auch der abenteuerlustige Gerson, des Pastors Cruppius Sohn aus Keitum, den verschollenen Knecht begleitet, oder wie Manche behaupten, zur Flucht in die Fremde verleitet haben sollte, sprach für diese dunkeln Gerüchte. In Hamburg waren, wie durch mehrfach eingezogene Erkundigungen bestätigt ward, um die angedeutete Zeit zwei friesische Jünglinge gesehen worden, deren Beschreibung mit der Aeußerlichkeit der Gesuchten übereinstimmte. Weiter jedoch ließ sich die Spur dieser jungen Männer nicht verfolgen. Und da der verwegene Knecht keine Verwandte besaß, Pastor Cruppius aber seinen entlaufenen Sohn für verloren hielt, und am liebsten desselben nie mehr erwähnen hörte, so geriethen beide in Vergessenheit.

Margreth allein, die schöne Magd von Bombüll-Hof, vergaß weder die schreckliche Nacht, welche Niß Ipsen zur Flucht zwang, noch den auf so furchtbare Weise ihr verloren gegangenen Geliebten. Ohne recht an seinen Tod zu glauben, beweinte sie ihn doch wie einen wirklich Verstorbenen. Für sie — das mußte sie sich sagen — war und blieb Niß Ipsen todt, und da sie ihn wahr und innig geliebt hatte, kam es ihr auch zu, ihn jetzt nach Landessitte zu betrauern.

Bombüll-Hof wurde inzwischen wieder aufgebaut. Claas, der anfangs durch die vielen Quälereien, die er in Folge des in seinem Hause getödteten Offiziers zu überstehen hatte, sehr verdüstert ward und Niemand gern um sich sah, blickte wieder freier und hoffnungsvoller um sich, da sein Besitzthum stattlicher als es früher gewesen, aus der Asche entstand. Die gegen ihn erhobenen Beschwerden und Anklagen zerfielen in sich selbst; die Schweden zogen bald ganz ab, und von dem Vorgefallenen ward nicht mehr gesprochen.

Claas würde sich nunmehr auch wieder von seinen großen Verlusten erholt haben, wäre ihm jetzt nicht die treue Lebensgefährtin entrissen worden. Kummer und Schreck hatten die Gesundheit der ohnehin nicht sehr kräftigen Frau untergraben. Sie kränkelte lange, ohne auf ihre Leiden zu achten, und so lange schwere Sorgen die Stirne des hartbedrängten Gatten umdüsterten, hielt die Angst sie aufrecht. Als nun aber nach langem Bangen dauernde Ruhe eintrat, da brach die arme Leidende zusammen und erlag in wenigen Wochen einem verzehrenden Fieber.

Dieser neue unvermuthete Schicksalsschlag lastete abermals schwer auf Claas. Seine noch unerzogenen Kinder bedurften nothwendig einer Mutter, und da er weder ein Mann war, der Trieb und Lust in sich fühlte, unter den Töchtern des Landes lange zu suchen, um sich die schönste und wohlhabendste auszuwählen, noch Willens, sein Lebensglück und die Zukunft seiner Kinder durch eine übereilte Heirath möglicherweise auf's Spiel zu setzen: so bedachte er im Stillen, was wohl für ihn das Beste sei.

Er blieb nicht lange unschlüssig. Margreth kannte er fast so gut wie sich selbst. Er hatte sie in einem Zeitraume von nahezu zehn Jahren treu, fleißig, zuverlässig, immer willig und redlich im Dienste erfunden. Sie war also ohne Frage ein Mädchen, das nicht blos zur Führung einer Wirthschaft sich in jeder Hinsicht eignete, sondern besaß außerdem auch noch Eigenschaften, welche einen Mann von geradem Charakter unbedingt glücklich machen konnten.

Eines Morgens, als der Hofbesitzer Margreth überraschte, wie sie eben mit mütterlicher Liebe für die Kinder sorgte, faßte er sich ein Herz. Er reichte dem Mädchen seine schwielige Hand hin und sagte kurz, indem er sie freundlicher als gewöhnlich anblickte:

„Willst es immer so forttreiben, Margreth, bin ich's wohl zufrieden. Da ist meine Hand — schlag' ein."

Margreth sah mit einer halben Wendung ihres Kopfes flüchtig zu Claas auf, nickte dann mit kaum merklichem Lächeln und sagte gleichgiltig:

„Wohl, Baas, bin's zufrieden."

„Sollst Gebieterin werden auf Bombüll-Hof," setzte Claas hinzu, da er merkte, daß die Magd den Sinn seiner Worte nicht so gefaßt hatte, wie er ihn selbst verstanden wissen wollte. Ein langer fragender Blick Margreth's ließ ihn nicht weiter sprechen. Das Mädchen ward todtenbleich, sie zitterte und eine Thräne benetzte ihre Wimper. Sie sagte aber nichts, als:

„Ihr thut mir weh, Baas!" Damit preßte sie beide Hände gegen die Brust, ließ ab von den Kindern, die nicht verstanden, was zwischen dem Vater und ihrer Pflegerin vorging, und wollte das Zimmer verlassen. Claas vertrat ihr den Weg.

„Ich will Dein Bestes, Margreth," sprach er bittend.

„Laßt mich!"

„Du sollst gehalten werden, wie eine Edelfrau!"

„Ihr stoßt mir das Herz ab, Baas!"

„Du hast Niemand außer mir, Margreth! Deine Aeltern sind todt, Dein Verlobter —"

Claas endigte nicht, denn wieder traf ihn das Auge der jungen Magd. Diesmal aber war der Blick dieses Auges so tief, ernst, ja geisterhaft, daß er fast davor erschrak.

„Ihr denkt seiner, Baas, und Ihr könnt mir Anträge machen?" sprach sie mit leisem Vorwurf.

„Du trauerst um ihn, seit er von uns ging."

„Gewiß, ich thu's," versetzte Margreth und ihr Auge glänzte. Ein feines Roth überhauchte wieder die erbleichte, von langem Harme schmal gewordene Wange. „Ich werd' um ihn trauern, so lange die Sonne den Schatten meines Leibes auf den grünen Koppeln abzeichnet! Wär' ja nicht werth, daß Gottes Hand mich schirmte und hielt, könnt' ich sein vergessen, der um meine Ehre landflüchtig ward."

„Aber er ist todt, Margreth, und kehrt niemals zurück," warf Claas ein. „Du lebst noch, Du kannst und sollst noch Gutes thun. Ersetzest Du meinen Kindern die Mutter, mir die Frau, so erfüllst Du Deine Pflicht und lebest nach Gottes Wohlgefallen."

„Hört auf, Baas, und ängstigt mich nicht mehr," sagte Margreth sanfter. „Ich kann Euch das nicht sein, was Ihr wollt, denn ich gehöre immerfort Niß Ipsen. Wollt' ich Euer Weib werden, beging ich eine zwiefache Sünde. Also nichts mehr davon! Euern Kindern aber will ich gern die Mutter

ersetzen, so gut ich kann. Ich habe sie eben so lieb, als gehörten sie mir zu eigen."

Claas betrübte zwar diese entschiedene Weigerung Margreth's, ihm die Hand zu ehelichem Bunde zu reichen, weil er aber die Festigkeit des Charakters seiner treuen Magd kannte, drang er nicht weiter in sie. Er wußte, daß doch jedes fernere Wort überflüssig sei. Darum gab er seinen Plan auf. Seufzend reichte er der mit so seltener Treue einem Verschollenen Anhängenden abermals die Hand, indem er sagte:

„Ich hab Dein Wort, Margreth, und halte Dich dabei fest. Sei und bleibe meinen Kindern Mutter."

„Ich hab's gesagt, Baas," erwiederte das Mädchen, die Hand des Hofbesitzers drückend.

„Es ist gut," sagte dieser, gab jedem der Kinder einen Kuß, drückte die Augen zu, als sei ihm etwas hineingeflogen, das ihn am Sehen hinderte, und trat tief aufathmend hinaus auf den Pesel.

Seit dieser Ansprache ging es wieder so ruhig wie immer zu auf Bombüll-Hof. Claas hielt eben so gut Wort wie Margreth. Zwischen Beide kam das Vorgefallene nie wieder zur Sprache. Damit aber das wackere Mädchen auch ganz ihre Pflicht thun könne, nahm er noch eine zweite Magd in Dienst, die unter Margreth's Aufsicht und gewissermaßen auch Zucht stand. So hob er die Pflegerin seiner Kinder doch in einer Hinsicht auf den Posten einer wirklichen Hausfrau. Ihr mußte das übrige Gesinde gehorchen; was sie aus eigenem Antriebe oder im Namen und Auftrage des Baas anordnete, mußte von Allen unverweigerlich vollzogen werden.

Der verwittwete Hofbesitzer fand sich bald in diese neue, von ihm selbst eingeführte Ordnung der Dinge. Freilich fehlte ihm stets etwas, das Niemand ihm ersetzen konnte und das ihn häufig unruhig in seiner Wohnung umhertrieb; denn mit Margreth so recht von Herzen zu sprechen, wagte er nicht. Es war ihm dies auch unmöglich, weil ihr stilles, treues Walten zu viel Berückendes für ihn hatte, und er dies lieber mit halbem Auge sah, als mit Margreth darüber sich in ein Gespräch einließ, wobei er nicht sicher war, daß er sein Versprechen hielt und seine Zunge bändigte.

Margreth schien nichts davon zu bemerken. Sie blieb immer gleich gegenüber ihrem Brodherrn und den Dienstboten, die ja zugleich ihr Mitgesinde waren. Daß aber das trauernde Mädchen die äußern Ruhe ungeachtet, die sie zur Schau trug, doch nicht glücklich sei, verrieth ihr Aussehen. Langsam zwar, einem scharfen Auge aber doch erkennbar genug, begann sie zu verblühen. Die Rosen ihrer Wangen waren längst schon abgewelkt, jetzt zeigten sich bereits die Spuren des Kummer, den sie tief verschlossen im Busen trug. Ein scharfer Zug legte, besonders wenn sie lächelte, einige feine Fältchen um die frischen und noch immer vollen Lippen, und saß sie mit den Kindern Abends vor dem Hofe und sah sinnend hinaus nach dem Haffdeiche, hinter dessen geraden Linien bei heller Luft die silbernen Spitzen der Sylter Dünen wie Schneekegel schimmerten, so bildeten sich auch Falten auf der weißen Stirn der Trauernden. In solchen Augenblicken, die wohl bisweilen zu Stunden sich ausdehnten, weilten ihre Gedanken bei dem verlorenen Geliebten, dessen Gestalt sie sich vergegenwärtigte, nach welchem sie lautlos so lange in vergehender Sehnsucht seufzte, bis die schweren Augen von Thränen überströmten und die Kinder des Hofbesitzers, welche Margreth wie eine Mutter anhingen, die Weinende durch Liebkosungen zu trösten suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Saarbrücken, 12. Aug. Wir haben heute von einem furchtbaren Brandunglück zu berichten, einem Brand, dessen Heerd sich glücklicherweise nur auf ein Haus beschränkte, der aber in den Opfern, die er forderte, zu den schrecklichsten gezählt werden muß. Gegen 11½ Uhr gestern Abend riefen die Feuersignale zu der Wohnung des Bäckers Brenner zu St. Johann am Oberthor, woselbst in den unteren Räumen, man sagt in der Backstube, Feuer ausgebrochen war, das alsbald die in die Wohnungen der oberen Stockwerke führende Treppe ergriff, woselbst die Hausangehörigen zu ruhigem Schlummer sich niedergelegt hatten. Von dem Innern des Hauses konnte den Unglücklichen keine Hilfe mehr gebracht werden, so daß die Magd nur durch einen Sprung aus dem dritten Stockwerk sich retten konnte, wobei sie sich ein Bein schwer verletzte, von den Kindern aber der heimgesuchten Familie wurden drei als Leichen (!) vermittelst Leitern aus dem brennenden Hause geholt, und zwei andere erlagen alsbald ihren Brandwunden. (!) Die drei ältesten der Verunglückten sind Söhne im Alter von 17, 15 und 13 Jahren und zwei Mädchen von 8 und 6 Jahren. (S. Z.)

Saarbrücken, 13. Aug. Das schreckliche Brandunglück dahier bestätigt sich leider in all den angeführten Einzelheiten. Außer den fünf Menschenleben, Kindern der Brenner'schen Eheleute, deren Verlust wir zu beklagen haben, sind noch mehrere Personen mehr oder weniger erheblich durch Brandwunden verletzt, namentlich liegt noch ein Sohn der Brenner'schen Eheleute im hiesigen Hospital an schweren Brandwunden nieder, desgleichen der Bäckerbursche, der sich mit vieler Mühe durch die Brandstätte Bahn brach und an einem Dachkandel herabließ, in einem hiesigen Privathause; auch Frau Brenner, die sich gleichfalls nur durch einen hohen Sprung retten konnte, liegt erheblich krank darnieder und die Dienstmagd ist durch ihren Sprung aus dem oberen Stockwerk, nachdem sie vorher ein kleineres Kind rettend den Untenstehenden zugeworfen hatte, sehr bedeutend am Fuß und an der Kniescheibe verletzt. Ein Knabe der unglücklichen Familie, der sich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster rettete und wohlbehalten davon kam, rief seinem Bruder, der noch oben, Rettung suchend, stand, aufmunternd zu, er möge doch springen; dieser aber fand den Sprung zu hoch und ging zurück — um als verkohlte Leiche wieder hervorgeholt zu werden. Wie so viele Menschenleben den Tod in dem nicht sehr hohen, aber schwer zugänglichen Hause finden mußten, ist bis jetzt noch nicht gehörig aufgeklärt; erinnerte man sich der Unglücklichen in der ersten Bestürzung zu spät, oder fehlte es an den nothwendigsten, leicht zu handhabenden Rettungsapparaten, wir sind noch nicht im Stande, mit Bestimmtheit etwas darüber sagen zu können.

Zu Unteröwisheim bei Bruchsal muß Alles Abends 8 Uhr zu Hause sein, — weil beim Erntefest einige Burschen ein Spottlied auf den Bürgermeister gesungen haben und es in jener Nacht gebrannt hat.

Im Bremerhaven sind drei Wallfischfänger angekommen, welche zusammen nicht weniger als 21 Eisbären an Bord haben. Wohl genug, um alle Menagerieen Europa's zu versehen.

Reinigen der Stempel. Post-, Amts- und Briefstempel für Druckfarben und Buchdruckerlettern können augenblicklich und vollkommen gereinigt werden, wenn man sie mit wenigen Tropfen Salmiakgeist übergießt und abbürstet. Diese Operation erfordert keine Minute Zeit und ist besonders den Postamtstellen zu empfehlen.

Bei Milianah, in Algerien, hat ein Brand an 4000 Hectaren Wald zerstört.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 14. Aug. Der Centner: Weizen 7 fl. 11 kr. Korn 4 fl. 39 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, — fl. — kr. Spelz 4 fl. 34 kr. Hafer 4 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 10 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 13. Aug. Der Centner Weizen 6 fl. 45 kr. Korn 4 fl. 27 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 10 kr. Gerste 3 fl. 40 kr. Hafer 3 fl. 40 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 12 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№ 33. Sonntag, den 24. August 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Majorin, welche in weitläufiger Verwandtschaft zur Oberin stand, war auf eine briefliche Benachrichtigung der Letzteren von dem Austritte Konstanzens aus ihrem Wohnsitze in Breslau nach dem Kloster in der Stadt Sch . . . . gekommen, um der Oberin persönlich eine verlangte Erklärung über den Austritt ihres bisherigen Pflegekindes zu geben.

Die Oberin hatte der Frau v. Zarkow die kürzlich empfangenen Briefe der Mutter Konstanzens und des Barons v. Osinsky zur Durchsicht vorgelegt. Mit gleichgültigem Blick überflog die Majorin den Inhalt der Schreiben und legte sie in die Hände der Vorsteherin zurück, indem sie einen Blick auf sie richtete, welcher die ehrwürdige Mutter zum Sprechen aufzufordern schien.

„Wir konnten nicht unterlassen," begann diese, „bevor wir den Austritt unserer jüngsten Schwester bewilligen, uns noch einmal an Sie, gnädige Frau, zu wenden. Die langjährige Pflege, welche Sie dem Kinde haben angedeihen lassen, hat Ihnen vielleicht ein Recht an die Hand gegeben, über das Wohl desselben auch noch weiterhin zu bestimmen, und der Mutter, welche sich jetzt so mit ihren Ansprüchen meldet, von einem Schritt abzurathen, der jedenfalls selbst nicht im Wunsche unserer Konstanze liegt, da wir keine ergebenere und ihren Beruf besser erkennende Schwester besitzen, als eben sie."

„Haben Sie vielleicht schon für gut befunden, Konstanze von der gemeldeten Aufforderung in Kenntniß zu setzen?" ließ die Majorin im Tone einer unbefangenen Frage hören.

„Wir haben dieß noch nicht gethan. Wir legten ein zu großes Gewicht auf die Rücksprache, die wir zuvor mit Ihnen darüber zu nehmen wünschten."

„So sehr es auch in meinem Bestreben liegen möchte," antwortete die Majorin mit Nachdruck, „daß Konstanze bereits die Reise zur Einsegnung für das Kloster erlangt hätte, um sie demselben für immer zu erhalten, so sind die inzwischen eingetretenen Umstände doch von der Natur, daß meine fernere Theilnahme an dem Schicksale des jungen Mädchens unmöglich wird. Gegenwärtig würde mich ein Einschreiten gegen die Absichten der Mutter zu weit führen, da ich mich in keiner Weise dem zukünftigen Stiefvater, des Kindes wegen, gegenüberstellen möchte, denn ich glaube dem letztern nur Wohlthaten erwiesen zu haben, welche ihre Endschaft erreichen, sobald man derselben nicht länger benöthigt ist. Also, ehrwürdige Mutter, leuchtet es sehr wohl ein, daß ich, wie die Sachen stehen, mir keine Entscheidung weiter bemessen darf, wenn ich nicht in den Verdacht gerathen will, mich mit meinen Wohlthaten unnützer Weise hervorzuthun."

„Das nicht, gnädige Frau," erwiderte die Oberin schnell, „es ist wohl möglich; es ist ganz gewiß so, daß dieses unverhoffte Einschreiten der Mutter und die damit verbundenen Umstände, Ihrem Sinne wohlzuthun, wider Willen eine Schranke gebaut haben. Ich habe eine Bitte an Sie und den Trost auf Ihre Unterstützung, den Austritt Konstanzens zu verhindern und sie dermaßen vor den Gefahren der Welt zu schützen, auf die warme Zuneigung gestützt, welche Sie der Jungfrau bei der Aufnahme im Kloster bewiesen."

„Das Vorhaben meiner Schwester und ihres zukünftigen Gatten, wie die Briefe zu erkennen geben," begann die Frau Majorin mit entscheidendem Tone, „ist in einem, mir von meiner Schwester längst bekannten, unbeugsamen Sinne aufgefaßt. Für mich ist daher keine Hoffnung, durch Vermittelung etwas dagegen auszurichten. Ich darf Ihnen nur sagen, daß es räthlich ist, Konstanze auf das Verlangen der Mutter in jenem Briefe, auf die Trennung vorzubereiten. Ein seit vielen Jahren mißliebiges Verhältniß zu meiner Schwester zwingt mich überdieß zur Beobachtung einer strengen Zurückhaltung in dieser Angelegenheit, und würde es mich sehr zufrieden stellen, wenn der Vorstand des Klosters meine Unpartheilichkeit nicht länger außer Acht setzen wollte, indem ich der Angelegenheit so fern als möglich zu stehen wünschte."

Schweigend faltete die Oberin ihre Briefe zusammen. „Dann mag Gottes Wille geschehen," sagte sie, „unser Segen, unsere Gebete werden die Jungfrau überall geleiten, und überall steht sie ja auch unter dem Schirme des Allerhöchsten!"

Beide Frauen schieden aus dem Sprechzimmer.

Kehren wir jetzt in die Zelle Konstanzens zurück, wo wir sie nebst dem Präzeptor verließen, in dem Augenblicke, als Konstanze demselben gestand, daß sie auf die Liebe zu ihrer Mutter, auf die Rückkehr zu ihrem Herzen fort und fort harre, wie auf ihre Erlösung. Sehen wir die Jungfrau wieder, als der Blick des Präzeptors im tiefen Ernst über dieses Geständniß auf ihr ruhte.

Wir hören ihn im ruhigen Tone sagen: „Konstanze! die Stunde dieser Erlösung hat für Sie geschlagen. Wir haben Nachricht von Ihrer Mutter erhalten, welche von großem Einfluß für Sie sein kann."

Ueber Konstanzens Gesicht flog ein Freudenstrahl, der jedoch schnell erblich.

„Nachricht von ihr selbst?" fragte sie zögernd. „Meine Mutter lebt, sie gedenkt ihrer Tochter?"

„Mehr als dieß," versetzte der Präzeptor langsam. „Ihre Mutter verlangt Sie zurück, Ihre Mutter will Sie dem Berufe einer Klosterjungfrau entziehen."

Konstanze glaubte zu träumen. Diese Eröffnung hätte sie zu einer Ueberglücklichen gemacht, wenn sie darin nicht eine neue Prüfung gewärtigen zu müssen glaubte.

Schnell veränderten sich ihre Züge und nahmen ihre frühere Verschlossenheit wieder an.

„Ich kam auf das Geheiß meiner Tante hierher," sagte sie mit erzwungener Stimme, „sie verfügt über mich, und ich folgte gern dem Wege in dieß Kloster, nachdem ich durch die Tante die Versicherung erhielt, daß die Mutter mir entsagt und mich unter die Verfügung der Frau v. Zarkow gestellt habe. Darf ich dann Ihrer Verheißung glauben, daß diese Vormundschaft der Tante so plötzlich erloschen, daß mir der Weg zu meiner unglücklichen Mutter frei sein sollte?"

„Ihre Frau Mutter beabsichtigt, sich zum Zweitenmale zu verehelichen. Sie wird eine Frau Baronin v. Osinsky werden. Die edle Majorin, Ihre Pflegemutter, hat somit ihre Wohlthätigkeit an Ihnen beschlossen und an den zukünftigen Stiefvater abgetreten. Sie sind daher, Seitens der Frau v. Zarkow, völlig unbehindert und wenn Ihre Mutter daher auf Zurücknahme besteht, so verbleiben dem Kloster selbst weiter keine Rechte, unsere Schwester Konstanze länger zu besitzen, wenn diese selbst nicht die Mutter zu be-

wegen wüßte, sie für den irdischen, im himmlischen Berufe verharren zu lassen."

Konstanze brach in einen Thränenstrom aus. Ihr Auge leuchtete in beseligter Freude. „Keine Trennung sollte länger zwischen meiner Mutter und mir bestehen?" rief sie, zu dem Präzeptor gewendet, aus. „Es wäre nicht eine schreckliche Prüfung — eine Prüfung, o Sie sehen es ja, worin ich niemals bestehen würde!"

„Ich sehe," sagte der Präzeptor und erhob sich, „der Sieg ist nicht auf unserer Seite. Sie tragen die Erkenntniß nicht in sich, deßhalb gebricht es Ihnen auch an der Kraft der Entsagung. Leben Sie wohl. Unsere Arme bleiben Ihnen geöffnet. Bereiten Sie sich vor, von der ehrwürdigen Mutter Abschied zu nehmen."

Der Präzeptor verließ die Zelle.

Konstanze lauschte lange seinen Schritten, welche verhallend aus dem Korridor an ihre Zelle drangen. Die Trennung von ihrem einsamen Asyl stand ihr bevor, die Arme der längst vermißten, heißgeliebten Mutter waren geöffnet. Alle die jahrelang verhehlten, niedergedrückten Gefühle dieser Liebe waren entfesselt und füllten ihr Herz mit Jubel aus.

Die enge Zelle hatte keine so glückliche Insassin gehabt.

Aber nur zu bald sammelten sich die stürmischen Empfindungen wieder. Ein kurzes, aber geprüftes Leben lag hinter der Jungfrau. Sie wußte, welche Hüter bereits an ihrer Seite gestanden, daß ihre Schritte stets vorgezeichnet gewesen, ihr Schicksal von den Händen einer despotischen Frau bestimmt worden. Mußte sie ihren Schritt, den sie scheinbar so glücklich wieder in die Welt hinaussetzen sollte, nicht ängstlicher als jemals bewachen? Denn wer hatte ihr auf einmal diese Unabhängigkeit gegeben, nachdem sie jahrelang nur zum blinden Gehorsam verurtheilt war? Konnte es ihre Tante sein, nachdem die Hand derselben so lange mit bleiernem Gewichte auf ihr gelastet hatte? War es die Mutter, welche sich mit dem Schwager verehelichen wollte? Wie fern hatte dieser, denn das wußte Konstanze aus dem Hause der Majorin, der Mutter stets gestanden; mußte dieser, als Vertreter der gestrengen Tante, nicht ihre feindlichen Gesinnungen gegen die Mutter theilen, und jetzt sollte der Baron ihr Gemahl werden! Welche Veränderungen waren vorgegangen, welche Umstände hatten das Herz der Mutter in dieser Weise umstimmen können?

Von diesen Vorstellungen gequält, sah Konstanze bald die glücklichen Träume der Zukunft entfärbt. Voll Zagen blickte sie auf die entscheidende Stunde ihres Abschiedes, auf die kommenden Dinge.

5.

Der Austritt.

Von der Kirche, welche im Zusammenhange mit dem Kloster stand, wurden die Nonnen in der Abendstunde durch die Glocken zur Kirchenfeierlichkeit gerufen, bei welcher Konstanze ihren Abschied erhalten sollte.

Der Baron von Osinsky traf bereits am vergangenen Tage im Kloster ein, um die Verlangte unter dem Vorgeben abzuholen, daß die Mutter aus Gesundheitsrücksichten die ferne Reise nicht unternehmen und daher nicht selbst erscheinen könne. Der Vorstand hatte dem Ausscheiden der Schwester Konstanze nichts mehr entgegenzusetzen, und da der Baron die dringendsten Geschäfte vorschützte, die ihn zwangen, schon am andern Tage nach verrichteter Sache die Stadt wieder zu verlassen, so erfolgte am heutigen Tage der Austritt.

Der Baron wohnte der Feierlichkeit in der Kirche bei und nahm einen der Seitenchorstühle ein. Die Kirche war erleuchtet, die Versammlung bestand nur aus den Klosterfrauen, indem der Baron den Zutritt fremder Personen verboten hatte.

Dem Gesange der Nonnen folgte die Abschiedspredigt, welche der Geistliche von der Kanzel hielt. Alsdann wurde Konstanze vor das Altar geführt, sie kniete nieder. Die Oberin erschien, entkleidete die Schwester langsam des Schleiers, während Konstanze ihre Hände mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Gehen Sie jetzt, meine Tochter; nicht Gott, der Wunsch der Ihrigen, Ihre Mutter, Ihre Liebe allein haben uns heut von einander geschieden; kehren Sie in die Welt zurück, der Barmherzige wird Ihren Fuß behüten, daß er nicht strauchele."

Nach diesen Abschiedsworten küßte die ehrwürdige Mutter die Scheidende, legte segnend die Hände auf ihr Haupt; dann schritt sie wieder nach ihrem Platze.

Alsdann trat der Geistliche an das Altar, vor welchem Konstanze im Gebete noch immer knieend lag. Seine Ansprache enthielt die tröstlichsten Ermahnungen, sie senkte tief die Zuversicht auf den Erlöser in ihr Herz. Dann ertheilte er ihr und der ganzen Versammlung den letzten Segen. Als auch dieß beendet war, ging der Geistliche vom Altar, erhob die Knieende und griff sie gütig bei der Hand, um sie dem Baron entgegenzuführen, welcher von seinem Sitze aufgestanden und an den Altarraum getreten war, um sie in Empfang zu nehmen.

Inzwischen hatten sich die Nonnen erhoben, die Ceremonie war vorüber. Zu Zweien gereiht und unter dem Vortritt der Oberin, verließen sie nach der entgegengesetzten Seite mit lautem, vom Orgelspiel begleiteten Gesange, langsam schreitend die Kirche.

Konstanze richtete ihr Auge auf Denjenigen, dem sie nunmehr folgen sollte. Der Baron kam rasch auf sie zugeschritten, sein Anblick beengte ihr in dieser Stunde mehr als jemals das Herz, als sie ihm noch im Hause der Majorin, deren Vertrauen er im hohen Grade besaß, begegnete. Wohl waren es dieselben kalten, dunkeln Augen des im gereiften Mannesalter stehenden Bekannten, aber seine Blicke schienen heute verletzender auf ihr ruhen zu wollen. Sein bleiches, eingefallenes Gesicht, von schwarzem mit Sorgfalt geglätteten Haar umrahmt, däuchte ihr unheimlicher und abschreckender. Seine Haltung war gebeugter als früher, in seiner Bekleidung herrschte die größte Eleganz. Konstanze that unwillkürlich einen Schritt zurück, als der Baron die Hand ergreifen wollte.

„Unser Wagen steht vor der Kirche," sagte er, „kommen Sie, denn die Mutter sieht Ihrer Ankunft sehnsüchtig auf unserm Gute Lyso entgegen; sie beklagte nichts mehr, als ihre Abwesenheit in dieser Stunde."

Statt aller Antwort that Konstanze noch einige Schritte zurück. Das war nicht die Stimme eines Mannes, den sie Vater nennen mochte. Noch einmal sank sie vor dem Altar nieder.

(Fortsetzung folgt.)

O trag' es still in eigner Brust!

Hast du ein tiefgeheimes Weh',
So trag' es still in eigner Brust,
Daß nicht die laute Welt es seh',
Mit ihrem Tand und ihrer Lust.

Dein eigen ist, was du allein
In deiner tiefsten Brust begräbst,
Wovon du nie den Schmerzensstein
Im Lärm des offnen Marktes hebst.

Wenn einsam du im Schmerze weilst,
Fühlst du der ächten Liebe Gruß: —
Je seltner du dein Wehe theilst,
Je eher überwindest du's.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Zu gewissen Zeiten pflegte Claas seinen Besitz auf einige Tage zu verlassen, um in den zunächst gelegenen Städten den Ertrag seiner Felder zu verwerthen oder sonst geschäftliche Anknüpfungen zu treffen. Selten jedoch führten diese Ausflüge ihn weiter, als bis über die Eider nach Dithmarschen. Wagte er sich soweit fort von der heimischen Scholle, so kehrte er immer mit allerlei Geschenken für die Kinder beladen zurück. Margreth, die gewissenhafte Pflegerin ging dann natürlich auch nicht ganz leer aus, und da sie

in keiner Weise verzogen war oder sich anders gab, als die Natur sie geschaffen hatte, so verweigerte sie die Annahme solcher Gaben nicht.

Gegen den Herbst machte Claas einen etwas länger dauernden Ausflug, weil er, je nach dem zu erwartenden Ernte-Ertrage, dann sowohl die Städte an der West- wie auch an der Ostküste der Reihe nach besuchte. War die Ernte gut ausgefallen, zeigte sich Claas immer freigebig, und die Kinder sahen der Heimkunft des Vaters mit Sehnsucht entgegen. Ihre Wünsche und Hoffnungen theilten sie unterdessen Margreth mit, die still lächelnd zuhörte und nur manchmal bei einem drolligen Einfalle oder bei einer Bemerkung, welche ein tiefes Gemüth errathen ließ, die kleinen Schwätzer liebkosend an sich zog.

Claas war diesmal über acht Tage ausgeblieben. Als er endlich recht erheitert zurückkam und seiner Gewohnheit nach, zuerst nach allem Nöthigen gefragt und gesehen hatte, kramte er seine Geschenke aus. Margreth empfing das für sie bestimmte zuletzt. Es bestand aus einem ansehnlichen Paquet, das vorsorglich in mehrere Lagen dicken Papieres eingewickelt war. Das eingemachte Zeug zu einem neuen Sonntagsrocke, das beim Eröffnen zum Vorschein kam, gefiel dem stillen Mädchen gar wohl, und treuherzig reichte sie dem Baas ihre Hand dankend über den Tisch.

„Ist schon gut, Margreth," sprach Claas, „'s sollte Seide sein, wenn Du gewollt hättest, wie ich dachte."

Margreth schwieg und beugte, um eine emporquellende Thräne zu verbergen, sich tiefer auf das erhaltene Geschenk. Die Kinder hatten sich inzwischen der niedergeglittenen Papiere bemächtigt, auf deren einem sich die roh gezeichnete Figur eines stolzen Seeschiffes befand. Der aufqualmende Rauch zwischen den Masten und ein paar wunderlich gestaltete kleinere Schiffe, mit vielen Ruderern bemannt, zeigten an, daß hier eine Seeschlacht dargestellt werden sollte. Die Kinder zeigten einander jubelnd diese Bilder und fanden sie überaus herrlich. Bald aber geriethen sie über ein paar darauf befindliche Figuren in Streit und wandten sich an Margreth, damit sie entscheide, wer im Rechte sei. Der Vater hatte das Zimmer bereits wieder verlassen, um im Hause nachzusehen, ob auch Alles in gewohnter Ordnung sich vorfinde.

Margreth war den Kindern ihres Gebieters an wirklicher Bildung nur wenig überlegen. Ihre Kenntnisse endigten in der Kunst, Gedrucktes mit einiger Anstrengung lesen zu können. Die Frage der Kinder ward aber schnell von ihr entschieden, indem sie Beiden Recht gab, womit die Kinder auch zufrieden waren. Während sie aber dies Urtheil fällte, haftete ihr Auge doch länger auf dem Bilde und verirrte sich endlich auch zu der Beschreibung, die in großer Schrift unter dem Bilde stand. Das Bild stellte, wie die Ueberschrift sagte, den unsterblichen Sieg dar, welchen der berühmte holländische Schiffscommandeur Ipsen über den berüchtigten Seeräuber Morgan erkämpft hatte.

Weiter las Margreth nicht. Bei dem Namen Ipsen ging ein Zittern durch ihren Körper, daß beinahe das bedruckte Papier ihren Händen entfallen wäre. Die Kinder riefen laut nach dem Vater, das Mädchen sprang hinaus, um Wasser zu holen und die Zitternde damit zu besprengen; denn sie glaubten die mütterliche Pflegerin von schwerer Krankheit befallen.

Margreth war aber eine starke, friesische Natur. Sie konnte erschüttert, nicht so leicht niedergeworfen werden. Ehe Claas noch zurückkam, war sie schon wieder gefaßt und vollkommen Herr ihrer Gefühle. Claas blickte sie besorgt an.

„Du bist blaß, Margreth, Du hast Dich erschrocken," sprach er.

„Ja, Baas, und noch dazu über ein Stück Papier! Gelt, ich bin recht schwachherzig! Wo ist das her?"

Sie reichte ihm den ziemlich großen Bogen Papier, der, zusammengefaltet, eines jener vielen fliegenden Blätter darstellte, welche damals in den meisten Gauen deutscher Zunge noch die Stelle der Zeitungen versahen und von besonders wichtigen und wissenswerthen Ereignissen dem Volke Kunde brachten.

„In Heide nahm ich's mit aus der Herberge," sprach Claas, „angesehen hab' ich's nicht. — Da lest! Was steht da?"

Der Hofbesitzer blickte mit ernster Miene auf die krausen Züge der gedruckten Schrift. Auch er war kein Gelehrter, und es dauerte ein paar Minuten, ehe er die ganze, in verschnörkeltes Deutsch eingekleidete Ueberschrift der Abenteuer oder Heldenthaten, die erzählt wurden, durchgelesen hatte. Fragend sah er darauf Margreth an.

„Wenn Er es wäre!" sagte diese unter heftigem Herzklopfen.

„Ipsen!" sprach Claas. Dann fügte er kopfschüttelnd hinzu: „Ist unmöglich, ganz unmöglich! Es leben der Ipsen noch mehr in der Welt."

Margreth wurde das Athmen schwer, das erregte Blut röthete ihr Gesicht, sie legte die Hände gefaltet über das zitternde Busentuch.

„O, hätte ich Gewißheit!" stieß sie heraus, während Thränen auf's Neue ihre Augen trübten. „Mir war's immer, als könne er nicht gestorben sein, als würde und müsse ich ihn wiedersehen!"

„Niß Ipsen ist todt, glaub' mir!" versetzte Claas finster und seine Stimme klang fast hart.

„Es weiß Niemand, wohin er sich gewendet," fuhr Margreth fort, ihren thränenden Blick so fest auf die Zeichnung heftend, als könne die grobe Gestalt des Befehlshabers, welche auf dem Quarterdeck des holländischen Kriegsschiffes so martialisch den Säbel schwang, sich leibhaftig in das Bild ihres verschollenen Bräutigams verwandeln.

Claas ward gegen seine Natur wortreich. Er erschöpfte sich in Auffindung von Gründen, welche seiner Ansicht nach Margreth überzeugen mußten, daß ihre Vermuthung sie irre führe. Das betrübte Mädchen hörte auch ruhig zu, vergoß ferner keine Thräne mehr und suchte ihr Leid durch Arbeit zu ertödten, glauben aber konnte sie doch nicht an die Versicherungen des Hofbesitzers. Das fliegende Blatt, das so Wunderbares von dem holländischen Kriegshelden Ipsen erzählte, ward für sie eine Reliquie, die sie fortwährend bei sich trug. Wenn die Kinder nicht um sie waren, oder des Nachts, wenn auf Bombüllhof Alles der Ruhe sich hingab, zog sie das grobe, zerknitterte Blatt hervor, setzte sich an das düster glimmende Heerdfeuer und betrachtete es so lange, bis die Augen ihr übergingen und die verschnörkelten Buchstaben wie lebendig durch einander liefen. In solchen Minuten und Viertelstunden durchlebte sie Alles, was ihr auf Bombüllhof begegnet war, noch einmal, und die Schmerzen, die sie dabei empfand, machten ihr dann die stillere Gegenwart, welche ihr, wenn sie nur wollte, ein zufriedenes Leben sicherte, zur peinvollsten Hölle.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Grünstadt, 22. Aug. Gestern Abend um 6 Uhr wurden wir durch einen Feuerlärm aufgeschreckt. Schon die ersten Schläge der Sturmglocke führten uns zu einem Feuermeer, hoch sich thürmend in drei beisammen gelegenen, reich beladenen Scheuern, welche vor wenigen Stunden erst die letzten Garben einer reichlich gesegneten Ernte unter Dach genommen hatten. Nach 9 Uhr konnte man endlich die Feuermassen bewältigen. Die Scheuern mit 800 Haufen Frucht, verschiedene Oekonomiegebäude und 3 Wohnhäuser sind niedergebrannt. Die Gebäulichkeiten der Porzellanfabrik, in deren unmittelbarer Nähe die Brandstätte ist, blieben verschont; auch ein Theil des Hauptgebäudes der angrenzenden Brauerei ist gerettet — aber ein hiesiger Handwerker, ein sehr braver Mann und Vater dreier unmündigen Kinder, hat dort leider in den Flammen seinen Tod gefunden. Heute Nacht 2 Uhr wurden wir durch wiederholte Nothsignale geweckt, doch das Feuer blieb auf sein Gebiet beschränkt. (Pf.Z.)

Der angekündigte Komet erscheint nunmehr mit eingebrochener Nacht auch dem bloßen Auge deutlich sichtbar. Er ist äußerst leicht zu entdecken, denn er bildet mit den beiden

Hinterrädern des kleinen Wagens (kleiner Bär) ein kleinschenkliches Dreieck. Er wird mit Ende des Monats bedeutende Lichtstärke erhalten.

München, 20. Aug. In Starnberg wurde gestern Nachmittags während des starken Gewitters der von Weilheim kommende Post-Omnibus umgeworfen und die Passagiere desselben mehr oder weniger, keiner jedoch gefährlich, verletzt.

München. Ein seltenes Beispiel schwesterlicher Liebe beschäftigt die näherstehenden Kreise. Eine hochadelige Dame that das Gelübde, 7 Jahre in der Gruftkapelle über dem Sarge ihres verstorbenen Bruders zu weilen, ohne die Schwelle des Eingangs zu überschreiten.

Hamburg, 19. Aug. Gestern Abend wurde ein hiesiger Einwohner, Namens Schwarzschild, wegen Verbreitung von falschen russischen Banknoten, welche an der Spielbank von anderen Personen ausgegeben worden waren, verhaftet. Bei einer sogleich stattgehabten Haussuchung fand man noch viele solcher falscher Banknoten von den verschiedensten Beträgen vor. Da Schwarzschild einen Bruder in Rußland wohnen hat, so vermuthet man, daß sich dort die Fabrik dieser Noten befindet.

In einer Schreinerwerkstätte in **Offenbach** machte sich ein Schreinergeselle den Spaß, die Tabakspfeife des Nebengesellen theilweise mit Pulver anzufüllen. Der nichts Arges ahnende Eigenthümer der Pfeife zündete auf der Straße sein „Klöbchen" an, das bald darauf explodirte und dem armen Raucher nicht nur das Gesicht und die Haare, sondern auch die beiden Augen so stark verletzte, daß leider eine völlige Erblindung in Aussicht steht. Um den Thäter zu ermitteln, wurden sämmtliche Gesellen der Werkstätte gefänglich eingezogen.

Eine schweizerische Inschrift. Unter den zur Verherrlichung des eidgenössischen Offizierfestes in Bern bestimmten Inschriften ist folgende in ihrer schmucklosen Rusticität für die schweizerische Stimmung in Annexionssachen bezeichnend:

„Kommt der Vizio,
Bekommt er Wizio!"

Die sechs stärksten Stürme, welche die Geschichte verzeichnet, wütheten sämmtlich im November. 1) Am 26. Nov. 1282, welcher Sturm den See Flivo mit dem Meere vereinigte und Zuidersee bildete. 2) Am 19. Nov. 1421, welcher 72 Dörfer und über 100,000 Menschen verschlang. 3) Am 5. Nov. 1430, welcher Holland's Deiche zerstörte. 4) Am 22. Nov. 1686, welcher wiederholt die Deiche ruinirte, 25 Dörfer und mehr als 10,000 Menschen begrub. 5) Am 11. Nov. 1775, welcher in den Niederlanden großen Schaden anrichtete. 6) Am 8. Nov. 1800, bekannt unter dem Namen des 18. Brumaire im Jahre XI, welcher seine Verwüstungen über den ganzen Kontinent ausbreitete.

Haselnuß-Oel. Die entschälten Haselnüsse geben durch Auspressen 60 Procent, auch noch mehr Oel, welches leicht brennt, auch gut zu Speisen gebraucht werden kann.

Getrost!

Man sagt, es sei vor Allem fruchtbar
Viel milder, lauer Maienregen,
Ihm folg' ein Sommer voller Sonne,
Ein Herbst unendlich reich an Segen.

Drum sei getrost! Wem so viel Thränen,
Wie Dir, im Lebenslenz entflossen,
Dem muß ein Sommer ohne Gleichen,
Ein Herbst der schönsten Früchte sprießen!

Alter von Krebsen und Hechten.

Ein Graf von Wingenburg im Hildesheimischen, ließ einem gefangenen jungen Krebs ein feines Blech mit der Jahreszahl umhängen und ihn wieder aussetzen, auch außerdem es anmerken. 65 Jahre darauf, als der Graf längst todt war, wurde der Krebs als ein ungeheuer großes Exemplar mit dem Bleche um dem Hals wieder gefangen. — In dem See, die Kaiserswag genannt, wurde im Jahr 1497 ein Hecht gefangen 350 Pfund schwer und 19 Schuh lang, welcher, laut einer an ihm gefundenen griechischen Schrift an einem vergüldeten Ring und Kettlein, von Kaiser Friedrich II. am 5. des Weinmonats 1230 hinein gesetzt war. Er war also 267 Jahre alt geworden, und wurde am Hofe zu Heidelberg verspeist. (Nach Paullini.)

Als Mittel gegen Bienenstiche

wird folgendes Verfahren empfohlen: Wenn man von einer Biene gestochen wird, zieht man den Stachel heraus, feuchtet die getroffene Stelle mit Speichel an und reibt sie mit fein gestoßenem Salz gut ein. Dadurch sollen alle Folgen des Stiches gehoben sein.

Raritäten-Kästlein.

Ein Bamberger Cicerone. Die Münchener „Fliegenden Blätter" bringen folgendes Zwiegespräch. Fremder: „Erlauben Sie mir, lieber Herr, können Sie uns nicht sagen, wo man hier ein gutes Glas Bier zu trinken bekommt!" Bamberger: „Dös kann ich Jhne schon sagen, meine Herren. Wanns a gutes Glas Bier trinken wollen, so gehens da die Gassen hinauf, bei der Kirchen vorbei, die nächste Gasse danach biegens links ein und gehen bis zur dritten Quergasse rechts. Die gehens hinunter; dann kommens an eine Brucken, die gehens hinüber und gleich rechts das vierte Haus, da findens a gutes Bier. Wanns aber a recht gutes Bier trinken wollen, so gehens nur gleich in das Haus da vor uns, in fünf Minuten bin ich auch schon dort!"

„So gewiß ein Unterschied zwischen Porzellan, grobem Zinn und Töpferwaaren ist, so gewiß ist es auch, daß es einen Unterschied unter den Menschen gibt", sagte unlängst eine altadelige Dame zu Paris in einer Gesellschaft. „Wir haben zwar keinen Adel mehr", fuhr sie fort, „doch aber bleiben wir das Porzellan, die Bürger das grobe Zinn und die Dienstboten die Töpferwaare." — Der Bediente hatte diesen gelehrten Discours mit angehört. — Die Dame kam nach Hause und wollte ihr Kind sehen, welches noch an der Brust war. „Ruft mir die Amme mit dem Kinde herunter", sagte sie zu dem Bedienten. Der Bediente ging bis an die Treppe und schrie aus vollem Halse: „Irdenes Milchgeschirr, bringe das kleine Stück Porzellan herunter."

Fremder: „Was? Ihr sagt, Euer Vieh hab' mehr als Menschenverstand! Wie wollt Ihr det beweisen?" — Bauer: „Ganz leicht: Sie sind doch a g'scheidter Herr, sagen's mir, z'wegen was geht der Ochs rechts, wenn man „hott" schreit und bei „tschihi" links?" — Fremder: „Ah, Unsinn! Woher soll ich det wissen?" — Bauer: „Na, sehn's — und der Ochs weiß's!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 31:
Fingerhut.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 21. Aug. Der Centner: Weizen 7 fl. 9 kr. Korn 4 fl. 39 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 3 fl. 40 kr. Spelz 4 fl. 33 kr. Hafer 3 fl. 47 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 20. Aug. Der Centner Weizen 6 fl. 42 kr. Korn 4 fl. 31 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 18 kr. Gerste 4 fl. 10 kr. Hafer 3 fl. 34 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 15 kr.

Druck und Verlag von Wittwe [illegible] in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№. 34. Sonntag, den 31. August 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Orgelklänge erfüllten mit feierlichen, langsam verhallenden Tönen die Kirche. Konstanze betete, ihr Auge hing an dem Bilde der Madonna, welches hinter dem Altar erhoben war und ihr himmlisches Gesicht herniederneigte.

„Gnadenreiche Mutter," betete Konstanze mit leiser Stimme, „versage dem irdischen Kinde, das da heimgehen will, die letzte Segensspende, den letzten Gnadenblick nicht!"

Dann erhob sich die Bittende schnell und gestärkt. An der Seite des Barons, welcher ungeduldig harrte, schritt sie aus der Kirche. Beide bestiegen den Wagen, welcher im raschen Trabe gezogen, zum Thore hinausfuhr, und bald seine Geschwindigkeit verdoppelte.

Konstanze befand sich im Wagen allein an der Seite des Barons, ohne zu wissen, welches das nächste Ziel dieser nächtlichen Reise sei.

Es wurde immer dunkler und mochte sehr nahe um Mitternacht sein. Der Baron hatte sich in dem Wagensitz zurückgelehnt. Er wendete sich nicht einmal nach seiner Reisegesellschafterin, und blieb schweigend, als ob Niemand in seiner Nähe sei. Die Stille der Nacht, das Geheimnißvolle der Fahrt und die Schweigsamkeit ihres Begleiters riefen in der Brust Konstanzens neue beängstigende Gefühle wach. Warum sprach der Baron nicht zu ihr? Waren nicht tausend Dinge, die sie befragen, die er beantworten konnte? War er nicht Derjenige, den sie Vater nennen sollte? Wie lebte die Mutter; schickte sie der Tochter weiter keine Grüße, wollte er nichts von der Vergangenheit hören, oder war die Tante bereits in seinen und in der Mutter Augen gerechtfertigt? War jeder Zwiespalt ausgeglichen, durfte sie sich alsdann nicht vertrauungsvoll dem Baron eröffnen, und ihre Freude mit ihm theilen? Je lauter das Geräusch des dahinrollenden Wagens ihr Ohr berührte, je öfter sie heimliche, scheue Blicke auf den Baron warf, je ferner dünkte sie sich der Mutter entrückt, und je schwerer fühlte sie sich von einer Ahnung, daß sie, nach dem Tode der Tante, eine neue Grausamkeit erleide, belastet. Das Unglück ihrer Eltern, der Verlust ihrer Geschwister, ihr eigenes Schicksal erfüllte sie mit unendlicher Traurigkeit und Wehmuth. Ihre Besorgniß wuchs mit jeder Sekunde.

6.

Der Falschmünzer.

„Wohin führen Sie mich!" rief Konstanze mit krampfhaft gepreßter Stimme. „O, ich bitte, reden Sie, Herr Baron, ich schwebe in Furcht und Hoffnung, entdecken Sie mir, wohin führen Sie mich?"

Der Baron, von dem plötzlichen, heftigen Ausruf erschreckt, erhob sich von seinem Sitze.

„Ich war in Gedanken," sagte er, „ganz in Gedanken und ermüdet von der Reise. Wir müssen schon eine gute Strecke zurückgelegt haben und bald am Orte sein. Sie müssen wissen, Konstanze, daß ich Sie selbst nicht nach Posen zu Ihrer Mutter führen kann. Wir befinden uns auf dem Wege nach Breslau, jedoch muß ich Sie im nächsten Orte, den wir erreichen werden, der Gräfin Hedwig v. Czacki übergeben, welche uns daselbst erwartet. In ihrer Gesellschaft werden Sie nach Posen, nach unserm Gute Lysa, reisen. Ich selbst werde mich inzwischen nach Breslau begeben, denn Sie müssen ferner wissen, daß Ihre Großmutter, die Baronin v. Wandow, gestorben ist, und daß in den nächsten Tagen die Eröffnung des Testaments stattfindet. Leider ist Ihre Mutter, die theure Gabriele, krank, sonst würde sie auch zur Testamentseröffnung kommen, und wir hätten zusammen reisen können. Jetzt müssen Sie sich schon der Gräfin anvertrauen, und dieß ist, in der Kürze gesagt, Ihr Reiseplan, mein Kind, wonach Sie sich keine unnützen Befürchtungen weiter zu machen haben."

Mit diesen Worten nahm der Baron wieder seine vorige, theilnahmslose Haltung an. Konstanze versank gleichsam in Schweigen, sie fühlte sich erleichtert, da sie hörte, daß die Fortsetzung der Reise in anderer Gesellschaft erfolgen würde.

Der Wagen hielt in diesem Augenblicke in dem Städtchen M . . . . vor dem Gasthofe. Der Baron beugte sich zum Wagenfenster hinaus und blickte umher.

„Dieß ist der Ort der Zusammenkunft mit der Gräfin," sagte er, „ich sehe ihren Wagen jedoch nicht, sie wird noch nicht angekommen sein. Wir wollen aussteigen und im Zimmer warten, es wird nicht lange währen."

Beide stiegen aus, gingen in den Gasthof und betraten das Zimmer, das durch einen kleinen Kronenleuchter erhellt war. Hier nahm Konstanze schweigend einen Sessel ein, stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand, und hörte nicht auf die Frage des Barons, welcher ihr einige Erfrischungen anbot.

An der entgegengesetzten Seite des Zimmers neben dem Ofen befand sich ein dritter Gast vor einem Tischchen, auf welchem eine Flasche Wein neben einem brennenden Wachslichte stand. Der Unbekannte blätterte eifrig in seiner Schreibtafel, rauchte eine Cigarre, ohne von den Neuangekommenen Notiz zu nehmen.

Der Baron hatte einige Schritte durch das Zimmer gemacht, sich umblickend gewahrte er den Fremden, der bald seine Theilnahme zu erwecken schien. Er kehrte wiederholt in dessen Nähe zurück, als ob er sich einer gewissen Bekanntschaft seiner Person versichern wollte.

Das Geräusch eines Wagens, welcher zu derselben Zeit vor dem Hause hielt, lenkte seine Aufmerksamkeit von dem Fremden wieder ab. Er näherte sich rasch Konstanze.

„Die Gräfin wird gekommen sein," sagte er halblaut, „ersparen wir der Dame die Unbequemlichkeit des Aussteigens. Da mein Wagen ebenfalls noch vor der Thür hält, wird sie unsere Anwesenheit schon vermuthet haben."

Konstanze erhob sich und Beide schritten wieder hinaus.

Der Wagenschlag vor der Equipage der angekommenen Gräfin stand bereits geöffnet; sie beugte sich hervor, als sie den Baron und Konstanze aus dem Hause treten sah.

„Willkommen, mein Lieber," rief die Gräfin lebhaft aus dem Wagen, „ich sehe, da sind wir ja schon mit der jungen Dame vereinigt."

„Sie ist es," gab der Baron zur Antwort, indem er mit Konstanze auf die Reiseequipage zuschritt. Mit kurzen Worten stellte er dann die Gräfin Hedwig von Czacki und Fräulein Konstanze Valentin einander vor. Konstanze zitterte, ihr Herz klopfte heftig.

„Nun, mein Fräulein," sagte die Gräfin mit Lächeln, als sie sah, daß Konstanze sich nicht anschickte, einzusteigen,

„fürchten Sie sich mit einer Dame allein zu reisen, weil es Nacht und Nebel ist? Ist Ihnen der Zweck und das Ziel unserer Reise unerwünscht? Das sind Klostersitten, welche Sie schnell ablegen müssen."

„Die Gräfin wartet," sagte der Baron ungeduldig zu der Zögernden. „Reisen Sie glücklich!"

Mechanisch gab Konstanze dem Bedienten, der am Wagentritte stand, den Arm und ließ sich hineingeleiten. Der Schlag flog zu. Noch einmal neigte sich die Gräfin heraus, nickte und rief: „Auf baldiges Wiedersehen!" Der Baron verbeugte sich, dann rollte die Equipage fort und der Baron kehrte wieder in das Zimmer zurück.

Hier fand der Baron den Fremden, welchen er bei seiner Rückkehr in das Gastzimmer besonders zu suchen schien, wieder in derselben Weise wie vorher beschäftigt, die Notizen seiner Schreibtafel zu ordnen. Der Baron ließ sich auf einen Stuhl ihm gegenüber nieder und beobachtete ihn mit noch schärferer Aufmerksamkeit. Der Unbekannte, in die Tracht der polnischen Juden gekleidet, mit seinem langen blauseidenen Talar, mit dem kleinen, breitkrämpigen Hut, das Gesicht mit einem großen Barte fast bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, ließ auf den ersten Blick nur den reisenden, polnischen Israeliten erkennen. Er schien endlich zu bemerken, daß er fortwährend beobachtet werde, und als ob er sich der unwillkommenen Aufmerksamkeit entziehen wolle, beugte sich der Mann über sein Notizbuch so tief herab, daß von seinem Gesicht unter dem Hute nichts mehr zu sehen war.

Der Baron, seiner Sache gewiß, erhob sich vom Platze. „Es ist Wesley und kein Anderer," sagte er überzeugt zu sich selbst. Dann öffnete er sein Etui, nahm eine Cigarre heraus, näherte sich dem Tische des fremden Gastes, um sie bei seinem Wachslichte anzuzünden, oder vielmehr um sich Gelegenheit zu machen, die Identität der Person in genauer Nähe festzustellen.

Hatte der Fremde vorher schon beim Eintritte des Barons denselben erkannt und war das Lesen in seinem Notizbuche nur ein kleines Manöver gewesen, um nicht beargwöhnt zu werden; plötzlich, als er bemerkte, daß der Baron nunmehr ohne Hinderniß seine Bekanntschaft suchte, steckte er rasch sein Büchlein ein, und blickte den vor ihm Stehenden gerade in das Gesicht.

In dieser Weise sahen sich Beide fragend an.

„Sie sind es, Wesley, wie kommen Sie hierher?" sagte der Baron mit dem gereizten Tone des Vorwurfs.

„Richtig, ich bin es," erwiderte der Angeredete mit einem Lächeln, worin sich weder Zwang noch Verlegenheit kund gab. „Herr Baron, Sie haben wahrhaftig ein paar wundervolle Augen. Ich, der Exkontroleur, habe auch nicht gedacht, hier mit Ihnen zusammenzukommen, und noch weniger habe ich vermuthet, daß mein Judenbart und meine Perücke, womit ich, wie Sie sehen, maskirt bin, nicht hinlänglich Sorge tragen, den Mantel der Tugend über den steckbrieflich verfolgten Beamten zu werfen. Ich sehe, Sie sind verdrießlich, mich hier zu finden," fuhr er fort, als der Baron ihn länger unwillig betrachtete; „ich weiß, daß dieß auch wider in Abrede ist, indessen bin ich gern bereit, Ihnen sogleich die schuldige Erklärung zu geben. Nur ziehe ich in diesem Falle vor, auf mein Zimmer mit Ihnen zu gehen, denn ich bin Geschäfte halber hier seit einigen Tagen logirt. Ist Ihnen daher gefällig, Herr Baron?"

„Ich sehe wohl, daß es nöthig ist," antwortete der Baron in übler Laune; „die Zeit ist mir jedoch gemessen."

„Ein paar Worte plaudern, das ist Alles," gab Wesley zur Antwort, ergriff die noch halb gefüllte Flasche von seinem Tischchen, nahm die Wachskerze und schritt dem Baron nach seinem Zimmer voran. Sie erreichten dasselbe, ohne ein Wort inzwischen zu wechseln, und Wesley schloß die Thür ab.

(Fortsetzung folgt.)

Toast,

ausgebracht von H. Gilardone bei dem am 24. August 1862 in der Sänger-Festhalle zu Speyer stattgehabten Bankett.

Ich übe eine schöne Pflicht
Und ihr verargt mir's sicher nicht,
Wenn ich in diesem Bretterhaus
Nun einen Trinkspruch bringe aus.
Für Alle hab' ich ihn erdacht,
Die sich um's Fest verdient gemacht.

Vor Allem ist es Doctor Faißt,
Dem mein Toast die Ehr' erweist,
Daß er ihn als den ersten Held
Des Tages an die Spitze stellt;
Der Mann, der für Musik und Sang
Schon viel gewirkt aus Herzensdrang,
Der längst schon einen hohen Ruf
Nicht nur im Schwabenland sich schuf,
Der auch in unserm Pfälzerland
Mit hoher Achtung wird genannt;
Der uns in uns're Laut'rer Schlacht
Geführet und uns zur Ehr' gebracht
Und dem auch heut' der Ruhm gebührt,
Daß er zum Siege uns geführt.

Zum Bundes-Ausschuß komm' ich jetzt,
Der, viel geplagt und viel 'gehetzt,
Doch unverdrossen und mit Tact
Die Sache richtig angepackt
Und äußerst würdig durchgeführet,
Wofür ihm alles Lob gebührt.

Der Dirigenten muß ich nun
In meinem Spruch Erwähnung thun,
Die wahrlich keine Müh' gescheut
Und uns die Chöre eingebläut;
Die uns'rer Sache viel genützt
Und viele Hemden naß geschwitzt.

Des Comite's sei auch gedacht,
Das die Quartiere ausgemacht
Und darob manche liebe Nacht
Im Bette schlaflos zugebracht;
Das für das Fest so oft getagt
Und sich die Köpfe abgeplagt,
Bis Alles richtig arrangirt
Und glänzend war zu End geführt.

Erwähnen muß ich Jene nun,
Die heut' auf Lorbeerkränzen ruh'n;
Die diese Halle schön geschmückt,
Daß jedes Auge staunt entzückt.

Nun kommen die Bewohner d'ran
Von Speyer, die so viel gethan,
Die Müh' und Opfer nicht gescheut
Und freundlich standen uns zur Seit';
Die uns're Stadt schön decorirt
Und liebevoll euch einquartiert.

Auch uns'rer lieben Damenwelt,
Die freudig zu den Sängern hält,
Die uns die Fahnen stickt und weiht
Und gern uns ihre Kräfte leiht;
Speziell noch jener Damenschaar
Von Speyer, die so freundlich war
Und für die Hall' mit zarter Hand
So manches schöne Kränzchen wand,
Sei heute liebevoll gedacht,
Und uns're Huldigung gebracht.

Noch Sänger, bin ich nicht zu End'
Nun kommt ein Mann, den ihr wohl kennt,
Den es mit Macht zu Sängern zieht,
Deß Herz für alles Schöne glüht;
Ein Mann, geachtet und geehrt,
Der gern im frohen Kreis verkehrt,
Der uns'rer Halle Plan erdacht
Und so sich sehr verdient gemacht,
Und der sich Herr v. Günther nennt,
Der Liedertafel Präsident.

Zum Schluß kommt ein Professor jetzt,
Nicht schlank zwar, aber untersetzt,
Der, wie Demosthenes, beredt,

Wohl Keinem aus dem Wege geht;
Ein Mann, in Rede klar und keck,
Mit einer Zung' am rechten Fleck,
Der trefflich überlegt und spricht,
Wenn er auch manchmal haut und sticht;
Ein Mann, der fest wie Felsen steht,
Und sich nicht nach dem Winde dreht,
Der Liedertafel Opponent,
Die ihn mit Recht den Löwen nennt;
Der Mann, der uns die Freud' gemacht,
Daß er zu Stande es gebracht,
Daß das Bankett die Gnade hat
Und in der Halle findet statt.

All' denen, deren ich gedacht,
Sei uns're Huldigung gebracht;
Ein donnernd' Hoch bringt ihnen aus,
Sie leben hoch sammt ihrem Haus! (Ep. A.)

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Die Seherin im Gotteskargsee.

Das einförmige Leben in der Wiedingharde wäre für jeden nicht daran Gewöhnten unerträglich gewesen, die Eingebornen jedoch merkten von diesem ermüdenden Einerlei, das nur der Wechsel der Jahreszeiten unterbrach, nichts. Auch Margreth hatte bisher selten eine Regung des Mißbehagens gefühlt. Erst jetzt, wo sie gern Näheres zu erfahren wünschte über den unbekannten Seehelden, der so merkwürdige Thaten an den Küsten eines fremden Welttheiles vollbrachte, ward ihr diese Abgeschlossenheit unbequem. Holland war weit, und wenn auch friesische Schiffer in lebhaftem Verkehr mit holländischen Küstenstädten standen, so fand doch sie selbst leider keine Gelegenheit, mit solchen Seefahrern in Berührung zu kommen. Claas hätte ihr freilich behilflich sein können, Erkundigungen einzuziehen, allein der egoistische, nur auf sein Bestes bedachte Hofbesitzer wollte dies augenscheinlich nicht, und diese Entdeckung, mochte sie nun auf Wahrheit beruhen oder nur in einem eingebildeten Mißtrauen Margreth's begründet sein, machte die bis dahin so treue Magd unfreundlich und verleidete ihr sogar häufig das Leben auf dem Hofe.

Margreth grübelte von jetzt an nach, was ihr wohl zu thun obliege. Sie wollte erfahren, wer der berühmte Mann sei, der sich Ipsen nannte und eine angesehene Stelle in der Marine der viel vermögenden Generalstaaten bekleidete. Da ihr Niemand direkt Auskunft und Antwort auf solche Fragen geben konnte, griff sie zu dem noch heutigen Tages beliebten Mittel, das sich allen Halbgebildeten immer von Neuem als Rettung darbietet. Sie beschloß, das Schicksal zu fragen. Dies Schicksal war eine damals bekannte Persönlichkeit im Nordfriesland, deren Jahre Niemand gezählt hatte und die gerade deshalb Jedermanns Vertrauen besaß.

Im Osten der Wiedingharde liegt ein großer See, der größte von allen Seen im westlichen Schleswig. Bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stand dieser See noch mit dem Meere in Verbindung. Später benutzte man die von der Ebbe- und Fluthbewegung entstandenen Anschlickungen neuen Landes zur Anlegung von Kargen, die einen Hauptbestandtheil des großen Reichthums beider Herzogthümer ausmachen.

Seit der Absperrung dieses vielbuchtigen Landsees vom Meere nannte man ihn den Gotteskargsee, welchen Namen er auch heutigen Tages noch führt. Eine Menge kleiner Inseln oder Hallige erhoben sich in ihm damals, wie jetzt. Hier siedelten sich auf hohen Warften die Besitzer des Karges an, bauten sich Häuser und lebten in abgeschiedener Stille ihrer Beschäftigung, die größtentheils aus Viehzucht und Heugewinnung, mitunter auch aus lebhaft betriebenem Fischfang bestand. Denn sowohl der Gotteskargsee selbst wie seine Zuflüsse oder Siehle waren von jeher überreich an Fischen aller Art, vor Allem aber rühmte man die Güte und Schmackhaftigkeit seiner Aale. So wurden die Insel- und Halligbewohner im Gotteskargsee reiche Leute, die von vielen um ihrer Besitzthümer beneidet wurden. Weil sie aber so abgeschieden von der übrigen Welt lebten und zu leben von der Natur selbst gezwungen waren, bildeten sich bei den Gotteskargleuten auch eigenthümliche Sitten aus. Die Nebel, welche oft tagelang über dem See lagen und die Häuser der Hallige den Blicken aller Landbewohner entzogen, machten sie ernst und schweigsam; diejenigen aber, welche sich ausschließlich vom Fischfange nährten und von den Bewegungen der häufig aufbrodelnden Gewässer wie durch das merkwürdige Steigen und Fallen des Bodens, welches den Gotteskargsee charakterisirt, oft in große Bedrängniß gebracht wurden, galten bei Manchen für Seher. Man hielt die Gotteskargleute für Menschen, die, wenn sie es wollten, in die Zukunft blicken und demjenigen, der Begehr darnach habe, sein Schicksal voraussagen könnten.

Margreth hatte in frühern Jahren wiederholt diese Eigenschaft rühmen hören, ohne weiter darauf zu achten. Jetzt dachte sie wieder daran, und die Prophetengestalt der uralten Magdala Beens, die sie nie gesehen, wohl aber aus Beschreibungen kannte, stand vor ihrem geistigen Auge.

Claas erfuhr nichts von dem Vorhaben seiner treuen Haushälterin. Ganz in der Stille wußte sich Margreth genaue Kenntniß von der Lage des Hauses der berühmten Alten zu verschaffen, und damit womöglich Jedermann ihr Besuch bei derselben verborgen bleibe, wählte sie dazu eine Mondnacht, deren Helligkeit durch niedrig ziehendes Nebelgewölk gedämpft ward.

Um völlig sicher zu gehen, löste sie den alt gewordenen Hund von der Kette, damit er sie begleite. Das treue Thier leckte dem Mädchen dankend die Hände und umsprang sie, da Margreth ihm drohte, ohne seine Freude durch lautes Bellen kund zu geben. Bald lag der Hof mit den rauschenden Kronen seiner schief gebogenen Linden mit den verkrüppelten Fliederbüschen hinter ihr, sie erklomm den Binnendeich, welcher gegen Osten die Besitzung ihres Herrn begrenzte, und schritt nun, immer von dem Hunde begleitet, zwischen säuselnden Rohrstauden, welche in Menge die Gräben füllten, dem nicht fernen Gotteskargsee zu.

Furcht kannte die starke Friesin nicht, dennoch klopfte ihr Herz so laut und heftig, daß sie wiederholt rasten und Athem schöpfen mußte. Zum Glück begegnete ihr Niemand auf dem einsamen Wege. Ein paarmal nur fuhr sie erschrocken zusammen vor dem schwirrenden Geräusch aufsteigender Sumpfvögel, die der herumschnüffelnde Hund in ihrer Ruhe störte. Außer dem eintönigen Rufe des Kiebitzes, den lang gezogenen Klagelauten einiger Möven und dem Geplätscher verschiedener Wasserthiere im Schilf herrschte rundum die tiefste Ruhe. Das Bild des Mondes zeigte sich ab und zu hinter vorüberrollenden Nebelmassen, ganz zu durchbrechen aber vermochte er die schweren vom Meere hereinziehenden Dünste nicht.

Jetzt schlug der voranspringende Hund an, lief dann wieder zurück und kehrte nochmals um, in lautes Geheul ausbrechend. Margreth lockte ihn an sich mit beruhigenden Worten. Zwei Minuten später befand sie sich am schrägen Uferhang des See's, über dessen breite Wasserfläche hier dicht geballte, dort von schwachem Lichtdämmer erhellte Nebel brodelten. Unter ihr, hart am Ufer rauschte das Schilf, weniger vom Luftzuge, als von dem gleichmäßigen Schwall langer Wellen in nie rastende Bewegung gesetzt. Bisweilen rollten die Nebel in breiten Massen über den See, und in solchen Momenten war nirgend ein Gegenstand in klaren Umrissen zu erkennen; dann wieder spaltete sich die Dunstwege, hob sich links und rechts zu hügeliger Anschwellung und Margreth bemerkte in falbem Dämmerschein hüben und drüben die steilen Schilfdächer der Bauernwohnungen auf den hohen Warften.

Den zitternden Hund streichelnd, der sich furchtsam an seine Herrin schmiegte, klatschte Margreth jetzt in die Hände, so laut sie es vermochte, und ahmte zugleich den Ruf eines Uhus nach. Dreimal in kurzen Pausen wiederholte sie diese Zeichen. Es währte nun einige Zeit, dann vernahm sie Ruderschläge im Wasser. Bald darauf beugte sich das Schilf

in der schmalen Einbuchtung, wo sie stand, tiefer, und ein Nachen, ein sogenanntes Binnendeichsboot, lang, schmal und von geübter Hand leicht zu regieren, schoß gerade auf den Landungsplatz zu. Als der Bootführer anlangte, stieg Margreth unverweilt ein, sagte dem Führer, wo er sie hinbringen solle, und setzte sich auf das unbeschützte schmale Brett des Fahrzeuges, ihr Gesicht in beide Hände bergend. Ihr zu Füßen legte sich der noch immer zitternde Hund.

Inzwischen stieß der wortkarge Fährmann vom Lande. Mast und Segel führte das Binnendeichsboot nicht, was bei der ruhigen Luft auch von keinem Nutzen gewesen sein würde. Statt eines Ruders handhabte der Schiffer eine lange Stange mit außerordentlicher Geschicklichkeit, einen „Kluthstock," wie der Gotteskargmann dieselben nennt, und getrieben von dieser Stange, schaukelte der schmale Nachen alsbald auf freiem Wasser, dessen hüpfende und rollende Wellen von der Bewegung desselben matt glitzerten.

Margreth bemerkte, daß sie wiederholt an hoch ragenden Wohnungen nahe vorüberkomme. Auch wenn sie diese Halligen nicht gewahrt hätte, würde das Geblöck der Schaafe auf denselben oder ein Lichtstrahl, der aus dem Nebel hervor seinen zitternden Widerschein auf den Seespiegel warf, ihr die Nähe menschlicher Wohnungen verrathen haben.

Diese schweigsame Fahrt, während welcher Margreth kein Zeichen des Lebens von sich gab, dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Dann bewegte das Boot sich langsamer, das Wasser ward ganz still, aus dem fluthenden Nebelgewölk trat der niedere Bord einer Hallig mit hoher Warft und einsam darauf gelegener Schilfdachwohnung hervor. Das Binnenlandsboot schaukelte leicht an das flache Land.

„Beens-Hallig, wenns beliebt," sagte der Führer desselben, den Kluthstock landabwärts kehrend, um das Fahrzeug fester an's Ufer zu drängen. Es war das erste Wort, das der Mann sprach.

Margreth stand auf, reichte dem Schiffer das Fährgeld und trat mit den Worten: „In einer guten halben Stunde komme ich zurück," an's Land.

Der Fährmann nahm das Geld und nickte zum Zeichen, daß er die Sprechende verstanden habe.

Der Hund war schon an's Land gesprungen, schnüffelte am Boden, lief voran und ließ alsbald seine Stimme auf halbem Wege zum Warfthügel erschallen. Margreth's Zuruf beschwichtigte den Ungeduldigen, der ihr nunmehr dicht zur Seite blieb und erst, als er die Nähe einer fremden Wohnung witterte, in ängstliches Gewinsel ausbrach. —

(Fortsetzung folgt.)

* Ich komme wieder heim.

Mir ist gar seltsam oft zu Muth
Weiß nicht wie mir geschieht,
Wenn die Natur im Schlummer ruht,
Das Abendroth verglüht,
Dann schleicht sich oft ein stiller Gram
Mir in mein junges Herz;
Die Freude schwindet, wie sie kam,
Nichts bleibt zurück denn Schmerz.

Und gleich fällt mir das Kinderspiel
Der lieben Heimath ein,
In's Auge stiehlt sich ernst und still
Ein Thränchen sacht hinein.

Und sehnend wünsch' ich mich zurück,
Und denk' mit trübem Sinn
An Heimath- und an Elternglück,
Das Alles nun dahin.

Ich bin so gar verlassen hier,
Mich Niemand lieb gewinnt,
Kein Auge lächelt freundlich mir,
Liebt Jeder nur sein Kind.

Ganz trostlos bin ich dennoch nicht,
Noch grünt ein Hoffnungskeim;
Wann einst mein krankes Herz mir bricht,
Dann komm' ich wieder heim.

F.

Verschiedenes.

Vom Münchener Stadtgericht (Polizei) wurde diese Tage eine Milchverkäuferin wegen Milchfälschung zu 6 Tagen Arrest und 1 fl. Geldstrafe verurtheilt.

Die Passauer Liedertafel, welche jüngst mehrere Tage in Linz zubrachte und dort mit den österreichischen biederen Nachbaren ein wahres Verbrüderungsfest feierte, hat vom Linzer „Frohsinn" ein Band im Werthe von 200 fl. zum Geschenk erhalten. Der Linzer Schweinmetzger Zigelsberg überreichte den Passauern eine Riesenwurst, welche am 18. ds. von 70 Mann kaum aufgezehrt werden konnte. Auswärtige Telegramme riefen den Fröhlichen zu diesem Riesenmahl „gesegnete Mahlzeit" zu.

Wie die Sternzeitung berichtet, wurde am 20. August kurz vor dem Schluß der dreitägigen Feld- und Vorpostendienst-Uebungen der 3. preuß. Division bei Penenm der Major v. Horn vom 1. Pommerschen Grenadier-Regiment Nr. 2 durch einen Schuß schwer verwundet. Das Geschoß, welches von der feindlichen Seite herüberkam, drang dem Major in den Unterleib und zersplitterte bei dem Verlassen desselben den Kreuzknochen. Bei den gegenüberstehenden Truppen wurden sofort die genauesten Recherchen vorgenommen. Ob die Wunde durch einen Stein oder durch eine Kugel verursacht wurde, konnten die Aerzte bisher mit Bestimmtheit nicht aussprechen.

Paris, 30. Aug. An der Börse wurde heute Nachmittag folgende Depesche angeschlagen: „Garibaldi ist verwundet und er und seine Truppe sind zu Gefangenen gemacht." (Pf. Z.)

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 27. Aug. Der Centner Weizen 6 fl. 44 kr. Korn 4 fl. 47 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 28 kr. Gerste 3 fl. — kr. Hafer 3 fl. 28 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. 12 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 35. Sonntag, den 7. September 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich bin hier, Herr Baron, wo ich freilich nicht sein sollte,“ begann Wesley in derselben unbefangenen Redeweise als vorher. „Wegen der fatalen Kassengeschichte in Sch..., wobei unser ehrlicher Bürgermeister den größten Schaden nahm, mußte ich meinen Posten verlassen, und Sie, Herr Baron, und andere gute Freunde, denen an meinem Verschwinden so viel als mir selbst gelegen war, streckten mir die Mittel vor, damit ich nach Amerika entkäme. Warum? Weil ich, wie schon so Mancher, in der alten Welt überflüssig geworden, weil man sich überhaupt mit dem Kontroleur in der bewußten Angelegenheit abgefunden hatte.“

„Und dennoch gingen Sie nicht nach Amerika, obgleich Sie Geld und Pässe von uns dazu empfangen hatten. Man hat Sie auf diese Weise nicht allein der Haftnahme entziehen wollen, sondern wir haben Ihnen hinlängliche Unterstützungen zu Ihrem Fortkommen in Amerika versprochen. Ich weiß nicht, was Sie bewegen konnte, hier zu bleiben, sich und Andere der Entdeckung auszusetzen.“

„Wir brauchen unter uns,“ sagte Wesley ziemlich vertraulich, „kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Vaterlandsliebe fesselte mich keineswegs, aber ich traute auch den großen Versprechungen Seitens meiner guten Freunde bis über den großen Ozean nicht; ich setzte ganz bestimmt voraus, daß diese schließlich keinen Anstoß nehmen würden, ob ich in New-York oder St. Louis oder Gott weiß wo, Steine oder Schutt karren möchte. Diese elende Auswanderung gefiel mir daher um so weniger, als ich hier durch gute Gelegenheit bessere Geschäfte machen konnte. Darum bin ich geblieben. Haben Sie doch keine unnütze Furcht, Herr Baron. Die Erhaltung Ihres guten Namens wird stets eine Ehrensache für mich bleiben.“

„Gleichviel, Wesley,“ sagte der Baron, indem er den aufwallenden Verdruß bekämpfte, den die Gleichstellung des Exbeamten und der ungezwungene Ton desselben in ihm erweckte. Obgleich er Wesley einen boshaften Blick zuwarf, stimmte er seine Redeweise zu derselben Vertraulichkeit herab. „Sie haben wider unser Abkommen gehandelt,“ fuhr er fort, „ich frage wie wird es, wenn man Sie erwischt? Sie nehmen die Sache zu leicht. Reisen Sie lieber heute als morgen ab, ich werde Sorge tragen, daß es Ihnen nicht an Geld fehlen soll.“

„Ich kann nicht, Sie mögen vorschlagen, was Sie wollen, liebster Baron. Ich müßte nur ein wenig weit ausholen, wenn ich Ihnen die Gründe sogleich deutlich machen wollte, und man weiß nicht, ob Sie sich in meine Familienangelegenheiten mischen wollen, denn Ihre edle Geburt, es könnte am Ende zu viel gesagt sein —“

„Elender!“ flüsterte der Baron und biß die Zähne zusammen, da auf des Exbeamten Gesicht ein niedriger Spott zu lesen war. „Lassen Sie Alles hören, was nöthig ist,“ äußerte er dann laut, „ich bin ganz Ohr.“

„Desto besser, Herr Baron, denn für Leute, wie wir, kann Alles nützlich werden. Ich sprach von Geschäften, welche mich heute noch an die Provinz fesseln. Ich baue auf Ihre Verschwiegenheit, eine Hand wäscht ja die andere, und ich kann Ihnen die Dinge nicht verhehlen, damit Sie nicht glauben mögen, ich sei ein undankbarer Mensch. Vor dem Gesetze sind wir Alle gleich, und Sie, Herr Baron, und unsere anderen Collegen, welche uns halfen, die Kasse in Sch... zu plündern, falsche Anweisungen zu schmieden und das Unheil auf den alten Herzfort zu schleudern, von Allen ist nicht Einer besser als der Andere. Als die Stunde der Kassenrevision geschlagen hatte und ich Sch... schleunigst verließ, ging ich nach Hamburg. Mein Stern oder Unstern führte mich in eine Taverne. Ich lernte daselbst zwei Menschen kennen, welche gleichfalls nach Amerika wollten. Es waren Landsleute, sie kamen, wie ich, aus Schlesien. Sie gehörten zu der Falschmünzerbande, welcher man lange schon auf der Spur ist. Sie erzählten mir, daß sie ihre Fabrik in Sch... hätten, aber dort nicht mehr sicher wären, und lieber das freie Amerika, als die Festung zu besuchen wünschten. Wir fingen an Karten zu spielen und zu trinken, und das dauerte zwei Tage und eben so viel Nächte hindurch. Als wir aufgehört hatten, war uns die Lust zum Auswandern gänzlich vergangen. Wir kehren als die besten Freunde und voll Vertrauen auf unser Glück nach unserer Vaterstadt zurück und ich entschloß mich, Compagnon der Falschmünzer zu werden, und übernahm die Reisestelle, das heißt, den Vertrieb des falschen Geldes. Als Pferdehändler, wie Sie mich hier sehen, reise ich in dieser Eigenschaft umher. Von meinen Freunden ist der eine der sogenannte Doctor. Er sticht die Platten zu dem falschen Gelde und übt nebenbei Wunderkuren aus. Der andere wird der Braune genannt, weil er einem Zigeuner ähnlich sieht. Er ist nebenbei Taschenspieler und die ganze Gesellschaft führt, wie Sie sich denken können, ein sehr unstätes, aber durchaus kein schlechtes Leben. Die Beutel sind stets gespickt. Der Brennpunkt der Gesellschaft ist in Sch... bei meiner Frau Mutter, von welcher ich seit einem Dezennium kein Lebenszeichen erhielt. Sie diente der Bande als Hehlerin. Obenein erneuerte ich die Bekanntschaft meines jüngsten Bruders, den ich längst für todt glaubte. Er war im Inquisitoriat zu Sch... Portier; jetzt, da der Schließer mit Tod abging, avancirte er auf dessen Stelle. Unsere Gesellschaft hat an ihm einen Schutzengel für die guten Aussichten, welche wir Alle auf das Inquisitoriat haben.“

Der Exbeamte unterbrach sich in seinen Mittheilungen, indem er einen lauernden Blick auf den Baron warf, um den Eindruck seiner Erzählung abzuwarten.

„Wenn man Geld nöthig hat, Herr Baron,“ fuhr er dann wieder nach augenblicklichem Schweigen fort, „ist es alsdann nicht gleichgültig, ob man falsche Anweisungen wie wir, oder falsche Kassenscheine wie meine Freunde macht? Ich möchte wohl wissen, was Sie an meiner Stelle gethan hätten?“

„Unnütze Frage,“ erwiderte der Baron mit erzwungenem Lächeln, und strich sich das glatt gescheitelte, dünne Haar, „ich weiß nicht, wo Sie hinaus wollen.“

„Ich will Ihnen nur angenehme Dinge erzählen,“ fuhr Wesley fort, steckte seine Cigarre in Brand und trank den Rest seiner Flasche aus, „es kommt nur darauf an, den rechten Punkt zu treffen. Jetzt von meinem Bruder, dem ältesten, dem bekannten, reichen Apotheker in Sch... Dieser Mensch leidet, von einem unbegreiflichen Ehrgeiz geplagt, an der fixen Idee, Stadtrath zu werden, und was er an die

Erfüllung dieses ehrgeizigen Strebens jetzt, das sollen Sie gleich vernehmen. Ich wußte, daß der Bürgermeister Herzford sein schlimmster Feind ist, weil er meinen Bruder stets von der Wahl zum Stadtrath verdrängte. Denn unter uns gesagt, die Offizin meines Bruders ist durch den theuren Verkauf gewisser Pülverchen und Pillen, die sich kein Arzt zu beschreiben untersteht, übel berüchtigt. Ich ging zu ihm, obgleich wir niemals in brüderlicher Gemeinschaft lebten. Er will von uns Allen nichts wissen, weil er ein Geizhals ist und sich fürchtet, wir möchten ihm heute oder morgen zur Last liegen. Kaum hatte er aber erfahren, wie der Bürgermeister durch meine Vermittelung in das Inquisitoriat spazieren mußte, als er mir den besten Willkomm bereitete. Dennoch schüttelte er den Kopf, und verweigerte mir seine Unterstützung, denn er glaubte befürchten zu müssen, daß Herzford wieder frei käme. Am andern Tage lag ich ihm wieder an, er schien in der besten Laune zu sein, denn vortreffliche Einfälle kommen über Nacht. Er sagte zu mir, ich würde Dir viel Geld geben, Robert, wenn Du den alten Weißkopf, der mir überall im Wege war, auch bei Seite bringen könntest. Ich gebe Dir sechs Pulver, die Tag für Tag in sein Gemüse, was er ißt, oder in sein Getränk gestreut werden müssen, dann kann er es nicht mehr lange machen, sollte er auch nur die Hälfte von dem Medikament bekommen. Wenn es in Deinen Kräften steht, so etwas zu Stande zu bringen, alsdann magst Du wieder zu mir kommen. Damit reichte mir mein Bruder sechs kleine Packete im schwarzen Umschlage und mit kleinen weißen Todtenköpfchen darauf gekritzelt. Dann gab er mir den Abschied; jetzt geh nur wieder, vollendete er, und sieh zu, was Du anfangen kannst, laß mich aber mit allen weiteren Umständen in Ruhe, denn ich habe nicht gern mit Euch etwas zu thun, Ihr seid Alle Bettler. Wenn der Anschlag gelingt, höre, dann verschreibe ich Dir, weil ich nicht länger ein Krämer sein will, meine ganze Apotheke. Ich nahm die schwarzen Pulver und ging ab; wurde indessen durch meine Freunde benachrichtigt, daß ich mich schnell aus Sch... zu entfernen habe, da mich die Polizei verfolge. Ich konnte daher bis jetzt nichts ausrichten, obgleich mir nur daran liegt, meinen jüngsten Bruder, dem jetzigen Schließer in dem Inquisitoriat, wo der Bürgermeister gefangen sitzt, die Pülverchen auf eine geräuschlose und verbindliche Weise einzuhändigen. Er wird sich dazu verstehen, sobald er von mir hört. Von meinen guten Freunden bin ich gleichfalls seit geraumer Zeit entfernt, indem ich litthauische Pferde angekauft habe. Ich habe einen beträchtlichen Zug davon in den Ställen des Gasthofes stehen, und das ist der Zusammenhang, Herr Baron, daß Sie mich hier als Geschäftsreisenden vor sich sehen."

Wesley schwieg. Sein breites Gesicht war vom Weine erhitzt, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und holte ein paar Mal tief Athem. Dann griff er in seinen Leibgürtel und brachte ein Spiel Karten und eine mit Goldstücken angefüllte Börse hervor, welche er auf den Tisch warf.

„Wollen wir abheben?" rief er, auf die Karten deutend. „hier ist Geld."

Der Anblick der Karten, noch mehr der helle Klang des zusammenschlagenden Geldes, schien auf den Baron eine elektrische Wirkung hervorzubringen. Seine Züge belebten sich, er zuckte heftig zusammen. Als ob er der Versuchung widerstehen wollte, neigte er sich mit einer raschen Bewegung über den Tisch und schob Geld und Karten mit einer gewaltsamen Geberde zurück.

Der Baron v. Osinsky war ein Spieler. Er besaß mit seinem altadeligen Namen nur ein sehr geringes Vermögen, welches er in kurzer Zeit durch seinen leidenschaftlichen Hang zum Spiele verschwendete. Seine vornehme Abkunft hatte ihn in die Familie der Baronin v. Wandow eingeführt und durch Begünstigung und Vermittlung der Frau v. Zarkow heirathete er eine Tochter aus dieser Familie, die einige Jahre ältere Schwester Gabrielens. Die Gattin des Barons starb jedoch sehr jung kaum ein Jahr nach ihrer Vermählung. Der Baron hatte studirt und die diplomatische Karriere eingeschlagen; er fungirte in der letzten Zeit als Assessor bei dem Gerichte zu Sch... Nach dem Tode seiner Gattin führte er im Verborgenen den ausschweifendsten Lebenswandel, und sah sich bald von Schuldenmassen überhäuft. Anstatt durch das Spiel seine Finanzen zu verbessern, führte dasselbe nur mit raschen Schritten seinen Ruin herbei. Er betheiligte sich an dem Kassendefekte in Sch... und verließ bald darauf seine bisherige Laufbahn gänzlich. In der Folge lebte der Baron im vertrauten Umgange der sehr begüterten verwittweten polnischen Gräfin v. Czadi, und befand sich abwechselnd auf dem Gute derselben, dem Schlosse Lyso, im Großherzogthume Posen. Die Gräfin war den Sympathien der Polen, welche sich um diese Zeit zur Wiederherstellung ihrer Nation durch eine neue Schilderhebung mit großer Thätigkeit verbreiteten, mit ganzer Seele zugethan. Sie bezweckte eine Verbindung mit dem Baron seines alten einflußreichen Namens willen, hiergegen trachtete der Baron nur nach ihren Gütern, theilte ihre Sympathien in keiner Weise, da er vielmehr dem russischen Interessen hold war. In der Begeisterung, mit welcher sich die Gräfin der neuen Schilderhebung im Jahre 1848 widmete, ließ sie es sich für die Ausrüstung einer bewaffneten Macht die großmüthigsten Opfer kosten, und der Baron, vergeblich bemüht, ihre politischen Grundsätze schwankend zu machen und den Freiheitsideen um so abgeneigter, als er sah, wie dieselben einen beträchtlichen Theil des Vermögens der Gräfin nach dem andern verschlangen, verlor bald die Hoffnung, durch eine Verbindung mit der Gräfin Hedwig v. Czadi seinem unabwendbaren Untergange vorzubeugen.

Unter diesen Verhältnissen lebte der Baron, als er sich mit Wesley im Gastzimmer zu M... zusammenfand und sich durch seine Theilnahme an dem verübten Betruge in die Gemeinschaft gewöhnlicher Verbrecher versetzt sah, deren Gesinnungen der Baron, ungeachtet seiner noch immer behaupteten äußern Stellung, zu theilen anfing. Zu jeder andern Zeit würde er die Karten, die ihm Wesley zum Spiele zuschob, nicht unberührt gelassen haben; er warf einen unruhigen, sprechenden Blick zu ihm herüber. Die beabsichtigte Vergiftung des Bürgermeisters, die Furcht vor einer Entdeckung Wesleys, welcher sehr leicht in die Hände der Behörde fallen konnte, die Vortheile, mit welcher Wesley durch Anfertigung des falschen Geldes prahlte, beschäftigte seine Phantasie im hohen Grade. Der Baron gehörte zu jenen Charakteren, welche ohne Grundsätze nur blind für ihren Egoismus leben, und hartnäckig und schamlos nur an die Befriedigung ihrer Begierden denken.

„Lassen Sie uns bei unserm Gespräche bleiben," setzte der Baron mit veränderter Stimme die Unterhaltung fort. „Ihre Unternehmungen haben Interesse für mich, es wäre nicht unmöglich, daß man gemeinschaftliche Sache machen könnte. Offen gestanden, ich bin nicht weit von meinem Ruin, ich brauche Geld."

Wesley hatte Karten und Geld wieder zu sich gesteckt, eine unverkennbare Freude ließ sich in seinen Mienen lesen, als er die Willfährigkeit des Barons bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

An die Pfälzer Sänger.

Zur Erinnerung an den 24. August 1862*).

Ich weiß eine duftige Blume,
Die nimmer verwelkt und verblüht;
Frei strebt sie zum Aether des Himmels
Und wurzelt im deutschen Gemüth.

Sie weckt die verschollenen Jahre,
Sie fesselt das flüchtige Glück,
Und bringt die verlorne wieder,
Die goldne Jugend zurück.

Gern weilt sie beim schäumenden Becher,
Und oft mit durstigem Mund
Trank ich, ein seliger Zecher,
An ihrem Duft mich gesund.

Es lebe die duftige Blume,
Das herrliche deutsche Lied!
Das nur mit der Rebe verblühet,
Verwelkt mit dem deutschen Gemüth.

Nicht immer soll das enge Erdenleben

Geschäft'ges Müh'n und trübes Sorgen sein.
Auch Feste sind und Freude uns gegeben,
Und Himmelsgäste kehren bei uns ein.
Wie Herzens-Sonnen schweben sie hernieder,
Erhebend und beseligend zugleich,
Und ein Jahrhundert ist der Himmel ärmer,
Und ein Jahrhundert ist die Erde reich.

Gleich holden Boten aus dem Reich des Schönen,
Mit selt'nen Gaben, die das Herz erfreu'n,
Begrüßten diesmal uns're Sängerschaaren
Die schmucke Stadt am königlichen Rhein.
Wie reich mit ihrem kunstgeschmückten Dome,
Wie stolz an ihrem liederreichen Strome
Erscheint sie heut' im festlichen Gewand,
Zum würdigen Empfang der Sängergäste,
Die, zahlreich, zu dem großen Liederfeste
Von Fern und Nah die schöne Pfalz gesandt.

Auch mich lud es, das durst'ge Herz zu laben,
O deutscher Sang! in dein krystall'nes Haus,
Wo tausendfältig, auf des Wohllauts Schwingen,
Du strömtest deine klare Woge aus,
Die lieblich bald, wie Sommerabenddüfte
Bald rein und fromm, wie Sonntagsglockenklang,
Bald kühn und stark wie Frühlingsdonnerrauschen,
Verheißungsvoll durch aller Seelen drang.

„Die Liebe wogt auf deinen klaren Wellen,
Und strömt in dir durch jedes fühlend Herz;
Du lehrest ihre Seufzer glüh'n und schwellen,
Und lösest heilend ihren wunden Schmerz.
Aus deinem klaren Spiegel wallt ihr Glück
In tausendfachem Wiederstrahl zurück.

„Die Hoffnung stärkt, der Glaube, will er wanken,
In deiner Quelle wunderherzlich sich;
Da wachsen Adlerflügel dem Gedanken,
Dem Auge tagt es sonn- und wonniglich.
Es schaut in deiner lichten klaren Fluth
Den Himmel und der Menschheit ew'ges Gut.

„Die Freiheit kömmt auf dir herangeschwommen,
Hat gläubig deiner Arche sich vertraut,
Und wird das Wort, das kühne, ihr genommen,
So taucht sie sich in den krystall'nen Laut
Und schifft, getragen wie von höh'rem Muth,
Ein seel'ger Schwan auf deiner Silberfluth."

Als so der Töne Wogen mich umschlangen,
Da kannte ich den Flügelschlag des Gottes,
Des mächtigen, der in Euch wirkt und glüht;
Erkannte ich die Macht des deutschen Liedes,
Das wunderbar die Herzen an sich zieht.
Als so der Töne Wogen mich umrauschten,
Da wußte ich, was Seelen-Einklang heißt;
So stark und einig wie Ihr heut' gesungen,
So stark und einig ist auch Euer Geist!
Viel hundert Seelen in verbund'nem Drang,
Viel hundert Kehlen und ein einziger Klang.

Wahrt, wackre Sänger, Pfleger hier des Schönen,
Wahrt diese Welt begeisternder Gefühle,
Die in Euch blüht und rauscht in freien Tönen,
Bei dieser Zeiten banger Wetterschwüle;
Und warm, wie heut', in aller Zukunft Tagen,
Laßt Eure Herzen aneinanderschlagen!
Laßt diesen Geist, den einigen und starken,
Der stets in ernsten Tagen der Gefahr
Die Amme hoher Männerthaten war, —
Laßt dieses herrliche gemeinsam Streben
Als heil'ges Kleinod walten immerdar
In Eurem schönen heitern Sängerleben!
Laßt Ton auf Ton und Klang auf Klang,
Gleich jungen Adlern, flügelstrebend,
Mit stolzer Lust hinaus in Stadt und Land
Die Wogen des Gesanges sich ergießen,
Daß, wo sie fließen, wo sie glüh'n,
Aus diesen trüben Spaltungen und Wirren
Das schöne Reich, das Reich der Harmonie,
Das Paradies der ew'gen Liebe sprieße!
Daß überall der Wiederhall erwache
Im großen deutschen Sängerwald,
Und Nord und Süd nur eine Seele scheine,
In diesem Sinn und gleichem Geist sich eine
Durch des Gesanges fesselnde Gewalt;
Daß muthiger das Lied zum Himmel dringe,
Und des Vertrauens und der Liebe Kranz
Um Fürst und Volk sich fest und fester schlinge,
Zum Heil und Segen uns'res Vaterlands!

Speyer, 24. August 1862.

Von einem Ehrengaste
aus dem wäldergrünen Westrich.

*) Die verehrl. Redactionen der pfälz. Blätter werden ersucht, das schöne Gedicht des Herrn Feiedr. Aulenbach von Waldfischbach, des Ehrengastes bei dem zweiten pfälzischen Sängerfeste, durch Abdruck zur Kenntniß aller Sänger zu bringen.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Es war eine der kleineren Fischerwohnungen, in denen Magdala Beens hauste. Ihr einziger Sohn trieb das Geschäft seines Vaters und befand sich jetzt, wie Margreth wußte, mit seinen Gefährten auf der fischreichsten Stelle des Sees. Sie konnte deshalb die weise Magdala ruhig befragen, denn vor Mitternacht kehrte kein Fischer des Gotteskargsees zurück.

Magdala Beens saß am Heerdfeuer und spann. Ihr weißes Haar fiel ungeordnet unter der glatt anliegenden altfriesischen Frauenmütze, die noch einen Theil der Stirn bedeckte, zu beiden Seiten herab. Schlicht und schmucklos, fast ärmlich war das Innere der Wohnung, wenn man ein Trinkhorn von getriebenem Silber ausnehmen will, das auf einem Bort zur Seite des Heerdes stand und dessen kunstreich getriebene Arbeit auf ein hohes Alter des werthvollen Geräthes schließen ließ. Zu beiden Seiten des Heerdes waren die Wände, wie fast immer in Friesland, mit sauber gehaltenen viereckten Kacheln ausgelegt.

Die spinnende Greisin wendete beim Eintritt der jungen Magd nur wenig den Kopf, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Kaum merklich erwiederte sie Margreth's schüchternen Gruß. Der Hund zog den Schwanz ein und legte sich, der Alten gerade gegenüber, auf die Diele, seine beiden großen Augen wie fragend auf sie richtend.

„Kommst spät," sprach Magdala, „was willst Du?"

Margreth vermochte nicht sogleich Antwort zu geben. Sie mußte sich erst sammeln, um ihr Anliegen verständlich vortragen zu können. Indeß machte die Anrede der greisen Frau, deren Stimme weder hart noch geheimnißvoll klang, einen ermuthigenden Eindruck auf die friesische Jungfrau.

„Man hat mir gesagt," hob diese jetzt schüchtern und nur halblaut sprechend an, „daß Ihr sehr weise seid und mehr wisset, als die meisten andern Menschen. Nun bin ich schon lange in Bedrängniß, lebe in Angst und Noth, und deshalb möchte ich fragen, ob Ihr mir rathen und helfen könnt?"

„Ich weiß nicht mehr, als Andere, thörichte Dirne," versetzte abwehrend Magdala Beens, „aber weil ich ruhig bleibe und nie mich von Leidenschaften und Begierden hinreißen lasse, sehe ich klarer, als mancher Verblendete. Was hast Du? Sprich!"

Margreth erzählte zwar stotternd, aber kurz und möglichst zusammenhängend, was ihr begegnet war und welche Gedanken sie beunruhigten.

Immerfort spinnend hörte Magdala Beens zu.

„Kind," versetzte jetzt die alte Friesin, „das sind ja Geschichten, die man schon beinahe ganz vergessen hat, aber es thut nichts, altes Erdreich trägt auch Früchte, und was einer glaubt, darauf kann er Häuser bauen. Ich kannte Riß Ipsen."

„Ihr kanntet ihn?"

„Ja, mein Kind. Ehe seine Aeltern starben, sah ich ihn oft. Klug war er und unternehmend dazu, und wenn er

nicht ertrunken ist auf der See, so hat er sicherlich viel Glück gehabt."

„Wenn er nicht ertrunken ist?" wiederholte unter bangem Seufzer Margreth.

„Gewiß, mein Kind, so ist es," fuhr die Alte fort. „Ein gewandter Mann ertrinkt so leicht nicht, und da Niß Ipsen mit dem jungen Gruppius in der Welt gegangen ist, dieser aber noch lebt, so wird auch Dein Bräutigam nicht umgekommen sein."

„Ihr wißt, daß Gerson Gruppius noch lebt?" fragte Margreth lebhaft.

„Ich weiß es, Kind, er lebt," betheuerte Magdala Beens trocken.

„Wo, beste, liebe Frau?"

„Nicht an einem Orte, wo Du ihn fragen kannst."

„Und ist Niß Ipsen bei ihm?"

„Jetzt nicht."

„So waren sie zusammen."

„Zwei volle Jahre."

„Und als sie sich trennten, wo blieb mein Bräutigam?"

„Seeräuber nahmen ihn mit sich."

„O Gott!"

„Thörichtes Kind, wie schwach bist Du!" sprach Magdala strafend. „Räuber sind oft besser von Herzen, als fromm umher blickende Menschen. Bei ihnen lernte er etwas und als er ihnen zu klug geworden, waren sie froh, daß er sie freiwillig wieder verließ."

„Das Alles wißt Ihr? Von wem kam Euch diese Kunde?"

Magdala Beens blickte Margreth durchdringend an.

„Du bist sehr neugierig, thörichtes Kind," sagte sie mißbilligend, „hemme jetzt Deine Zunge und begnüge Dich mit dem, was Du vernommen hast. Begehrst Du mehr zu erfahren, so könnte ich Dir leicht trübe Antworten geben. Es ist Zeit, daß Du gehst. Der Nebel fällt, die Sterne blinken, und wenn Du Bombüll-Hof erreichen willst, noch ehe man Dich dort vermißt, so rathe ich zum Aufbruche. Glaube, sei bescheiden und mehr noch als Du wünschest, wird Dir zu Theil werden."

So sprechend verließ Magdala Beens ihren Sitz am Heerde, streifte an Margreth vorüber und stieß die Thür ihres Hauses auf, aus welcher sie einen ansehnlichen Theil des Gotteskargsee überblicken konnte.

„Ganz recht," fuhr sie fort, „die Nebel zertheilen sich, ich sehe Warften, Häuser und drüben die Binnenlandsdeiche. Du hast keine Zeit zu verlieren. Gute Nacht, sei bescheiden!"

Fast mit Gewalt drängte die alte Frau Margreth aus dem Hause. Aengstlich keuchend folgte ihr der Hund, ohne zu sprechen ruderte der Fährmann sie wieder über den See, und schneller als sie geglaubt erreichte sie Bombüll-Hof. Obgleich die Prophetin vom Gotteskargsee ihr in keiner Hinsicht etwas Gewisses über die Schicksale und etwaigen Erlebnisse Ipsens gesagt hatte, betrat Margreth doch den Hof viel beruhigter, als sie ihn verlassen. Sie wußte oder glaubte jetzt doch zu wissen, daß ihr Verlobter Ipsen lang gelebt habe, und dieser Glaube gab ihr Kraft, ihre Zukunft an neue Hoffnungen zu knüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bei dem letzten Geburts- und Namensfeste des Königs Ludwig war an einem Hause in Edenkoben folgendes Transparent:

„Sechs und siebzig sind zu wenig,
„Drum schenke Gott dem guten König,
„Dreißig Jährlein noch dazu!
„Und dann — wenn's sein muß — ew'ge Ruh'."

Besigheim, 31. Aug. Ein beklagenswerther Unglücksfall ist heute früh hier geschehen. Mit dem von Stuttgart kommenden Zug reiste ein junger Mann, welcher die Unvorsichtigkeit beging und sich zum Wagenfenster herausbog, als eben der Zug auf die hiesige Enzbrücke einfuhr. Da deren Portalweite nur eben für die Breite der Wagen berechnet ist, so wurde ihm der Kopf so zerquetscht, daß er zwar noch lebend in den Güterschoppen gebracht wurde, jedoch bald darauf verschied; derselbe hieß Speidel und war Pfarrverweser.

In Württemberg macht unter Kennern eine Riesenorgel großes Aufsehen, welche der berühmte Orgelbauer Walker für eine Musikhalle in Boston in Amerika gebaut und in seiner Fabrik in Ludwigsburg aufgestellt hat. Dieselbe enthält 86 Register, 4 Manuale und 2 Pedale. Die Blasbalgtreter, deren bei diesem Werke wohl 5 — 7 nöthig wären, sind durch Dampfkraft ersetzt. Die von Boston ernannte Prüfungscommission, bestehend aus den Herren Organist Dr. Hopkings aus London, Prof. Herzog aus Erlangen, Musik-Direktor Seiz aus Reutlingen und Instrumentenmacher Schiedmayer aus Stuttgart hat dieses großartige Werk einstimmig für ein vollendetes Meisterwerk erklärt. Die so berühmten Orgeln zu Freiburg, Harlem, Weingarten, Ulm sind von diesem Werke durch die Schönheit des Tones und die Vorzüglichkeit der Mechanik bei weitem übertroffen.

In Frankreich kam wieder der Fall vor, daß Jemand der mit einer Pflaume eine Wespe verschluckte, von dieser in den Schlund gestochen wurde und an der Geschwulst starb.

---

† Kusel, 4. Sept. Heute Nachmittag 3 Uhr wurde die irdische Hülle des am 2. ds., Morgens 5 Uhr, in Folge eines Hirnschlags plötzlich verschiedenen Gutsbesitzers und Rentners Ludwig Benzino sen. dahier zur Ruhe bestattet.

Die zahlreiche Leichenbegleitung aus allen Familien hiesiger Stadt und aus den umliegenden Ortschaften bekundete die allgemeine Theilnahme an diesem unerwarteten Todesfalle, welcher um so schmerzlicher für das Haus Benzino und dessen Freunde ist, als der Verblichene sich, obwohl bereits nahehin 62 Jahre alt, einer kräftigen Gesundheit erfreute und noch den Abend zuvor im trauten Kreise seiner täglichen Gesellschaft mit besonderer Heiterkeit verbrachte.

Ludwig Benzino war ein mit vielen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen ausgestatteter Mann, von sittenreinem Charakter, von edler menschenfreundlicher Gesinnung.

Seine Familie verliert in ihm einen sorgsamen, zärtlichen Ehegatten und Vater, die Stadt Kusel einen der ehrenwerthesten Bürger, die Armen einen ihre besten Wohlthäter und das Vaterland einen aufrichtigen Patrioten und treuen Berather. Das öffentliche Vertrauen hatte ihn nach und nach zu fast allen jenen Ehren-Aemtern und Stellen im Staats- und Gemeindeleben berufen, zu welchen hervorragende Bürger befähigt erscheinen; Er war Fabrikraths-Präsident, Mitglied der Ortsschul-Commission und des Lokal-Armenpflegschaftsrathes, des Distriktsraths-Ausschusses, des Kreislandrathes, in den beiden vorigen Wahlperioden Mitglied der Abgeordneten-Kammer beim Landtage; mehrmals wurde er zum Geschwornen beim Assisengericht der Pfalz berufen und in der letzteren Zeit war er der Vertrauensmann des Fabrik- und Handelsrathes für den Bezirk Kusel bei der pfälz. Handels- und Gewerbekammer.

Lange noch wird er in dem Andenken seiner Freunde und Mitbürger fortleben. — Möge die Erde ihm leicht sein!

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 36. Sonntag, den 14. September 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß, daß Sie um guten Rath nicht verlegen sind,“ sagte der Exbeamte und reichte dem Baron die Hand, welcher ihm die seinige gleichgültig überließ. „Es gebt nichts über die Protektion eines Mannes vom Stande. Denken Sie nicht etwa, daß ich hiermit spotten will; so viel ist gewiß, ich würde an Ihrer Seite keine Furcht vor dem Galgen haben. Herr Baron, könnten wir einen Fabrikort ausfindig machen, um unsere Pressen sicher aufzustellen, so würden wir Geld wie Heu haben. Zweitens müßte ein Vertrauter herbeigeschafft werden, den ich sofort mit dem Auftrage meines Bruders nach Sch... abschicken könnte, denn der Prozeß des Bürgermeisters ist im Gange, und die Gelegenheit wäre für uns selbst sehr günstig, den Alten zum ewigen Schweigen zu bringen.“

„Das sind meine eigenen Gedanken, Wesley. Ueberlassen Sie mir die Pulver, ich übernehme die Beförderung. Was die Fabrikation der Geldpapiere anlangt, so wüßte ich bald eine gute Lokalität. In dem Weinberge des Gutes meiner Freundin in Posen befinden sich einige unterirdische Gewölbe, eine vortreffliche Anlage zu einer Münze. Ich will mich Ihrer Gesellschaft als stiller Theilnehmer anschließen. Wir reisen zusammen nach Posen, um die Lokalitäten zu besichtigen, es wird sich Alles einrichten lassen. Zuvor will ich jedoch nach Breslau, um der Testamentseröffnung meiner verstorbenen Schwiegermutter beizuwohnen. Von Breslau wollen wir Beide abreisen, sind Sie damit einverstanden?“

„Gewiß, Baron,“ entgegnete der Andere nachdenklich, „machen wir sogleich den Anfang. Mit diesen Worten zog Wesley aus seiner Brusttasche einige Papiere hervor, nahm ein leeres Blatt und rückte die Wachskerze herbei. Dann schob er dem Baron ein kleines Etui zu. „Hier drin stecken die Pulver,“ sagte er, „nehmen Sie. Das Weitere will ich Ihnen vorläufig notiren, daß Sie es sicher haben, denn zwischen heut und morgen fallen oft räthselhafte Dinge vor.“

Der Baron hatte die Hand nach dem Kästchen ausgestreckt. „Es ist Ihnen doch Ernst, mich zu begleiten?“ fragte er im Tone des Mißtrauens. „Sie werden doch nach Breslau kommen und mit mir nach Posen reisen?“

„Glauben Sie denn, Baron, ich traue Ihnen nicht? Ich sprach nur von Hindernissen, über die wir die Zeit verlieren könnten. Ich lege sehr ruhig mein Geheimniß in Ihre Hände. Leute wie wir dürfen keine Feinde werden, wenn sie sich nicht selber schaden wollen.“

Der Baron schwieg. Bei dem Anblick des Kästchens mit den Giftpulvern, das er jetzt in seiner Hand hielt, war ein plötzlicher Gedanke in ihm aufgestiegen. Die Befürchtungen, daß durch Wesley, einen Menschen, der zu Allem fähig war, die Entdeckungen der Betheiligten an dem Kassendefekt auch ihn verrathen könnte, daß er in diesem Menschen stets einen Mitwisser und Angeber zu hüten haben, machte ihn vor Allem entschlossen, sich der Person Wesleys zu versichern. Er dachte daran, schlimmsten Falls auch ihn zu beseitigen, mit den Mitteln, welche er so eben langsam in der Hand wog, und dieß um so eher, wenn er gefunden haben würde, daß das Geld, welches er fabrizirte, von keiner guten Beschaffenheit wäre.

Unbekümmert chiffrirte Wesley inzwischen mit Bleistift ein Billet. Als er zu Ende war, schob er das Geschriebene dem Baron zu und sagte: „Das ist, was vorläufig nöthig sein würde. Ich habe hier folgendermaßen geschrieben: Der Ueberbringer geht mit diesem Billet nach Sch... herab, und sucht in der Rosengasse die Mutter Wesley auf. Er übergibt ihr diese Zuschrift von Robert, worin festgesetzt ist, daß Mutter Wesley meinen Bruder, den Schließer, zu sich kommen lasse, um ihm in meinem Namen das beifolgende Kästchen mit den Pulvern einzuhändigen; ferner, daß sie ihm begreiflich mache, diese Pulver, nach der Verordnung, welche auf jeder Rückseite des Einschlages besonders vermerkt ist, seinem Gefangenen, dem alten Herzford, beizubringen. Mein Bruder erfährt auch hieraus, daß wir uns nach dem Gelingen in den Besitz der Apotheke des Aeltesten theilen werden; dann wird er thun, was nur immer möglich ist. Dieß zweite Blatt muß gleichfalls Mutter Wesley zu lesen bekommen; ich gebe damit meinen Geschäftsfreunden Nachricht und wenn sich diese in Sch... aufhalten, wird Mutter Wesley dieß dem Ueberbringer sagen, der alsdann dieß Billet, mit Nummer Zwei überschrieben, den Bezeichneten zustellen muß. Ich mache meinen Freunden die Anzeige von den guten Aussichten, welche Sie mir, ohne Sie jedoch zu nennen, eröffnet haben, und daß ich in Betreff dieser Angelegenheit nach Posen verreist bin. Ich habe mich, der Sicherheit wegen, einer Zeichenschrift bedient, welche unter uns üblich ist. Wir stellen öfter eine andere her, die letzte ist mir noch nicht recht bekannt und diese uns noch Allen geläufig. Damit Sie, Baron, keinen Zweifel in meine Ehrlichkeit setzen, will ich Ihnen, des eigenen Verständnisses wegen, hier am Rande den Schlüssel dazu aufzeichnen.“

Wesley entwarf demnach am Rande des Bogens ein stehendes Quadrat, von einem zweiten, auf die Spitze gestellten, durchschnitten, dann fügte er zwischen die Durchschnittslinien ein Kreuz, setzte mehrere Punkte und Einschnitte über und in die Linien, so daß vierundzwanzig verschiedene markirte Figuren gebildet wurden, aus welchen das Alphabet der benutzten Zeichenschrift bestand. Dann schrieb er die Buchstaben in die Figuren hinein.

„So weit wären wir nun gekommen, nehmen Sie Alles wohl in Acht, irgend ein Verrath würde Ihnen eine schwere Sühne kosten,“ sagte er dann und händigte dem Baron die Papiere zu. „Ich glaube, der Morgen dämmert schon.“

Der Baron hatte die Papiere eilig ergriffen. Ich werde die Sachen in meinem Portefeuille verschließen, welches in meinem Reisewagen hängt. Sie erinnern mich, daß ich aufbrechen muß, um die Testamentseröffnung nicht zu versäumen. Wo und wann wollen wir uns in Breslau treffen?“

„Spätestens in zwei Tagen bin ich drüben. Sie sollen meine Pferde sehen, eine wahre Freude, Sie sind ja ein Liebhaber davon, und werden die kleine, feurige, unwiderstehliche Race bewundern. Ich stehe in Breslau im Gasthofe zur Weinrebe, dort können Sie über mich verfügen.“

Der Baron war aufgestanden, der Andere folgte seinem Beispiele.

„Und nun,“ sagte er, ihm die Hand dareichend, nun scheiden wir. Versäumen Sie Ort und Zeit nicht, Wesley,

mein Kopf ist mir so voll von allerlei Dingen, allerlei Geschäfte sind zu besorgen —"

„Vergessen Sie nur die Hauptsache nicht, ich werde kommen," schloß der Erbeamte und brachte den Baron bis an die Thür.

Der Morgen graute schon, als der Baron aus dem Gasthofe trat und schnell in seinen Reisewagen stieg. Die Mondesscheibe blickte noch matt durch treibendes Gewölk vom Himmel; die Pferde schauderten in der feuchten kühlen Nacht. Bald jagten sie im Galopp dieselbe Landstraße hinauf, auf welcher vor kurzer Zeit Konstanze an der Seite der Gräfin v. Czacki ihrem Ziele nach dem Schlosse Lysa im Großherzogthum Posen zugeführt wurde.

Da die ferneren Ereignisse dieser Erzählung ihre Entwickelung während der kriegerischen Begebenheiten im Großherzogthume im Jahre 1848 nehmen, mag eine Erinnerung an jenen geschichtlichen Zeitpunkt hier an die Stelle treten.

Der König von Preußen hatte über die an der Berliner Märzrevolution im Jahre 1848 betheiligten, des Hochverraths angeklagten und zu Moabit inhaftirten Polen die Amnestie ausgesprochen. Im raschen Fluge eröffnete sich jedoch hiernach, von den herrschenden Freiheitsideen getragen, im Großherzogthume Posen eine neue Revolutionsepoche. Polen wollte sich wieder erheben, um in den Wiederbesitz seiner Macht und Freiheit zu gelangen und die Aufständischen trafen in allen Theilen des Landes Rüstungen zu einer Schilderhebung. Unter verschiedenen Anführern und Parteigängern, von polnischen Priestern und Edelleuten unterstützt, wurde das Volk fanatisirt und bewaffnet.

Die Reise der beiden Frauen wurde ununterbrochen fortgesetzt, und bald befanden sie sich in der insurgirten Provinz.

Konstanze, die in der Gräfin v. Czacki eine Reisegesellschafterin zu finden gehofft, welcher sie ihr trostloses von tausend Aengsten gequältes Herz eröffnen könne, sah sich völlig darin getäuscht. Die Gräfin erwiderte ihr auf die Fragen nach ihrer Mutter bestimmt und gleichgültig, daß sie dieselbe auf dem Schlosse Lysa zu erwarten habe. Im Uebrigen verbat sich die Gräfin alle Gespräche über Familienangelegenheiten, und beschäftigte sich vielmehr damit, Konstanze auf die politischen Unruhen vorzubereiten, welche in dem Lande herrschten. Dann las und schrieb die Gräfin in ihrem Wagen, denn wir haben schon oben ersehen, daß sie sich den Aufständischen als eine schwärmerische, eifrige Verbündete angeschlossen hatte.

Vor ihrem Zusammentreffen mit Konstanze war die Gräfin aus einem entlegenen Theile der Provinz gekommen, wo sie persönlich die Vorbereitungen zur Bildung einiger Freikorps getroffen hatte. Sie war durch den Wunsch ihres Geliebten, des Barons v. Osinsky, bestimmt worden, Konstanze heimlich auf ihrer Rückreise mitzunehmen, um sie auf dem Gute Lysa zu verbergen. Die Majorin v. Zarkow hatte den Baron hierfür durch Versprechungen zu bewegen gewußt, um Konstanze ihrer Mutter so fern als möglich zu entrücken.

Die Gräfin, von den exaltirten Ideen des bevorstehenden Freiheitskampfes beherrscht, sah in der Zuführung Konstanzens eine willkommene Gabe. Sie hoffte durch ihren Einfluß auf die Jungfrau zu wirken, um dieselbe den Freiheitskämpfern als ein voranleuchtendes Beispiel jungfräulichen Heldenmuthes zu zeigen, eine zweite Jeanne d'Arc aus ihr zu machen, denn sie versprach sich die größten Erfolge von dem Erscheinen eines fanatisirten bewaffneten Mädchens, das die Reihen der Polen, gleichsam unter dem göttlichem Schutze, den Unterdrückern entgegenführe.

Die Gräfin hatte mit ihrer Bekehrungssucht schon während der Reise begonnen, fand jedoch in dem unbefangenen Demuth Konstanzens eine ihren Plänen so ganz zuwiderlaufende Stimmung, daß sie bald von ihren Bemühungen abstand und die Umwandlung Konstanzens aus einer Nonne in eine Amazone bis zu ihrer Ankunft auf Lysa verschob, in der Meinung, daß ihr ein so unerfahrenes Mädchen, sobald dasselbe völlig in ihrer Gewalt war, keinen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Quelle.

Was tönt so rieselnd und so bange
Bei Sternenschein, bei Wetternacht?
Wer fühlt dort an dem Felsenhange
So tief der Sehnsucht Zaubermacht?

Die Quelle ist's. In munterm Treiben
Reißt sie sich rasch vom Felsen los.
Hier kann sie nicht mehr länger bleiben.
Heim will sie in des Meeres Schooß.

Als Bächlein fließt sie durch die Wiesen,
Durch Wälder und durch Fluren hin;
Die Blumen neigen sich und grüßen
Die schwermuthsvolle Wand'rerin.

Die Weiden beugen sich darüber,
Die Fischlein spielen froh darin.
Allein das Bächlein fließt vorüber,
Muß raschen Laufes weiter zieh'n.

In schöner Eb'ne möcht' es weilen,
Der Menschen Nähe sagt ihm zu —
Ein Wasserfall beschwingt sein Eilen
Und läßt auch hier ihm keine Ruh.

Doch immer größer wird sein Hoffen,
Zum Fluß, zum Strome schwillt es an.
Und sieh! des Meeres Schooß ist offen,
Wo, wie es glaubt. nun ruhen kann.

Verstummt sind nun der Quelle Lieder.
Doch glaubt nicht. daß sie ruhen kann.
Sie kommt gar bald als Regen wieder
Und tritt den Lauf von Neuem an.

* *
*

Unbeständig wie die Quelle
Ist gewiß des Menschen Herz,
Wankend wie des Bächleins Welle
Zwischen Sehnen, Lust und Schmerz.

V.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der verwandelte Knecht.

Auf der Herren-Gracht in Amsterdam drängten sich große Volksmassen. Eine allgemeine frohe Bewegung war durch die ganze gewaltige Stadt bemerkbar und ließ ihre Bewohner weit lebenslustiger und elastischer erscheinen, als man von ihrem Temperamente erwarten sollte. Vor Allen lustig waren die Matrosen, welche truppweise, singend und jubelnd, die belebtesten Straßen und Plätze der Stadt durchzogen, und häufig unter heftigem Schwingen ihrer bebänderten Hüte Lebehochrufe erschallen ließen. Die ganze Stadt hatte ein festliches Ansehen; denn nicht blos waren die Schiffe im Hafen mit den Flaggen aller Nationen gleichsam bedeckt, auch von den Giebeln und Zinnen der Häuser grüßten diese Zeichen glücklichen Frohsinns und volksthümlichen Jubels weit hinein in's Land. Am stattlichsten nahm sich unter den geschmückten Häusern das imposante Stadthaus mit seinem Thurm aus, dessen berühmtes Glockenspiel fortwährend in festlichen Tönen erklang, und unter den Schiffen ragte wieder vor allen durch die Pracht der Flaggen eine Kriegsfregatte hervor, über deren Spiegel die große Flagge der Generalstaaten weithin sichtbar, stolz und triumphirend im Winde flatterte.

Diesem Volksjubel sah aus einem der ansehnlichsten Häuser auf der Herren-Gracht, von schwer seidenen Gardinen halb verdeckt, so daß seine Gestalt Niemand von der Straße aus bemerken konnte, ein kräftiger Mann von fester soldatischer Haltung zufrieden lächelnd zu. Er trug die Uniform eines Seeoffiziers von der Flotte der Generalstaaten. Sein von Sonne, Wind und Wetter gebräuntes Gesicht erhielt noch mehr Ausdruck durch ein paar Schmarren, die es in-

deß nicht verunstalteten, sondern eher zierten. Das hellblaue Auge des Mannes sah gutmüthig hinunter auf die lärmende Menge, und so oft der Hurrah eines vorüberziehenden Matrosenhaufens zu ihm heraufdrang, spielte ein glückliches Lächeln um seinen Mund.

Jetzt trat mit kleinen eilenden Schritten ein wohlbeleibter Herr in's Zimmer, nach der Sitte damaliger Zeit prunkvoll in Sammet gekleidet, ging mit vergnügtem Lächeln auf den Seemann zu und ergriff mit beiden Händen dessen Rechte, sie wiederholt drückend und schüttelnd.

„Tausend Dank, Herr Capitän-Lieutenant, für die Ehre, welche Sie meinem Hause widerfahren lassen," redete der geschmückte kleine Herr den Fremden an. „Hätte ich Ihre Ankunft vorhergewußt, hätte ich ahnen können, daß Sie mir die Ehre Ihrer Gegenwart schenken würden, mein ganzes Haus hätte neu gemalt werden sollen."

„Schon gut, mein verehrter Freund," erwiederte der Capitän-Lieutenant, „aber mich dünkt, wir wechseln die Rollen, Herr Vermeeren. Ohne Sie, ohne Ihr väterliches Zureden, was würde aus mir geworden sein, als ich vor acht Jahren fremd, ohne Mittel ein Landflüchtiger in diese Stadt kam? Sie mein trefflicher, väterlicher Freund, waren mir Helfer und Retter. Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich nicht elend unterging, oder vielleicht gar dem Verbrechen zum Opfer fiel. Sie zeigten mir die Bahn, die ich wandeln sollte, und darum sind Sie auch der Erste, dem ich mich vorstelle. Nächst dem Glück, das mir wohl wollte, und dem Bischen Muth, der mir in Nerven und Adern steckt, haben doch Sie allein den größten Antheil an meinem jetzigen, ich möchte fast sagen, unverdienten Ehren."

„Schweigen Sie von meinen angeblichen Verdiensten, Herr Capitän-Lieutenant," versetzte abwehrend der reiche Rheder und Großhändler, Herr Vermeeren. „Als ich mich damals Ihrer und Ihres Gefährten annahm, that ich's aus purem Egoismus, ja — ich schäme mich nicht, es Ihnen jetzt offen zu bekennen — aus arger Verlegenheit. Mein Schiff war befrachtet, es mußte in See gehen, sollte ich nicht in große Verluste gerathen. Hände waren damals theuer und selbst für gutes Geld nicht mehr zu haben. Die Regierung nahm die tüchtigsten jungen Mannschaften für sich, und preßte oft auch Widerwillige zum Schiffsdienst, wenn diese ihr nur tauglich schienen durch Körperkraft und Jugend. Die vielen Seegefechte im indischen Meere, der Krieg mit den wilden Eingeborenen unserer indischen Besitzungen erforderte die stärkste Anstrengung, die Flotte hinreichend zu bemannen. Wie ich Sie und Ihren Gefährten nun so sorglos dasitzen sah, mußte ich mir sogleich sagen: das junge kräftige Friesenblut fängt die Regierung ein für ein paar Goldgulden, und schickt es erbarmungslos auf ihre Schiffe. Sei also gescheidt, Vermeeren! Bedenke, daß Jeder sich selbst der Nächste ist und daß derjenige Bürger dem Staate die besten Dienste leistet, der es sich angelegen sein läßt, sein eigen Hab' und Gut zu mehren, um gelegentlich oder im Augenblicke der Noth dem bedrängten Staatswesen mit kräftiger Hand unter die Arme greifen zu können. Kann Deine Fregatte nicht unter Segel gehen, so verliers Du so und so viel tausend Gulden, sie kann aber die Anker lichten, wenn Du Dich der beiden Burschen versicherst, die so große Lust zu haben scheinen, Abenteuer zu erleben! So, verehrter Herr Capitän-Lieutenant, sprach ich zu mir, und nur damit mein Handel nicht in's Stocken gerathe, darum warb ich Sie sammt Ihrem wackern Kameraden damals an."

„Wie dem immer sein mag, verehrter Freund," sagte der Seemann, „ich habe ein Recht und die Verpflichtung, Sie meinen Wohlthäter zu nennen. Jedenfalls hatten Sie nichts Böses im Sinne, als Sie mich heuerten. Uebrigens," setzte er heiter hinzu, „war meine Dankbarkeit nicht größer als Ihre Humanität, denn Sie werden sich wohl erinnern —"

„Nichts, gar nichts erinnere ich mich, Herr Capitän-Lieutenant," fiel ihm der Rheder in's Wort. „Sie hatten in Allem Recht und folgten immer Ihrem Stern. Das kann und soll man Niemand verübeln, denn, wie ich sage: Jeder ist sich selbst der Nächste, und ohne die Cultivirung dieses zweckmäßigen Egoismus, den uns die Natur eingeimpft hat, gingen sämmtliche Staaten zu Grunde. Oder meinen Sie etwa, Sie hätten klüger gehandelt, auf meinem Handelsschiff noch zwei Jahre die Segel stellen zu helfen, wenn Sie am Bord eines Kriegskutters schon bei der ersten Affaire sich zum Hochbootsmann emporzuschwingen vermochten?"

„Nun, das wohl gerade nicht, Herr Vermeeren," versetzte der Capitän-Lieutenant, „ich will mit dieser Hindeutung auf meine Vergangenheit nur bemerken, daß mein eigener Egoismus dem Ihrigen vollkommen ebenbürtig war."

Herzlich drückten sich jetzt beide Männer die Hände, worauf der schon alternde Handelsherr den in bester Manneskraft stolz aufgerichteten Seehelden näher zum Fenster zog und ihn hier scherzend in einen prächtig gepolsterten Lehnstuhl niederdrückte, dessen kunstvolles Schnitzwerk reich vergoldet war.

„Da sehen Sie 'mal, was Sie angerichtet haben," sprach er, hinunter auf das Gewühl der Straße deutend. „All dieser Spektakel gilt Ihnen, Herr Ipsen — Herr Capitän-Lieutenant, Ihnen und Ihren Heldenthaten allein!"

„Vergessen Sie meine braven Soldaten und meine treuen Matrosen!"

„Sie machten Alle nur Ihrer Abstammung Ehre."

„Gewiß, Herr Vermeeren, und darum bin ich doppelt stolz auf sie. Ja, ich läugne nicht, daß die vereinte Kraft ost- und nordfriesischen Blutes in unsern letzten Kämpfen Wunder gethan hat."

Nach diesem gegenseitigen Austausch ihrer Gefühle und Gedanken begann ein ruhigeres Gespräch zwischen den beiden Männern, das sich größtentheils auf die Vergangenheit des Mannes richtete, dem noch immer das Volk der Hauptstadt zujauchzte, dessen Glück und zukünftiger Größe an diesem Tage zahllose Gläser geleert wurden.

Niß Ipsen, oder wie er schon seit drei Jahren hieß, Capitän-Lieutenant der Generalstaaten, befriedigte gern die Neugierde seines Gastfreundes, indem er diesem kurz aber lebendig sein erstmaliges Zusammentreffen mit afrikanischen Seeräubern und deren Besiegung schilderte. Die Erlebnisse des seltenen Mannes waren so fabelhaft, daß Vermeeren mehr als einmal vor Erstaunen die Hände zusammenschlug, aufsprang und mit ungewohnter Heftigkeit im Zimmer auf- und niederging. Dennoch sprach Ipsen nur die Wahrheit. Die Seefahrer damaliger Zeit hatten die unglaublichsten Abenteuer zu bestehen, die nur darum so wenig allgemein bekannt geworden sind, weil in der Regel Niemand zugegen war, der sie hätte aufzeichnen können. Den Seemännern selbst fehlte es dazu an Zeit, und Viele besaßen wohl auch nicht Kenntnisse genug oder waren der Sprache und Feder zu wenig mächtig, um ihre wunderbaren Erlebnisse in ein Gesammtbild zusammenzufassen. Auch dachten die Meisten an bereits Vergangenes nicht weiter, wenn es nicht in Zusammenhang stand mit der lebendigen Gegenwart.

Vermeeren erfuhr durch diese Erzählungen, wie schnell Ipsen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen hatte. Er stieg von Stufe zu Stufe, erhielt bald das Commando eines eigenen Kutters, mit dessen Bemannung er die ganze Flotille einer verwegenen Seeräuberbande schlug und zum Theil zerstörte. Am meisten Ruhm und Ehre aber brachte ihm sein kühner Kampf mit den Piraten an der Küste Marocco's, in welchem er den feindlichen Anführer in ritterlichem Zweikampfe erschlug, wobei er selbst zwei Wunden davon trug. Diese Heldenthat hatte Ipsen vor ungefähr drei Jahren vollbracht. Als die Kunde davon nach Holland drang, sang das Volk Loblieder auf den friesischen Helden, man entwarf, freilich nur auf gut Glück, ein Bild von dem gewaltigen Seemanne, und brachte dieß, zugleich mit einer wunderbar ausgeschmückten Beschreibung all' seiner Heldenthaten, als fliegendes Blatt auf den Markt. So zerstreute es sich in die nächsten Seestädte, kam von diesen in die benachbarten Länder und ward von fremden Schiffern, welche holländische Häfen besuchten, bis in die entlegensten Niederlassungen am Nordpole verbreitet.

Das letzte große Seegefecht, welches Ipsen mit einer Flottenabtheilung der Generalstaaten im indischen Ocean siegreich bestand, veranlaßte die holländische Regierung, dem Manne, welcher so Verdienstvolles gethan, und dafür sich den Dank der ganzen Nation erworben hatte, eine Auszeich-

nung seltenster Art zu Theil werden zu lassen. Ein Flottenwechsel war unter allen Umständen gerechtfertigt. Niß Ipsen, bereits seit Jahr und Tag zum Capitän-Lieutenant einer Fregatte ernannt und seitdem Commandeur einer Kriegsflotille, ward zurückberufen. Gern folgte der ruhmgekrönte Mann diesem Befehle, denn auch ihn zog das Herz nach den alten, heimathlichen Küsten, die er seit über acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Lebten ihm doch im fernen, nebelbedeckten Norden noch einige Menschen, an denen er Theil nahm, deren er oft gedenken mußte, und diese Rückblicke enthielten nicht selten den hellen Strahlenglanz der Ruhmessonne, die über seinem Haupte so verheißungsvoll aufgegangen war, durch häßliche dunkle Flecke.

Vermeeren hörte den Erzählungen seines Gastes mit großer Aufmerksamkeit zu. Einige Male, wo der frühere Knecht seine gefahrvollen Kämpfe, in denen sein Leben auf der Spitze stand, mit lebendigen Farben malte, ward dem friedliebenden Handelsherren schwül, was er durch unruhiges Hin- und Herrücken auf seinem Sessel zu erkennen gab. Am Schlusse seiner Mittheilungen nahmen die belebten Gesichtszüge des Capitän-Lieutenants einen etwas verdüsterten Ausdruck an, und die sanfter klingende Stimme des heldenmüthigen Mannes verrieth, daß er Gedanken trüber oder doch wehmüthiger Art nachhing.

(Fortsetzung folgt.)

Ein witziger Einfall.

Ein gewisser Feldprediger, der sich eben so sehr durch witzige Einfälle, als durch die Freiheit, mit welcher er oft über Frauenzimmer von unbescholtenem Rufe sprach, auszeichnete, erlaubte sich einst an einer öffentlichen Tafel die Aufführung einer gewissen Dame auf's heiterste durchzuziehen. Der Oberst, der nahe mit derselben verwandt war und mit an der Tafel saß, sagte: „Herr, alles, was Sie da von der Dame erzählen ist Lüge und Verläumdung, und säße ich bei Ihnen, so würde ich Sie gebührend dafür züchtigen. Da ich aber so weit von Ihnen sitze, so haben Sie sich so anzusehen, als hätten Sie ein paar derbe Maulschellen von mir bekommen.“ — „Mein Herr,“ erwiderte der Feldprediger, „mein Stand verbietet mir, einen Degen zu tragen. Säß' ich aber bei Ihnen, so würde ich einem der Herren Offiziere den Degen von der Seite reißen und Sie durch und durch rennen. Da ich aber so weit von Ihnen sitze, so haben Sie sich so anzusehen, als hätte ich Sie wirklich durchbohrt und völlig getödtet.“ — Der Oberst, durch diese spöttische Erwiderung zum heftigsten Zorn gereizt, sprang wüthend auf, als wollte er den Feldprediger zermalmen. Doch dieser blieb sich völlig gleich und bemerkte ganz ruhig, sich zu den Tischgenossen wendend: „Sie wissen, daß ich meinen Gegner bereits getödtet habe; drum brauch' ich auch das Gebaren der verstorbenen Partei nicht weiter zu beachten.“ — Dieser launige Einfall erregte ein allgemeines lautes Gelächter, in welches auch der Oberst mit einstimmen mußte. Um so leichter gewann nun auch dieser seine gute Laune wieder, und die beiden Streitenden schieden zuletzt als gute Freunde von der Tafel.

Der Quäker vor Gericht.

Ein Quäker wurde vor Gericht in einer Defraudationssache vernommen. Bekanntlich schwören die Quäcker nicht und reden Jedermann mit „Du“ an. Also beantwortete der gefragte Quäker alle vorgelegten Fragen kurz und klar, redete aber dabei die fragenden Räthe öfter mit „Du“ an. Einer von diesen Herren ward endlich unwillig darüber und fragte den Quäker: „Für wen halten Sie uns? Wissen Sie wohl, wofür wir hier sitzen?“ „O ja,“ entgegnete der Quäker, „einige für 2000, Andere für 1000, Andere für 800 fl. des Jahrs.“

Verschiedenes.

Aschaffenburg, 11. Sept. In einem hiesigen Garten steht gegenwärtig ein Weinstock zum Zweitenmale in Blüthe.

Mainz, 10. Sept. Bei der Hechtsheimer Vorkirchweihe, die am verflossenen Sonntag und Montag gefeiert wurde und dieses Jahr fast noch zahlreicher als in früheren Jahren von Mainzern frequentirt war, wurde in dem besuchtesten Lokal daselbst eine solche Menge von Lebensmitteln verschiedener Art konsumirt, wie dieß auf einer anderen Kirchweihe wohl selten der Fall sein möchte. So erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, daß an diesen zwei Tagen mehr als Einhundert und fünfzig gebratene Hahnen, zweiundvierzig Kapaunen, sechsundfünfzig gebratene Enten, mehr als Zweihundert gebratene Tauben und eine fabelhafte Menge von Bratwürsten vertilgt wurden, ohne der verschiedenen Braten u. s. w. zu gedenken, die nicht zu zählen waren. Daß die Wein-Konsumtion mit dem Speisenabsatz im Verhältniß stand, bedarf kaum der Bemerkung.

(Eine interessante Hochzeit.) Letzten Samstag hat der seit mehr denn 40 Jahren in der Piarkirche St. Johann am Graben in Graz angestellte Kirchendiener Gregor Gouri daselbst seine goldene Hochzeit gefeiert. Der Bräutigam ist 89, die Braut 84, der eine Beistand Franz Jüngling ist 102, der andere Joseph Reiter 90 Jahre alt.

Alte Schiffer erinnern sich keines so ergiebigen Häringsfangs als heuer. Allein im Hafen von Whitby wurden innerhalb zwei Nächten 3 Millionen Stück gefangen.

Die deutsche Pariser Ztg. bringt einen Artikel über die ungemeine Entwicklung, welche in Paris der Handel mit Briefmarken genommen hat. Mehrere Pariser Buchhändler haben sich an die Spitze dieses Geschäftszweiges gestellt, halten Niederlagen von Freimarken aus der ganzen Welt und tauschen und kaufen dieselben ein. Jede Freimarke hat je nach dem Lande, aus dem sie stammt, oder nach der Menge in der sie auf dem Markte vorhanden ist, ihren Curs. Am höchsten stehen die hinterindischen Marken, so wie einige alte europäische Species, die, nachdem sie früher einige Zeit eingeführt, später wieder abgeschafft worden waren. Sammlungen von 500 Stück werden mit 600 bis 1000 Frc. bezahlt.

Raritäten-Kästlein.

Der Theolog Teller wurde vom Prinzen von Sachsen gefragt, ob er Kinder habe. „Gewiß, Durchlaucht,“ erwiederte Teller; „das wäre eine schlechte Wirthschaft, in welcher sich nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen befänden.“

Der Müller im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn sie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sakrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: „Glaubst Du auch, selig zu werden?“ — „Es wird hart genug halten,“ sagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zu dem Müller kam, that er ihm die Frage: „Wie heißt das siebente Gebot?“ — „Herr Pastor,“ antwortete er, „damit geb' ich mich nicht mehr ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlassen.“ Darüber ergrimmte der Prediger und fragte ihn: „Was hoffest Du mit Deinen Sünden bei Gott verdient zu haben?“ — „Ich will nichts dafür haben,“ antwortete der Müller.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 11. Sept. Der Centner: Weizen 6 fl. 36 kr. Korn 4 fl. 40 kr. Gerste, zweireihige, 5 fl. 3 kr. vierreihige, 3 fl. 10 kr. Spelz 4 fl. 39 kr. Hafer 2 fl. 48 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr. Erbsen 4 fl. 50 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 17 kr. Kornbrod 6 Pfd. 22 kr.

Homburg, 10. Sept. Der Centner Weizen 6 fl. 20 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelzkern 6 fl. 15 kr. Spelz 4 fl. 22 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 2 kr. Mischfrucht 4 fl. 33 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 37. Sonntag, den 21. September 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Je näher sich die Reisenden dem Schlosse Lysa näherten, je öfter gaben sich an verschiedenen Stationen Ausbrüche und verübte Exzesse kund, denn zügellose Banden durchschwärmten die Gegenden, da wohl die Gährung, aber noch keine Organisation der Insurgenten zu Stande gebracht war.

Die fieberhafte Aufregung der Gräfin ward hier noch mit jedem Tage genährt und mit Ungeduld beschleunigte sie das Ende der Reise, während Konstanze in eine dumpfe, verzweiflungsvolle Schwermuth verfiel. Endlich rollte der Wagen vor das Schloß Lysa. Konstanze hegte keine Hoffnungen mehr auf den Anblick, auf die Gegenwart ihrer geliebten Mutter, die Stimme ihres Innern sagte ihr, daß sie nur zum Opfer einer geheimen Intrigue auserseheh sei, und nur dem eigentlichen Zwecke sah sie mit Spannung entgegen. Sie warf einen ahnungsvollen Blick auf das einsam gelegene, weitläufige und bis auf einige anmuthige Parkanlagen und Alleen, welche die Vorderseite umgaben, düstere Schloß.

Der Wagen, der die reisenden Damen brachte, hatte sich kaum dem Schloßportal genähert, als auch schon mehrere Diener dem Empfange herbeigeeilt kamen.

Die Gräfin neigte sich hastig zum Wagenfenster hinaus, um dem zunächst stehenden Diener sogleich mit der Frage anzureden: „Was ist vorgefallen, wie geht es unseren Freunden?“

„Gnädige Gräfin,“ erwiderte der Diener und öffnete den Wagenschlag, „es sind täglich Boten in das Schloß gekommen. Sie sind sehnlichst zurückerwartet worden, man sieht dringend Waffen, Munition und Geld entgegen. Die Stimmung ist überall vortrefflich, überall Anhang und Zulauf.“

„Das ist herrlich!“ rief die Gräfin und sprang fast ohne Hülfe aus den Wagen. „Sind keine Briefe gekommen?“ fragte sie.

„Ich habe mehrere in Verwahrung nehmen müssen, wann befehlen die Frau Gräfin dieselbe zu lesen?“

„Sogleich,“ antwortete die Gräfin sehr erregt, „das duldet keinen Aufschub.“ Schon war sie einige Schritte fortgeeilt, als sie sich erinnerte, Konstanze vergessen zu haben. Indem sie mit der Hand nach ihr deutete, gab sie den Befehl: „Man bringe meine kleine Gefangene aus dem Wagen sogleich in Sicherheit. Sie soll das Eckzimmer auf dem linken Flügel bewohnen, man führe sie dorthin und sorge für ihre Bequemlichkeit. Auf Wiedersehen, meine Kleine!“

Mit einem leichten Gruße nach ihr und mit einem bedeutsamen Wink nach dem Diener verschwand die Gräfin unter dem Portal und eilte auf ihr Zimmer.

Auf Konstanze hatte der Abschied der Gräfin einen entsetzlichen Eindruck gemacht. Sie war eine Gefangene. Betäubt ließ sie sich von dem Kammerdiener über Treppen und Korridore nach dem angewiesenen Zimmer führen. Sie sah nicht die prachtvollen, luxuriösen Ausstattungen des Gebäudes, welche im französischen Geschmack das Innere des Schlosses hervorhoben; das Schloß trug für sie nur die düstere Farbe eines Gefängnisses. Das Eckzimmer, ihr angewiesener Aufenthaltsort, ward vor ihr geöffnet, ihr Blick überflog den Raum. Niemand hatte ihrer darin, sie war allein. Als sie ermattet auf den Divan sank, hörte sie leise die Thür des Gemachs von außen verschließen. Sie war also wirklich eine Gefangene.

7.

Die Testamentsvollstreckung.

Am heutigen Tage war das Haus der verstorbenen Frau Baronin v. Wandow in Breslau zu einem Sammelplatze der sämmtlichen Familienmitglieder bestimmt, da die Testamentseröffnung der reich begüterten Baronin statt haben sollte. Die vornehme Verstorbene hatte sich durch mancherlei Wohlthätigkeitswerke in der Stadt hervorgethan und angesehen gemacht. Nach ihrem Ableben wurden bedeutende Spenden unter die Bedürftigen der Stadt vertheilt, und Arme und Nothleidende waren gekommen, um ihre Dankgebete für die Entschlafene an dem Paradebette zu verrichten, auf welchem die Leiche in dem Hotel ausgestellt gewesen. Die Majorin Frau v. Zarkow hatte die Vertheilung der Almosen selbst angeordnet, und den Zutritt aller Derjenigen ungehindert geduldet, welche dazu beitragen konnten, durch ihre Erkenntlichkeitsbezeigungen den Wohlthätigkeitssinn des Wandow'schen Hauses noch mehr zu rühmen und zu veröffentlichen.

Auch noch am heutigen Tage, da die Eröffnung des Testaments der reichen Erblichenen bekannt geworden, hatten sich einige Hülfsbedürftige vor der Thür und unter dem weitgeöffneten Portal des Hotels versammelt, ohne daß die Dienerschaft den verschiedenen Leuten den Aufenthalt verwehrte, denn die ziemlich laut geführten Gespräche derselben machten nur Lobreden und Ausdrücke der Dankbarkeit und Trauer hörbar.

Seit der zweiten Stunde des Nachmittags versammelten sich die zahlreichen Mitglieder der Wandows. Wagen auf Wagen kam geräuschvoll vor das Portal gerollt. In ehrerbietiger Entfernung wichen die vor dem Hause Versammelten jedesmal vor den Aussteigenden zurück und grüßten mit den demüthigsten Verneigungen, denn die ihrer Wohlthäterin Beraubten hielten es für das geringste Zeichen ihrer Dankbarkeit, sich unterthänig gegen Alle zu erweisen, welche sich dem Hause der edlen Verstorbenen näherten, oder in Verbindung mit demselben standen.

Durch Verspätung einiger Betheiligten hatte die Vollstreckung des Testaments bis zur sechsten Abendstunde hinausgeschoben werden müssen.

Es begann schon zu dämmern, als unter den noch immer auf der Flur harrenden Personen eine Frau erschien, deren Gesicht ein dunkler Schleier bedeckte. Sie war langsam durch das Portal geschritten und schien mit großer Theilnahme auf die Worte der Sprechenden zu hören. Von allen Seiten vernahm sie Lob und Preis über die Verstorbene.

„Gott habe das Engelherz selig!“ sagte eine Frau zu der andern an einer Krücke hängenden. Sie war die Mutter aller Armen und Verlassenen.

„Ja ja, ein wahres Mutterherz, noch im Tode hat die gottselige Frau an uns gedacht, deßhalb ist sie auch so sanft und ruhig eingeschlafen.“ Die Alte wischte sich bei diesen Worten ein Paar Thränen aus den Augen und fügte mit gerührter Stimme hinzu: „Gott segne dafür das ganze Haus.“

„Und das muß man sagen,“ hub die erste wieder an,

„stolz ist die gnädige Frau nicht gewesen, das sind alles Verleumdungen und Uebertreibungen. Haben sie uns nicht bis an ihren Sarg gelassen, haben wir nicht ihre Hände nehmen und küssen dürfen? Und wie menschenfreundlich hat sich die Frau Majorin, diese edle Frau, nicht gegen uns benommen. So gut wie der Pfarrer hat sie Trost und Segen über uns gesprochen, und obenein einen Jeden mit Geschenken entlassen. Die sieht aber auch der Mutter ganz ähnlich, und wie viel Thränen hat sie geweint, ja ja, die lieben Kinder, die werden am besten wissen, was für ein Engel von ihnen gegangen ist. Denn wer an Fremde so viel wendet, wird das eigene Fleisch und Blut gewiß nicht vergessen."

Eine dritte Frau hatte sich jetzt zu den Sprechenden gesellt, sie trug sichtbar etwas auf dem Herzen, gebrauchte aber die größte Vorsicht, es zu sagen, denn sie hielt die Hand vor den Mund. „Wir wissen doch Alle, daß es nicht gut ist, wenn auf den Todten noch im Sarge eine Thräne fällt, das ist allemal ein schlimmes Zeichen, nicht wahr? Davor muß man sich hüten, sage ich, und doch —"

„J. Gott bewahre!" fielen die Angeredeten der Dazugekommenen erschrocken in's Wort, „ist denn so Etwas bei unserer guten gnädigen Frau passirt, das wäre ja ein wahres Unglück."

„Das ist es, das ist es, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Sie wird keine Ruhe im Grabe haben, Gott behüte uns Alle davor. Ich glaube, die Frau Majorin selbst hat die Thräne darauf fallen lassen, denn sie stand dabei und beugte sich mit ihren verweinten Augen über die Todte, sie wollte das goldene Kreuz unter der Halskrause zurecht schieben. Die gute Seele hat sich dabei nichts gedacht, und wischte die Thräne auch gleich mit ihrem Tuche wieder ab. Ich will nichts Schlechtes reden, aber ein großes Haus hat manche verborgene Thür, und geht da Etwas hinein und heraus, was nicht Jedermanns Sache ist. Da ist vor Jahr und Tag das jüngste Fräulein vom Hause über die Schwelle gegangen, und noch hat sie kein Mensch wiederkommen sehen."

Die Sprechenden drängten sich mit Ohr und Mund zusammen, ihre Unterredung wurde leiser und für jeden Andern unverständlich.

Die verschleierte, vor wenigen Augenblicken erschienene Frau, welche bisher auf das Gespräch hörte, entfernte sich bei den letzten Worten. Eine seltsame Aufregung schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie ging mit unsicherm Schritt über die Flur auf die breite Haustreppe zu, welche in ihrer ganzen Länge mit einem schwarzen Teppich bedeckt war.

Die Gasflammen des Kandelabers längs dem Geländer der Treppe verbreiteten eine flimmernde Helle. Die Unbekannte setzte jetzt ihren Fuß auf die erste Stiege, es schien, als wollte sie durch ein Zögern weiter zuschreiten, sich Zeit geben, eine Aufregung zu bekämpfen, welche ihre Brust durchwogte. Ihr Blick war starr vor sich hingerichtet, dann ergriff sie den Lauf des Geländers, hielt sich daran und seufzte. Jetzt schweifte ihr Blick ruhelos umher, als ob Bilder einer vergangenen Zeit vor ihrem Auge schwebten, Erinnerungen, von welchen sie schmerzlich, aber durch das Wiedererfinden derselben an diesem Orte, auch mit augenblicklich wohlthuender Wehmuth erfüllt wurde. Fortgerissen von einem unwiderstehlichen Drange eilte sie nunmehr die Stiegen hinauf. Sie befand sich auf dem ersten Korridor, blickte um sich, erschrack und bebte, während ihr Blick aufs Neue umdüsterte.

Die Flügelthüren des Empfangsaales standen vor ihr weit geöffnet. Sie trat hinein. Das ganze Gemach war schwarz ausgeschlagen, der große Kronleuchter verbreitete aus der Mitte des Saales einen zitternden Kerzenschein. Dem Eingange gegenüber an der Längenwand erhob sich ein Trauerbaldachin, in dessen Krönung das Wappen des Hauses hing, von schwarzem Flor umhüllt. Unter dem Baldachin hatte das Paradebett der Verstorbenen gestanden. Im Hintergrunde befand sich das Kreuz mit dem Erlöser, zu dessen Seiten noch zwei große Kerzen brannten, deren Leuchter ebenfalls umflort waren.

Die Unbekannte, noch immer tief verschleierte Frau, ging mit schwankendem Schritt über die Mitte des Saales bis unter den Baldachin. Hier sank sie mit dem leisen, ächzenden Schmerzensrufe: „O, meine Mutter!" in die Knie.

(Fortsetzung folgt.)

* Des Dichters Traum.

Ein Jüngling, dem in schönen Stunden
Natur ein fühlend Herz geschenkt,
Sang Lieder, schlicht wie sie empfunden,
Treu, wie sie seine Seele denkt.
Er sang von Blumen, Bach und Wiesen
Von Freiheit, Ehre, Lust und Schmerz.
Sein Lied bringt manche Thräne fließen
Und pochen manches Männerherz.

Doch die Begeist'rung schien geschwunden
Und seines Lebens Lenz verblüht.
Dahin, was er einst tief empfunden,
Gemein, wofür er einst geglüht.
Was je befähigt schöne Seelen,
War auch des Jünglings Eigenthum,
Doch Glaube, Liebe, Hoffnung fehlen,
Wo diese, auch des Dichters Ruhm.

Was Wirklichkeit uns streng versaget
Hat oft im Traum uns schon beglückt.
Das Ziel, wornach so Mancher jaget,
Wird ihm im Schlafe nah' gerückt —
Der Jüngling ging bei Tages Neige
Die Brust geschwellt, dem Walde zu
Und fand im Schatten einer Eiche,
In Schlafesarmen süße Ruh'.

Geschäftig ist des Traumgotts Walten,
Er winkt mit seinem Zauberstab'
Und führt drei schöne Luftgestalten
Von Himmelshöhen leis' herab.
Wie vor der Musen Hochaltare
Umgaben ihn im Abendwind
Ein ernster Greis im Silberhaare,
Zwei Töchter, schön wie Engel sind.

Der Alte sprach: Ich heiße Glaube.
Von dir gar wenig noch gekannt.
Der Fromme blickt zu mir vom Staube,
Wird stark und treu an meiner Hand.
Umsonst, mein Sohn, ist all' dein Singen,
Stillt keinen Kummer, keine Pein;
Denn soll dein Lied zum Herzen dringen,
Muß gläubig es gesungen sein.

Hier meine Töchter: Hoffnung, Liebe,
Wähl Eine dir von diesen Zwei,
Wenn nichts auf Erden dir mehr bliebe,
So bleiben sie allein noch treu —
Die Hoffnung in dem Sternenkleide,
Tritt rasch und zärtlich zu ihm hin,
Bekränzt sein Haupt, voll Götterfreude,
Mit Epheu und mit Immergrün.

Sagt, daß sie ihm ein Anker bliebe
Auf seines Lebens schwankem Schiff,
Ihn stärk', wenn sich ein Sturm erhübe,
Ihn schütz', vor jedem Felsenriff,
Durchs ganze Leben ihn begleite,
Ihm tröstend helfe jederzeit,
Ihn übers Grab hinüberleite
Durchs Morgenthor der Ewigkeit.

Nun naht sich ihm die and're Schöne,
Tritt still und schüchtern auch heran.
In ihrem Aug' glänzt eine Thräne.
Sie blickt den Jüngling schweigend an.
Das war ein Blick der drang wie Feuer
Tief in des Schläfers Dichterbrust;
Sein Busen hob sich froher, freier.
Er fühlet nie geahnte Lust.

Ein Freudenstrahl durchzuckt die Seele,
Sein Auge glüht wie Glorienschein:
„Hör', Vater Glaube, wenn ich wähle,
„Die Liebe soll mein eigen sein."
Der Alte sprach: Wir folgen beide,
Bei Liebe muß auch Hoffnung sein
Und ich steh' tröstend euch zur Seite —
Jetzt wacht er auf und ist allein.

Die Traumgestalten sind verschwunden,
Ihm quillt ein Seufzer tief und bang.
Doch, was sein Herz im Traum empfunden,
Begeistert ihn sein Lebenlang.
Ganz anders tönen seine Lieder,
Von Lieb' und Hoffnung singt er nun,
Und gläubig hallts im Herzen wider,
Gestärkt im Hoffen, Lieben, Thun.

F.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

„Ich kann Sie nur bewundern," sagte Vermeeren nach einer Pause, während welcher er das eben Vernommene in sich verarbeitete, „und wenn auch von Ihrem wohlverdienten Ruhme für mich nichts abfällt, daß ich dennoch stolz auf Sie bin und an Ihrem Glanze mich mit erfreue und labe, können die Generalstaaten mir nicht wehren. Mittelbar ist ein Theil Ihres Ruhmes mein Eigenthum; denn hätte ich Sie nicht geheuert damals, als Sie in Gefahr waren, den Seelenverkäufern in die Hände zu fallen, so besäße mein Vaterland einen tapfern Degen und berühmten Seehelden weniger."

„Und mich freut es, daß Sie zu dieser Erkenntniß kommen," sagte Ipsen. „Der Eine nennt es Schicksal, der Andere Zufall, wir wollen einstweilen an der Meinung festhalten, es sei die unerforschlich weise Vorsehung gewesen, die mich so wunderbar geführt, und aus der tiefsten Erniedrigung, den tiefsten Bedrängnissen, in die ein Mensch gerathen kann, zu so unverhofftem Glück emporgehoben habe. Nur, daß ich dies irdische Glück mit Niemand theilen soll, das drückt mich."

„Das ist Thorheit, mein Freund," fiel Vermeeren lebhaft ein, „das sind Grillen, die Sie verscheuchen müssen. Ein Mann, wie Sie! Mein Gott, wäre ich jetzt an Ihrer Stelle, so ruhmgekrönt, so von allem Volke geehrt und bewundert, ich dächte ohne langes Besinnen an eine glänzende Partie, und das schönste und reichste Mädchen in Holland wäre mir nicht zu gut, ich fragte getrost an. Sehen Sie, hätte ich eine Tochter von siebzehn, achtzehn Jahren, auf silbernem Präsentirteller böte ich Sie Ihnen an zum Ehegespons, aber ich habe keine, das ist der Fehler. Meinen verzogenen Schlingel Adam, der ein ganz guter Junge wäre, wenn er nicht so unverschämt viel Geld unter die Leute brächte, können Sie leider nicht heirathen. Aber ich rathe sehr, lieber Freund, sehen Sie sich um unter den Töchtern des Landes. Gerade jetzt ist die beste Zeit dazu für Sie gekommen. Sie sind begehrt, also dürfen Sie auch viel verlangen. Später kann sich das wieder ändern. Und beim Heirathen, mein werther Herr Capitän-Lieutenant, beim Heirathen muß man alle fünf Sinne beisammen haben, oder es trägt sich zu, daß man dummes Zeug macht."

„Sie meinen es gut, Herr Vermeeren," erwiederte Ipsen, „und ich danke Ihnen dafür, dennoch fürchte ich, Ihre sehr beherzigenswerthen Rathschläge werden diesmal wohl ungehört an mir vorübergehen müssen."

„Warum? Einen guten Rath darf auch der Klügste, der Größte und Mächtigste nicht verachten."

„Das thu' ich gewiß nicht."

„Dann müssen Sie auch einsehen, daß ich Recht habe."

„Sie würden unbedingt Recht haben, wäre ich nicht längst schon versprochen."

„Wirklich? Und mit wem, wenn ich fragen darf. Doch nicht mit einer malayischen Prinzessin?"

Ein melancholisches Lächeln glitt über das ausdrucksvolle Gesicht des Seehelden.

„Ich bin zu niedrig geboren," sagte er, „um meine Blicke so hoch erheben zu können. In eines Käthners Hütte erblickte ich das Licht der Welt, verwaiste frühzeitig, kam noch, ehe ich denken konnte, unter fremde Leute, und meine erste Beschäftigung, die mir noch erinnerlich ist, war, daß ich das Vieh auf der Weide in einem der Karge beaufsichtigte. Weil ich etwas Geschick zeigte und muntern Geistes war, hatten mich die Hofbesitzer gern. Mit Pferden wußte ich gut umzugehen, darum fand ich später ein Unterkommen als Ackerknecht. Nach zweimaligem Dienstwechsel kam ich nach Bombüllhof. Dort lernte ich ein braves Mädchen kennen und verlobte mich mit ihr —"

„Die Tochter des Hofbesitzers — eine reiche Erbin?"

„Nein, Herr Vermeeren, nur seine Dienstmagd."

Der reiche Kaufmann fuhr von seinem Sitze auf, als wäre ihm ein Schuß durch die Brust gegangen; dann aber brach er in lautes Lachen aus.

„Dacht' ich mir's doch," rief er, „daß Sie das Scherzen auf altfriesische Art nicht lassen könnten! Trefflich, ganz vortrefflich! Capitän-Lieutenant der Generalstaaten, Sieger in so und so vielen Seeschlachten, Bräutigam einer Dienstmagd! O, es ist himmlisch-originell! Ihr Schatz lebt doch noch?"

Als Vermeeren bei dieser letzten Frage seinen Blick dem Seemanne wieder zuwandte, verstummte er und erschrack, als habe er ein Gespenst oder sich selbst als Doppelgänger gesehen, Ipsen blitzte ihn aus seinen blauen Augen so ingrimmig an, daß er sich ganz unwohl fühlte.

„Ich scherze nicht mit so heiligen Dingen, Herr Vermeeren," sagte Ipsen, seinen Unwillen bekämpfend. „Margreth liebte mich, sie war eine treue, edle, großsinnige Natur. Aus Liebe zu ihr ward ich ein Todtschläger an dem, der sie mir rauben wollte, und um nicht in die Hände erbarmungsloser Feinde zu fallen, flüchtete ich. Was mir weiter zustieß, ist nicht wichtig. Ich kam nach Amsterdam — das Andere wissen Sie. Erlebt, erfahren, gesehen habe ich viel seitdem, Herr Vermeeren, ein Mädchen aber wie meine Braut auf Bombüll Hof, ist mir auf all' meinen Irrfahrten nicht wieder begegnet."

Dem gutmüthigen Handelsherrn that es leid, daß ein unvorsichtiges Wort den Mann, dessen Thaten er aufrichtig bewunderte, verletzt hatte. Um ihn zu beruhigen und zugleich ihm zu beweisen, daß nur das aufrichtigste Wohlwollen gegen ihn sein Herz erfülle, sagte er jetzt:

„Verzeihung, mein Herr Capitän-Lieutenant! Der Mensch kann sich irren — ich wußte nicht — ich konnte nicht ahnen —"

„Schon gut, Herr Vermeeren, es bedarf keine Entschuldigung. Jeder sieht die Welt mit seinen Augen an. Bin ich auch ein Mann von Rang geworden, mein Herz ist geblieben, was es war, als ich noch den Pflug führte und schweren Kleiboden umbrach. Und darin, will's Gott, soll auch die Zukunft, mag sie mir sonst bringen, was der Himmel mir bestimmt hat, keine Aenderung machen."

Ipsen blickte düster vor sich nieder, Vermeeren aber berührte seine Schulter und sagte ermuthigend:

„Wenn ich Ihnen dienen kann, Herr Capitän-Lieutenant, so bitte ich, nach Belieben über mich zu verfügen. Haben Sie nie wieder von dem Mädchen, das Sie lieben und dem Sie in so eigenthümlicher Weise die Aenderung Ihres Lebenslaufes verdanken etwas gehört?"

„Das war unmöglich," versetzte niedergeschlagen der Seemann, „denn nie kamen friesische Schiffer in die Gegend, wo ich seitdem lebte."

„Freilich — es ist lange her —"

„Und — denn das wollen Sie ja doch sagen, Herr Vermeeren — Mädchen sind schwach und wankelmüthig. Nun, übel nehmen kann ich Ihnen das nicht."

Der Kaufmann machte ein sehr bedenkliches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Acht Jahre wartet so leicht kein Mädchen, das ihr Bräutigam verläßt."

„Gezwungen verläßt, Herr Vermeeren!"

„Sehr wohl — aber —“

„Was?“

„Sie hörte nichts mehr von Ihnen, sie wird Sie für todt gehalten haben.“

Ipsens Züge wurden immer trauriger. Vermeeren ging ein paarmal durch's Zimmer, einige Fäserchen von dem prächtigen Teppich aufsammelnd, welcher den Fußboden bedeckte. Dann trat er abermals zu seinem Gaste und sagte:

„Man könnte ja Erkundigungen einziehen lassen.“

„Bombüll-Hof brannte nieder in der Nacht, wo ich flüchtete,“ sprach der Capitän-Lieutenant, mehr zu sich als zu Vermeeren, und indem er der Schreckensnacht jener gewagten Flucht gedachte, sah er sich im Geist wieder auf dem grau schimmernden Watt, umrauscht von der rückkehrenden Fluth und umdunstet von den trügerischen Meernebeln.

„Er wird längst wieder aufgebaut sein,“ meinte der Kaufherr. „Soll ich dort anfragen lassen?“

Ipsen stand auf und trat an's Fenster, ohne dem Gastfreunde zu antworten. Ein Zug Matrosen verschiedener Nationen wankte unsicher die Straße entlang. Einige derselben sangen mit heiserer, sehr lauter Stimme ein Lied, dessen Melodie ihm bekannt vorkam. Er stieß das Fenster auf und lauschte. Friesische Töne berührten schmeichelnd sein Ohr, und als hätte ein hilfreicher Genius ihm den Namen zugeflüstert, der plötzlich auf seine Lippe trat, rief er, froher Hoffnung sich hingebend: „Cruppius! Wo mag er jetzt weilen?“

„Ist das ein alter Bekannter?“ fragte der dienstwillige Vermeeren.

„Ein Freund, mein Herr, und auch ein Bekannter von Ihnen.“

„Was Sie sagen!“

„Gewiß und wahrhaftig! Cruppius hieß mein Begleiter, den Sie mit mir zugleich für Ihr nach Batavia bestimmtes Schiff anwarben.“

„Und er konnte sich von Ihnen trennen?“

„Unbeständig, wie das Meer, war unser Beider Leben,“ sagte Ipsen. „Mich fesselte Indien, seine Wunder, seine Beherrscher, meinem Freund behagten weder die Menschen noch die Natur. Ein kurzes Sklavenleben, das er gleich vielen andern friesischen Seefahrern an den Küsten Marocco's zu führen genöthigt ward, bis er durch List seinen Peinigern entfloh, hatte ihm die südliche Erdhälfte verleidet. Er kehrte zurück, gerade als ich mein erstes Seegefecht ruhmvoll bestanden, und was er seitdem gewirkt hat, ist mir eben so unbekannt geblieben, wie alles Andere, was mein Geburtsland angeht. Ich erinnerte mich seiner jetzt, weil einige Landsleute vorüberzingen.“

„Dann müssen auch friesische Schiffe im Hafen liegen.“

„Ich sah doch nirgends die friesischen Farben.“

„Die sieht man kaum in Jahren einmal,“ erwiederte Vermeeren, „doch das ist kein Grund, daß nicht friesische Seefahrer unter uns leben. Die meisten dienen auf englischen, hamburgischen und bremer Schiffen. Es bedarf nur eines Wortes, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen.“

Von fern ließ sich jetzt eine rauschende Musik hören; auf der Straße ward es wieder lebhafter. Ipsen ergriff die Hand seines Gastfreundes.

„Ich nehme Sie beim Wort,“ sagte er ernst. „Führen Sie mir einen Mann zu aus Nordfriesland, der am Festlande, wie auf den Inseln gleich heimisch ist, und wenn Sie jemals erwartet haben, daß ein Mensch Ihnen Dank sagen werde, so bin ich es, Sie sollen ein Recht haben, mich, wenn ich es unterlasse, zu jeder Stunde, an jedem Orte daran zu mahnen.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ gab Vermeeren lachend zur Antwort, „und wenn ich von Ihrem Danke nichts hören will, so werden Sie mir deshalb, hoff' ich, keinen Prozeß an den Hals werfen.“

Noch während der Kaufmann sprach, war die Musik, begleitet von einer summenden Menschenschaar, vor Vermeeren's Hause stehen geblieben. Der Name des Gefeierten ging von Munde zu Munde und als Ipsen sich am Fenster zeigte, scholl ihm ein rauschendes Hurrah entgegen. Tücher, Mützen und Hüte wurden geschwenkt und mit gellenden Tönen brachte die Musik dem Helden des Tages einen Tusch. Ipsen war genöthigt zu danken und später die Huldigungen aufzunehmen, mit denen ihn die Bevölkerung Amsterdam's zu beehren für Pflicht hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Zweibrücken, 17. Sept. (Assisenverhandlungen.) In der gestrigen Sitzung wurde gegen den wegen Diebstahls bereits bestraften Dienstknecht Johannes Folz von Trippstadt verhandelt. Derselbe war angeklagt, in der Nacht vom 12. Juli 1859 seiner früheren Dienstherrin Wittwe Straßer in Baun aus deren Wohnhaus mittels Einsteigens und rechtswidrigen Gebrauchs eines Schlüssels eine Summe von etwa 300 fl. entwendet zu haben. Als der Verdacht der Thäterschaft sich gegen den Beschuldigten gerichtet hatte, war derselbe nach Frankreich geflüchtet und konnte erst am 10. Aug. l. J. verhaftet werden. Den Gründen der Vertheidigung nachgebend, nahmen die Geschworenen die erschwerenden Umstände des Einsteigens und des rechtswidrigen Gebrauchs eines Schlüssels als nicht erwiesen an, und sprachen den Angeklagten nur des einfachen Diebstahls für schuldig. Die That erhielt dadurch den Charakter eines bloßen Vergehens und der Angeklagte mußte freigesprochen werden, weil die Untersuchung gegen ihn über 2 Jahre geruht hatte und die Strafverfolgung daher verjährt war. — In der heutigen Vormittagssitzung wurde der 43 Jahre alte Taglöhner Daniel Hauser von Altstadt der an seinem 12jährigen Töchterchen verübten Nothzucht für schuldig erklärt und zu 8jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. In der zweiten Sitzung wurde die 27 Jahre alte Margaretha Bergdoll von Annweiler der freiwilligen Tödtung ihres neugeborenen Kindes schuldig erkannt und ebenfalls zu 8jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Frankfurt, 15. Sept. Das Deficit des hiesigen Schützenfestes wird, nach der Südd. Ztg. nicht viel weniger als 20,000 fl. betragen. Dasselbe Blatt klagt auch über die außerordentlich hohen Rechnungen, welche Frankfurter Gewerbs- und Geschäftsleute dem Schützenfest Comite eingereicht haben.

Köln, 11. Sept. Ein hier weilender Fremder wurde gestern Abend das Opfer einer schlau angelegten Spitzbüberei. Auf der Brückenstraße wurden nämlich drei dort passirende elegant gekleidete Frauenzimmer von einigen denselben folgenden Bummlern insultirt. Die Damen eilten zu dem vorgedachten Herrn und baten denselben, sie zum Schutze gegen die Zudringlichkeiten der Bummler nach der Schildergasse zu begleiten. Der also angeredete Fremde zögerte nicht, sich dem verlangten Ritterdienste zu unterziehen. Die während des Arm in Arm angetretenen Weges eingeleitete Unterhaltung nahm, wie es scheint, eine etwas lebhafte Wendung, und man entschloß sich, in eine Conditorei einzutreten, wo der Herr seine anmuthigen Schützlinge bewirthete und dann, nachdem noch eine kurze Strecke zurückgelegt war, seine Börse mit etwa 18 Goldstücken vermißte. Der Bestohlene merkte nun auf das allerdeutlichste, in welcher Gesellschaft er sich befand. Er hielt zwei seiner Damen fest und bewirkte deren Verhaftung. Die Dritte aber eilte geflügelten Schrittes mit ihrer Beute davon. Sie ist jedoch, wie wir hören, heute ermittelt und verhaftet worden.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 18. Sept. Der Centner: Weizen 6 fl. 37 kr. Korn 4 fl. 39 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 20 kr. vierreihige, 3 fl. 10 kr. Spelz 4 fl. 13 kr. Hafer 3 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 17 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 17. Sept. Der Centner Weizen 6 fl. 28 kr. Korn 4 fl. 27 kr. Spelzkern 6 fl. 21 kr. Spelz 4 fl. 16 kr. Gerste 4 fl. 30 kr. Hafer 3 fl. 3 kr. Mischfrucht 4 fl. 27 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln 1 fl. — kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Steinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 38. Sonntag, den 28. September 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

In dem Saale befand sich, gegen die Seite der Thür sitzend, ein Kammerdiener, welcher die Aufsicht führte. Seine Hände ruhten gefaltet auf seinen Knieen, theilnehmend betrachtete er die Unbekannte, ohne sie zu stören. Der Diener saß gebeugt, sein Gesicht war bleich, das Alter hatte es mit Falten, den Kopf mit schneeigem Haar bedeckt. Er hielt die eingetretene fremde Person, welche jetzt betend vor der Trauerstätte lag, für eine jener verschämten Armen, die den Verlust ihrer verstorbenen Wohlthäterin betrauere, und gekommen sei, ihren Schmerz in dieser Weise kund zu geben. Bald aber machte ihn ihre ungewöhnliche Gemüthserschütterung aufmerksamer. Da er die Fremde immer heftigere Seufzer und krampfhafte Töne auspressen hörte, befürchtete er eine Ohnmacht für sie, erhob sich von seinem Platze, um sich ihr zu nähern.

In demselben Augenblick hatte sich indessen auch die Verschleierte plötzlich aufgerichtet, ihr geheimer Seelenkampf schien überwunden, die vorhin so schwankende, fast schleichende Haltung glich in nichts mehr dem muthigen und festen Auftreten, mit welchem die Unbekannte dem Diener entgegen ging. Mit einer raschen Handbewegung entfernte sie den Schleier von ihrem Gesicht. Der Diener wich betroffen einige Schritte zurück, vor den bleichen, verstörten Zügen, welche er erblickte.

„Ich bitte,“ sagte die Fremde zu ihm mit fester Stimme, „melden Sie mich der Baronin v. Wandow.“

Mehr verwirrt über die eisige Bitterkeit und Entschlossenheit, welche bei dieser Anforderung aus den Mienen der Frau sprach, als über die Seltsamkeit ihres Wunsches, antwortete der Diener befangen: „Der gnädigen Frau kann ich Sie nicht mehr melden, denn sie ist gestorben und begraben; ich glaubte, Sie wüßten davon.“

„Ich wußte nichts, man ließ es mich nur errathen,“ erwiderte die Fremde kalt. „Nun aber weiß ich es doch, ich, ja, ich — o, die Tochter!“

Sie vermochte nicht ihre Rede zu vollenden.

„Mein Gott,“ stammelte der Diener und erhob die zitternden Hände, in dem er die Fremde wie im Traume anblickte, „das gnädige Fräulein! Ja, ich sehe es vor mir, Fräulein Gabriele, sind Sie in dieser Stunde, da wo Sie nicht fehlen durften, wirklich erschienen, wie mir meine Augen sagen, oder ist der Verstand des alten Daniel schon so schwach geworden, daß er an Einbildung leidet?“

„Nein, nein, Du alter Mann, Du mein guter Daniel, Du irrst Dich nicht; ich habe auch einmal zu diesem Hause gehört; ich bin Gabriele, heiße Valentin, — das ist lange her, daß Du mich hier auf Deinen Armen getragen hast. War es nicht hier! Ja, ja, es ist dasselbe Haus, aus welchem mich der Fluch meiner Mutter, deren letzte Reste hier unter diesem Trauergerüst geruht haben, wo ich eben noch ihre Vergebung erfleht, verstoßen hat.“

„Mein armes Fräulein!“ rief der Diener, während Thränen aus seinen Augen rollten, „ach, Sie kommen zu spät. Wohin soll Daniel Sie heute noch führen? Haben sie Ihnen denn noch einen Platz übrig gelassen, — o nein, ich glaube es nicht.“

„Daniel,“ sagte Gabriele, nachdem sie in ihm einen ihr einst ergebenen und treuen Diener wiedererkannt hatte, „das Eine ist gut, daß wir uns hier zusammentreffen. Fürchte nichts, denn ich komme nicht als eine Bettlerin. Ich bin unter dem Schutze eines großmüthigen Freundes seit zwei Tagen in Breslau angelangt. Ich hörte von dem Tode meiner Mutter reden — es war den Meinigen viel zu viel, mir, der Verstoßenen, davon eine Anzeige zu machen — die Verstoßene hatte ja keine Mutter mehr! O, Daniel, ich bin auch nicht gekommen, meine verlorne Mutter zu suchen, nein, denn ich suche meine Kinder, die eigenen Kinder, welche mir der Fluch meiner Mutter, der Haß meiner Geschwister geraubt hat. O, komm, komm und hilf mir; sage mir, welche Person jetzt dieses öde Haus beherrscht, führe mich zu ihr, wenn es die Majorin, die älteste Tochter, ist.“

Die steigende Aufregung Gabrielens erschütterte den alten Diener, welcher Gabriele seit ihrer Kindheit, und das traurige Loos, welches sie im elterlichen Hause gezogen, kannte und beurtheilte.

„Augenblicklich,“ antwortete er mit gedämpfter Stimme, „ist das Haus noch herrenlos, aber noch heute, in dieser Stunde schon, wird es sich entscheiden, wem es als Eigenthum zufällt. Ihre ganze Familie ist heute zusammengekommen, das Testament Ihrer verstorbenen Mutter wird eröffnet. Alle sind dort in dem grünen Gemache damit beschäftigt.“

„Dann laß mich nichts versäumen,“ rief Gabriele mit unheimlicher Geberde, „führe mich hinein, oder — ich gehe selbst, ich finde mich wohl noch zurecht, es ist ja meiner Eltern Haus, ist meine Geburtsstätte.“

Gabriele entfernte sich.

„Gehen Sie nicht!“ rief Daniel, als er sah, daß Gabriele nach dem angedeuteten Gemache zuschritt, „gehen Sie nicht, die Alle da drinnen haben kein Herz für Sie, bleiben Sie!“

Gabriele war bereits in das Cabinet eingetreten, das zwischen dem Empfangssaale und dem grünen Gemache lag, in welchem die Wandow'sche Familie ihre Testamentseröffnung vollzog. Sie ging gerade darauf zu und legte die Hand an die Thür.

Das grüne Gemach, welches den Sammelplatz der Erben bildete, war eines der weitläufigsten des palastähnlichen Gebäudes und mit verschiedenen Zugängen versehen. Die herabgelassenen Gardinen verschlossen die Fenster nach der Straße, von der Decke hing ein strahlender Kronleuchter. In der Mitte stand ein einfacher Tisch, darauf zwei brennende Wachslichter, Akten und verschiedene Schreibmaterialien; vor dem Tische hatte der Notar, der Testamentsvollstrecker mit einem Gehilfen zur Seite Platz genommen.

Die Siegel des Testaments waren erbrochen, der Notar stand vor dem Tische und hatte mit dem lauten Vorlesen des voluminösen Aktenstückes begonnen. Ihm gegenüber bildete die Majorin von Zarkow die Spitze der erschienenen Erben. Sie hatte sich tief in ihren Sessel, ein Meisterstück der modernen Holzschnitzer- und Tapezierarbeit, zurückgelehnt.

Der unbefangene Beobachter würde nicht vermuthet haben, daß die, eine vollkommene Ruhe heuchelnde Frau den Gang der Handlung, die Bewegungen aller Anwesenden mit großer Spannung verfolgte. Entweder häkelte sie nachlässig an der Uhrkette, welche an ihrer Hüfte hing, oder sie schob

bald das eine, bald das andere Armband zurecht, betrachtete ihre Edelsteine und so weiter. Am wenigsten schien der Inhalt des Testaments ihr Interesse zu erwecken, denn sie ließ bemerken, daß ihr derselbe ein längst bekannter war. Erhob sie dann plötzlich ihr Auge, so schweiften ihre Blicke schnell über die Versammelten, als genüge es ihr, den Eindruck und den Erfolg auf dem Gesichte eines jedes Einzelnen zu lesen, welchem ein neuer Erbantheil zuerkannt wurde. Dann verfiel sie schnell wieder in ihre vorige Zerstreuung, indem ein verstecktes Lächeln der Schadenfreude oder der Befriedigung um ihre Lippen spielte, je nachdem sie Diesen oder Jenen mit Ungunst oder Zuneigung betrachtet hatte. Und dieses Lächeln sagte in seiner Entzifferung deutlich genug, daß die herrschsüchtige Frau v. Zarkow wohl mehr als einmal sich selbst zurufen konnte: „Alles dieß, was hier geschieht, das ist mein unwiderrufliches Werk.“

Die Unruhe, welche sich bei einem Akte wie der vorgehende gewöhnlich kund gibt, blieb auch unter dem zahlreichen Personal der hier zusammensitzenden Erben nicht aus. Man erhob sich von den Plätzen, ging umher, tauschte Worte des Unmuthes oder des begütigenden Zuspruchs aus, denn Neid und Abgunst hatten bereits Raum gefunden. Die feierliche Stunde, welche durch den letzten Willen und das Vermächtniß der Todten geehrt werden sollte, mit Streit und Hader auszufüllen. Ungeachtet der Vorzüge eines alten Stammbaumes drohte in dem grünen Gemache des Hotels der Wandow ein Auftritt sich vollziehen zu wollen, welcher von der Habsucht und vom Eigennutz in Scene gesetzt, einen Ausbruch niedriger Zänkerei hätte abgeben können, ähnlich den skandalösen Erbschaftsstreitigkeiten in gewissen ärmlichen Kreisen, wo die Parteien zwar nur um den Besitz einiger hinterlassenen elenden Hemden oder Röcke und Geräthe zerfallen.

Nur Frau v. Zarkow behauptete ihre stolze maßgebende Ruhe. Der Besitz des schönen Hotels war ihr außer anderen beträchtlichen Gütern in beweglichen und nicht beweglichen Objekten anheimgefallen, und sie schien den Segen, mit welcher die Hand der Verstorbenen besonders auf ihr geruht hatte, mit edler Bescheidenheit tragen zu können.

Hinter ihr befand sich, auf die Lehne ihres Sessels gestützt, der Baron Caspar v. Osinsky, ebenfalls in theilnahmloser Ruhe über das Schicksal der Anderen, indem ihm, wie es schien, unter der Protektion der Majorin, unter deren Flügel er sich wenigstens in diesem Augenblick geflüchtet hatte, das unverkürzte Erbtheil seiner frühverstorbenen Gattin zufiel.

Der Testamentsvollstrecker hatte von seinem Sitze aus, da er unter den vorgefallenen Störungen nicht mehr im Stande gewesen, sein Amt fortzusetzen, durchdringend seine Stimme ertönen lassen. Es gelang ihm, eine Pause herbeizuführen und sich Gehör zu verschaffen. Schnell erhob er sich daher, ergriff das Testament und fuhr mit stentorischer Stimme im Lesen des nächsten Paragraphen fort. Dieser lautete:

„Meine jüngste Tochter Clementine Johanna Gabriele hat gegen meinen Wunsch und ohne meinen Konsens eine gesetzwidrige, geheime Ehe mit dem Kaufmann Edmund Valentin geschlossen und dadurch gegen meine Autorität als auch gegen die Ehre meines Hauses gehandelt. Sie hat nach dem Tode ihres Mannes ihre Wiederaufnahme in meinem Hause aus Gnaden leichtsinnig verschmäht, um ihren unadeligen Lebenswandel zu verfolgen: sie hat ihren Fehltritt weder bereut noch Besserung gelobt. Aus diesem und vielen anderen Gründen habe ich daher diesem ungerathenen Kinde entsagt und ziehe meine Hand von ihr zurück, durch den Verlust von Hab und Gut. Es soll ihr dieser mein letzter Wille zur zeitlichen Strafe dienen, doch will ich, damit sie noch immer die mütterliche Hand erkenne, ihr dieses Strafmaß nicht in seiner ganzen Ausdehnung zumessen. Ihr Pflichttheil soll ihr verbleiben, jedoch als Erbe auf ihre Kinder übergehen, und zwar unter folgenden ausdrücklichen Bedingungen:

„Bis zur erlangten Majorennität der Kinder der Gabriele sollen dieselben der Pflege und Erziehung anderer möglichst der Familie angehörigen Personen überlassen werden, damit auch nicht sie verderben. Die Gabriele soll die Zinsen dieses Pflichttheils beziehen und zwar verwaltet meine älteste Tochter, die Majorin Frau v. Zarkow, dieses Kapital, und vermittelt die Auszahlung dieser Zinsen. Das Kapital selbst soll den Kindern zu dem bestimmten Termine ausgezahlt werden, im Fall ihre Aufführung eine durchaus tadel- und makellose, ihre etwaige Ehe, in welche sie zu treten gedenken, eine standesgemäße ist. Meine älteste Tochter Frau v. Zarkow wird auch hierüber die Entscheidung führen. Wenn die Kinder früher sterben, so wird die Gabriele nur Zeitlebens die Interessen beziehen.

„Sollte aber die Gabriele den Versuch machen, oder es durchzusetzen wissen, daß ihre Kinder aus der anderweitigen Erziehung, Obhut und Verpflegung genommen und wieder in ihre Hände zurückgelangen, so soll die Gabriele und ihre Kinder des ganzen Erbes, und mithin auch der Interessen verlustig geben, und das Kapital, was ich hier als Pflichttheil der Gabriele vermachen will, soll sofort demjenigen Verpfleger, derjenigen Verpflegerin, dem Stifte oder der Erziehungsanstalt, in aller Form des Rechtes dieses meines letzten Willens, also Demjenigen als Eigenthum zufallen, in dessen Händen oder an dessen Ort sich die Kinder der Gabriele zuletzt befunden haben.

„Die verschiedenen Theile des Kapitals sollen, im Fall eines oder das andere der Kinder mit Tode abgeht, den Ueberlebenden zugelegt werden, und im Fall auch das letzte der Kinder vor der Zeit ableben würde, so soll das ganze Kapital im gleichen Sinne wie vorher den Händen oder dem Ort der letzten Verpflegungsstatt der Kinder zufallen, die überlebende Gabriele jedoch noch immer die Zinsen davon überwiesen erhalten, bis an ihr Lebensende.“

Während des Verlesens dieser gestrengen testamentarischen Verfügung herrschte in dem Gemache der Erben ein ununterbrochenes Schweigen. Niemand bedauerte oder bemitleidete die Enterbte, denn sämmtliche Geschwister und Anverwandte waren von demselben Kastengeiste des Stolzes und des Hochmuthes beseelt, und in diesem Punkte über die geflissentliche Erniedrigung eines abgefallenen Gliedes einig. Der Vortragende hatte bis zu den letzten Worten geendet; Aller Augen hatten sich schon vorher auf die Eingangsthür gerichtet, die sich hinter dem Notar, jedoch gerade dem Sitze der Frau v. Zarkow gegenüber befand. Auch diese blickte feindselig und erwartungsvoll nach jener Thür, in welcher sich eine Person gezeigt hatte, welche durch den geisterhaften Ausdruck ihrer Züge, durch ihre plötzliche Gegenwart in diesem entscheidenden Augenblicke, eher einer phantastischen Erscheinung, als einem wirklichen Wesen glich.

(Fortsetzung folgt.)

Zufriedenheit.

Zufriedenheit ist gleich dem Wohlgefühle
Des Wandrers in des jungen Morgens Kühle,
Wenn in der blauen Luft die Lerche schwebt,
Indeß ihr Strahlenangesicht die Sonne,
Die Freundin allgemeiner Lebenswonne,
Ueber der Berge ros'ge Gipfel hebt.

O, wahr' dir in der Brust so zauberische,
So wonneathmend morgendliche Frische
Die, wie der Thau der Blum', erquickt das Herz;
Dem Blicke des zufriednen Sinn's alleine
Zeigt sich die Welt in immer jungem Scheine,
Und nie geht seine Sonne niederwärts!

J. D.

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Eine Strandung.

Heulender Weststurm wühlte die Wogen der Nordsee tief auf und peitschte die Brandung weit über die sandigen Küsten. In allen Dünenthälern der Inseln lungerten Strand-

räuber, deren es damals noch zahlreiche gab. Besonders war der ehemalige Aufenthalt von Kressenjacobsthals Söhnen auf der Südspitze Sylt's noch immer ein erwünschter Schlupfwinkel für gewissenlose Menschen, die aus dem Unglück Anderer gern Gewinn ziehen. Diese fanden sich hier von den verschiedensten Inseln zusammen, um durch gemeinsames Handeln möglichst große Beute zu machen.

Den Eingebornen Sylt's war das Unwesen größtentheils ein Greuel, weshalb Strand- und Dünenvoigte eine Ehre darein setzten, jene verrufenen Küstenstriche ihrer Insel in bösem Sturmwetter zu besuchen, und bei traurigen Strandungsfällen jeglichem Hilfsbedürftigen beizuspringen. Dauerten die Stürme längere Zeit und wütheten sie Tag und Nacht, dann freilich vermochte auch der größte Eifer dieser Wohlwollenden weder jedem Unfall, noch jeder Unthat vorzubeugen.

Auch diesmal lief schon in den ersten Tagen des Octobers, der sich stürmischer als gewöhnlich gestaltete, ein dunkles Gerücht von schändlichen Plünderungen armer Schiffbrüchiger durch die Insel. Strandungen waren mehrfach vorgekommen, doch ziemlich entfernt von der Insel. Die vom Sturm und heftiger Meeresströmung erfaßten Fahrzeuge geriethen auf die weit draußen in See liegenden Sandbänke und mußten hier von den Wellen zertrümmert worden sein. Schiffsgüter, geborstene Planken, Tauwerk und andere Gegenstände, wie sie auf Schiffen vorkommen, trieben in Menge an, und lockten eine nicht geringe Anzahl Insulaner nach der Südküste, um zu bergen, was irgend möglich war. Die Mannschaft dieser gescheiterten Fahrzeuge mußte sich glücklich gerettet haben, denn an keiner Stelle des Strandes spülten die Wogen einen Leichnam an.

Zu den nach Bergung antreibender Güter Lüsternen gesellte sich auch der alte Strandläufer, dessen Bekanntschaft wir schon früher machten. Der Mann war trotz seiner hohen Jahren noch immer rüstig. Er besaß eine feste Hand, ein scharfes Auge, und ein unausgesetzter Aufenthalt in Wind und Wetter und in jeder Jahreszeit schien seinem Körper unverwüstliche Kräfte gegeben zu haben. Mit einem starken Netz und mancherlei Werkzeug versehen, durchforschte er den Strand, blickte in jedes Dünenthal und sah oft lange hinaus auf die brüllende neblige See, als suchte er dort etwas. Den Strandvoigten ging er gern aus dem Wege, nicht, weil er sie gerade fürchtete, sondern weil er als eingefleischter, alter Insulaner die seit einiger Zeit erst eingeführte polizeiliche Ueberwachung des Strandes nicht billigte. Der alte Graubart raubte nicht, nur hob er gern auf, was er fand, wenn nämlich die See es auswarf. Daß man auch dies zu verhindern Anstalt machte, fand er abscheulich. Darum mied er diejenigen, mit denen seine abweichende Ansicht ihn leicht hätte in Streit bringen können; hatte er sie aber aus den Augen verloren, dann ging er in altgewohnter Weise seinen Geschäften nach, und schleppte aus Buchten und Thälern; die nur selten Jemand betrat, noch zu betreten wagte, weil der heftigen Brandung wegen der Zugang zu denselben gewöhnlich mit Lebensgefahr verbunden war, allerhand Brauchbares zusammen.

Das Glück war dem Alten günstig. Er sammelte mehr in seinem Netze, als das ganze Jahr ihm eingebracht hatte. Dabei überfiel ihn die Nacht, die kein ehrlicher Mann gern in dieser verrufenen Düneneinsamkeit zubrachte. Furcht kannte zwar der Strandläufer nicht, wenigstens nicht vor Menschen, aber ein innerliches Grausen überlief ihn doch, wenn er die verschiedenen unheimlichen Gesichte gedachte, die verspäteten Wanderern in dieser traurigen Einöde erschienen waren.

Ermüdet vom langen Umherwandern, suchte er in einem der tiefsten Dünenthäler einen Ort, der ihm einigermaßen Schutz gegen das Rasen des abermals heftiger werdenden Sturmes gewährte. Die See rollte immer lauter und brach in rollenden Schaumhügeln dicht zu seinen Füßen. Wenn er gegen den beißenden Meerstaub die Augen schloß, sah er überall am Strande bläuliches Lichtgeflacker, wie es Viele vor ihm schon geschaut hatten, und seine erhitzte Einbildungskraft umkleidete die Lichtfunken alsbald mit menschlichen Leibern und verwandelte sie in händeringende Schatten umirrender, nach ihren verlorenen oder von Andern geraubten Schätzen suchender Schiffbrüchiger.

Lange saß so der alte, durchwetterte Mann. Sein graues Haar zerzaus'te der Sturm, um die Füße spülte die verrauschende Brandung, das Gesicht peitschte der wirbelnde Dünensand wund. Es sangen, pfiffen, lachten, krächzten und heulten hundert Stimmen um und über ihm, als ob ein Heer unsichtbarer Geister sich in den Dünen ein Rendezvous gäbe. Einzelne Möven und Sturmvögel strichen dicht an ihm vorüber und streiften bisweilen mit ihren Schwingen sein Haar. Auf allen Seiten rollte mehr Sand um ihn auf, und wer weiß, ob der Sturm den alten Mann nicht in den Dünen verschüttet hätte, wenn er, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen wäre.

Da trifft ein rother Lichtstrahl das schon ermattende Auge des Alten, ein Donner bricht sich an der Dünenkette und verhallte über den Wogen. Der Strandläufer springt auf, schüttelt den Sand aus Haar und Kleidern, faßt seinen Hakenstock fester und blickt schärfer hinaus auf die See.

„Ein Schiff in Noth!“ spricht er zu sich selbst, mit der Linken in die langen Wurzeln des zähen Dünenhafers fassend und den Gipfel des steilen Sandkegels erklimmend.

Ein zweiter Schuß blitzt und kracht durch die Nacht und belebt auf's Neue die kaum heimgekehrten Bewohner Rantums. Dahin wendet sich jetzt auch der alte Strandläufer, denn eine Seemeile vom Lande hat der Sturm einen Grönlandsfahrer auf die Sandbänke geworfen. Wenn die fliegenden Wolken sich heben oder in durchsichtige Nebel zerfließen, können die weitsichtigen Insulaner das Schiff erkennen, wie es mit gebrochenen Masten, zerfetzter Takelage von weißen Sturzwogen überspült wird.

Bei diesem Anblick vergißt der alte Seemann jeden Gedanken an Beute. Der ehemalige Schiffer und Lootse will nur seine Pflicht thun und den Bedrängten beispringen. Er gesellt sich den Voigten zu, bespricht und berathet mit ihnen die zu treffenden Vorkehrungen, und bald arbeiten sich bemannte Rettungsboote durch den zischenden Gischt der Brandung. Die muthigen Männer müssen lange mit den empörten Wogen kämpfen, ehe es ihnen gelingt, dem gestrandeten Schiffe sich zu nähern, von dessen Mannschaft die fürchterlichen Sturzseeen schon drei über Bord gespült haben. Endlich aber bleiben die unerschrockenen Insulaner Sieger. Ein Kabel, vom Schiffe dem nächsten Rettungsboote zugeworfen, wird glücklich erfaßt und befestigt. Die Rettenden erreichen das Wrack und die noch übrige Mannschaft wird glücklich geborgen. Der Morgen graut, als die Schiffbrüchigen den Strand von Rantum erreichen, um ihren Rettern mit hartem Händedruck und offenem Blick zu danken. Der alte Strandläufer ging nicht leer aus bei diesem Dank; als aber der erste Steuermann des Grönlandsfahrers sich ihm jetzt nähert, sehen Beide einander staunend an und stürzen sich mit freudigem Gruß in die Arme. Nach langer Trennung hatten zwei frühere Bekannten sich wieder gefunden.

Auf die heftigen Fragen des Steuermannes gab der durchwetterte Graubart nur dürftige Antworten.

„Alles in Ordnung,“ sprach er, „Alles klar! Kommt nur erst zu mir, dann sollt Ihr mehr erfahren. Ich denke, wir haben uns Beide so viel zu erzählen, daß uns in zwei Wintern der Faden zu neuen Geschichten nicht abreißt.“

Der Steuermann lächelte. „Kannst wohl Recht haben, Alter,“ versetzte er, nahm ihm das Netz ab, indem er bemerkte, es sei dies ein alter Bekannter, und ging mit ihm durch die Dünen, um vorerst in der Wohnung des ehemaligen Austernfischers sich zu erholen und über das, was ihm zu wissen nöthig war, Erkundigungen einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Zweibrücken, 24. Sept. Joh. Peter Hubertus ist durch Wahrspruch der Geschworenen des Mordes der 9jährigen Catharina Emmer, sowie des Diebstahlsversuchs für schuldig,

dagegen des Diebstahls für nicht schuldig erklärt, und demgemäß zum Tode verurtheilt worden.

Zweibrücken, 26. Sept. In verflossener Nacht hat sich Hubertus in dem hiesigen Bezirksgefängnisse erhängt; es war ihm gelungen, mittelst Aufeinanderschichtens mehrerer Zimmergeräthschaften das Fenstergitter seiner Zelle zu erreichen, an diesem ein von seinem Leintuche losgerissenes Stück Leinwand nebst seinem Taschentuche zu befestigen und um seinen Hals zu schlingen. Nach seiner Verurtheilung hatte er öfter geäußert, es werde doch hoffentlich nicht mehr lange mit ihm dauern, er wolle lieber gleich hingerichtet sein, als noch lange im Gefängnisse sitzen. (Pf. K.)

Welch ungeheures Elend in **Waldkirchen** herrscht, geht wohl am besten aus folgendem Aufruf hervor: „Am Freitag den 19. Sept. Nachts gegen halb 1 Uhr entstand zu Waldkirchen im bayerischen Walde eine Feuersbrunst, welche 125 Wohn- nebst den dazu gehörigen Oekonomiegebäuden in Asche legte, darunter die Kirche, das provisorische und das im Bau begriffene Landgerichtsgebäude, Pfarrhof, Raths- und Schulhaus. Innerhalb der Ringmauern des Marktes sind nur zwei Gebäude verschont geblieben. Bei der Heftigkeit des Windes und der seit langer Zeit herrschenden Trockenheit verbreitete sich das verheerende Element mit grauenerregender Schnelligkeit, und in einer Viertelstunde war Waldkirchen in ein förmliches Feuermeer verwandelt. Bis zur Stunde sind acht Personen durch Erstickung, Brand oder Einsturz von Gebäuden umgekommen; einige werden noch vermißt und viele liegen an schweren Brandwunden darnieder. Ein großer Theil des Viehes, fast alle Mobilien, sämmtliche Vorräthe an Getreide und Futter wurden durch das Feuer vernichtet. Gegen tausend Menschen sind obdachlos, die Meisten von Mitteln entblößt und augenblicklich oder überhaupt nicht im Stande, die unentbehrlichsten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke sich zu verschaffen. Angesichts dieser schrecklichen Katastrophe, welche Waldkirchen betroffen, und der außerordentlichen Noth, die schleunige Abhülfe erheischt, stellen die Unterzeichneten an edle Menschenfreunde die Bitte zur Vertheilung unter die Dürftigsten Nahrungsmittel, Kleidungsstücke oder Geldspenden an Bürgermeister Crusilla, kathol. Pfarrer Schlattl und k. Gerichtsschreiber Megele in Waldkirchen, welche dieselben in Empfang zu nehmen bereit sind, zu übersenden. Sämmtliche verehrliche Zeitungsredaktionen werden ersucht, diesem Aufrufe in ihren Blättern Raum zu geben. Waldkirchen, 20. Septemb er. Crusilla, Bürgermeister. Friedl, k. Landrichter. v. Peter, k. Assessor. Megele, k. Gerichtsschreiber. Huber, k. Bezirksarzt. Schlattl, kath. Pfarrer. Schwedtner, Architekt.

Der versunkene Dampfer „Ludwig" hat noch keine Ruhe. Der Techniker Bauer ist mit Ballons von Kautschouk und andern Apparaten, und unterstützt durch Geldbeiträge aus ganz Deutschland, in Lindau angelangt, um das früher begonnene, aber wegen unzureichender Geldmittel in's Stocken gerathene Hebungswerk zu Ende zu führen.

Mainz, 21. Sept. Die neue Eisenbahn-Rheinbrücke dahier, welche Mainz mit der Mainspitze verbindet, wird nicht, wie in den Zeitungen verbreitet und angegeben war, im October, sondern frühestens im Dezember eröffnet werden können. Die Arbeiten sind bis auf den letzten Bogen nach Mainz zu ihrer Vollendung nahe.

In **Wien** sucht Einer ein Haus zu dem Schlüssel, den er hat. Er stieg vor drei Tagen Nachts in einem Gasthof ab, ließ seinen Koffer zurück und entfernte sich mit seinem Zimmerschlüssel. Als er heimkehren will, hat er Gasthof, Straße und Stadttheil vergessen und nur noch seinen Schlüssel Nr. 33. In 50 Gasthöfen fragte er nach, in keinem wollte der Schlüssel Nr. 33 passen.

Gustav III., König von Schweden, hatte dem Dichter Bellmann nicht blos wegen seines Genies, sondern auch, weil er ein sehr gewandter Arbeiter im Geschäftsleben war, seine besondere Gunst geschenkt. Bellmann wurde daher von dem Könige unmittelbar um dessen Person beschäftigt. Die Excentricitäten des Dichters hatten ihm aber die Ungnade des Königs einst so zugezogen, daß er dessen Zimmer nicht mehr betreten durfte; dagegen mußte er nach wie vor für den König, aber in seiner Wohnung arbeiten. Bellmann erfuhr, daß König Gustav an einem Tage zu einer bestimmten Stunde vor seiner Wohnung vorbeireiten würde. Der König erstaunte aber nicht wenig, als er an dem Fenster von Bellmann's Zimmer eine Leiter angelehnt fand. Auf dieser stand der Barbier des Dichters, der seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt hatte und sich rasiren ließ. Gustav hielt sein Pferd an und rief: „Bellmann, was bedeutet das?" „Mein Barbier ist in Ungnade gefallen, Euere Majestät," rief Bellmann hinab, „er darf meine Schwelle nicht mehr betreten; ich kann aber ohne den Kerl nicht fertig werden!" Die Folge dieses kecken Wagestücks war, daß Bellmann wieder bei dem Könige in die früheren Verhältnisse kam.

In **Raab** wollten zwei Frauen einen an der Gicht leidenden Mann durch Räucherungen, welche unter abergläubischem Hocuspocus vorgenommen werden sollten, von seinen Schmerzen befreien. Sie wickelten den Kranken in Werg ein, welches sie an den Körper mit Schnur festbanden, und begannen hierauf ihre abergläubischen Besprechungen und Räucherungen, wobei sie jedoch so unvorsichtig waren, daß das Werg Feuer fing. Die Krankheit verbrannte zwar auf diese Weise, der Kranke selbst aber auch.

Zwischen Tapio, Szelle und Szezled ist die Post am hellen Tage angehalten und ausgeplündert worden; sie ward beinahe um 40,000 fl. beraubt.

Raritäten-Kästlein.

Der Herzog von Buckingham klagte einem reichen Geizhals die mißliche Lage seiner Vermögensumstände und fragte ihn, wie er sich vom Verderben retten könnte. „Leben Sie wie ich," sprach jener. „O," antwortete der Herzog, „das kann ich, wenn ich zu Grunde gerichtet bin."

Ein Trinker, dem man nach Tische Weintrauben anbot, antwortete, indem er den Teller zurückgab: „Ich danke, ich bin nicht gewöhnt, meinen Wein in Pillen zu nehmen."

Die Frau eines wohlhabenden Kaufmannes, der ein sehr großer Verehrer des Bacchus war, sagte eines Tages zu ihren Kindern, welche immer nur Milchbrod und Semmeln essen wollten: „Ihr müßt hübsch Brod essen, damit ihr rothe Backen bekommt!" — „Ach," rief **Jenny**, die fünfjährige, jüngste Tochter, „da hat wohl Papa auch immer Brod geschnupft, daß er solche rothe Nase hat!"

Gut Heil!

In der gestern stattgehabten General-Versammlung wurde der Beschluß gefaßt, die Weihe der durch die verehrlichen Frauen und Jungfrauen dem Turnverein dahier zugedachten Fahne noch diesen Herbst und zwar am 12. October abzuhalten.

An diesen Beschluß anknüpfend erlaubt sich der Turnrath seine Mitbürger, die Bewohner, ja **sämmtliche Bewohner** Kusels einzuladen, diese Festlichkeit bestmöglichst, das heißt, durch Verzierung ihrer Häuser, Uebernahme von Quartieren für die fremden Turner, überhaupt durch ein freundliches, gastfreies Entgegenkommen verherrlichen zu helfen.

Kusel, den 28. September 1862.

[538] **Der Turnrath.**

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 25. Sept. Der Centner: Weizen 6 fl. 56 kr. Korn 4 fl. 37 kr. Gerste, zweireihige, — fl. — kr. vierreihige, 3 fl. 9 kr. Spelz 4 fl. 20 kr. Hafer 2 fl. 53 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 39. Sonntag, den 5. October 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Es war Gabriele, welche die Thür geöffnet und unbemerkt das Gemach betreten hatte. Hoch aufgerichtet, von einer dunklen Kleidung umhüllt, stand sie vor dem Kreise der Ihrigen. Nicht die Worte der Verstorbenen, die ihr so eben durch den Mund des Notars verkündet wurden, fesselten ihr Ohr, ihre fieberhaften Blicke flohen spähend durch den Kreis der Versammelten, sie suchten verlangend nach einem Gegner, und als ihr Auge auf ihre Schwester, die Majorin, fiel, blieben die Blicke Gabrielens mit einem unbeschreiblich glühenden Ausdruck an derselben haften. Dann überschaute sie noch einmal den ganzen Kreis. Jeder sah auf die eingedrungene Verstoßene; Gabriele las auf allen Gesichtern Zorn und Abneigung und sogar die Drohung geschrieben, daß sie sich, als eine Ungetreue, von der Schwelle wegheben möge.

Gabriele antwortete mit einem unerschütterlichen, fast triumphirenden Blick, schritt alsdann in die Mitte des Gemaches und stellte sich an den Tisch des Notars, der über [illegible] stück weglegte, auf welches Gabriele unwillkürlich die Hand drückte, als wolle sie es jetzt zum Schweigen bringen.

„Die Stimme der Todten hat sich noch in diesem Augenblick gegen mich erhoben,“ rief Gabriele mit kräftiger, aber wohlklingender Stimme von ihrem Platze aus, „und ich bin nicht gekommen, um das Vermächtniß der Todten zu hören, ich bedarf dessen nicht. Der Haß der Mutter gegen mich ist ein Erbstück für Euch geworden, theilt Euch darein! Meine Liebe zu Edmund Valentin, meinem Gatten, den Ihr gestürzt habt, ist keine verbrecherische gewesen, Gott hat sie mir ins Herz gegeben, mich glücklich dadurch gemacht und stark genug, daß ich mich noch in diesem Augenblicke vor Euch auf die Treue dieser Liebe stütze. Ich habe, da ich unter Euch jetzt eine Fremde bin, nichts zu fordern, als Dasjenige, was mein ist, was ich nicht von Euch habe und was Ihr mir dennoch raubtet — meine Kinder fordere ich von Euch. Sie sind mein Eigenthum, hier über dem Grabe meiner Mutter verlange ich meine Kinder von Euch zurück. Gebt sie mir!“ fuhr Gabriele in Verzweiflung fort, „oder mein brechendes Herz beladet Euch mit dem unseligsten Fluche! Wehe der Frau, welche noch entzweiend aus dem Grabe den Arm zwischen die Kinder und die Mutter hervorstrecken will.“

Gabriele schwankte gegen den Tisch, erlangte jedoch schnell ihre vorige Kraft zurück. Niemand hatte ihr geantwortet, oder sich ihr genähert. Die Ueberraschung durch ihre Dazwischenkunft mußte zu einer entscheidenden Pause führen. Man erwartete das Einschreiten der Frau v. Jarkow. Jeder blickte nach ihrem Sitze hin, als ob Alle nur geneigt seien, nach der Vorschrift dieser in der Familie den Ton bestimmenden Frau Mitleid oder Spott und Verachtung über die Verzweiflung Gabrielens ergehen zu lassen.

Gabriele selbst starrte mit durchbohrenden Blicken auf die Majorin, welche sich noch immer unbeweglich in ihrem Sessel zurücklehnte. So befanden sich beide Schwestern Auge in Auge gegenüber. Das Gesicht der Majorin hatte eine fahle Farbe angenommen; aus ihren grauen Augen sprühten Haß und Bosheit; ihre Hände knitterten krampfhaft am Kleide, sie konnte ihre bebend zusammengekniffenen Lippen zu keinem Worte öffnen, oder vor dem Toben der inneren Wuth einer Bewegung mächtig werden.

Gefoltert von der qualvollen Stille, welche auf Gabrielens Aufruf folgte, trat diese nun mit wenigen Schritten dicht vor ihre Schwester, Frau von Jarkow, hin.

„Du bist es,“ rief Gabriele mit schneidender Stimme, „die mir meine Kinder geraubt hat! Wo sind sie? Gib sie mir zurück!“

„Elende, Wahnsinnige!“ schrie die Majorin, welche über diese persönliche Anklage außer sich gebracht, emporfuhr. „Wie erfrechst Du Dich, an derselben Stelle Deine Stimme gegen mich zu erheben, von wo Du vor wenigen Augenblicken als eine Verachtete, als eine Nichtswürdige verwiesen worden bist! Hinaus, armseliges Bettelweib! Hier ist der Ort nicht, eine Wahnsinnige anzuhören. Schafft sie in ein Tollhaus.“

Gabriele stieß ein bitteres Lachen aus.

„Ich rase nicht,“ sagte sie dann mit stolzem Hohne, „noch ist es Dir nicht gelungen, mich durch diese neue Geißel vor Dir zu beugen. O, ich bin stärker als Du glaubst, ich komme als Deine Anklägerin! Des Raubes meiner Kinder klage ich Dich an! Wo ist meine Konstanze, wo mein Edmund? Du hast nur ihre Herzen entwendet, zur Untreue gegen mich verführt, Du bist eine schändliche, eine entsetzliche Verbrecherin!“

Fast sämmtliche Anwesende sprangen bei diesen Worten von ihren Stühlen. Gabriele hörte Drohungen und Verwünschungen, die von verschiedenen Seiten gegen sie ausgestoßen wurden.

„Ich fordere meine geraubten Kinder von der Frau v. Jarkow zurück!“ rief jetzt Gabriele mit überwiegender Kraft, „oder Euer Name, Ihr Hochmüthigen, Ihr eitlen, hoffärtigen Wandows ist gebrandmarkt von dem Verbrechen eines Kindesraubes an einer unglücklichen, unter Eure Füße getretenen Frau, welche hier vor Euch als die Anklägerin steht. Du sündiges Weib, wo sind meine Kinder?“

„Sie sind in gutem Schutze vor einer Tollsüchtigen, die sich ihre Mutter nennt,“ rief die Majorin kreischend und vor Gabriele zurückweichend aus, welche dicht vor sie hintrat. „Darf eine Ehrlose noch länger Kinder haben? Sollen Sie Deine Schande weiter tragen helfen? Niemals wirst Du sie zurückbekommen. Suche sie Dir, wo Du willst, suche Dir Deine Bastarde.“

Ein gellender Schrei Gabrielens durchbebte den Saal; sie hatte starr ihre Arme nach der Majorin ausgestreckt, dann sank sie entkräftet zusammen.

Die Majorin war nach einer Klingelschnur geeilt und läutete. Die Versammelten eilten bestürzt durcheinander. Mehrere Diener erschienen. Die Majorin befahl, den Tisch des Notars nach einem hinteren Saale zu tragen, und ersuchte alsdann die Erben, als auch den Testamentsvollstrecker, ihr in ein anderes Gemach zu folgen.

„Wir wollen dort sogleich und bei verschlossenen Thüren unser gestörtes Vorhaben beendigen, ich bitte, halten Sie dafür, daß nichts vorgefallen ist.“ Zu den Dienern sagte sie, auf Gabriele deutend: „Jene Frau wird sofort aus meinem Hause nach der öffentlichen Heilanstalt geschafft, sie ist wahnsinnig.“

Die Diener besorgten die Anordnungen, dann schritt Frau v. Zarkow, nachdem sie mit dem neben ihr stehenden Baron v. Orsinsky einige Worte wechselte und dabei unbemerkt auf Gabriele deutete, voran und hinter ihr verließen die Uebrigen sämmtlich das grüne Gemach.

Gabriele lag am Boden und ächzte. Es däuchte ihr, daß die Lichter des Kronleuchters erblichen und zu kleinen Flämmchen zusammenschrumpften. Ein verworrenes Getöse erhob sich um sie, das immer stärker zu einem betäubenden vom Klirren der Fenster unterbrochenen Lärmen anwuchs, es war ihr, als ob das Haus zuletzt in allen Fugen bebte und krachte.

Gabriele versuchte sich zu erheben, ihre Kräfte verließen sie aufs Neue. Verstört blickte sie um sich und bemerkte, daß Jemand sich im Zimmer bewege. „Wasser! Das Fieber verzehrt mich!" rief sie fast athemlos.

Die Person, welche sich in dem grünen Gemache aufhielt und Gabriele zu beobachten schien, war der Baron v. Orsinsky. Er hatte den Ruf Gabrielens vernommen und ging alsbald auf ein Tischchen in der Ecke zu, auf welchem Wasser und verschiedene Getränke zur Erfrischung der hier Versammelten aufgestellt waren. Das bleiche Gesicht des Barons nahm einen entstellten Ausdruck an; seine Blicke spähten durch den Saal, als wolle er sich vergewissern, daß kein Zeuge bei der That, die er im Sinne führte, gegenwärtig sei.

„Ich will ihr zu trinken geben," flüsterte der Baron im Selbstgespräch und zog aus seiner Busentasche ein Pulver hervor. „Ich hatte mir die Hälfte der Pulver von Wesley zugesteckt, um die Gelegenheit wahrzunehmen, diesen Schurken selbst damit zu beseitigen. Ich werde eins davon der Gabriele in das Wasser mischen, vielleicht thut es bei der schon Erschöpften die nöthige Wirkung. Der armen Frau und mir würde dadurch geholfen sein. Das eine ihrer Kinder, Raimund, ist bereits verschwunden; Konstanze habe ich in meiner Gewalt. Nichts leichter, als daß ich mich durch diese unbedeutende Mischung in den Besitz des Kapitals der Kinder und der Interessen der Mutter setze. Also nicht lange gezögert. Verfehlt das Gift seine Wirkung, bleibt die Frau dennoch am Leben, dann werde ich [illegible] Schwägerin der Frau v. Zarkow, wenn sie mir mit klingender Münze nicht erkenntlich werden will, den Gefallen nicht thun, der Mutter länger vorzuenthalten. Ich werde keine Schwierigkeiten weiter machen, denn da mir der Klostervorstand nach dem Wortlaute des Testaments das letzte Verfügungsrecht über Konstanze ausgestellt hat, erlange ich unter diesen Umständen auch das Kapital des Kindes von fünfzehn tausend Thalern. Man kann schon deßhalb etwas aufs Spiel setzen."

Der Baron bedurfte keiner Minute, um seinen düsteren Plan zu überfliegen. Ebenso rasch ging er zur Ausführung. Das Glas, in welches er das Pulver schüttete, klirrte unter dem Löffel, als er die Flüssigkeit umrührte, die sich kaum bemerkbar färbte, aber bald wieder die Farbe verlor. Dann eilte er in die Nähe Gabrielens und setzte das Glas der Bewußtlosen selbst an die Lippen. Sie trank es begierig aus und sank dann zurück. Der Baron eilte nach dem Fenster. Die Scherben des Glases, welches er hinausgeworfen hatte, klirrten auf dem Steinpflaster; dann verließ er durch eine der Seitenthüren schleichend den Saal.

Als einige Kammerdiener zurückkehrten, um den Befehl ihrer jetzigen Herrin, der Frau v. Zarkow auszurichten, fanden sie Gabriele in konvulsivischen Zuckungen am Boden liegen. Auch der alte Daniel war unter den Herzugekommenen. Jammernd erblickte er Gabriele in diesem Zustande; man hob sie vom Boden auf und legte die Erstarrte auf einen Lehnsessel. Ein leichter Schaum stand auf ihren von innerer Fiebergluth zerspringenden Lippen. Von einem glücklichen Gedanken geleitet, eilte Daniel nach dem Servicetisch, um der Verbrennenden eine Erfrischung zu reichen. Seine Hand griff die mit einer aus Sahne und Mandeln gefertigten Orgeade angefüllten Caraffe, er brachte der Kranken ein Glas davon. Ihr Zustand schien sich danach etwas zu beruhigen, allmälig brach ein starker Schweiß aus und man gab ihr wiederholt zu trinken.

Indem der alte, treue Diener auf das sorgsamste um Gabriele bemüht war, gab er sogleich Anordnungen, so schnell als möglich Decken und Betten herbeizuschaffen. Er glaubte gegen den Befehl der Majorin nicht handeln zu dürfen, wollte jedoch nur mit der größten Schonung und Vorsicht die Entfernung Gabrielens ausführen. Bald trugen einige Diener ein schmales, eisernes Bettgestell herein und bereiteten darauf aus Decken und Betten ein bequemes Lager, auf welches sie Gabriele legten und durch Bänder befestigten. So wollten sie die Unglückliche nach dem Krankenhause befördern, da auch wirklich alle Anzeichen vorhanden waren, daß sie von einer schweren Krankheit bedroht wurde.

„Nun laßt uns sogleich fortmachen," rief Daniel mit drängender Unruhe, als die Anstalten beendigt waren, um seine frühere Gebieterin unbeschadet über die Straße schaffen zu können; „ich selbst übernehme die Verantwortlichkeit für unsern guten Willen."

Vier von den Dienern legten nun Hand an die Bettenden und trugen Gabriele geräuschlos und schnell aus dem Saal und die Treppe hinab.

„Ihr tragt alle eine dunkle Trauerlivree, finster ist es bereits. Ihr werdet nicht unnützes Aufsehen erregen und so schnell und geschickt als möglich gehen," sagte Daniel, als die Träger in der Flur standen. „Geht nur über den Hof und aus der Hinterthür, denn ich sehe, vor dem Hause halten sich noch einige Leute auf."

Daniel küßte die glühende Hand Gabrielens, welche im Schlaf versunken schien; dann gab er dem traurigen Zuge, der sich jetzt über den Hof in Bewegung setzte, das Geleite. Sie kamen unter den hellerleuchteten Fenstern des Saales vorbei, in welchem sich die Wandow'schen Erben zurückgezogen hatten. Man konnte deutlich die Stimme des Notars hören, welcher sein Geschäft an der Stelle wieder aufgenommen hatte, wo er durch den Eintritt Gabrielens unterbrochen wurde. Er las in demselben Augenblicke, als die Unglückliche vorübergetragen wurde, den Paragraphen ihrer Enterbung und Verstoßung zu Ende.

Daniel sah nach dem Fenster hinauf, schüttelte schmerzlich den weißen Kopf, faltete, wie seine Gewohnheit war, [illegible] schmerzlicher Wehmuth ergriffen, zur Eile. Auf der Straße angekommen, schärfte er den Dienern die Richtung des Weges nach dem öffentlichen Krankenhause ein, und nannte ihnen den Namen Gabriele Valentin, unter welchem sie angemeldet werden solle. Dann schritten die Träger mit der Kranken fort und verschwanden bald den Blicken Daniels in der Dunkelheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Pastor Cruppius in Keitum gerieth, so oft Gerüchte von stattgefundenen Schiffbrüchen seine stille Amtswohnung erreichten, jedesmal in eine schwer zu schildernde Aufregung. Während er im Herzen tiefes und aufrichtiges Mitleid fühlte mit dem schrecklichen Loos verlassener Seefahrer, konnte er doch nicht umhin, mißbilligende Worte auszustoßen. Diese galten nicht eigentlich denen, welche in so trübselige Lage durch die Gewalt der Elemente versetzt worden waren, sondern der Schifffahrt überhaupt. Cruppius begriff den Nutzen derselben vollkommen; er achtete, ja bewunderte diejenigen, die sich als entschlossene Seefahrer in den mißlichsten Verhältnissen ausgezeichnet hatten, er liebte aber die Beschäftigung selbst nicht. Dies Letztere war bei einem Manne wohl erklärlich, der, für die Wissenschaft schwärmend, den einzigen Sohn, welchen Gott ihm geschenkt, durch dessen Leidenschaft für das Seeleben wider Willen an dasselbe verlor.

Seit der heimlichen Flucht Gerson's aus dem Vaterhause mied Cruppius die Küste. Er fühlte sich unwohl beim bloßen Anblick der See, und nur, wenn die Pflicht gebot, bestieg er einen Nachen. Meistentheils hielt er sich still in seiner Wohnung, die schon früher gepflogenen theologischen

Studien mit noch größerem Eifer fortsetzend. Nebenbei beschäftigte er sich mit chronistischen Aufzeichnungen. Sollten diese von einigem Werthe sein, so mußten wichtige Vorkommnisse im Leben seiner Landsleute vorzugsweise von ihm beachtet werden, und da dieses Leben aus der See gleichsam seine Nahrung sog, so führte ihn die Beschäftigung der Sylter mit der Schifffahrt immer wieder auf die See zurück und glich solchergestalt die Widersprüche aus, von denen der redliche Mann fast verzehrt wurde.

Er war eben wieder bei dieser Beschäftigung, als die Nachricht von dem vorerwähnten Strandungsfalle ihn erreichte. Ein alter Schiffer, mit welchem er früher oft die Binnensee befahren hatte, theilte ihm Ausführliches darüber mit.

„Ich werde einen traurigen Strandungsfall mehr zu verzeichnen haben in diesem Herbst," sagte Cruppius seufzend, ein paar Notizen über den Vorfall niederschreibend. „Gibt es sonst etwas Neues? Von unsern Capitänen sind wohl die meisten für dies Jahr bereits zurückgekommen?"

„Meines Wissens fehlen nur Drei noch," versetzte der alte Schiffer. „Auf sie dürfen wir nicht warten, denn sie überwintern vermuthlich lieber da, wo ihre Schiffe liegen."

„In Hamburg oder Bremen?"

„Einer fuhr mit einer Bremer Bark, die Andern führten holländische Schiffe, und wenn sie jetzt in Amsterdam sein sollten, gehen sie von dort gewiß nicht fort."

„Warum nicht?"

„Weil's dort Mancherlei zu sehen gibt, was eines Seemann's Herz erfreuen kann."

Cruppius blickte den alten Schiffer so fragend an, daß dieser wohl merkte, der gelehrte Pastor müsse sich mit den Welthändeln nur wenig befassen.

„Es gibt oder gab neulich große Feste in der berühmten Handelsstadt," fuhr er fort. „Föhringer, die einige Zeit dort vor Anker lagen, haben verwunderliche Kunde davon nach Hause gebracht. Von ihnen erfahren's wir Sylter. Tagelang haben die Feierlichkeiten gedauert. Die ganze große Stadt sammt allen Canälen wurden von den Holländern illuminirt. Die Theater sind dem Volke, zumal den Seeleuten, umsonst geöffnet worden, kurz die Leute haben sich angestellt, als wären sie halb närrisch."

„Wozu denn aber?" fragte Cruppius zerstreut. „So ungewöhnlicher Jubel muß doch seinen Grund haben?"

„Unsere Schiffer erzählten, es sei geschehen wegen glücklicher Rückkehr der Kriegsflotte aus Indien. Die Flotte hat sich dort draußen auf der andern Seite der Welt mit allerhand wildem Volk Jahre lang herumgeschlagen und große Dinge vollbracht. Dafür ist der Commandeur derselben mit seltenen Ehren überhäuft und endlich von der Regierung der Generalstaaten gar zum Admiral ernannt worden."

„So, so!" sprach nachdenklich Cruppius. „Nun, das ist schon recht. Verdienste müssen belohnt werden. Wie heißt der Mann?"

„Riß oder Rißen," sagte der alte Schiffer, „genau weiß ich's nicht. Er muß wohl irgendwo in Ostfriesland zu Hause gehören, denn alles Volk titulirte ihn nur kurzweg den Admiral aus Friesland."

„Riß aus Friesland?" wiederholte der Pastor. „Eine Familie Riß ist mir nicht bekannt."

„Glaub's gern, Herr Pastor," fiel lachend der Alte ein, „auch brauchen Sie sich darüber den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Haben unsere Schiffer recht gehört, so ist der Mann ein Glückspilz, wie sie bisweilen zu Wasser und zu Lande aufschießen. Er soll früher ein schlimmer Bursche gewesen sein, ein abenteuerliches Leben geführt und endlich zufällig auf die holländische Flotte sich verlaufen haben. Jetzt haus't er in einem Palast im Haag, den ihm die Generalstaaten zum Präsent gemacht. Daraus ergibt sich, Herr Pastor, daß auch das Fahren zur See bisweilen Glück bringt, und daß mancher Schlingel durch die Salzwassertaufe in einen tüchtigen Menschen und Christen umgewandelt werden kann.

Die letzte Bemerkung schien dem grämlichen Geistlichen nicht zu gefallen, denn er runzelte die Stirn und machte eine Handbewegung, welche dem Sprechenden Schweigen auferlegen sollte. Dieser jedoch ließ sich nicht abhalten, weiter zu plaudern.

Cruppius legte seine Arbeit bei Seite, und da er selbst zum Sprechen nicht aufgelegt war, ermunterte er den Schiffer zu weiteren Mittheilungen. Der Pastor ging, während dieser der erhaltenen Aufforderung bereitwillig folgte, im Zimmer auf und nieder, nur dann und wann eine kurze Bemerkung dazwischen werfend.

Darüber verstrich eine geraume Zeit. Endlich aber vernahm man auf der Straße Stimmen, der Klopfer an der Thüre ward wiederholt stark in Bewegung gesetzt und die Diele des Pastorats füllte sich mit einem Trupp Menschen.

Cruppius war überrascht von diesem seltsamen Besuche, ehe er aber noch zu fragen Zeit fand, trat ein hochgewachsener Mann auf ihn zu, blickte den gealterten Geistlichen scharf an und sagte dann:

„Komme ich Ihnen nicht bekannt vor?"

Der Pastor trat ein paar Schritte zurück. Den Mann kannte er nicht, aber die Stimme, diese weiche, wehmüthige Stimme weckte alte Erinnerungen in ihm.

„Ich kehre vom Nordpole zurück," fuhr der Fremde fort, „zweimal machte ich die Reise ohne jeglichen Unfall, jetzt auf der dritten, wo es doch mein Wille war, die alte Heimath wieder zu besuchen, wirft der Sturm unser Schiff auf den Strand, und hätten diese braven Männer hier nicht mehrmals ihr Leben gewagt, so würde ich weder Sylt noch dieses wohl bekannte Haus je wieder betreten haben."

Cruppius lehnte sich an die Thürpfosten und hob beide Hände gegen den Sprechenden auf, indem er stotternd rief:

„Dein Name! Dein Name!"

„Gerson Cruppius!" sprach der Gerettete, in die Arme des alten Predigers stürzend, der ihn stumm an sich drückte, sein Gesicht, sein Haar befühlte, und zuletzt nur die Worte ausstieß:

„Wiedergefunden! Ein verloren Geglaubter ist heimgekehrt! O, gelobt sei der Herr jetzt und immerdar!"

Alle Anwesenden waren erschüttert von dieser unerwarteten Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn. Sie fühlten, daß ihr Verweilen nur stören müsse, und verließen mit stummem Gruße die Pfarrwohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Jemand nach Zahlen berechnen wollte, was aber — nach unsern Theologen — nicht zulässig.

Nach den neuesten statistischen Forschungen leben auf unserer Erde 1283 Millionen Menschen, wovon täglich 87,761, stündlich somit 3657, und 61 in der Minute sterben, folglich in jeder Sekunde etwas mehr als Einer. Wenn nun jeder Mensch nach seinem Tode Rechenschaft geben muß von seinen Handlungen und Unterlassungen, sowie von jedem unnützen Worte und von seinen Gedanken, so muß diese Rechenschafts-Ablage und der Ausspruch des Urtheils nach Abwägung des Guten und Bösen, was der Mensch auf Erden gethan, unterlassen, gesagt und gedacht hat, — wobei natürlich vom Richter der Welt, der die höchste Liebe ist, mildernde Umstände berücksichtigt werden, — so muß Rechenschaft und Urtheil in einer Sekunde abgethan sein, weil nach Verfluß derselben schon wieder eine andere Seele vor dem Richterstuhl erscheint. So geht es fort und fort, Tag und Nacht, in Ewigkeit, und es folgt daraus, daß ein so viel beschäftigter Richter nichts Anderes thun könne als zu Gericht sitzen und in jeder Sekunde eines Menschen Seele in den Himmel oder in die Hölle verweisen, unbekümmert um das weitere Schicksal der Seelen, deren jenseitiges Leben nun eigentlich erst beginnt, und um das Schicksal der übrigen Geschöpfe im unermeßlichen Weltall. Wenn man sich auch die erwähnte Rechenschafts-Ablage hinwegdenkt, weil vor Gott, ohne solche, all' unsere Handlungen, Unterlassungen, Worte und Gedanken offen liegen, so erfordert doch schon der bloße Urtheilsspruch für jede Seele eine Sekunde Zeit, und wenn man annimmt, daß das Weltgericht erst am jüngsten Tage, d. h. am Ende der irdischen Dinge stattfindet, bis wohin die Seelen weder in den Himmel noch in die

Hölle kommen, weil noch kein Urtheil ergangen ist, so muß es so viele Sekunden lang andauern, als seit Adam oder Abel Menschen gestorben sind. Die zuerst Gestorbenen kommen natürlich zuerst daran, die Anderen müssen warten, bis die Reihe an sie kommt. Dieß läßt sich nicht berechnen, weil man nicht weiß, wie viele Menschen seit ihrer Erschaffung, nachdem sie sich ausgebreitet hatten, bis jetzt gestorben sind. Bei Aburtheilung der jetzt lebenden 1283 Millionen Menschen, vorausgesetzt, daß keine mehr geboren würden und der jüngste Tag heute anbräche, würden allein über 40 Jahre verfließen. Die Ewigkeit ist aber auch lang und das längste Warten dagegen kurz.

M. Matheseos.

Stockfisch und Ochsenfleisch.

Ein Kapuziner war zu einem Gastmahl geladen. Unter den Gästen befand sich auch ein General, der alsbald den Kapuziner zur Zielscheibe seiner Unterhaltung machte. Nach dem Ochsenfleisch wurden Stockfische aufgetragen. Der General ließ sich aber statt des Fisches, den er nicht liebte, zum 2ten und 3ten Male eine Portion Ochsenfleisch geben. Der mehr an die Fastenspeisen gewöhnte Kapuziner verzehrte den Stockfisch mit vielem Appetit. Das ergötzte den General, und er glaubte dem Pater einen ordentlichen Trumpf zu versetzen, indem er bemerkte: „Wenn Ew. Hochwürden so viel von dem Fische essen, so müssen Sie am Ende selber Stockfisch werden." — „Wenn das möglich wäre," entgegnete der Kapuziner, „so haben Ew. Excellenz sich sehr vor dem Ochsenfleisch in Acht zu nehmen."

Verschiedenes.

• Der gepanzerte Kriegsgott Mars durchschreitet mit ehernen Schritten die furchtbaren Fluren Amerikas, seine weithin leuchtende Kriegsfackel unerbittlich schwingend, daß Berg und Meer im Wiederscheine glänzen und die Urwälder dem Donner seiner Geschütze im tausendfachen Wiederhalle fortpflanzen. Verödet stehen die blühenden Felder, wüste sind die prachtvollen Städte, müßig liegen die sonst so thätigen Geschäfte, und Alles strömt von der eisernen Nothwendigkeit der Nahrungssorgen gezwungen, in die stark gelichteten Reihen des Unionsheeres, seinem Untergange gewiß entgegengehend. Das von der Natur so überaus gesegnete Land, von Hunderttausenden als das Land des Glücks und der Freiheit gepriesen und aufgesucht, wird seit Jahresfrist gemieden und geflohen, und mancher Europäer würde mit Jubel in seine Heimath kehren, so ihm nicht jede Möglichkeit dazu abgeschnitten wäre; und mancher Deutsche, der aus Furcht Soldat zu werden, sein Vaterland verließ, stirbt in Amerika den blutigen Tod eines Söldners; und wieder Andere, denen unsere mäßigen Steuern zu groß und unsere Gesetze zu despotisch erschienen, finden dort gar kein Gesetz mehr, welches sie schützt, und werden noch Jahre lang an den Wunden bluten, die dieser Krieg so unbarmherzig schlägt.

Allein dem leichtsinnigen Deutschen, der sich jetzt Amerikaner nennt, geht dies nicht so sehr zu Herzen, um nicht über sein Vaterland die drolligsten Witze zu reißen, und mit Bewunderung entnehmen wir einer amerikanischen Zeitung folgende Anekdote.

Zu „Eichberg", einem Dörfchen bei Kaiserslautern gelegen, lebte vor Jahren ein Mann Namens Knobloch. Derselbe zog von Thür zu Thür, von Haus zu Haus, seine Fidel streichend, welcher er die jämmerlichsten Töne entlockte, um sich seinen Unterhalt zu verdienen. Was übrig blieb wurde an Schnaps vertrunken, wovon er auch ein ganz kupferfarbenes Gesicht bekam. Im Jahr 1852 ist genannter Knobloch gestorben; doch war er nur Scheintodt und ist nach zwei Tagen wieder in's Leben zurückgekehrt. Knobloch ergriff seine Fidel wie zuvor und klagte in herz- und ohrzerreißenden Klängen, was ihm die Seele bewegte. Nun geschah es, daß er auf seiner Rundreise an eine ihm wohlbekannte Thür kam. Die Hausfrau blickte ihn verwundert an und sprach: Knobloch! bin ehrsch oder isses euer Gebsicht, ich mehn er wär gschtorb! Ne'n, sagte Knobloch, daß ben euch selber. Wie ich an die Himmelsthür kumme bin, sagt Petrus: Knobloch, Du kannscht widder häme gihn, der Branntweinkessel isch noch nit uffgesetzt. —

F.

In Oberjürkheim (Württemberg) hat sich am 28. Sept. ein schrecklicher Fall ereignet. Fabrikant Krauß hatte einen Theil seiner Fabrik an einen seiner früheren Arbeiter, Vollmer aus Rottenburg, verpachtet. Der Letztere konnte seinen Verbindlichkeiten nicht nachkommen, weßhalb ihm Krauß unter Aufkündigung des Pachtes wiederholt Vorwürfe machte. Als er dieses am 28. in Vollmers Zimmer abermals that, ergriff dieser ein Gewehr, und schoß dem Fabrikanten Krauß 40 starke Schrote in den Mund. Der Unglückliche sank zusammen und war bald darauf eine Leiche. Der Thäter wurde ergriffen.

In Breslau gebar am 11. Sept. eine Frau welche erst am 18. Mai l. J. in der Klinik ein gesundes Mädchen zur Welt gebracht hatte, einen vollkräftigen Knaben. Das Mädchen war bei seiner Geburt mit zwei Zähnen ausgerüstet gewesen, die ihm herausgezogen wurden, worauf die Kleine Ende Mai starb; der junge Weltbürger aber befindet sich zur Freude seiner Eltern wohlauf. Obwohl zwischen der ersten und zweiten Entbindung kaum vier Monaten verflossen, waren beide Kinder nach Versicherung der Hebeamme vollkommen ausgebildet. Die Wissenschaft bezeichnet diese Art von seltenen Geburtsfällen mit dem Ausdruck Superfötation; häufiger sind Beispiele, wo auf die Geburt eines unausgebildeten Kindes längere Zeit nachher die eines reifen folgte; zu den außergewöhnlichsten gehören die, bei denen wie im vorliegenden Falle ausgetragene Kinder in beträchtlicher Zeit nach einander zur Welt kamen.

Raritäten = Kästlein.

Der bekannte Maler David hatte eines seiner besten Gemälde ausgestellt und befand sich zufällig unter der Menge, welche es bewunderte. Er bemerkte einen Mann, in welchem er zu seinem Erstaunen den eigenen Kutscher erkannte, der durch seine Stellung bewies, daß er das Bild eben nicht bewunderte. „Ich sehe, daß Euch das Gemälde nicht gefällt," sagte der Maler zu ihm. — „Meiner Treu', nein!" — „Es ist aber eines von denen, die Jedermann bewundert!" — „Sie wissen nicht warum. Sehen Sie den Fehler des Malers, der ein Pferd mit schaumbedecktem Maule malt, obgleich dasselbe keinen Zaum trägt." David ärgerte sich; sobald aber der Saal geschlossen war, wischte er den getadelten Schaum weg.

Nicht eifersüchtig! Voltaire erhielt in einer Versteigerung eine Dose um hohen Preis, die er einst mit seinem verborgenen Bildnisse seiner Herzensdame geschenkt hatte. Er ließ aufspringen. Und was sprang entgegen? — Das Bild seines Nebenbuhlers Lambert.

Auf einer finländischen Bahn gab vor Kurzem ein Wärter dem Zuge das Signal zum Halten. Es wurde gebremst — der Zug stand — „Was gibt's?" — Der Wächter schmunzelte und antwortete: „Ich habe heute Urlaub und will mit nach Tavastehus fahren!" Der Mann wurde natürlich seines Dienstes entlassen.

Kaufgesuch. Ein englisches Blatt meldet: Man wünscht 600 Ratten zu kaufen für ein Haus, das in demselben Zustande verlassen werden muß, in welchem es pachtweise übernommen wurde. Für diese Quantität Ratten wird ein Honorar von 40 Thalern gezahlt.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 40. Sonntag, den 12. October **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

8.

Die Reiseequipage.

Gabriele, welche wir so plötzlich unter den Ihrigen erscheinen sahen, um ihre Kinder persönlich von der Schwester einzufordern, war an der Seite Philiberts vor einigen Tagen in Breslau angekommen.

Philibert hatte beschlossen, nicht eher nach Sch... zu reisen, um seinen Vater zu besuchen, als bis Gabriele den Aufenthalt ihrer Kinder erfahren haben und in den Besitz derselben gelangt sein würde. So lange wollte er ihr mit Rath und That zur Hand gehen. Die Verzweiflung Gabrielens ließ ihm keine Zeit mehr, ihre Rechte auf gesetzlichem Wege durchzufechten.

Nach ihrer Ankunft in Breslau logirten sich Beide in einem Gasthofe ein und an dem Tage, als Gabriele zunächst ihre Schritte nach dem Mutterhause richtete, trafen sie die Verabredung, daß Philibert die Rückkehr im Gasthofe erwarten würde. Sollte sie eine willkommene Aufnahme im elterlichen Hause finden und Gabriele daselbst die Nacht verbleiben, so möge sie ihm eine Benachrichtigung von ihrem Empfange am nächsten Tage zukommen lassen.

Gabriele war nicht zurückgekehrt.

Die Besorgnisse, welche Philibert am andern Tage über ihr Ausbleiben hegte, versetzten ihn in die peinlichste Unruhe. Er hatte sich schon sehr früh angekleidet und harrte von Minute zu Minute ängstlich auf eine Botschaft oder auf das persönliche Eintreffen Gabrielens. Die Erwartung macht die Phantasie zu tausend Schlüssen und Wünschen geneigt. Er stellte sich alle möglichen Fälle vor, unter welchen Gabriele vor den Ihrigen erscheinen konnte; bei den angenehmsten verweilte er am längsten, weil solche in seinem Wunsche lagen. Es schien ihm endlich unmöglich, zu glauben, daß eine andere Art des Empfanges für Gabriele stattgefunden haben könnte, als eine ihr Unglück schonende und rücksichtsvolle; er war so gern geneigt, das Gute, sogar das Beste zu hoffen und fühlte allmälig seine bedenklichsten Besorgnisse schwinden. Alsdann mischten sich die Erinnerungen an Konstanze unter seine Gedanken. Er sagte sich, daß er mit der Mutter einen Freundesbund geschlossen habe, daß er selbst dazu beitragen wollte, Konstanze in die Arme der Mutter zurückzuführen; daß er den Spuren eines Mädchens nachgehe, welches er liebte, das vielleicht noch fern und in Verhältnisse lebe, wodurch sie ihm selbst für immer entrissen werden könnte. Er dachte an das Gespräch der Gebrüder Brewitz in Berlin zurück, wodurch er in Erfahrung gebracht, daß Konstanze von ihrer Tante in ein Kloster gegeben werden sollte. War dieß bereits geschehen, und wo befand sich dieses Kloster?

So gern wir sagen müssen, daß der Beistand, den Philibert der verlassenen Gabriele zollte, aus dem edelsten Mitgefühle entsprang, so mischten sich doch, durch die Liebe zu Konstanze, einige selbstsüchtige Beziehungen hinzu, die seinen Bestrebungen zur Wiedererlangung der Kinder Gabrielens eine doppelte Spannkraft verliehen.

Da schon zwei Stunden vergeblichen Wartens verflossen waren, faßte Philibert den Entschluß, die Zeit nicht länger unbenutzt vergehen zu lassen. Er machte sich bereit, nach dem vier Meilen von Breslau entfernt liegenden Städtchen O... zu fahren. In der dortigen Erziehungsanstalt hatte er Konstanze kennen gelernt und so viel er wußte, war auch Raimund daselbst in Pension gewesen und seit der Zeit verschwunden. Er überlegte, daß, wenn Gabriele eine feindselige Aufnahme im elterlichen Hause gefunden haben sollte, es kein müßiges Unternehmen sei, inzwischen in der Pensionsanstalt über beide Kinder Erkundigungen einzuziehen, die über den Verblieb derselben einen bestimmten Aufschluß geben dürften.

Er hinterließ bei dem Portier die Bestellung, daß, sobald seine Reisegesellschafterin zurückkehren oder eine Botschaft von ihr an ihn gelangen sollte, man ihr mittheile, er wäre nach O... gefahren und kehre in wenigen Stunden zurück.

Philibert nahm einen Miethswagen und verließ Breslau. Bevor er noch das Städtchen O... erreichte, verließ er den Wagen und schickte denselben mit dem Bemerken voraus, daß der Fuhrmann ihn vor einem bekannten Gasthause in O... zur Zurückfahrt erwarten möchte. Dann legte er den übrigen Theil des Weges zu Fuße zurück, um sich zu ergehen und die Gedanken zu unterbrechen, die im abenteuerlichen Gewirre seine Phantasie beschäftigten.

In der Pensionsanstalt zu O... angelangt, ließ er sich zu dem Direktor führen. Der Schulmann empfing Philibert mit jener freundlichen Einfachheit, die Männern dieses Faches in der Regel eigen ist, konnte jedoch ein Befremden nicht unterdrücken, als Philibert ihm eröffnete, in der Angelegenheit zu kommen, Nachrichten über die in seiner Anstalt vor längerer Zeit pensionirten Kinder: Konstanze und Raimund Valentin zu erbitten.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte der Direktor, „daß ich Ihnen meine Verwunderung ausdrücke. Es ist kaum eine Stunde her, daß heute ein Herr bei mir erschien, dem ich in der nämlichen Angelegenheit eine Auskunft und mehr noch als dieß geben mußte. Ich kann Sie versichern, daß sich manche unangenehme Erfahrungen durch den Aufenthalt dieser beiden Kinder an meine Anstalt knüpfen. Sie sind mir von der Frau Majorin v. Zarkow aus Breslau überwiesen worden, welche Mutterstelle an ihnen vertrat. Ich habe von ihr stets die genauesten Verhaltungsmaßregeln für die Kinder in Empfang nehmen müssen, und ich folgte in der That ihren Weisungen gern, da mir die früheren Verhältnisse der Kinder und besonders ihrer Mutter, welche sich, ich weiß nicht wo, aufhalten soll, von der Majorin als sehr verwahrlost geschildert wurden. Ich habe die Kinder mit möglichster Strenge bewacht und dennoch gelang es mir nicht, eine Unannehmlichkeit zu verhüten, welche durch die heimliche Entweichung Raimunds meiner Anstalt zugefügt wurde. Es lag lediglich im Wunsche der Frau Majorin, daß wir den Knaben zum Priesterstande vorbereiteten und ausbilden sollten. Ich hege selbst, offen gesprochen, für diesen Stand eine große Vorliebe, und ließ es mir daher angelegen sein, Raimund demgemäß zu erziehen, erntete jedoch keine Früchte, ungeachtet mancher strengen Versuche. Der Knabe zeigte stets eine unüberwindliche Abneigung dagegen, während die Majorin mit Heftigkeit darauf bestand. So rückte der Termin zu seinem Abgange nach einem Seminar

in Böhmen heran. Am Abend vorher verschwand Raimund. Er mußte durch den Garten über den Fluß, der hinter unserer Anstalt fließt, entwichen sein, denn wir haben beim Nachsuchen in dem Schilfe am Ufer seine Mütze hängen gefunden. Der Unglückliche wird wahrscheinlich auf seinem Fluchtversuche ertrunken sein, denn alle Nachforschungen, die wir weiter nach ihm anstellten, blieben erfolglos. Kurze Zeit darauf ward Konstanze meiner Anstalt durch die Frau Majorin entzogen, und kehrte nach Breslau in ihr Haus zurück. Ich habe ebenfalls von ihr nichts weiter vernommen. Und das, mein Herr, sind die Nachrichten, die ich Ihnen über den Verbleib der Kinder geben kann; sie sind theilweise recht schmerzlich für mich selbst, ich hoffe, Sie werden Genüge daran haben."

„Ich bin Ihnen für Ihre Güte verbunden, mein Herr," erwiderte Philibert, „und Sie dürfen in mir nur eine Person vermuthen, welcher das Wohl dieser Kinder sehr am Herzen liegt. Ich bedauere nur, nicht eine Stunde früher gekommen zu sein, um die Bekanntschaft jenes Herrn zu machen, welcher, wie Sie sagten, in einer ganz ähnlichen Angelegenheit hier gewesen ist. Wenn Sie meine Frage nach demselben nicht unbescheiden finden wollen —"

„Das finde ich nicht, mein Herr," fiel ihm der Direktor zuvorkommend lächelnd in's Wort, „denn ich kann mir wohl denken, daß es Ihr Interesse erregt, einen unbekannten Vorgänger zu haben. Ich habe durchaus keine Geheimnisse in der Sache, und erkläre Ihnen gern, daß jener Herr, dessen Name mir bei einer wie es schien sehr beschleunigten Meldung ganz entfallen ist, mir versicherte, im Auftrage der Majorin Frau v. Zarkow zu kommen, welche ein Attest von mir über die heimliche Entfernung Raimunds aus der Anstalt und seines wahrscheinlichen Todes in dem Flusse verlangte. Ich konnte mich nicht weigern, eine solche Schrift auszustellen, da sie als Beleg über das Schicksal des Knaben dem Vormundschaftsgericht zugestellt werden sollte, und ich bitte Sie, mein werther Herr, den Ruf meiner Anstalt hierdurch nicht verdunkeln zu wollen, denn Sie werden gewiß schon aus dem Wenigen, was ich Ihnen mittheilte, ersehen, daß mir selbst über den beklagenswerthen Unfall eine Schuld nicht beizumessen ist."

„Sie verkennen mich, Herr Direktor, jeder Nebengedanke ist mir durchaus fremd. Ich sage Ihnen noch einmal meinen verbindlichsten Dank. Wäre ich nicht, wie ich es gethan habe, denselben Weg zu Fuß gegangen, so würde ich die für mich sehr interessante Bekanntschaft jenes Herrn nicht versäumt haben."

Bei diesen Worten Philiberts hatte sich der Direktor dem Fenster genähert, um hinauszusehen. „Wenn Ihnen, wie es den Anschein hat, so viel an dieser persönlichen Bekanntschaft gelegen ist," sagte er zurücktretend, „so könnten Sie das Versäumte vielleicht noch einholen. Belieben Sie nur, an das Fenster zu treten, denn ich bemerke so eben, daß die Reiseequipage, in welcher jener Herr hierher gekommen, noch immer drüben vor dem Gasthause hält. Vielleicht gelingt es Ihnen, sich dem Herrn zu nähern, denn er wird unser Städtchen noch nicht verlassen haben."

Philibert sah nach der bezeichneten Richtung und erblickte in einiger Entfernung einen vornehmen Reisewagen. Da er sein Geschäft in der Anstalt für beendigt hielt, empfahl er sich bei dem Vorsteher.

Seine Bemühungen in der Anstalt hatten sich erfolglos gezeigt, denn ihm war durch die Nachfrage bei dem Direktor durchaus keine Aufklärung über den jetzigen Aufenthalt der Kinder geworden. Nur der Verdacht gegen einen neuen Feind hatte ihn ergriffen. Wer konnte sich so angelegentlich nach dem etwaigen Tod Raimunds erkundigt haben? Sollte der Besuch des Fremden wirklich nur den einfachen Zweck gehabt haben, durch eine Bescheinigung des Direktors einen gerichtlichen Beleg zu besitzen? Philibert ging über den Platz und nach dem Gasthause zu, wo der Reisewagen hielt; er wollte wenigstens einen Blick auf ihn werfen, und dann erwartete er ja auch hier das Fuhrwerk, welches ihn selbst nach Breslau zurückführen sollte. Dieses hielt jedoch nicht hier.

Er trat dem ganz verschlossenen Reisewagen näher und bemerkte an dem Schlage ein gräfliches Wappen, dann betrachtete er die vorgespannten Pferde, welche ungeduldig den Boden stampften und mit bäumendem Kopfe den Schaum von sich spritzten. Es waren junge feurige und ihrer Unruhe nach zu urtheilen schwer zu zügelnde Thiere.

Philibert hatte nicht lange ihrem übermüthigen Treiben zugesehen, als er sich von der Seite begrüßt und angeredet hörte.

„Du bist es, Joseph," rief Philibert, und erkannte in der herzugetretenen Person einen früheren Diener seines Vaters. „Du gehörst wohl zu dem Fuhrwerke? In wessen Dienst stehst Du denn jetzt?"

„Ich fahre den Herrn Baron v. Osinsky, dieß ist seine Reiseequipage," gab Joseph zur Antwort. „Bewundern Sie nicht unsere Pferde, Herr Doktor? Das ist eine Teufelsrace, klein, aber unbändig. Der Baron hat dieses Paar Pferde erst vor einigen Tagen gekauft, und ich habe sie zum Erstenmale eingespannt. Ich habe den Herrn Baron kaum damit hierher bringen können, und wir sind mit zerrissenen Strängen angekommen."

„Das sieht Deinen Tollköpfen ganz ähnlich; wie sie schnauben und mit den schlanken Füßen schlagen," erwiderte Philibert. „Jugend muß austoben, und die werden Dir noch einige Streiche spielen, ehe sie daran denken, sich nach Deinem Gefallen lenken zu lassen."

„Oho! ich will darauf nicht warten," rief Joseph, „ich habe das zerrissene Geschränge ausgebessert, und da sie es nicht besser haben wollen, will ich ihnen die Zügel gewaltig kurz nehmen."

„Aber wo ist der Baron, werdet Ihr nicht bald abfahren?" fragte Philibert.

„Der Herr Baron hat an der Herfahrt vollkommen genug gehabt, Herr Doktor, er ist in einem Miethwagen, der hier vor dem Hause hielt, nach Breslau vorausgefahren und hat mir Wagen und Pferde überlassen. Er hat überdieß jetzt viel Geschäfte und kommt fast gar nicht aus der Reiseequipage. Auf der letzten Fahrt fuhren wir unsere vorigen Pferde fast zu Tode, denn Herr v. Osinsky hatte es sehr eilig, zur Testamentseröffnung seiner verstorbenen Schwiegermutter, der alten Baronin v. Wandow in Breslau, zu kommen. Deßhalb hat auch der Baron wahrscheinlich diese Pferde genommen, denn die alten wollten selbst unter der Peitsche so wenig vorwärts, als diese hier ganz ohne solche wie die Vögel laufen."

So unbefangen Joseph diese für Philibert so sehr erwünschten Mittheilungen machte, zögerte Philibert dennoch, ihn länger zu befragen, um nicht eine taktlose Neugierde zu verrathen. Er wußte demnach, daß der Baron Eigenthümer dieses Wagens war, daß er in der Anstalt gewesen und zur Verwandtschaft Gabrielens gehöre. Er erklärte sich die Nachfrage des Barons bei dem Direktor aus natürlichen Gründen und stellte sich vor, daß es ein glückliches Zutreffen sei, wenn Gabriele in dem Augenblicke ihr elterliches Haus betrat, wo die ganze Familie versammelt war, und daß sie vielleicht Aufschluß über Raimund erlangt habe, welchen der Baron heute Morgen ermitteln wollte. Wenn auch nicht zufrieden gestellt durch diese Vermuthungen, fühlte er sich darüber in so weit beruhigt, als er das Ausbleiben Gabrielens dadurch erklären konnte. Dennoch trieb ihn die Besorgniß zur Rückkehr nach Breslau.

„Du hast mir gesagt, Joseph," hub er wieder an, „der Baron habe sich des Miethwagens bedient, der vor diesem Hause hielt. Das ist eine üble Sache, denn diesen Schlingel von Lohnkutscher habe ich gedungen und war mit ihm hergekommen. Ich denke, ich werde Revanche dafür an Deinem Herrn nehmen und mich in seinen Wagen setzen. Was meinst Du dazu, Joseph? Ich kann unmöglich den Weg zu Fuß zurücklegen und habe auch Eile nöthig."

„Herr Doktor," erwiderte Joseph lachend, „das ist ein ganz gescheidter Einfall; ich finde ihn ganz in der Ordnung. Das muß ich Ihnen aber im Voraus sagen, wir werden uns auf einige Rippenstöße gefaßt machen müssen, denn Sie sehen, wie große Lust unsere Rappen verspüren, uns etwas dieser Art beizubringen. Unglück ist wohlfeil, und so gern ich wohl Niemand lieber, als Sie, Herr v. Herzford fahre,

so möchte ich Sie doch des Spaßes wegen am allerwenigsten ins Unglück bringen."

„Du bist noch immer der Alte, ganz so wie zu Hause, Joseph. Du weißt, daß Dein alter Herr, mein Papa, immer sagte, Niemand fährt mich besser, als Joseph, denn der wittert jeden Stein schon meilenweit voraus, an welchen ich ein Bein brechen könnte. Du wirst mich auch nicht eher in ein Unglück bringen, als bis ein Gedanke daran ist, und dann ist es hauptsächlich gut, wenn der Mensch in diesem Fall nicht allein ist. Und so fahre nur in Gottes Namen zu, je schneller, desto besser."

Joseph war nach dieser Unterhaltung seinem frühern jungen Herrn behülflich, in dem Wagen des Barons Platz zu nehmen. Dann setzte er sich selbst auf dem Kutscherbocke zurecht und fuhr aus dem Städtchen O... auf die Chaussee, welche durch eine sehr angenehme, durch Hügel abwechselnde Landschaft ging.

Die Pferde, die Anfangs im Schritte gingen, setzten jedoch bald in schnellen Galopp über, wie sehr auch Joseph seine ganze Kunstfertigkeit aufbot, die feurigen Thiere im Zaume zu halten. Der Wagen rollte immer rascher über die unebene Chaussee hin, und Philibert schaukelte auf seinem Sitze schon so stark, daß er kaum noch seinen Platz behaupten konnte. Während seines Lebens auf Universitäten, als auch im elterlichen Hause, hatte er schon manche schlimme Fahrt überstanden und fühlte sich daher auch über seine gegenwärtige Lage nicht beunruhigt. Ein heftiger Stoß, den der Wagen erhielt, warf ihn plötzlich gegen die Rückwand; der Teppich, der den Fußboden bedeckte, ward gleichfalls durch die Erschütterung halb aufgeschlagen ein Medaillon an einer Haarschnur kam darunter zum Vorschein und lag zu den Füßen Philiberts. Der Wagen flog wieder ruhiger, aber mit großer Schnelligkeit fort. Philibert bemerkte sogleich seinen Fund und hob ihn auf, um denselben zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Botschaft.

In demselben Zimmer, wo vor acht Jahren der widerspänstige Pfarrerssohn die aufgeschlagenen theologischen Bücher heftig von sich geworfen und mit dem entflohenen Knecht Niß Ipsen den Plan zur Flucht nach Hamburg besprochen hatte, saß jetzt Gerson neben dem weich gestimmten, nun gänzlich versöhnten Vater. Die Mutter konnte leider der heimgekehrte Sohn nicht umarmen. Sie ruhte schon seit einigen Jahren draußen auf dem Kirchhofe von Keitum. Ließ sich auch nicht behaupten, die Flucht des einzigen Sohnes, um die sie ja wußte, sei Schuld gewesen an ihrem Tode, so trug doch jedenfalls die Abwesenheit des geliebten Kindes und die Sehnsucht nach dem Fernen, von dem sie nie wieder etwas Bestimmtes erfuhr, dazu bei, ihr das Leben unfreundlich zu machen. Sie härmte sich still und ihr Gram ward um so schmerzlicher, als sie ihm niemals, wenigstens nicht in Gegenwart ihres Gatten, Worte leihen durfte. So verzehrte sich die arme Frau langsam, bis der Todesengel ihr mitleidig winkte, ihm in's Land des ewigen Friedens zu folgen.

Vater und Sohn saßen jetzt einander gegenüber. Sie hatten sich gegenseitig ihre Erlebnisse mitgetheilt und damit die weite Kluft ausgefüllt, welche eine achtjährige Trennung zwischen ihnen ausgetieft. Wie der ältere Cruppius jetzt milder urtheilte, so war der Jüngere ruhig und ernster geworden. Die Gefahren zur See, eine Monate lang währende schwere Gefangenschaft unter den Maroccanern, die ihn in Sclavenketten schlug, ließ den jungen Mann die Welt mit andern Augen als früher betrachten. Dies Alles trug zu schneller Einigung von Vater und Sohn bei, die einander wohl nie im Leben näher gestanden hatten und verwandter waren in ihren Ansichten, als gerade jetzt. Es kam aber noch etwas Anderes dazu, das dieser Versöhnungsstunde eine höhere Weihe gab. Dies war ein Brief, welchen Pastor Cruppius vor Kurzem erhalten und der jetzt offen vor ihm lag.

„Das ist der Finger Gottes," sprach der Pastor mit Würde. „Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der findet ihn überall, auf jedem Schritt und Tritt im Leben. Darum auch ist die Wissenschaft der Theologie eine so erhabene, Gott uns mit jedem Tage mehr nähernde, weil sie uns die Spuren kennen und auffinden lehrt, die sein Walten auf Erden verkündigen."

„Es ist wenigstens ein wunderbares Zusammentreffen," versetzte Gerson, „in dem auch ich willig die leitende Hand Gottes erkenne. Fünf Jahre lang habe ich nichts mehr von Ipsen gehört, denn während er in den südlichen Gewässern sich ausbildete zum kriegerischen Seemanne, sammelte ich im Norden praktische Kenntnisse in der Schifffahrtskunde und übte mich in schwierigen Berechnungen, die nicht allein mir, sondern auch, wills Gott, meinen Landsleuten zu Gute kommen sollen. Nun betrete ich als armer, schiffbrüchiger Steuermann eines Grönlandsfahrers meine Heimathinsel, indeß der Gefährte meiner ersten Reise als Triumphator in die Stadt einzieht, wo uns die Barmherzigkeit eines einfachen Bürgers aus Wohlgefallen an unserer jugendlichen Lebhaftigkeit und Strebelust vor großem Unheil bewahrte."

„Erst Knecht, dann Admiral!" sprach Pastor Cruppius, den offenen Brief nochmals aufnehmend. „In der That, wer bei so wunderbaren Lebenswandelungen eine höhere Fügung nicht erkennen wollte, müßte schon außer der Gnade Gottes stehen."

„Könnten wir auch nur seinem Wunsche genügen," meinte Gerson, einen zweiten Brief, der dem Schreiben an den Pastor beigeschlossen war, von allen Seiten betrachtend. „Vielleicht ist es unmöglich, die Adressatin desselben überhaupt aufzufinden."

„Mein lieber Sohn," erwiederte Cruppius, „nachdem wir in den letzten Tagen so viel Außergewöhnliches erlebt haben, hält ein starker Glaube mich aufrecht. Das eben ist die wunderbare Kraft des Christenglaubens, daß sie alle Zweifel lös't, den Kleinmüthigen stärkt, den Spötter verstummen macht. Oder meinst Du, die Stürme hätten Dein Fahrzeug nur zufällig an dieser Küste stranden lassen? Glaubst Du, Niß Ipsen, der Knecht von Bombüll-Hof, sei aus zahlreichen Gefechten blos darum siegreich hervorgegangen, um in Holland zum Admiral ernannt zu werden und den Rest seines Lebens als solcher mühelos zu verträumen? Nein, mein Sohn, den treu erfundenen Knecht machte Gott zu einem Werkzeug seines Ruhmes, und weil er auch im höchsten Glück sich demüthig zeigt, wird er den größten Schmuck des Lebens, ein liebevolles Herz, dem Ruhme noch beigesellen."

„Du warst nie auf dem Festlande seit meiner Abwesenheit?"

„Doch, nie aber dachte ich an Bombüll-Hof und seine Bewohner."

„Dann laß uns keine Zeit verlieren. Bombüll-Hof muß gegenwärtig der Ort sein, wohin wir zu wallfahren haben. Nirgendwo anders können wir erfahren, ob die Geliebte meines braven Kameraden noch lebt."

„Wie heißt sie doch?"

Gerson hob lächelnd den Brief auf.

„Ihr Name gerade kann uns das Auffinden erschweren," gab er zur Antwort. „Mein Freund stellt sich auch in seinem Schreiben an das Mädchen seiner Wahl ganz auf den Standpunkt, den er früher, als er noch Knechtesdienste verrichtete, einnahm. Er schreibt einfach: „An mein Greth' auf Bombüll Hof.""

Auch über des Pastors Züge flog ein leichtes Lächeln.

„Der treffliche Mann — denn trefflich muß er sein, sonst wäre er seinem Mädchen nicht treu geblieben in so langen Jahren — soll sich in mir nicht getäuscht haben," sagte er, „Noch heute segeln wir mit der nächsten Fluth nach der Wiedingharde. Der alte Strandläufer, früher Dein Kumpan, jetzt Dein Retter, soll uns begleiten. Er war und blieb verschwiegen, wie das Grab, als ich ihn nach Deinem Verschwinden befragte. Und obwohl ich wußte und es später auch von Andern erfuhr, daß seine Hand Dich und Niß

Ipsen nach Föhr übergesetzt habe, blieb er sich doch immer gleich in seinen Antworten. Ich habe nie ein anderes Wort von ihm vernommen in Bezug auf Eure Flucht, als: der Wind war Süd-Süd zu West. Geh' jetzt und besprich mit ihm, was nöthig ist."

Gern folgte Gerson dieser Weisung seines Vaters. Der Strandläufer war natürlich sogleich bereit, sein Fahrzeug segelfertig zu machen, obwohl der Wind zu einer Fahrt nach dem Festlande, noch dazu in dieser Jahreszeit, nicht aus der günstigsten Richtung wehte.

„Thut Alles nichts, Herr Steuermann," sprach er heiter, indem er den getheerten Südwester vom Pflock nahm und ihn fest auf sein struppiges Haar band. „Wir sind in manchem Sturme wie der fliegende Holländer durch die Untiefen der Westsee gesegelt, werden also auch bei dem Bischen conträren Blasen, nach ein paar Stunden geschickten Kreuzens, ungefährdet an der Wiedingharde anlegen. Bombüll-Hof ist jetzt ein stattlich anzusehendes Gebäude. Der alte Claas haus't noch dort, wenn er nicht vor Kurzem erst gestorben ist, die Kinder sind groß geworden, mit den Dienstleuten aber soll er in der letzten Zeit wenig Glück gehabt haben."

Gerson hörte nicht weiter auf das Geschwätz des Alten. Er trieb nur zur Eile und bedeutete ihm im Fortgehen, daß er am nahen Landungsplatze mit seinem Fahrzeuge auf ihn und den Vater warten möge.

(Schluß folgt.)

Die Stelzen von Namur.

Die Einwohner von Namur lehnten sich einmal in alter alter Zeit gegen ihren Souverain auf, weil sie meinten, derselbe verlange zu viele Abgaben von ihnen. Sie wählten zu ihrer Demonstration die Zeit, als der Fürst fern und nur die Gemahlin desselben zugegen war. Diese wurde in dem Schlosse belagert und eingeschlossen gehalten, weil sie den Forderungen des Volkes nicht nachgeben wollte, und dieses jubelte schon in Siegesfreude, als der Fürst vor der Stadt erschien. Die Bürger wehrten ihm den Eingang, und er sah sich deshalb genöthigt, alle seine getreuen Vasallen aufzubieten und die ungehorsame Stadt zu belagern. Die Belagerung dauerte ziemlich lange, aber als Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eintrat, sank den Bürgern der Muth, und sie entschlossen sich, zu capituliren. Sie hoben die Belagerung des Schlosses auf und öffneten die Thore der Stadt. Noch berieth man sich in dem Rathhause, wer dem erzürnten Fürsten entgegengehen sollte, als ein Herold erschien, welcher den Einzug des Fürsten für den nächsten Tag ankündigte, zugleich aber im Namen seines Gebieters anzeigte, derselbe verbiete, daß man ihm zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkomme. „Nun ist Alles verloren," hieß es in der Versammlung des Rathes. „Da wir nicht mit ihm sprechen dürfen, wird er hart gegen uns verfahren. Niemand wußte einen guten Rath zu geben, endlich kam ein junger, leichtsinniger Bursche auf einen zweckmäßigen Einfall. „Wir sollen dem Herrn nicht zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkommen," sagte er, „wir wollen auf Stelzen gehen." Der Vorschlag fand allgemein Beifall. Sogleich wurden Stelzen verfertigt, Stelzen von drei, sechs, zehn Fuß Höhe, und am anderen Morgen zogen fünfhundert Personen aus der Stadt so auf Stelzen ihrem Gebieter entgegen. Dieser fand die List originell, lachte über den Anblick dieser Leute, die sich amphitheatralisch in vier Reihen aufstellten, trat hinzu, um sie anzuhören, vernahm ihre Bitten und Beschwerden und hielt seinen Einzug mitten unter ihnen. Johann von Namur war von Herzen gut; er stellte Ruhe und Frieden wieder her, indem er verzieh und die Bitten seiner Unterthanen bewilligte. Die Stelzen aber sind der Stadt Namur durch diese glückliche Anwendung derselben lieb und werth geworden, und jährlich wird noch heute ein Fest zum Andenken daran gefeiert. An dem Jahrestage jener Stelzenwanderung sammeln sich die jungen Leute von Namur auf Stelzen, bilden sich in Bataillons und ziehen mit kriegerischer Musik auf den Marktplatz, wo sie sich in Parteien theilen und einen Zweikampf gegeneinander aufführen. Sie versuchen einander gegenseitig umzuwerfen, dürfen sich aber dabei nur der Ellenbogen bedienen. Es gewährt dieses Stelzenfest einen höchst komischen Anblick, die sämmtlichen Stadtbewohner sind deshalb auch als Zuschauer versammelt. Oft bleibt der Kampf unentschieden den ganzen Tag.

Die nöthigsten Artikel auf dem Jahrmarkte des Lebens.

Wer will den Lebensmarkt bezieh'n,
Muß sich mit sonderm Fleiß bemüh'n
Wie er wolle vor allen Dingen
Folgendes mit zur Messe zu bringen:
Larven, das Angesicht zu verstellen,
Mäntel, die Schalkheit zu bedecken,
Röcke, sich demuthsvoll zu kleiden,
Scheeren, des Nächsten Ruf zu beschneiden,
Pressen, ihn bis auf's Blut zu drücken,
Zangen, den Vortheil abzuzwicken,
Pinsel, das Laster zu vergolden,
Versprechungen, das Verdienst zu besolden,
Polster, die Wahrheit in den Schlaf zu wiegen,
Schminke, die letzte Scham zu besiegen,
Brillen, des Nächsten Fehler zu sehen,
Leitern, um höher als Andre zu stehen,
Fächer, den nöthigen Wind zu machen,
Und mehr noch dergleichen seltene Sachen.
Bringst Du sie in noch so großen Haufen,
Sei sicher, Du wirst sie alle verkaufen.

Verschiedenes.

Pirmasens, 4. Oct. Der Reisende der Schmidt'schen Schuhfabrik, Namens Kopp, wollte gestern Abend seine Flinte losschießen. Dieselbe versagte; Kopp kehrte in das Zimmer zurück und begann an einer Schraube des Flintenschlosses zu drehen. Da schnappte der Hahn, der noch gespannt war, plötzlich zu, das Gewehr ging los und der Schuß mit Schroten fuhr einer an der Nähmaschine beschäftigten jugendlichen Arbeiterin aus Mannheim in's Gesicht. Die Schrote drangen ihr am Auge in den Kopf, so daß die Unglückliche bewußtlos zusammenstürzte und heute Abend nach großen Schmerzen verschied.

Unterfranken. Der verstorbene Hr. Pfarrer Jacob Balling von Schonungen hat das Armenhaus in Schonungen zum Haupterben seines circa 11,000 fl. betragenden Nachlasses eingesetzt.

Raritäten-Kästlein.

Ein Landpfarrer begegnete einem seiner Bauern, welcher einen Sack Mehl trug. — Nun, wo hinaus, lieber Matz? fragte der Ehrwürdige. — Ich will einer armen Frau das Mehl bringen. — Sehr edel, lieber Matz, sehr christlich! Wird ihm hoch angerechnet werden. Wer ist denn die arme Hülfsbedürftige? — Na, meine Frau, Herr Pfarrer, erwiderte der pfiffige Bauer.

Die Nro. 96 des „Späheblattes" enthält auf Seite 767 ein recht ergötzliches Muster Augsburger Kanzleistyls. Es wird nämlich daselbst ein Bursche dahin beschrieben, daß er „jung, schwächlich und (!) stark sei."

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 9. Oct. Der Centner: Weizen 6 fl. 37 kr. Korn 4 fl. 33 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. — kr. vierreihige, 3 fl. 30 kr. Spelz 4 fl. 3 kr. Hafer 2 fl. 59 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 20 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 17 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 8. Oct. Der Centner Weizen 6 fl. 31 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelzkern 6 fl. 25 kr. Spelz 4 fl. 21 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 5 kr. Mischfrucht 4 fl. 28 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 41. Sonntag, den 19. October 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Das Medaillon hatte eine herzförmige Form und hing an einer einfachen Haarschnur, welche die Länge eines Halsbandes hatte; in der Kapsel befand sich unter Glas eine Haarlocke verwahrt.

„Das ist ein Andenken,“ sagte Philibert, „welches eine Dame getragen hat, und ich zweifle nicht, daß sie den Verlust, so einfach er erscheint, recht von Herzen bedauert. Jedenfalls wird ein Mädchen diesen Schmuck getragen haben, eine Haarlocke ist immer ein theures Andenken an eine geliebte Person. Das wäre schon ein seltener Fall, wenn eine Frau das Haar ihres Gatten am Halse tragen sollte; und wenn ein junges Mädchen dieß thut, so ist das wiederum sehr bedenklich. Eine Haarlocke, welche zum Pfande der Treue einer verschwiegenen, sogenannten ersten Liebe fällt, wird nicht öffentlich getragen, sondern zwischen ein Albumblatt gelegt. Dieß Medaillon könnte zum Gedenkzeichen an den früh verstorbenen Bräutigam getragen worden sein, es ist aber gar zu schmucklos ausgestattet für diese Annahme, und wenn man berücksichtigt, daß ich dasselbe in dem Wagen des Barons gefunden habe, der zu einer sehr reichen Familie gezählt wird, so kann ich mir gar nicht erklären, was für eine Gesellschafterin er gehabt haben muß, die dieß Medaillon aller Wahrscheinlichkeit nach während der Reise verlor. Wenn Joseph nicht mit den Pferden so sehr beschäftigt wäre, möchte ich ihn wirklich fragen, welche Dame er denn in der letzten Zeit gefahren habe. Es ist seltsam, Alles, was mir jetzt begegnet, wird mir merkwürdig, ich lebe fortwährend in der Erwartung ungewöhnlicher Dinge. Vorläufig will ich mich des Fundes bemächtigen, wenn gleich ich nicht weiß, in wie weit ich ihn als einen rechtmäßigen Fund anzusehen habe; denn gewisse Hausrechte erstrecken sich auch mit dem Begriff von Mein und Dein auf den Reisewagen, in welchem ich mich hier ziemlich unberufen befinde. Ich bin aber über die Frage, diesen Wagen des Barons zu benutzen, schon einmal mein eigener Richter gewesen und judizirte daher, daß die Aneignung dieses Medaillons ein rechtmäßiger Fund ist, erstens, weil ich den Gegenstand in gewöhnlicher Weise gefunden habe, zweitens, weil das Medaillon auch dem Besitzer dieser Equipage nicht gehören wird; es ist seiner Abschätzung nach ohne erheblichen Werth und hat an einem Orte gelegen, wo man keine Besitzthümer verbirgt. Ich habe daher dieß Medaillon keineswegs weggenommen, sondern es war verloren, und ich habe es gefunden. Bis ich mein Finderlohn dafür beanspruchen kann, werde ich es in meine Westentasche einregistriren.“

Zufrieden mit seiner Sophistik steckte Philibert das Medaillon zu sich.

Diese Untersuchungen hatten ihn ganz abgehalten, die kritische Lage, worin er schwebte, zu bedenken. Er hörte in diesem Augenblicke die besorgte Stimme Josephs vom Kutscherbock, welcher ihm zurief: „Herr Doktor, ich glaube, die Pferde werden durchgehen, ich kann sie nicht mehr halten, wollen Sie nicht den Versuch machen, aus dem Wagen zu springen?“

Philibert blickte durch die Scheiben, die Fahrt ging im Sturme, sie flogen bergab an Hecken und Bäumen vorüber. „Wir fliegen wie Kuriere,“ sagte er.

Ein breiter Fluß eröffnete seinen Spiegel in einiger Entfernung; der Wagen hatte die Brücke über den Strom zu passiren, und die Wahrscheinlichkeit lag sehr nahe, daß die wild gewordenen Pferde das Geländer durchbrechen und in das Wasser stürzen konnten.

Philibert, die Gefahr eines Sprunges aus dem Wagen während einer solchen Fahrt höher anschlagend, als die, das Ende abzuwarten, entkleidete sich seines Rockes, um bei einem möglichen Sprunge in's Wasser sein Heil leichter durch Schwimmen zu versuchen.

Die Pferde rannten, ohne nach auf ihren Lenker zu achten, wiederholt gegen die Böschungen, die sich längs der Chaussee erstreckten, dann wendeten sie sich weiter davon ab, und schleuderten die Equipage zurück. Durch die hierdurch erlittenen Stöße rissen die Halfter der Pferde, der Wagen schoß auf ihre Hinterfüße, und so jagten die scheugewordenen wie rasend die Anhöhe hinab und gegen die Brücke zu.

Auf dem Flusse hielten mehrere große Kähne, die Schiffsleute waren erschreckt durch die gefährliche Lage der Reisenden, in dem Fahrzeuge zusammengelaufen. Einige banden die Hülfskähne ab, um ans Ufer zu rudern und den in Gefahr Schwebenden Beistand zu leisten. Andere riefen ein Holla! Hütet Euch vor dem Strome!

In blinder Wuth langten die Pferde vor der Brücke an. Philibert öffnete den Schlag, als der Reisewagen in einen Haufen klein geschlagener Steine fuhr, der an der Seite der Brücke aufgeschüttet lag, um die Chaussee auszubessern. Der Widerstand war aber zu plötzlich gewesen, ein heftiger Stoß erfolgte, der Wagen krachte im ganzen Gefüge und schlug auf die Seite um. Die dampfenden Pferde standen und ließen ihren feurigen Athem aus den Nüstern sprühen.

Philibert hatte zwar einen harten Schlag davongetragen, fühlte jedoch keine erhebliche Beschädigung. Das Wagenfenster war durch die Erschütterung zertrümmert, er stieg langsam heraus, um nach Joseph zu sehen. Dieser war vom Bock geschleudert worden und lag leise wimmernd am Boden. Rasch näherte er sich seinem Leidensgefährten, der auf seinen Arm wies, und Philibert ersah bald, daß der Arm gebrochen war.

„Joseph,“ sagte er tröstend, „das ist wahrlich zu bedauern, aber wie gut ist es zugleich, daß Du nicht allein gefahren bist, denn nun kann ich Dir doch einigermaßen Beistand leisten.“ Als Arzt mit den zweckmäßigsten Hülfsleistungen unter den obwaltenden Umständen vertraut, legte er so gut als thunlich, einen Verband um Josephs Arm, vermochte jedoch nichts weiter gegen die Betäubung zu beginnen, die den Verwundeten ergriffen hatte, als etwas Wasser aus dem Flusse zu schöpfen und ihm beizubringen.

Inzwischen waren einige Schiffer an die Stelle gekommen. „Leute!“ rief ihnen Philibert zu, „hier thut Hülfe noth! Ein zerbrochener Arm, ein paar wilde Pferde, ein zerschlagener Wagen, das ist, was Ihr sehet, für Einen zu viel. Wenn Ihr Zeit und Lust habt, Euch Unserer anzunehmen, so legt Hand an, die Arbeit gilt mehr wie jede andere. Hier ist meine Börse.“

Die Schiffer zeigten sich sogleich willfährig und erwar-

teten nur die Anordnungen. Joseph sollte auf einer Trage von einigen Leuten nach Breslau in das öffentliche Krankenhaus gebracht, die Pferde von Andern hingeführt werden. An dem Wagen war, außer einigen anderen Schäden, ein Rad zerbrochen, und man mußte an die Stelle desselben eine Stange unterbinden, um ihn fortschaffen zu können. Da die Börse Philiberts als der versprochene Lohn schwer wog, fanden sich auch bald Leute genug, Hand ans Werk zu legen.

Während die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, suchte Philibert seine Kleidung wiederzuerlangen, die er im Wagen abgelegt hatte. Er fand seinen Rock, durch das Umschlagen der Equipage herausgeschleudert, in der Entfernung von mehreren Schritten. Er bückte sich nach seinem Kleidungsstücke, als er ein Portefeuille gewahrte, das mit zersprungenem Schlosse geöffnet an einem Felssteine lag. Wahrscheinlich war dasselbe ebenfalls aus dem Innern des Wagens geflogen, obgleich Philibert sich nicht erinnerte, vorher ein ähnliches darin gesehen zu haben, jedoch konnte es in einer verborgenen Tasche gelegen haben, deren Feder durch den erlittenen Stoß sich geöffnet hatte.

Der Inhalt des Portefeuilles bestand aus zerstreut umherliegenden Papieren. Philibert wollte sie auffammeln, als er darunter mehrere in schwarzes Papier eingeschlagene kleine Packete entdeckte, welche er aufhob, um sie zu betrachten. Er hielt sie für gewöhnliche Arzneipulver. Vielleicht, sagte er, eine kleine Hausapotheke, die der Baron, der ja so viel auf Reisen ist, wie Joseph versicherte, vorsichtigerweise mit sich führte. Mechanisch drehte er die Pulver in der Hand, bis ihm die darauf mit Dinte gekritzelten Todtenköpfe auffielen.

„Das sind ja sonderbare Rezepte,“ sagte Philibert, von einem unerklärlichen Mißbehagen ergriffen, „die eines solchen Warnungsschildes bedürfen und dem Baron zu Nutz und Frommen dienen sollen. Wozu diese geheimnißvolle Waare zur Reisegesellschaft!“ Er öffnete eines der Pulver, um es oberflächlich zu untersuchen, dann las er auch die Verordnung, welche auf der Rückseite des Einschlags stand. „Das ist kein gewöhnliches Gift,“ fuhr er mit steigendem Mißtrauen fort, und griff nach den beiliegenden Papieren. Das genommene Blatt war beschrieben, aber mit einer geheimen Zeichenschrift. „Wie ist das zu deuten?“ vollendete er, vor Erstaunen gefesselt, sein Selbstgespräch; „diese verdächtigen Pulver, diese geheimen Chiffren, und wo war der Aufenthalt dieser gefährlichen Dinge, daß es eines unvorhergesehenen Ereignisses bedurfte, um sie zu entdecken! Die Reiseequipage des Herrn Barons ist in der That verhängnißvoll für mich geworden.“

Die Schiffer hatten indessen die nothwendigen Arbeiten zum Wegschaffen des Wagens vollendet und von ihren Kähnen eine Trage und Stroh zum Lager für Joseph herbeigeschafft. Sie riefen Philibert zu, ob sie aufbrechen sollten.

Ganz vertieft in die geheimnißvolle Entdeckung, die er gemacht, wußte Philibert nicht gleich, wozu er sich entschließen sollte. „Die Sache ist zu verdächtig,“ sagte er, „ich kann dieses Portefeuille mit seinem gefährlichen Inhalte nicht freigeben; ich muß wissen, was daran ist.“ Er legte die Papiere in die Mappe und verwahrte sie bei sich.

Joseph lag bereits auf der herbeigeholten Trage, die Schmerzen seines Armbruchs hatten sich gelindert. Philibert, welcher nach dem zugeeigneten Besitze des Portefeuilles als nach des Medaillons Grund genug fand, sich der Bekanntschaft des Barons entfernt zu halten und seine Theilnahme an dem Vorfalle zu unterdrücken, war entschlossen, sich der Rückkehr nicht anzuschließen. Er trat an Josephs Lager und sagte: „Joseph, ich habe so viel für Dich gethan, als sich unter diesen Umständen thun ließ; ist es Dir recht, wenn wir Dich nach dem Krankenhause in Breslau bringen, damit Du Deine Heilung ordentlich abwarten kannst?“ Der Kranke neigte beifällig seinen Kopf. „Wohin aber sollen wir Wagen und Pferde schicken?“ „Nach dem Wandow'schen Hause,“ gab der Patient zur Antwort.

„Nun noch Eins,“ fügte Philibert leise hinzu; „ich wünsche, daß Du dem Baron meinen Namen verschweigst, wie auch meine unbefugte Benutzung seines Reisewagens. Es bewegen mich tausend Gründe hierzu, die ich Dir jetzt nicht nennen kann. Also Joseph, Du beobachtest über Alles, was zwischen uns vorgefallen ist, das strengste Stillschweigen.“

„Ich werde thun, wie Sie befehlen, Herr v. Herzford,“ antwortete Joseph, und Philibert versprach ihm, für die nöthigen Geldmittel zu sorgen und wünschte ihm eine baldige Genesung. Dann wandte er sich zu den Schiffsleuten mit den Worten: „Ihr möget nun aufbrechen; den Kranken bringt Ihr in die Heilanstalt, die Pferde mit dem Wagen nach dem Hause der Baronin v. Wandow, werdet Ihr Euch zurechtfinden?“ Die Männer bejahten seine Frage. „Ich begleite Euch nicht,“ fuhr er fort, „und sollte irgend ein Person die Frage an Euch stellen, in wessen Auftrag Ihr handelt, so gebt den Bescheid, daß ein Unbekannter sich des Verunglückten angenommen habe, oder noch besser, daß Ihr selbst auf eigene Hand das Werk der Menschenpflicht ausgerichtet hättet. Hört Ihr Leute, es schadet nichts, wenn man Euch Eure Bemühungen doppelt belohnt.“ Die Schiffer waren klug genug, ihm das Versprechen zu geben, und Philibert konnte sicher voraussetzen, daß sie seine Einmischung gänzlich verschweigen würden, um das Verdienst der Menschlichkeit allein auf sich zu nehmen, nachdem sie erfahren hatten, daß er nicht der Besitzer des Wagens war.

Man setzte sich in Bewegung, Joseph wurde vorausgetragen, hinter ihm führten zwei Mann die jetzt ganz ermatteten Pferde, sechs zogen den umgestürzten Wagen. In zwei Stunden konnten Alle, da die Beförderung langsam ging, die Stadt erreicht haben.

Der Zug gelangte kaum aus der Nähe Philiberts, als dieser sich beeilte, dem Geheimnisse des Portefeuilles nachzuforschen. Der Baron und der Ruf desselben waren ihm gänzlich unbekannt,

(Fortsetzung folgt.)

Der Admiral aus Friesland.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Siebentes Kapitel.

Belohnte Treue.

Uwe saß auf dem Pesel und schnitzte hölzerne Löffel; seine Schwester, ein blühendes Mädchen, nach dessen hübschem Gesicht und schlanker Gestalt schon seit Jahr und Tag überall, wo sie sich sehen ließ, die Burschen ausschanten, war am Fenster beschäftigt. Der Torf war naß geworden und wollte nicht in Brand gerathen. Er glimmte nur und entwickelte eine solche Menge gelblichen Rauches, daß dieser sich als schwere Wolke unter dem Dache lagerte und nur langsam durch den Thorweg und einige Ritze der Wände einen Ausweg sich bahnen konnte. Verdrießlich darüber, warf das junge Mädchen eine Hand voll klein gespaltenes Buchenholz auf, das rasch in hellen Flammen emporloderte. Uwe blickte die Schwester flüchtig an und schnitzte ungestört weiter. Es dauerte aber nicht lange, so knisterte es in dem zusammen sinkenden Buchenholzfeuer, die Kohlen bewegten sich und mit ziemlich lebhaftem Knalle sprangen eine Menge glühender Holzstückchen vom Heerde und bestreuten nach allen Seiten hin den Boden. Erschrocken trat das Mädchen vom Feuer und schüttelte einen glühenden Splitter von ihrem Rocke.

„Heut ist die Feurung auch rein toll,“ sprach sie, „der Torf brennt nicht und dunstet, das Holz springt gar und ruinirt einem das Zeug. Du hast's gewiß vom unrechten Haufen genommen, Uwe.“

„Springendes Feuer bedeutet Glück,“ sagte der Bruder trocken, ohne sich dabei etwas zu denken. Indem ging die Thür des Wohnzimmers auf und Margreth trat auf den Pesel. Sie trug Rad und Rocken, denn seit die Tochter des Baas den größten Theil der häuslichen Arbeiten, namentlich auch die Küchengeschäfte besorgte, zog sie sich gern zurück. Sie spann und webte jetzt oft tagelang, sprach nie mehr, als nöthig war, und ging fast sichtlich allen Menschen aus dem Wege. Wie immer nahm sie unweit des Heerdes Platz auf einem Schemel und begann emsig das Spinnrad zu drehen. Ihr zu Füßen legte sich der Hund, dem alsbald mit gekrümmtem Rücken die Katze folgte. Beide Thiere waren bei

Margreth wohl gelitten und beide vertrugen sich auch trefflich mit einander, wenn sie still neben ihrer Herrin liegen durften. Die Katze schien heute besonders gut gelaunt zu sein, denn sie spann mit solcher Ausdauer und so laut, daß dies einförmige, so gemüthlich klingende Schnurren des Thieres Uwe's Heiterkeit weckte.

„Mietze hat es sehr gut auf Dich, Margreth," sprach er, sein Schnitzmesser neu schärfend. „Du hast ihr gewiß einen Rahmtopf extra zum Naschen vorgesetzt."

„Es wird Besuch kommen," antwortete Margreth, „das ist Alles. Hell springende Kohlen verheißen eine glückliche Botschaft, laut spinnende Katzen zeigen Besuch an, und daß er heute noch kommen will, verräth mir das Jucken des kleinen Fingers."

„Ich denke, Du glaubst nicht an solche Dinge," warf das junge Mädchen ein. „Sonst mochtest Du doch nichts davon hören."

„Ich bin klüger geworden," sagte Margreth.

„Seit Du so schweigsam bist und Dich ganz weiß kleidest, wie ein altes Mütterchen?"

„Klugheit schweigt immer, und weiß kleid' ich mich, weil es mir so gefällt."

„Du bist aber doch nicht alt."

„Alt nicht, aber gealtert."

„Laß sie doch, Schwester," fiel Uwe ein. „Vater hat Recht. Margreth wird mißmüthig."

Diese warf dem Jünglinge einen strafenden Blick zu, der vollkommen genügte, ihn stumm zu machen.

„Thu', was Du sollst, Uwe, und rede nichts Ueberflüssiges. Hast' dann Frieden allerwärts und brauchst Dich nicht über Schaden zu beklagen, den Du mit Deiner Zunge angerichtet hast. Gute Rede klingt hell, wie Silber, Schweigen aber ist lauteres Gold."

Der Hund hob jetzt den Kopf, blickte starr nach dem großen Thorwege, wedelte mit dem Schwanze und begann leise zu knurren.

„Was hast?" wendete sich Margreth an das seit Jahren anhängliche Thier. „Witterst Besuch?"

Der Hund hatte sich schon erhoben und schritt langsam durch den Pesel nach den Pferderaufen, an denen er wie unschlüssig hinstrich, manchmal noch einen Blick nach der Gruppe am Heerde zurückwerfend.

Jetzt ward die Thür am Thorweg hastig aufgestoßen und die breite Gestalt des Hofbesitzers zeigte sich in der Oeffnung.

„Der Baas!" sagte Margreth verwundert, denn sie hatte noch niemals bemerkt, daß Nero beunruhigende Zeichen bei der Heimkehr des Hausherrn gegeben. Eine Erklärung für diese Unruhe des treuen Hundes enthielt aber die Anrede des Hofbesitzers, der von der Thür' aus seinem Sohne zurief:

„Geschwind, Uwe, nimm die Kluthstöcke und komm nach dem Haffdeiche. Ein kleines Fahrzeug hat sich festgefahren in Schlick und ist in Gefahr bei der starken Brandung des ablaufenden Wassers umgeschlagen zu werden. Ein paar entschlossene Hände bringen hier Rettung."

Uwe hatte sein Schnitzmesser schon weggeworfen. Mit zwei gewaltigen Ruderstangen auf der Schulter folgte er dem Vater. Auch Nero suchte in's Freie zu kommen, ward aber von Claas so barsch in das Haus zurückgewiesen, daß er gebückt umkehrte, zaudernd zwischen den Raufen fortschlich und sich knurrend Margreth wieder zu Füßen legte.

„Bist klug," sprach diese, das Thier streichelnd. „Bleib' hier und paß' auf. Kommt 'was Friedliches oder Fremdes, so kannst Du's in Zeiten durch Anschlagen melden."

Die jugendliche Tochter Claas' bemerkte kein Wort zu diesen Auslassungen ihrer mütterlichen Pflegerin. So verging etwa eine Viertelstunde, ohne daß man etwas Anderes hörte, als das Geklapper mit Schüsseln und Tellern, das Schnurren der Katze und das leichte Geräusch der sich drehenden Spindel. Plötzlich sprang der Hund wieder auf, durchmaß mit wenigen langen Sätzen den ganzen innern Raum des ziemlich langen Gebäudes, kratzte an der geschlossenen Thür und erhob schnüffelnd ein lebhaftes Gebell.

„Hattest doch Recht, Margreth, es kommt Besuch," sagte das am Heerde beschäftigte junge Mädchen.

„Und erwünschter dazu," ergänzte ihre mütterliche Freundin. „Der Hund bellt erwartungsvoll, nicht ängstlich. Wären es Feinde, würde er heulen."

Wenige Augenblicke später trat der Baas ein, von drei Männern gefolgt, die ihrer Kleidung nach Jeder für Seeleute halten mußte. Uwe auf des Vaters Weisung war draußen am Deich geblieben, um ein Auge auf das wenig geschützte Fahrzeug zu haben, denn die Fremden wollten ihrer Versicherung nach nur eine Pflicht erfüllen und sich sodann wieder einschiffen, um nicht genöthigt zu werden, über Nacht am Festlande bleiben zu müssen.

Margreth ließ bei dem Eintritt der Fremden das Spinnrad ruhen und blieb regungslos sitzen. Man konnte sie für eine Statue halten.

„Seht zu, ob Ihr recht seid in diesem mir zugehörenden Hause," sprach Claas zu seinen Begleitern. „Dieser Hof heißt Bombüll, ward im Jahre 1713 von den Stenbock'schen Reitern verbrannt, weil mein damaliger Knecht Ipsen einen der ihrigen mit der Holzaxt erschlug und die Person, um derentwegen diese Blutthat geschah, sitzt dort und nennt sich Margreth."

Bei diesen in barschem Tone gesprochenen Worten entfiel Margreth die Spindel. Sie stand langsam auf, hielt wie schirmend ihre linke Hand über die Augen, um die heranschreitenden Männer bequemer betrachten zu können, und sprach dann mißbilligend zu Claas:

„Habt Ihr Uebles mit mir im Sinn, Baas? Dürft' es nur sagen und ich mach' Platz. Das Leben ist mir längst eine Last, und bin ich wo ungern gesehen, tret' ich unangestoßen zur Seite. Wer stachelt Euch auf, von einem Verschollenen in solcher Weise zu sprechen?"

„Sei gut, Margreth, und halt' an Dich! 's ist nicht um mich, Deinetwegen ließ ich meiner Zunge freien Lauf. Frag' die da — sie werden Antwort geben."

Er deutete auf seine Begleiter und trat zur Seite. Halb zürnend, halb traurig ruhten seine Blicke auf der hochaufgerichteten Gestalt der treuen Erzieherin seiner Kinder. Diese kehrte sich jetzt mit fragendem Auge den Fremden zu.

„Wenn Du das Mädchen bist," nahm nunmehr Pastor Cruppius das Wort, „das vor längeren Jahren mit dem Knecht Riß Ipsen verlobt war, der, wie dieser Mann uns bereits versichert hat, damals in seinen Diensten stand, so sind diese Zeile an Dich gerichtet."

So sprechend überreichte er der Erstaunten den für sie bestimmten Brief.

Margreth empfing das Papier, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, und kam sich vor wie verzaubert. Da gedachte sie der dunkeln Rede der alten Magdala im Gotteskargsee. Schnell riß sie den Brief auf, zugleich aber ließ sie auch betrübt das Papier sinken, denn sie wußte ja, daß sie Geschriebenes immer nur mit großer Anstrengung habe lesen können. Eine natürliche Scheu hielt die Verschämte ab, dies den Männern gegenüber zu gestehen. Sie reichte deshalb den Brief mit der Entschuldigung: „das Heerdfeuer blendet mich" dem Baas, der ihn wieder im Gefühl eigener Schwäche an den Pastor zurückgab. Dieser entfaltete vollends das Blatt, und las folgende wenige, gerade in ihrer Kürze und charakteristischen Ausdrucksweise aber auf Alle die tiefste Wirkung hervorbringenden Worte:

„So Du noch von der Gesinnung bist, wie Du es damals warst, da ich mit Dir alltäglich auf Bombüll diente, so komme zu mir nach dem Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig Holländischer Admiral.

Riß de Bombüll,

vormals Riß Ipsen, Dein getreuer Bräutigam."*)

---

*) Im Original lautet der Brief Ipsens: „As Du nog van der Gesynnig bist. t' welt Du weirst, do ik mit dy daglick op Bombell denve; so kam to my na der Haag un war mye Frow. Ick bin te gewordig Hollandische Admiral.

Ris de Bombell,

vormals Ris Ipsen, dyn getruwe Brydsgam.

(Siehe Hansen: Chronik der friesischen Uthlande.)

Margreth hörte mit angehaltenem Athem zu. Als Cruppius das merkwürdige Freiwerbungsschreiben gelesen hatte, brach die Glückliche in ein convulsivisches Lachen aus, riß den Brief an sich, küßte und benetzte ihn mit Freudenthränen und sagte dann, ihre Hand dem stumm zusehenden Claas gutmüthig hinreichend:

„War's nicht Recht, Baas, daß ich Nein sagte? Ich wußt's, daß Niß noch am Leben sei, denn ich fühlte ja seinen Herzschlag hier an meinem Herzen! — Seid nur gut, Baas, und Euch, Ihr wackern, Euch segne der Himmel! Ich kann nur danken, nichts als danken und im Dank weinen, daß mir Gott so gnädig gewesen. Und Er ist mir treu geblieben in Noth und Drangsal, in Sturm und Krieg! Und ich soll ihn wiedersehen und sein Weib werden!"

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie hielt die Schürze vor die Augen, nickte nochmals dankend den Männern und ging in ihre Kammer, wo man sie den Riegel vorschieben und lange noch laut schluchzen, dazwischen aber betende Worte lallen hörte.

„Wir sind jetzt hier überflüssig," sprach Cruppius zu seinem Sohne, „darum wollen wir nicht länger verweilen. Euch aber, Claas, bitten wir, uns schon Morgen, wo möglich, wissen zu lassen, was Margreth zu thun beschlossen hat."

Claas besiegelte dies Versprechen durch einen derben Handschlag, worauf er die Gäste bis an den Haffdeich begleitete und ihnen glückliche Rückkehr nach ihrer Insel wünschte. Auf dem Rückwege erst erfuhr Uwe, was in der kurzen Zwischenzeit sich Seltsames zugetragen hatte.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Kaiserslautern, 16. Oct. Die Enthüllungsfeierlichkeiten des Grünewald-Denkmals fanden heute hier statt; leider waren dieselben vom Wetter nicht begünstigt, denn zur anberaumten Versammlungszeit fing es an zu regnen. Gegen 11 Uhr hielt Hr. Petersen, Vorstand des Seminars, im großen Saale dieser Anstalt die Empfangsrede, in welcher er die vielen Fremden in herzlichen Worten willkomm hieß und in beredter Sprache das Andenken des früheren Seminar-Präfekten, zu dessen Ehren sie sich versammelt hatten, auffrischte. Hierauf begab sich der Zug, an welchem sich gegen 300 Personen (meist Lehrer) betheiligt hatten, nach dem alten Friedhofe wo nach Absingung eines Psalmes am Grabe des Hrn. Balbier (erstem Vorstande des Seminars) Hr. Lehrer Schmitt eine Rede hielt. Nach Absingung eines andern Liedes begab sich der Zug nach dem neuen Kirchhofe, wo Hr. Pfarrer Arnold von Annweiler in glühender Weise die Vorzüge des Verstorbenen hervorhob, worauf das Denkmal enthüllt wurde. Ein besonders erhebender und feierlicher Eindruck wurde durch die Blechmusik, welche auf dem protest. Kirchthurme placirt war, und während des Zuges Choräle vortrug, hervorgebracht. Die Festlichkeit war in jeder Beziehung eine gelungene und gereicht dem Lehrerstande der Pfalz zur größten Ehre. Das Denkmal selbst, mit dem gelungenen Bilde des verstorbenen Pädagogen ist von dem Pfälzer Bildhauer Hornberger in Mannheim angefertigt.

Orb, 14. Oct. Dem durch Wirthheim fahrenden kurhessischen Omnibus entstieg gestern eine Weibsperson, angeblich aus Salmünster und gebar während des Aussteigens. Ein zufällig anwesender Hausarzt sorgte für schleunige Hülfe und Unterstützung. Mutter und Kind befinden sich heute wohl.

Einer der tapfersten Generale der nordamerikanischen Bundesarmee, Rosenkranz, ist ein polnischer Jude und zu Pilica in Polen geboren.

Nürnberg. Unser Musikdirektor Herr Julius Grobe hat das hier unten folgende Gedicht, betitelt: „Der Sänger" von C. Weiß, für Männerchor componirt und ist dieses Werk von Sachverständigen als ein sehr gelungenes bezeichnet worden. Da diese Composition demnächst beim Jahresfest des Liederkranzes zum Erstenmale vorgetragen wird und dann im Druck erscheint, beeilen wir uns, vorläufig darauf aufmerksam zu machen; überdies ist der gemüthliche Componist vom hiesigen Sängerfeste her gewiß auch allen auswärtigen Sängern noch in freundlichem Andenken geblieben, daß ihnen dieses Werk als eine willkommene Gabe erscheinen wird.

Der Sänger.

Der Sänger hat ein frisches Blut
Und immer froh Gemüth,
Er birgt ja als sein höchstes Gut
Tief in der Brust das Lied
Der fröhliche glückliche Sängersmann
Er fragt nicht nach Schätzen und Gold,
Und wenn er auch weiter erringen nichts kann,
So bleibt doch die Liebe ihm hold.

Und wandert er durch Flur und Wald
Läßt schallen seinen Sang,
Da regt sich's in den Zweigen bald,
Mit süßem Zauberklang.
Es rauschen die Bäume im mächtigen Chor
Sie wollen Genossen ihm sein;
Die Vögelein lugen gar treulich hervor
Und stimmen so fröhlich mit ein.

Und sitzet er im Zecherkreis
Beim Weine frisch und kühl,
Beschleichet ihn oft seltsam leis'
Ein wunderbar Gefühl;
Da stimmt er ein Lied, ein begeisterndes an,
Will munden der Wein ihm nicht mehr,
Nur dann wenn er singen und jubeln auch kann,
Dann werden die Gläser ihm leer.

So treibt er's all sein Lebenlang
Fragt nicht nach Sorg und Noth,
Bis ihn begrüßt zum letzten Gang
Mit kalter Hand der Tod.
Da treten die Brüder an's düstere Grab
Und singen ergriffen von Schmerz,
Zum Schlummer das Lied noch, das letzte hinab,
Dem friedlichen Sängerherz. (N. A.)

Raritäten = Kästlein.

„Habt Ihr hier viele Esel, mein Sohn?" fragte ein Kurgast in einem Badeorte den Knaben, welcher die zum Besteigen der Berge dienenden Langohre beaufsichtigte. — „Je nun, das richtet sich nach den Kurgästen," erwiederte der Gefragte. „Je mehr Kurgäste, je mehr Esel sind hier."

„Das ist brav," sagte ein Arzt zu einem Patienten, „daß Sie meinem Recept gefolgt sind!" — „Gefolgt?" antwortete dieser. „Ach nein. Das habe ich wohl bleiben lassen, ich hätte sonst unstreitig den Hals gebrochen?" — „Wie so?", fragte der Arzt. — „Je nun, ich habe ihr Recept zum Fenster hinausgeworfen!" lautete die Antwort.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 15. Oct. Der Centner Weizen 6 fl. 17 kr. Korn 4 fl. 21 kr. Spelzkern 6 fl. 6 kr. Spelz 4 fl. 16 kr. Gerste 2 fl. 52 kr. Hafer 2 fl. 58 kr. Mischfrucht 4 fl. 24 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Witwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Witwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 42. Sonntag, den 26. October 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Erst seit Kurzem hatte Philibert von dem Baron in der Erziehungsanstalt gehört, und zwar in einer Weise, die sogleich Verdacht an seine Person knüpfte. Dann führte der geringfügigste Umstand ihn selbst in die Equipage des Barons, bis in kurzer Zeit dessen eigene Pferde Ursache wurden, Philibert in den Besitz des interessanten Medaillons und des Porteseuilles zu setzen. Der junge Mann, der sich durch die Schickungen, die seinem Vater, die Gabriele Valentin und ihrer von ihm geliebten Tochter betroffen hatten, mehr und mehr geneigt fühlte, abenteuerliche Kombinationen zu schließen, ahnte bald in dem Baron eine für sein Schicksal sehr einflußreiche Person, und er schritt daher, da ihm jeder Augenblick werth schien, einer, wenn ihm auch fremden, vielleicht verderbenbringenden Ausrüstung auf die Spur zu kommen, auf der Stelle zur Untersuchung. Er bestieg zur Seite eine kleine Anhöhe, auf welcher sich längs dem Flusse ein Laubwald erhob. Hier ließ er sich auf den Rasen nieder, zog das Porteseuille hervor, öffnete zuerst das verdächtige Blatt und überflog die Schrift mit spähenden Blicken.

Vergeblich bemühte er sich, die unbekannten Zeichen zu entziffern; beim Umwenden des Papiers bemerkte er eine geometrische Figur, am Rande mit Buchstaben und verschiedenen Abschnitten. „Gehört diese seltsame Figur zu der Correspondenz, oder welche Bedeutung kann sie haben, weshalb ist sie am Rande beigefügt?“ fragte sich Philibert. Dann zog er den Griffel aus seinem Notizbuche und notirte die einzelnen Buchstaben hintereinander. Hieraus konnte er den Schluß ziehen, daß die Buchstaben das Alphabet bildeten, und die Vermuthung lag nun nahe, daß die Figur den Schlüssel zu der Chiffreschrift angab. Immer eifriger geworden, übersetzte er mit Hülfe dieses Schlüssels das erste, dann das zweite Wort; schon hatte er die erste Zeile gelesen, der Schleier lüftete sich allmälig vor seinen Augen, um ihm ein Verbrechen zu enthüllen, das nach diesem Blatte gegen seinen eigenen Vater angestiftet war.

Das Porteseuille mit seinem gefährlichen Inhalte gehörte dem Baron, der es in einer geheimen Tasche seines Reisewagens mit sich führte. Es enthielt die Auseinandersetzung der Botschaft, die Weslen in der Nacht im Gasthofe zu M... für den Baron ausstellte, bezüglich auf die beigefügten dem Baron eingehändigten Giftpulver, und auf die von dem Baron den Falschmünzern versprochene Gelegenheit, eine neue Werkstätte ausfindig zu machen.

Philibert entzifferte bebend und immer tiefer erbleichend den schändlichen Anschlag Wort für Wort bis zu Ende. „Das ist eine Fügung von Gott!“ rief er erschüttert aus, und sank in die Knie, um dem Drange seines Herzens zu folgen und die Vorsehung um Schutz und um die Gabe der Standhaftigkeit zu bitten. Als er gesammelt sich wieder erhob, sagte er: „Nicht genug, daß sie meinen unglücklichen Vater zu einem Betrüger gemacht, daß sie ihn dem Gefängniß überliefert haben, trachten sie ihm jetzt nach dem Leben, damit die Wahrheit begraben werde. Wesley, dieser treulose verfolgte Beamte, befindet sich also noch immer in der Provinz, er ist mit zweien seiner Brüder gegen den Vater verbunden. Und nun der Baron? Was für ein Mensch! Welche Verbindung fesselt ihn an diese Verbrecher, steht er nicht in Gemeinschaft mit ihnen, denn wie sollte er im andern Falle diese Papiere, diese Gifte mit sich führen? Der Baron ist der Mitschuldige! Und was für Geschäfte haben diese Elenden im Verborgenen zu betreiben, da diese Correspondenz von einer ganzen Gesellschaft spricht? Wesley will in Posen rekognosziren, er empfiehlt seinen Verbündeten gewisse Weinberge eines Gutes zum geeigneten Fabrikplatze. Haben sie Alle sich gegen meinen Vater verschworen? Würde mich die Verfolgung dieser Machination nicht auf die Spur unserer Feinde bringen? Ist Wesley, ist der Baron, oder welcher ihrer Komplicen ist Derjenige, der die falschen Handschriften, welche gegen meinen Vater zeugen, angefertigt hat?“

Philibert starrte düster auf den Boden. Sollte er das Porteseuille in den Fluß schleudern? Er hätte ein Beweisstück, dessen Vernichtung nur zwecklos gewesen wäre, aus den Händen gegeben. Er warf die Mappe von sich, die Papiere steckte er ein. Das Gift, das bestimmt war, seinen alten Vater hinter den Gefängnißmauern zu tödten, war an seinem pochenden Herzen geborgen. So sicher er sich auch im Besitze dieser todtbringenden Botschaft halten mochte, es beschlichen ihn Furcht und Muthlosigkeit, er bebte, und sein Knie brach fast zusammen vor der Macht seiner Feinde und Gegner, welche durch ihre Unvorsichtigkeit, durch ihren Angriff mit versteckten Waffen die Gefahr verdoppelten.

Der Augenblick war nicht geeignet, Philibert zur Lösung aller dieser seinen Geist schwer belastenden Fragen zu bewegen. Die beschleunigte Rückkehr nach Breslau war das Erste: er wollte eine Stunde Zeit gewinnen, um sich klar zu machen, welchen Plan er ergreifen sollte, um seinen Vater vor dem Meuchelmorde der Verfolger zu sichern. Festen und eiligen Schrittes kehrte er nach der Stadt zurück, wo auch Gabrielens unglückliche Verhältnisse seine Theilnahme mehr als je in Anspruch nahmen. Er hatte sich zu ihrem Beschützer und Vertheidiger aufgeworfen, und jetzt forderte ihn das Schicksal zu einem schweren Kampfe gegen die eigenen Feinde heraus. Welcher Pflicht sollte er zunächst gehorchen?

Ohne Aufenthalt hatte er die Stadt und bald auch seinen Gasthof erreicht. Er glaubte von Gabriele wenigstens eine Benachrichtigung vorzufinden, aber sie selbst, noch irgend eine Botschaft von ihr, lösten seine Zweifel über ihre Erfolge im elterlichen Hause. Er begab sich auf sein Zimmer und versank in tiefes Nachdenken. Eine unverzügliche Abreise nach Sch..., um seinen Vater zu besuchen, um selbst den Unglücklichen vor den Gefahren sicher zu stellen, die ihn umgaben, und eine Unterredung mit dem Justizrathe der den Prozeß seines Vaters führte, waren unumgänglich nothwendig; über Gabrielens Verbleiben mußte er gleichfalls im Klaren sein. Für das Letzte blieb ihm kein anderes Auskunftsmittel, als eine persönliche Nachfrage in dem Wandow'schen Haus.

Da die späte Abendstunde für einen solchen Besuch nicht mehr gelegen war, begab er sich am andern Tage dorthin. Der Portier des Hauses verweigerte ihm den Zutritt, da er die Baronin v. Wandow zu sprechen begehrte. Er erfuhr, daß diese gestorben und die Frau v. Zarkow Eignerin des Hauses wäre. Als er hierauf dieser Dame angemeldet zu werden wünschte, ließ man ihn ein. Der diensthabende Kammerdiener fragte nach seinem Namen.

„Melden Sie mich als eine Person," gab Philibert mit festen Worten Bescheid, „welche die Frau Majorin in einer höchst dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche; meinen Namen werde ich der Dame sagen, sobald ich mit ihr sprechen kann."

Der Diener ging und kehrte auch bald mit der Antwort zurück: „Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, mein Herr, daß sie Jemand ohne Namen nicht empfange, und daß sie überdieß im Augenblicke mit Geschäften viel zu sehr überhäuft sei, als daß sie wichtige Dinge besprechen könne. Wenn Ihnen beliebt, möchten Sie sich zu einer gelegeneren Stunde hierher bemühen."

„Sagen Sie Ihrer gnädigen Frau," rief Philibert gereizt, „daß ich gekommen bin, um mich nach dem Wohl und Wehe der Frau Gabriele Valentin zu erkundigen, welche in diesem Hause verschwunden ist."

Der Diener blickte Philibert überrascht und zögernd an.

„Gehen Sie," rief ihm Philibert zu, „handeln Sie als ein Mann und melden Sie mich; ich werde mich nicht abweisen lassen."

Der Diener ging abermals in das Gemach zurück. In wenigen Augenblicken öffnete sich die Flügelthür, Frau von Zarkow erschien in derselben und blieb in der Entfernung, Philibert gegenüber, mit stolzer Miene stehen.

„Ich konnte mir nicht versagen, den Unbekannten zu sehen," rief sie spöttisch, „der in meinem Hause Befehle zu ertheilen wünscht, mit einem Worte einen sogenannten guten Freund der Gabriele Valentin. Sie kommen zu spät, mein Bester; bei mir befindet sich weder die theure Freundin, noch gehört dieselbe hierher. Eingedrungen ist sie vor einigen Tagen freilich bei mir und in ähnlicher Weise wie Sie, das mag jedoch von den Sympathien herrühren, durch die Sie verbunden werden, aber ich kann Ihnen versichern, daß man ebenso schnell die Anstalten hat treffen lassen, Ihre Freundin nach ihrem zuständigen Wohnungsorte Berlin zurückzuschaffen. Es blieb Ihnen, wie ich sehe, nicht einmal Gelegenheit, der Aermsten eine glückliche Reise zu wünschen. Ich bedauere. Adieu!"

Die Majorin entfernte sich halb aus der Thür, ohne Philibert aus den Augen zu verlieren, dessen Bild sie sich fest in das Gedächtniß einzuprägen schien.

Philibert hatte sie selbst lange betrachtet.

„Zweifeln Sie nicht daran, Gnädige," rief er ihr zu, „daß wir uns noch einmal und mit größerer Muße begegnen werden, als heute. Ich gebe Ihnen Zeit, über Ihre Machinationen nachzudenken, und da wir uns jetzt gesprochen haben und damit Sie mich in Erinnerung behalten, nenne ich Ihnen meinen Namen: Herzford. Also auf Wiedersehen!"

Philibert wendete ihr den Rücken und verließ das Gemach, während die Majorin seinen Abgang bis zum letzten Schritte beobachtete. „Wer ist das?" murmelte sie, und ihre Züge hatten ganz den Ausdruck des Spottes verloren; „was für ein unwillkommener Mensch!" Dann begab sie sich in ihr Zimmer zurück.

In Zweifel gehalten, ob ihm die Majorin die Wahrheit gesagt habe, wollte er sich noch einmal bei dem Portier über den Ein- und Ausgang Gabrielens befragen. Der Diener äußerte jedoch darin seine gänzliche Unwissenheit, indem er bemerkte, daß ihm die zahlreichen in der letzten Zeit aus- und eingegangenen Personen nicht zur Hälfte bekannt gewesen wären, und da diese Aussage so zuversichtlich ausgesprochen wurde, daß ein Verdacht, die Majorin habe der Dienerschaft das strengste Schweigen über Gabriele geboten, sich nicht dadurch bestätigen ließ, entfernte sich Philibert unverrichteter Sache.

Sollte Gabriele wirklich nach Berlin zurückgekehrt sein, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen? Das konnte Philibert unmöglich annehmen. Sie mußte noch in der Stadt sein, so stellte er sich die Verhältnisse vor, und hatte vielleicht Zuflucht bei einem ihrer nächsten Verwandten gesucht und deßhalb die Rückkehr nach dem Gasthof verschoben. Im Hinblick auf die Rath- und Hülflosigkeit Gabrielens fühlte er, wie nothwendig eine Zusammenkunft mit ihr in diesen entscheidenden Augenblicken wäre. Sein Vater schwebte in der größten Gefahr. Philibert hat den giftigen Pfeil, der dem Gefangenen zufliegen sollte, glücklich von seiner unheilvollen Bahn abgelenkt, die Ausführung des Verbrechens war zwischen heute und morgen verhindert. Noch einen Tag wollte Philibert der Rückkehr Gabrielens verharren, und wenn sie auch morgen noch nicht eintreffen sollte, dann durfte er seine Abreise nach Sch . . . nicht länger verschieben.

Wir sehen ihn vor dem Wandow'schen Hause nach der öffentlichen Heilanstalt schreiten. Er gelangte bald dorthin, da er völlig bekannt in der Stadt war. Bevor er Breslau verließ, lag es in seiner Absicht, bei Joseph noch einmal Nachforschungen über den Baron anzustellen. In der Anstalt angelangt, ließ er sich an das Bett Joseph's führen, dessen Armbruch keine langwierigen Folgen befürchten ließ.

Nachdem Joseph auf die Fragen Philiberts nach seinem Befinden geantwortet, hob er sogleich an: „Herr v. Herzford, noch spät gestern Abend habe ich einen Besuch des Barons gehabt. Er bedauert mein Unglück und erkundigte sich sehr angelegentlich nach einem Portefeuille, welches, wie er sagte, aus seinem Wagen verschwunden sei. Ich gab ihm die Antwort, daß, da der Wagen hart an dem Flußbette umschlug, das Portefeuille durch die zerbrochenen Wagenfenster wahrscheinlich hinaus- und in das Wasser geschleudert wurde. Ich hörte den Baron hierauf leise zu sich selbst sagen: „Das ist wohl möglich, denn ich habe bemerkt, daß die Feder der verborgenen Tasche gesprungen ist." Dann reichte er mir einiges Geld mit dem Bescheid, daß er mich nicht mehr im Dienste behalten könne, da er nach dem Gute Lysa in Posen reise. Nach etwas Anderes hat er mich nicht gefragt; habe ich es so recht gemacht, Herr Doktor!"

(Fortsetzung folgt.)

Die heilige Familie.

O Pflanzenwelt, so still und zart:
 Mein Auge weilt in deinen Gränzen
Und sah die Blumen, bunt geschaart,
 Im Thränenthau des Himmels glänzen.
Wie Kinder um die Eltern stehn
 So standen sie um Ros' und Lilie,
Und alle waren anzusehn
 Wie eine heilige Familie.

Kaum störend für die Harmonie
 War ihres Daseins kurze Dauer.
Denn meinem Blick verflochten sie
 Zu Kränzen sich der Freud' und Trauer
Der still empfund'nen Freude, weil
 Die Knospe sich zur Blum' entflorte;
Der Trauer, wann des Todes Pfeil
 Ein zartes Schwesterherz durchbohrte.

Wie — als der Lenz erschienen war
 Und ließ die früh'ste Blum erglänzen —
Wie eilte die Geschwisterschaar,
 Die Erstgebor'ne zu umkränzen!
Der Herbst erschien. — Im Grabe ruhn,
 Die längst im Lebensbuch Gestrich'nen;
Es dient die letzte Blume nun
 Als Todtenkrone der Verblich'nen.

Der Admiral aus Friesland.

(Schluß.)

Achtes Kapitel.

Fröhliche Hochzeit.

An einem hellen Märztage prangte der Haag im Festtagsschmuck. Alle Häuser waren mit Flaggen bedeckt, einzelne mit Gewinden von Moos und Immergrün geschmackvoll verziert. Am Anmuthigsten nahm sich ein Landhaus aus, das mitten in einem kleinen Park lag, dessen Bäume freilich noch blätterlos im Luftzuge schwankten. Vom Eingange des Parkes bis zum Portal der schönen Villa bildeten die seltensten Blumen gleichsam ein Spalier. Auch der Sand-

weg zwischen dieser Allee von blühenden Topfgewächsen war mit Blumen bestreut. Inschriften sah man da und dort auf flatternden Wimpeln, die alle auf ein Freudenfest hindeuteten.

Vor den Zugängen zu dieser Villa wogte eine ungezählte Volksmenge in der muntersten Stimmung müßig auf und nieder. Ihre Unterhaltung drehte sich überall nur um das eine Ereigniß, das heute nicht blos den Haag und dessen Bewohner, sondern ganz Holland beschäftigte. Der berühmte Mann, welcher vor einigen Monaten von der dankbaren Regierung für seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste zum Admiral ernannt worden war, der Seeheld Riß de Bombüll, wie er seitdem hieß, feierte heute seine Vermählung mit einem schlichten, armen, nicht mehr jungen friesischen Mädchen. Alle Welt war begierig, die Glückliche zu sehen, die von Vielen ihres Geschlechts beneidet wurde. Denn mußte man auch die seltene Handlungsweise des merkwürdigen Mannes, welcher der Geliebten seiner Jugend trotz des Unterschiedes, welcher gegenwärtig zwischen ihm und der einfachen Magd bestand, die Hand reichte, in jeder Hinsicht edel und großsinnig nennen, ein Gefühl von Neid regte sich doch in dem Herzen mehr als einer schönen Holländerin, daß eine Fremde, eine Verblühte so hohen Glückes theilhaftig werden sollte.

Erst vor einigen Tagen war Riß de Bombüll aus Friesland zurückgekommen, wo er während der vergangenen Wintermonate in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hatte. Außer seiner Braut, der glücklichen Margreth, begleiteten ihn deren Pflegekinder und der Hofbesitzer Claas, bei dem er früher als Knecht gedient. Auch ein friesischer Seemann kam mit an, den der Admiral, wie man sagte, als früheren Kameraden hoch in Ehren hielt. Dies war der Steuermann Gerson Cruppius, gegenwärtig Lehrer der Navigationskunde auf seiner Heimathsinsel Sylt, die er nunmehr nicht mehr zu verlassen gedachte. Den Schatz seiner Kenntnisse, welche er auf Reisen gesammelt, wollte Gerson zum Gewinn für seine Landsleute ausmünzen. Seine frühere Beschäftigung mit den Wissenschaften unter Anleitung seines gelehrten Vaters befähigte ihn besser als jeden Andern dazu, weshalb er eine Art Navigationsschule zur Bildung tüchtiger Seeleute auf Sylt gründete.

Kanonenschüsse verkündigten der harrenden Menge den Augenblick der Einsegnung des ungewöhnlichen Brautpaares. Einige Zeit darauf erschien der Festzug, den eine Abtheilung Seesoldaten, die unter Riß de Bombüll tapfer gekämpft hatten, eröffnete. Eine Musikbande zu Pferde folgte, dann kamen Land- und Seeoffiziere, hierauf der offene Gallawagen des Admirals, der in Paradeuniform, mit Orden geschmückt, unbedeckten Hauptes neben der scheu um sich blickenden Margreth saß und nach allen Seiten hin auf die vielen Jubel- und Vivatrufe des Volkes verbindlichst grüßte. In einem zweiten Wagen bemerkte man den alten Gefährten des zu so hohen Ehren gelangten Nordfriesen, den Steuermann Gerson Cruppius, den Hofbesitzer Claas und seine Kinder.

Als der rauschende Hochzeitszug die Villa erreichte, lag diese mit ihrem wallenden Flaggenschmucke im blitzenden Sonnenlichte da. Beim Eintritt in sein Besitzthum, das die Regierung dem würdigen Manne zum Geschenk gemacht und mit fürstlicher Pracht ausgeschmückt hatte, zeigte sich dem Blicke des Admirals die bewegliche Gestalt seines alten Gönners und Freundes, des Kaufherrn Vermeeren. Dieser wackere Mann ließ sich die Ehre nicht nehmen, dem ehemaligen Maat, wie er sagte, die Hochzeit auszurichten. Da er ein Mann von Geschmack war und gern auch bei gelegener Zeit etwas darauf gehen ließ, so reihte sich dies seltene Fest den prächtigsten Feierlichkeiten ähnlicher Art an, die man im Haag jemals gesehen. Eine Beschreibung derselben werden die Leser uns gewiß erlassen. Wir haben nur noch zu berichten, daß der Admiral Riß de Bombüll die Ermittelung eines zuverlässigen friesischen Schiffers der umsichtigen und unermüdlichen Thätigkeit Vermeerens zu verdanken hatte, welcher die Besorgung des an Pastor Cruppius gerichteten Schreibens mit dessen bedeutungsschwerer Inlage an Margreth gern übernahm. Die alsbald erfolgende Antwort, welche dem ehemaligen Knecht zugleich auch die Heimkehr Gersons meldete, führte Riß Ipsen nach der Wiedingharde, in die Arme der glücklichen Margreth, die den Geliebten keine Stunde lang vergessen hatte. Hier verlebte er beneidenswerthe Wochen im Umgange mit den Wenigen, die ihn kannten. Ein einziges Mal besuchte er in Begleitung seiner Braut die Insel Sylt, um den Vater seines Freundes persönlich zu danken und dem alten Strandläufer, durch dessen resolute Entschlossenheit er so glücklich mit Gerson von der Insel entkam, ein ansehnliches Geschenk einzuhändigen.

Nach Riß de Bombüll's Verheirathung ward der Name des Admirals nicht mehr häufig genannt. Es scheint, er besaß des Ruhmes genug und zog es vor, sich des Genusses der Ehren, die er errungen, in einem gesicherten Privatleben zu erfreuen. Reich an irdischen Gütern und hochbeglückt durch die Liebe seiner Margreth, lebte er noch lange auf seiner Villa.

Gerson Cruppius kehrte nach Sylt zurück, bestieg ferner kein Seeschiff mehr, sondern legte sich jetzt mit Eifer auf die Wissenschaften, was den Lebensabend seines Vaters sichtlich erheiterte. Kurz vor dessen Tode übernahm er die Stelle eines Schullehrers von Keitum und ward als solcher zugleich auch einer der hervorragendsten Navigationslehrer, deren die Friesen sich rühmen.

Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schaalen dar, voll goldner Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch! sprach Alexander! ich bin nicht gekommen, eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt. —

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu, und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten; und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft, nebst allem, was darin ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!“

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan, sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheirathet eure Kinder unter einander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet, sprach der König des fernen Landes, daß du also erstaunest?“ „Mit nichten, antwortete Alexander, aber in unserm Lande würde man anders richten.“ „Und wie denn?“ fragte der afrikanische König. „Beide Streitende, sprach Alexander, verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs.“

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen?“ Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

Eins der Wunder der australischen Welt

und einen der merkwürdigsten Punkte der Erde bildet der Roto mahana oder warme See auf Neuseeland, über den Dr. F. v. Hochstätter berichtet und eine geologisch kolorirte Originalkarte nach eigenen Aufnahmen im Maaßstabe von 1 : 12000 giebt. Die Menge kochend heißen Wassers, welches an den Ufern und am Boden dieses See's der Erde entströmt, und dessen Temperatur von dem Reisenden bis zu 98° C. gemessen wurde, ist kolossal. Rings um sich hört

man es fortwährend sausen und brausen, zischen und kochen, und der ganze Boden ist warm. „In der ersten Nacht,“ erzählt Hr. v. Hochstetter, der sich auf einer kleinen Insel im See mehrere Tage lang aufhielt, „fuhr ich erschreckt auf, weil es in der Hütte auf dem Boden, wo ich lag, von unten her so warm wurde, daß ich es nicht mehr ertragen konnte. Ich untersuchte die Temperatur, stieß mit einem Stock ein Loch in den weichen Boden und steckte das Thermometer hinein. Es stieg augenblicklich auf Siedhitze, und als ich es wieder herauszog, da strömte heißer Wasserdampf zischend empor, so daß ich das Loch eiligst wieder zustopfte.“ Die im schönsten Blau schimmernden Wasserbecken einer der Quellen bilden eben so viele natürliche Badebassins, die der raffinirteste Luxus nicht prächtiger und bequemer hätte herstellen können. Man kann sich die Bassins seicht und tief, groß und klein auswählen, wie man will, und von jeder beliebigen Temperatur, da die Bassins auf den höheren, dem Hauptbassin näher gelegenen Stufen wärmeres Wasser enthalten, als die auf den tieferen Stufen.

Elephantendienst.

Der Elephant wird in Siam sehr geachtet und als ein vernünftiges Wesen betrachtet. Es gibt sehr viele Elephanten im Lande und sie erreichen oft die Höhe von 12—13 Fuß. Außer daß sie zum Reisen im Innern fast unentbehrlich sind, bilden sie ein Hauptcontingent des Heeres und der König hält 600 Kriegselephanten. Ein weißes derartiges Thier wird aber fast wie eine Gottheit verehrt. Der Glückliche, welcher ein solches fängt, erhält zunächst so viel Land, als der Schall eines Elephantenschreies durchdringt, und außerdem ein Jahrgehalt von 600 Tikals. Das heilige Thier — das gegenwärtige ist jedoch keineswegs weiß, sondern chocoladenfarbig — hat eine besondere Wohnung innerhalb des königlichen Palastes und eine Menge Beamte zu seiner Bedienung. Die Einen müssen für sein Futter sorgen, die Andern ihm Fliegen abwehren, wieder Andere sein Lager mit Blumen ausschmücken oder ihm Musik machen, um ihm die Zeit zu vertreiben.

Herbstgefühl.

So wechselt Alles bald:
Verstummt ist nun das letzte Lied,
Wie ward so still, so still der Wald,
Seit ihn das letzte Vöglein mied.
Ein Rauschen hör' ich nur
Seltsam durch seine Wipfel gehn,
Als säng' die sterbende Natur
Das hohe Lied von Wiedersehn!

Verschiedenes.

Aus Niederbayern wird geschrieben: In der Gegend von Mühldorf ist das Landvolk in großer Aufregung. Ein Eindhof nach dem andern brennt ab, und die Leute wagen sich kaum mehr zur Kirche zu entfernen. Da bei allen diesen Brandfällen das Feuer regelmäßig um 11 Uhr Mittags ausbricht, vermuthet man mit Grund böswillige Brandstiftung.

Hamburg, 11. Oct. („Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?“) Mit diesen Worten ungefähr redete ein junger Studiosus der Theologie, welcher zum Besuch bei seinen Eltern war, am Mittwochabend eine Dame an, welche den Steindamm entlang ging. Das „schöne Fräulein“ nahm auch sofort den dargebotenen Arm an. Der angehende Faust säumte nicht, mit „Gretchen“ eine galante Conversation zu beginnen; allein seinen zärtlichsten Redensarten wurde ein beharrliches Schweigen entgegengesetzt und die Schöne gab ihre Passivität nur dann auf, wenn ihr Begleiter versuchte, den dichten Schleier vom Hute zu entfernen. Umsonst waren alle Versuche, seiner Gefährtin ein sprechendes Lebenszeichen abzugewinnen. Sie ließ sich ruhig immer grade aus führen, bis sie plötzlich und kurz vor einer Hausthür Halt machte, eben so plötzlich dem verliebten Pastor in spe eine kräftige Ohrfeige applicirte, den Schleier zurückriß und dem erstaunten „Faust“ — das Gesicht seiner eigenen Mutter zeigte. Die Verlegenheit des Bürschchens soll nicht gering gewesen sein.

Von einem Gutsbesitzer zu Zechin im Oderbruch ist kürzlich ein ganz weißer Sperling geschossen worden.

In Bruck an der Mur wurde am 8. Oct. den Besuchern des dortigen Theaters eine seltsame Ueberraschung zu Theil. Inmitten der Aufführung des Lustspiels: „Wenn Frauen weinen,“ ließ sich auch plötzlich von einer der Gallerien ein Gewimmer vernehmen, und bald erfuhr das ganze Haus, daß daselbst soeben rasch und glücklich eine Besucherin des Theaters entbunden worden ist. Hoffentlich ist durch dieses Ereigniß der Welt eine echte Künstlernatur geschenkt worden.

Es ist berechnet worden, daß auf der ganzen Erde jährlich über 500 Millionen Pfund Tabak verbraucht werden. Rechnet man den Nicotingehalt des Tabaks, welcher zwischen 2,5 und 8 Procent schwankt, durchschnittlich nur zu 5 Procent, so ergibt dies einen jährlichen Verbrauch von über 25,000,000 Pfd. dieses Giftes, von welchem wenige Tropfen hinreichend sind, einen Menschen zu tödten. Es nimmt demnach jeder Bewohner der Erde jährlich im Durchschnitt 1 Loth Nicotin zu sich, rechnet man also, daß nur ein Drittel derselben raucht, so ergiebt dies für jeden Raucher (oder Tabakschnupfer) etwa 3 Loth, d. h. täglich 2 Gran Nicotin.

Der Planet „Mars“ zeigt sich gegenwärtig im schönsten Strahlenglanz am südöstlichen Firmament und erscheint so groß, daß man mit guten Instrumenten die Schneefelder und hellen Flächen deutlich wahrnehmen kann. Der Planet befindet sich jetzt in seiner nächsten Erdnähe, was ungefähr nach 780 Jahren einzutreten pflegt.

Raritäten-Kästlein.

Ein jüdischer Jüngling beleidigte einen Offizier. Dieser forderte ihn. — „Gut,“ sagte der Held aus Juda, „da mir die Wahl der Waffen freisteht, so bestimme ich krumme Säbel auf zwanzig Schritte Distanz.“

Kinder sagen die Wahrheit. Ei, mein Söhnchen, sagte der Anbeter einer jungen Dame zu deren dreijährigem Brüderchen, wovon hast Du denn so rothe Backen? — Von der Büchse, aus der die Schwester alle Tage ihr Gesicht bestreicht, antwortete der Knabe naiv.

Die Meisterin: „Na, Jakob, das ist ja fürchterlich, was Du essen kannst!“ — Schmiedgesell: „Ja, Meisterin, ich hab' mich aber auch von Jugend auf d'rin geübt.“

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 22. Oct. Der Centner Weizen 6 fl. 7 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelzkern 6 fl. 20 kr. Spelz 4 fl. 15 kr. Gerste 3 fl. — kr. Hafer 2 fl. 53 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Zweibrücken, 23. Oct. Der Centner Weizen 6 fl. 25 kr. Korn 4 fl. 32 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. — kr. vierreihige, 3 fl. 20 kr. Spelz 4 fl. 3 kr. Hafer 3 fl. 1 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 52 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 17 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel. — Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 43. Sonntag, den 2. November **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

9.

Die Wahnsinnige.

Philibert bezeugte dem ehrlichen Joseph seine Zufriedenheit und sagte dann: „Was Deine Dienstentlassung anbetrifft, so kommt mir das sehr erwünscht. Sobald Du hergestellt bist, meide Dich bei meiner Tante; ich werde ihr sagen, daß sie Dich, bis wir zusammentreffen, aufnehme.“ Dann neigte er sich näher zu ihm hinüber. „Höre jetzt, Joseph, was ich Dir anvertrauen will, und äußere kein Erschrecken darüber, so entsetzlich und ganz unglaublich Dir mein Geheimniß scheinen wird.“ Philibert erzählte ihm die Entdeckung des Portefeuilles und den darin enthaltenen Anschlag gegen seinen Vater.

Joseph hatte kurz nach der Gefangensetzung des alten Herzford den Dienst bei demselben verloren; er wußte daher von dem Unglück des Bürgermeisters und war von seiner Unschuld überzeugt. Die beabsichtigte Vergiftung seines ehemaligen Herrn und die Theilnahme des Barons daran machte einen überraschenden und tiefen Eindruck auf den alten Diener, und Philibert konnte nur mit Mühe seine lebhaften Ausdrücke des Erschreckens unterdrücken

„Du wirst einsehen, Joseph,“ fuhr Philibert fort, „wie wichtig mir nun Dasjenige ist, wornach ich Dich jetzt zu fragen habe. Sage mir, welche Reise Du in der letzten Zeit mit dem Baron gemacht hast?“

„Wir sind in Breslau, in Sch . . ., in M . . . gewesen,“ erwiderte Joseph.

„In Sch . . .?“ fiel ihm Philibert fragend in's Wort? „was hatte der Baron in dieser Stadt zu thun?“

„Wir haben auf dieser Fahrt ein junges Fräulein aus dem Kloster geholt. Ich hielt vor der Klosterkirche, und darauf setzte sich der Baron mit der jungen Dame in den Wagen. Das Fräulein trug die Klostertracht.“

„Nach welchem Orte hat der Baron das Fräulein geführt?“ fragte Philibert gespannt.

„Wir fuhren mit ihr mitten in der Nacht nach dem Städtchen M . . . Dort mußte ich vor dem Gasthause halten, und bald darauf kam eine Equipage mit einer Dame gefahren und hielt an unserer Seite. Die Dame nannte sich Gräfin v. Czacki. Der Baron führte die Nonne der Gräfin zu, sie mußte in ihren Wagen, und wie ich bemerkte, mit Widerwillen einsteigen. Dann verließ uns die Gräfin mit dem Fräulein und fuhr auf dem Wege nach Breslau davon.“

„Und was geschah weiter, Joseph? Ich habe Grund genug, zu vermuthen, daß dieß die Entführung einer mir sehr werthen Person gewesen.“

„O, hätte ich dieß doch einige Tage früher gewußt,“ rief Joseph, „wie hätte ich das Kleinste beachten wollen! Der Baron verweilte noch längere Zeit in dem Gasthofe zu M . . . kam dann, wie mir schien, sehr aufgeregt heraus, und wir fuhren nach Breslau. Die letzte Fahrt war die unglückliche, auf welcher ich Sie antraf.“

„Weißt Du nicht, wohin das Fräulein aus dem Kloster von der Gräfin weiter geführt wurde?“

„Nein, nein, das kann ich leider nicht angeben. Das Fräulein war äußerst traurig.“

„Ihre Persönlichkeit ist Dir doch aber erinnerlich?“

„Ja, sie hatte ein sehr hübsches Aussehen, obgleich sie bleich war. Ich schätzte sie sechzehn Jahre alt.“

„Hat sich der Baron denn längere Zeit in Sch . . . aufgehalten?“

„Mehrere Wochen, Herr. Gegen das Ende unseres Aufenthaltes sah ich auch die Frau v. Zarkow dortselbst; auch habe ich sie einmal in unserem Wagen nach dem Kloster fahren müssen.“

„Die Frau v. Zarkow in jenem Kloster,“ dachte Philibert, „sollte da nicht Konstanze die Entführte gewesen sein? Das Medaillon, welches ich in dem Wagen des Barons fand, könnte darüber Aufschluß geben, wenn es etwa ein Andenken von der Mutter wäre.“

„Da Philibert glaubte, keine Früchte weiter aus der Unterredung mit Joseph ziehen zu können, brach er das Gespräch ab, welches sich überdieß durch die Nähe der übrigen Kranken im Saale nicht unbeobachtet auf die Länge fortsetzen ließ. Philibert schied mit herzlichen Wünschen der Genesung für Joseph, diesen noch einmal daran erinnernd, sich sobald als möglich zum Dienste bei ihm zu melden.

Er verließ den Saal und stieg zur untern Etage herab. Am Ende des Korridors, welcher sich über diese Etage erstreckte, wurde die Thür eines Saales geöffnet. Eine Kranke wurde von den Wärtern herausgetragen; sie lag auf einem Tragbette und war mit einem Riemen daran befestigt. Dennoch kämpfte die Unglückliche mit solcher Gewalt gegen ihre Fesseln, daß die Wärter schwankten und sich genöthigt sahen, abzusetzen, um den Anfall der Leidenden vorübergehen zu lassen.

Aus dem Saale waren zwei Aerzte der Anstalt getreten, der eine noch in jüngeren Jahren, der andere ein rüstiger Greis. Beide näherten sich sogleich dem Bette und beschäftigten sich mit der Kranken. Ein verzweifelndes Lachen und Weinen entrang sich jetzt ihrer Brust. Als die Thränen in ihren Augen versiegten und das Gelächter auf den mit leichten Schaum bedeckten Lippen erstarb, versank sie in einen starrsüchtigen Zustand. Auf einen Wink der Aerzte erhoben die Wärter nun schnell die Bahre, schritten nach dem Ausgange des Korridors, und beeilten sich, mit der Unglücklichen die in einer andern Abtheilung des Hauses befindlichen Zellen für die Wahnsinnigen zu erreichen.

Die zurückbleibenden Aerzte verweilten noch auf dem Korridor.

„Mein lieber Herr College,“ sagte der Aeltere, „das Recht ist dießmal auf meiner Seite: wir werden die unglückliche Frau bald zurückholen müssen, denn sie ist nicht wahnsinnig. Ich bin zugegen gewesen, als man sie herbrachte. Sie verfiel sogleich in einen starken Paroxysmus und der wiederholt sich seitdem. Das Gemüth der Kranken scheint heftig angegriffen zu sein. Keine Strenge, keine Gewaltmaßregeln, nur die größte Schonung muß für sie beobachtet werden. Das sind durchaus nicht die Symptome des Wahnsinns oder der Raserei; es ist kein Urgrund dazu vorhanden. Sie kann sich durch den unbewußten Genuß einer schädlichen Substanz eine Vergiftung zugezogen haben, das nehme ich an, fürchte jedoch nicht das Schlimmste, da seltsamer Weise den Symptomen der Vergiftung die einer Gegenwirkung bemerkbar entgegenstehen. Der überaus reizbare Zustand der

Frau könnte uns zu ganz falschen Schlüssen verleiten. Ich komme in zwei Stunden hinüber, Herr College, und hoffe, Sie alsdann vollständig von meiner Ansicht zu überzeugen; bis dahin, wie ich gesagt habe, die möglichste Schonung und wirken Sie zunächst auf den Schlaf."

Mit diesen Worten vollendete der alte Arzt die kurze Berathung und ging in den anstoßenden Krankensaal, während sich der jüngere nachdenkend und zweifelnd über die Meinung des Andern nach der Sektion der Wahnsinnigen begab.

Philibert war bisher stehen geblieben. Mitleid und ärztliches Interesse fesselten ihn an die Stelle, indem er der Unglücklichen, die schnell aus seinen Augen verschwand, einen mitleidsvollen Blick nachsandte, ohne zu ahnen, daß es die Frau war, welche er suchte — Gabriele Valentin.

Wie nahe hatte ihr Philibert gestanden, ohne ihr zur Hülfe eilen zu dürfen. Wie oft verkennen wir in einer entmuthigenden Schickung, welche uns betrifft, jene Weisung, die uns zum rechten Ziele lenkt.

Philibert verließ jetzt ebenfalls den Ort. Als der Arzt die für ihn so verhängnißvollen Worte einer Vergiftung aussprach, stand das Schicksal seines Vaters in schwarzen Zügen vor seinen Augen. Er kehrte heim. Hier fand er von Gabriele kein Lebenszeichen vor. Die Nacht verging und auch der Morgen ließ ihn in Ungewißheit über ihre Erlebnisse. Er setzte einen Brief an sie auf, worin er angab, wohin er reise und welche Gründe ihn dazu zwangen; nebst einer Adresse in Sch . . . ., unter welcher sie an ihn schreiben sollte. Dann fügte er dem Schreiben das Medaillon bei, mit der Frage, ob sie es als das ihrer Tochter erkenne? Einen bedeutenden Geldwechsel hatte er für Gabriele schon vor der Zeit ausgestellt. Er setzte bestimmt voraus, daß sie ihm bald Nachricht geben werde, und daß er alsdann mehr zu ihrem Beistand beitragen könne, als ihm seine Lage gegenwärtig gestattete. Nachdem er dem Besitzer des Gasthofes den Brief an Gabriele zur Einhändigung übergeben hatte, brach er zur Abreise auf.

10.

Enthüllungen.

Seitdem Gabriele von der Majorin unbarmherzig als eine Wahnsinnige den Händen der Aerzte einer öffentlichen Heilanstalt überliefert wurde, seitdem sie durch die Gewalt eines ihr mörderisch eingeflößten Giftes mit dem Tode gerungen und der einzige Freund von ihrer Seite gewichen, hatte dennoch eine theilnehmende Person an ihrem verlassenen Schmerzenslager gestanden, die voll Mitleid und in treuer Ergebenheit die Hände betend auf ihr Haupt legte — der alte Daniel.

Nachdem Frau von Zarkow ihre Herrschaft in dem Wandow'schen Hause begonnen, mußte Daniel seines vorgerückten Alters wegen den Dienst verlassen, und er wollte nach Sch . . ., seiner Vaterstadt zurückkehren, um bei seinem Sohne, der dort ein kleines Geschäft besaß, den Rest seiner Tage zu beschließen.

Gabrielens Leiden hatten ihn so tief gerührt, daß er zu ihr in die Anstalt ging, um Abschied zu nehmen. Er hoffte einen Ausweg zu finden, sie nicht gänzlich dem Schicksal preisgegeben zu sehen. Er war mit der Mutter des Gatten Gabrielens bekannt; die hochbetagte Frau Valentin wohnte in Sch . . .; diese wollte er aufsuchen und ihr das Elend der Schwiegertochter offenbaren, und er hoffte, daß seine ehemalige Gebieterin, von ihrer eigenen Familie verstoßen, den Aufenthalt bei einer zweiten Mutter nicht verschmähen werde.

Während seines Besuches bei Gabriele erreichte er jedoch nichts. Er durfte die Leidende, und auch dieß nur auf vorgängiges inständiges Bitten bei dem Arzte, einen Augenblick lang sehen, dann mußte er wortlos, mit traurigem Herzen, aber von den besten Vorsätzen beseelt, sich ihr nützlich zu machen, scheiden. Somit verließ auch Daniel die Stadt.

Gabriele genas; der Todesengel war von ihrem Lager gewichen, sie durfte sich wieder erheben.

Das Urtheil des Anstaltsarztes, von dessen Worten wir im Vorangegangenen Zeuge wurden, und welcher Gabriele für nicht wahnsinnig erklärte, hatte sich bald im Verlauf ihrer ärztlichen Behandlung bestätigt. Gabriele unterlag einem heftigen Nervenfieber, und nur der sehr aufmerksamen Schonung und Pflege, als auch ihrer eigenen, geisteskräftigen Natur hatte sie es zu danken, daß ihre Genesung mit schnellen Schritten erfolgte. Die Wirkung des ihr von dem Baron beigebrachten Giftes war theilweise durch das Getränk, welches der alte Daniel ihr kurz darauf zur Labung reichte, geschwächt und die gefährlichen Folgen desselben wurden gänzlich dadurch gehoben, daß der einsichtsvolle Arzt die Symptome der Vergiftung richtig erkannte, um dagegen verfahren zu können. Während der ganzen Zeit ihres Krankenlagers waren die Lippen Gabrielens für Mittheilungen über ihre äußern Verhältnisse gegen ihre Umgebung und selbst auch gegen die Aerzte verschlossen geblieben. Die letzten konnten nur aus den Fieberphantasien Gabrielens, welche Sehnsucht nach ihren Kindern und glühende Vorwürfe gegen die Schwester enthielten, jene Ursachen und Eindrücke entnehmen, die zu ihren Leiden Anlaß gegeben hatten.

Nachdem Gabriele so weit genas, daß sie Bett und Zimmer nicht mehr zu hüten brauchte, gab sie ihren Willen kund, die Anstalt zu verlassen. Man beschied sie zu dem Direktor.

Dieser stellte ihr zwei Briefe zu, die inzwischen für Gabriele eingingen. Der erste war an die Direktion gerichtet, und deßhalb schon geöffnet; er enthielt eine Geldbeilage mit der Anweisung für Gabriele, die Rückreise nach Berlin anzutreten. Der Brief war mit keinem Namen unterzeichnet. Gabriele gab den Brief an den Direktor zurück.

„Ich bedarf dessen nicht," sagte sie, „da ich nicht nach Berlin zurückkehre. Bewahren Sie ihn auf. Die Person, die ihn gesandt hat, wird sich den Erfolg dieses Schreibens auch ferner angelegen sein lassen, und dann können Sie, wie Ihnen gefällig ist, den Brief an den Absender zurückstellen."

Gabriele vermuthete richtig, daß der Brief von der Frau v. Zarkow sei. Der Direktor händigte ihr den zweiten Brief ein. Gabriele erbrach ihn und las die Unterschrift; ein Freudenstrahl röthete ihr bleiches Gesicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," sagte Gabriele hastig und verbarg das Papier an ihrer Brust, und da ihre Entlassung aus der Anstalt schon festgestellt war, verabschiedete sie sich von dem Direktor.

Gabriele bedurfte in dem Augenblicke, als sie die Anstalt verlassen sollte, mehr als je der Kraft und des Muthes, um in der Ungewißheit ihrer Lage den Anfeindungen und Gewaltsamkeiten der Frau v. Zarkow entgegenzuarbeiten. Seit der Einhändigung jenes zweiten Briefes schienen sich in ihr alle Kräfte, die von dem Sturme, der über sie ergangen, geknickt lagen, wieder gesammelt und zur vorigen Thatkraft aufgerichtet zu haben.

Um sich vollständig anzukleiden, begab sie sich noch einmal nach dem Krankensaale, zog hier den Brief hervor und überflog mit klopfendem Herzen die mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen. Sie lauteten:

„Meine gute, liebe Gabriele!

Wenn Du den Schmerz überlebst, den Dir Deine Familie angethan hat, dann wende Dich zu mir und komme in meine Arme. Zögere auch nicht. Ich habe Unrecht gethan, daß ich Dir bisher zürnte, vergib mir meines armen Edmunds willen. Der alte Daniel ist bei mir gewesen, er hat mir Alles erzählt. Wenn ich Dich also wiedersehen soll, so komme nur bald, ich bin zu alt, um die Reise zu Dir nach Breslau machen zu können. Ueber Deine Kinder laß Dich nicht täuschen, denn Raimund ist nicht todt, ich werde Dir Alles entdecken. Er wie Deine Konstanze stehen, wo sie auch sein mögen, in Gottes Schutz. Verzage nicht und eile in meine Arme.

Je schneller Du kommst, desto besser.

Sehnsüchtig erwartet Dich Deine Schwiegermutter.
Margaretha Valentin."

Die in dem Briefe der Schwiegermutter ausgedrückte Befürchtung von Raimunds Tod bereitete Gabriele einen neuen Schrecken. Philibert hatte ihr bisher die Möglichkeit davon verschwiegen, um ihre Besorgnisse nicht zu vermehren, ehe der Tod ihres Sohnes gewiß war. Eine Thräne brannte aus dem Auge Gabrielens auf das Papier hernieder. Nicht

nur düstere Ahnungen über das Schicksal ihrer Zwillinge, auch ein glühender Rachegedanke tobte in ihrer gequälten Brust.

„Wenn ich die Geliebten nicht mehr am Leben fände," seufzte sie mit halb erstickter Stimme, „o vergib mir, mein Gott, wenn dann ein böser Geist mich erfassen sollte, wenn das Uebermaß meines Elends mich einmal die Waffe gegen die Grausame, gegen die schuldige Schwester erheben ließe."

Die Spannung heftiger Gemüthserschütterungen wirkt bei starken Naturen stets belebend auf die geistigen Kräfte. Gabrielens Besonnenheit kehrte bald wieder. Philibert, seine Freundschaft, sein Schutz war ihr nächster Gedanke. Wo war der Freund, seitdem sie ihn verließ? Trost und Hülfe suchte sie an seiner Seite, warum erschien er nicht? Sollte sie zweifeln an seiner Treue, ihm nicht vertrauen, weil er unsichtbar geblieben? Sie wollte sich keine Rechenschaft geben, weßhalb er nicht bei ihr sei; nur vertrauen wollte sie auf seine Freundschaft, nur ihn nicht und mit ihm vielleicht Alles verlieren. So gab das Vertrauen auf Philiberts unwandelbare Freundschaft, der Zuruf einer zweiten Mutter, der liebevoll nach jahrelanger Entfremdung ihr ertönte, der Unglücklichen die innerlichen Stützen, an welchen sie vorwärts eilte.

Gabriele verließ die Anstalt.

Festen Schrittes ging sie durch die Straßen ihrer Vaterstadt.

Ihr Weg führte sie nach dem Gasthause, wo sie mit Philibert bei ihrer Ankunft in Breslau einkehrte und die Verabredung mit ihm traf, hier wieder zusammenzukommen. Es dünkte sie, als habe sie sich erst am gestrigen Tage von ihm getrennt. In dem Hotel angekommen, wurde sie auf die Frage nach Herrn v. Herzford zu dem Besitzer geführt und von ihm sehr zuvorkommend in seinem Zimmer empfangen. Sie nannte ihren Namen.

„Meine Dame," sagte der Hausbesitzer, „Herr v. Herzford ist, nachdem er sehnlichst Ihre Rückkehr entgegensah, vor längerer Zeit abgereist, indem er mich beauftragte, dieses Schreiben Ihnen einzuhändigen. Ihr werther Name wie auch Ihre Persönlichkeit sind mir noch sehr wohlbekannt, und ich darf mich daher meines Auftrags mit Ueberzeugung entledigen. Hier ist das Schreiben des Herrn v. Herzford."

Gabriele nahm den Brief in Empfang.

Sie erschrack bei der Mittheilung, daß Philibert Breslau verlassen habe. Eilig öffnete sie das Papier, ihre Züge verwandelten sich schnell und ihren Lippen entfloh ein Ausruf des Entzückens. Beim Oeffnen des Briefes fiel ihr sogleich das von Philibert eingelegte Medaillon entgegen. „Konstanze," rief sie aus und bedeckte den kleinen Schmuck mit Küssen. Die glückliche Mutter hielt wieder ein Lebenszeichen von ihrer Tochter in der Hand, welche ihr seit einer trüben Reihe von Jahren entrissen war. Konstanze hatte das Medaillon während der Reise aus dem Kloster nach D.., in dem Wagen des Barons verloren; es enthielt eine Haarlocke ihres verstorbenen Vaters. Gabriele hatte es ihr als Andenken bei dem Abschiede von den Zwillingen übergeben. Ein theueres Erkennungszeichen war nun daraus geworden; jetzt las Gabriele Philiberts Zeilen. Ein Augenblick der Freude ist oft im Stande, eine ganze Zukunft voll glücklicher Hoffnungen auszumalen, und so glaubte sie, jene Worte darin zu finden, die ihr sagen würden, der Freund habe ihre Sache genommen, er bringe ihr die Tochter zurück. Sie las vergebens; Philibert gab ihr nur Vermuthungen und tröstliche Aussichten. Dann fand sie die Beweggründe zu seiner beschleunigten Abreise; er sprach jedoch nur von einer nahen, nicht aber unüberwindlichen Gefahr, die seinen Vater bedrohte.

(Fortsetzung folgt.)

Verröllicht Euch nicht.

Sonst nannte mich alles d'en muntern Gesell
Und konnt' es in Wahrheit auch sagen.
Da war mir der Himmel stets heiter und hell,
Und jede Minute ein sprudelnder Quell
Von Freuden, und glücklichen Tagen
Ein jegliches Jahr, da lebt ich in Freud' —
O glückliche, glückliche, ledige Zeit!
Wie konnt' ich dir, Freiheit, entsagen!

Jetzt leb ich in Sorgen um's tägliche Brod
In Mühe und Arbeit gebunden;
Und werde ich's ledig, dann grinzet die Noth
Und macht mir das Quälen zum neuen Gebot,
Am Tage zwölf gräuliche Stunden.
So werd' ich von Morgens bis spät in die Nacht,
Seitdem ich in's Haus mir ein Weibchen gebracht,
Ihr himmlischen Väter, geschunden.

Sonst trieb ich es immer so, wie mir's gefiel —
Und lebte nach meinem Behagen —
So schafft' ich, so ging ich zum Tanze und Spiel
Und steckte mir kein unendliches Ziel,
Und hatte nach „Niemand" zu fragen.
Sah hinter dem Berge die Sonn' auch hervor,
Oft legt' ich mich dann noch auf's andere Ohr
Von goldenen Träumen getragen.

Jetzt muß ich, wenn kaum es zu dämmern beginnt,
Verlassen die heimliche Stätte.
Schon flötet aus jeglichem Ecke ein Kind,
Woraus ein Galopp sich, ein wilder, entspinnt,
Als bliesen sie all' um die Wette —
Und rufend: ich komme, ich komme ja schon,
Fang an ich zu tanzen, nichts hilft mir davon,
Ihr Blasen kein Ende sonst hätte.

Sonst ging ich zu Tische mit wirklicher Lust,
Wie konnt ich da immer mich laben! —
Da hab ich von keinem Vertheilen gewußt
Und nackte Kartoffeln zu essen gemußt,
Und trockene Knochen zu schaben —
Kartoffeln mit Braten und fettem Salat,
Gebackene Eier und grüner Spinat,
Ach, alles dies konnte ich haben.

Jetzt kommt nichts als „Stampes", o Jammer und Graus,
Und Erbsen und Bohnen und Rüben!
Und guckt 'mal ein Fetzelchen Rindfleisch heraus,
Da beißt man sich fast noch die Zähne d'ran aus,
Wenn einem ein Theilchen geblieben.
Gewöhnlich jedoch, ist's Vertheilen vorbei
Und kommet dann endlich an mich 'mal die Reih',
Muß mir es mit Knochen belieben.

Sonst ging ich zu Bette mit lächelndem Mund
Und kannte kein quälendes Bangen,
Und brauchte mich nicht erst von Stunde zu Stund
Zu wälzen im Bette vor Aerger halb wund
Und Sorgen wie giftige Schlangen.
Kaum legt ich mich nieder, so schlief ich auch schon —
O köstliche Ruhe, auch Du mit entflohn? —
Von lieblichen Träumen umpfangen.

Jetzt kriech' ich gelähmet an Arm und an Bein,
Zum heimlichen Lager mit Sehnen
Und wickle bis über die Ohren mich ein,
Um einmal der Musik enthoben zu sein.
Doch muß ich erst stundenlang gähnen!
Und nimmt mich dann endlich der Schlaf in den Arm,
So kommen auch Träume, daß Gott sich erbarm! —
Die Frau und die Kinder in Thränen!

Sonst hab ich mir andere Bilder gemacht
Von einem verehlichten Leben,
Da schien mir's ein Leben von Freude und Pracht,
Weil nie ich das Wörtchen verehlicht bedacht,
In das doch so vieles gegeben.
Doch spricht man es immer wie's heißen soll aus,
So bringt man den richtigen Sinn auch heraus —
Dann heißt es verröllichtes Leben.

Und habt ihr, o Freunde, denn jetzt auch erkannt,
Was dieses verröllicht bedeutet:
Es schwindet die Freiheit im ehlichen Band
Es glimmet ein Licht wo die Sonne sonst stand,
Das matt uns durch's Leben begleitet.

Es geht mit der Ehe die Sonne hinaus
Und kommt uns ein trauriges Oellicht in's Haus
Das ist's was „verdrießlich“ bedeutet.

Drum rath ich Euch allen vermeidet die Eh'
Und scheinet sie noch so beglückend,
Ach, eh' Ihr sie kennet erscheint sie als Fee,
Dann aber nur als ein entsetzliches Weh,
Dem lustigen Leben entrückend —
Die Frau wird zum Joche — und drückt das nicht arg?
Die Kinder vollenden's und werden zum Sarg
Der Papa zum Ochsen, ihn drückend.

Kusel. C. F.

Erlebnisse auf einer Pilgerfahrt nach Mekka.

Ein britischer Unterthan, Haji Muhammad aus Indien, beschreibt in den „Times“ seine Erlebnisse auf einer Pilgerfahrt nach Mekka, welche er über Jeddah unternahm; von dort gelangte er durch die Wüste auf Kameelen in 20 Stunden nach Mekka. Die Reise und den Aufenthalt in Mekka schildert er als gefahrlos für einen Jeden, der den Muhamedaner spielen könnte; Christen und Juden würden nicht zugelassen und riskirten Kreuzigung. Die Einwohner waren ganz erstaunt zu hören, daß 20 Millionen Muhamedaner englische Unterthanen seien. Die Ceremonien in der Kabah bestanden in sieben Rundgängen um den schwarzen Stein, in zwei Kniebeugungen auf Abrahams Grab, im Steinigen der Bilder des großen, mittleren und kleinen Satans, und im Opfern eines Schafes; auch trank er aus der Quelle Zamzam, aus welcher Hagar den Durst ihres Sohnes gestillt haben soll. Von dem Opferfelde kehrte der 80,000 Mann starke Zug nach Mekka zurück; die abgeschlachteten Schafe, über 100,000, verwesen auf den Feldern; unterwegs bewarfen sie das Grab des Ungläubigen Abulahab mit Steinen. Alles bei einer Temperatur von 120° F. (39° R.)

Verschiedenes.

München, 28. Oct. In Folge einer Wette haben die beiden Grafen Ludwig und Carl v. Arco-Zinneberg, beide Lieutenants im 3. reitenden Artillerie-Regimente, am Sonntag einen brillanten Ritt von hier nach Augsburg und zurück gemacht, indem sie einen Weg von 34 Stunden in nicht weniger als 8 Stunden zurücklegten.

Dresden, 28. Oct. Aus Annaberg ist heute folgende telegraphische Meldung von einer großen Feuersbrunst in dem armen erzgebirgischen Städtchen Geier hier eingegangen: „Geier, Montag, 27. Oct. Vormittags 9 Uhr. Vorige Nacht hat in unserer Stadt ein großes Feuer stattgefunden. Wir zählen gegen 75 Brandstellen, die Hinter- und Nebengebäude ungerechnet. Die Zahl der betroffenen Familien beträgt circa 170. Derjenige Theil der Stadt, welcher beim letzten großen Brande verschont geblieben, liegt in Asche. Eine Frau ist erstickt, drei Personen sind stark beschädigt worden. An Mobiliar und Futtervorräthen wurde nur sehr wenig gerettet.“

In der Synagoge zu Elsgrub hielt kürzlich der Rabbiner vor der versammelten Gemeinde eine ergreifende Predigt; als er dieselbe wie gewöhnlich mit dem Worte „Amen!“ schloß, sank er zu Boden und war nach wenigen Minuten todt. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Berlin, 27. Oct. Am Sonnabend haben, wie uns mitgetheilt wird, in der Hasenhaide drei Pistolenduelle zwischen drei Artillerieoffizieren und drei Studenten der Landsmannschaft Normannia stattgefunden, die einen sehr traurigen Ausgang genommen haben sollen. Von den Offizieren haben zwei sehr gefährliche Verwundungen davon getragen: der eine, dem eine Kugel in den Unterleib gedrungen ist, soll dem Tode nahe sein. Von den Studenten hat einer eine Kugel in den rechten Arm erhalten. Die Veranlassung zu dem Zweikampf soll eine lebhafte Discussion über die Tagesfragen gegeben haben. — Es wird uns ferner erzählt, daß an demselben Tage aus gleichen Ursachen ein Schlägerduell zwischen einem Militär-Eleven und einem Studenten stattgefunden hat. (Volksztg.)

Wo liegt Tripstrill? Auf der Landkarte wird man freilich vergebens darnach suchen; aber Tripstrill existirt doch wirklich, ebenso wie Buxtehude. Tripstrill ist eine Merkwürdigkeit des Zabergauthales im schwäbischen Oberamte Brackenheim, ein kleiner verödeter, einst aber bedeutender Marktflecken. — Erbaut wurde aber Tripstrill von dem römischen Hauptmann Trepho, den der Kaiser Probus um das Jahr 289 n. Chr. in jene Gegenden entsendet hatte. Nach seiner Gemahlin Truila nannte derselbe den neuen Ort Trephonis Truilla und daraus wurde durch vernachlässigte Aussprache des Deutschen Tripstrill. — Der Flecken wurde nochmals, und zuletzt vom Pfalzgrafen Ruprecht im Städtekrieg zerstört. Jetzt stehen davon nur noch die Ruinen. — Nicht weit davon liegt die Mühle, welche die Volkssage zur „Altweibermühle“ macht, in der die alten wieder jung gemahlen werden sollen.

Lesefrüchten aus deutschen Schriftstellern.

Dumme Eltern schreiben die Dummheit ihrer Kinder gewöhnlich auf Rechnung der Lehrer.

* * *

Wem gehört die Herrschaft im Hause? der Vernunft! Sie mögen Beide herrschen, Mann und Frau, wenn sie Beide vernünftig sind.

* * *

Orthographisch denken ist besser als orthographisch schreiben. Der größte Mechaniker versteht das Feilen nicht am besten — ein großer General kann selten das Gewehr so gut präsentiren, wie ein Grenadier.

Raritäten-Kästlein.

Ein Kellner brachte einen Gast Abends auf sein Zimmer. — Sie dürfen nur klingeln, mein Herr, wenn Sie geweckt sein wollen, sprach er, gute Nacht wünschend.

Der König von Bayern besuchte ein Dorf im Hochgebirge und sagte zu dem Ortsvorsteher, mit welchem er sich längere Zeit unterhalten hatte, beim Abschiede: „Ich bin recht zufrieden mit Euch!“ — „Und wir sind es auch mit Euch!“ erwiederte der Vorsteher dem Könige.

Emmerich Joseph von Breidbach Bürresheim, der vorletzte Kurfürst von Mainz, wurde von einem Geheimerath um ein erledigtes Amt für seinen Sohn angegangen. Der Bittsteller trug seinen Wunsch dem Kurfürsten in einer Privataudienz vor und auf der Stelle empfing er die genehmigende Zusage. Unter tausend Reverenzen, so erzählt der rheinische Antiquarius, steuerte der beglückte Vater der Doppelthüre zu, und beinahe hatte er die Schwelle erreicht, da wurde er gebannt durch des Kurfürsten Ruf. „Es wird doch nicht geben,“ hebt dieser an, „ich höre so viel von einem N. N., der ein Erzdummkopf sein soll; ist Er das, oder sein Sohn?“ „Ew. Kurfürstliche Gnaden wollen verzeihen, das bin ich,“ erwiederte der Vater. „Schön, da soll der Bursche das Amt haben.“

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 29. Oct. Der Centner Weizen 6 fl. 21 kr. Korn 4 fl. 28 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 4 fl. 17 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 2 fl. 53 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen 3 fl. 40 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Zweibrücken, 30. Oct. Der Centner: Weizen 6 fl. 2 kr. Korn 4 fl. 31 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 12 kr. vierreihige, 3 fl. 18 kr. Spelz 4 fl. 6 kr. Hafer 2 fl. 48 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 31 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 16 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 44. Sonntag, den 9. November 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die seit heute Morgen erhaltenen Nachrichten von ihren Kindern, von der Mutter Valentin, von Philibert, der Zuruf, nach Sch . . . zu eilen, wo sie Sicherheit und Beistand finden würde, ließen schnell den Entschluß in Gabriele reifen, sich dorthin zu begeben. Daß Frau v. Zarkow ihre Kinder heimlich verborgen hatte, daß sie alle Bestimmungen des Testaments gegen sie aufbringen und kein Mittel scheuen werde, selbst die gerichtliche Entscheidung, wie sie es schon gethan, gegen sie anzustrengen, durfte sie nicht allein bezweifeln, sie mußte das Schlimmste von dem Hasse dieser Schwester befürchten, nachdem sie dieselbe zu einem offenen Widerstande herausgefordert hatte. Sie verließ daher nach wenigen Vorbereitungen in der Frühe des nächsten Morgens die Stadt, wo sie vor den Nachstellungen der Majorin um so weniger sicher war, als sie nirgends eine Zuflucht besaß. Gegen Abend langte sie in Sch . . . an, wo sie alsbald die Wohnung ihrer Schwiegermutter aufsuchte, deren Adresse sie in ihrem Briefe erhalten hatte.

Margarethe Valentin, die Mutter Edmunds, war die Wittwe eines Kaufmanns. Ihr Gatte war Compagnon eines Geschäftes zu B . . . gewesen. Eine Geschäftsreise führte diesen nach Indien, und der Tod ereilte ihn in dem fernen Lande! Frau Valentin erhielt nur seine Todesnachricht zurück. Seitdem lebte sie von einer Pension, welche ihr das Handlungshaus lebenslänglich aussetzte.

Die Verbindung ihres Sohnes Edmund mit Gabriele war auch ohne die Einwilligung der Frau Valentin geschehen. Dennoch verzieh sie Beiden, da sie dem sich innig und treu liebenden Paare ihren Segen nicht entziehen wollte. Die ihr nicht unbekannt gebliebenen Intriguen der Wandow'schen Familie gegen das Wohlergehen der Kinder, erfüllten sie mit Verachtung und Haß gegen die hochmüthigen Verwandten Gabrielens. Das fortdauernde Unglück in den Geschäftsverhältnissen Edmunds, sein endlicher Ruin brachte die Frau, welche nicht helfen konnte, fast zur Verzweiflung. Sie verklagte zuletzt die Kinder wegen ihres anfänglichen Vergehens und maß ihnen die Selbstschuld ihrer Bedrängnisse bei. Besonders wurde Gabriele von ihren Vorwürfen behelligt, indem sie in ihr die Urheberin des Unglücks ihres Sohnes sah. Sie entzog Beiden ihre fernere Theilnahme und Zuneigung, und blieb unempfindlich gegen das Schicksal derselben. Gabriele hatte seit dem Tode Edmunds nichts mehr von der erzürnten Schwiegermutter vernommen.

Jetzt stand sie wieder vor der Thür ihrer Wohnung. Sie wurde eingelassen.

Eine würdige Matrone saß im Armstuhle des Zimmers, die Bibel auf dem Schooße und die Hände darüber gefaltet. Ihre Blicke waren der Kommenden entgegengerichtet. Als sie Gabriele erblickte, erhob sie die Hand über die Augen, als traue sie der Wirklichkeit nicht; aber Gabriele lag schon zu ihren Füßen, und mit dem Ausrufe: „Ich bin es, Gabriele, meine gute, liebe Mutter!“ barg sie ihr Haupt in den Schooß der Matrone.

„Mein armes, geliebtes Kind,“ sagte diese, nach einer Pause, indem sie mit zitternden Händen den Kopf Gabrielens an sich drückte und aufrichtete, „bist Du es denn wirklich, habe ich Dich ganz gewiß bei mir?“ So sah sie Gabriele, die keines Wortes mächtig war, in das bleiche, eingesunkene, von Thränen überströmte Gesicht. „O, mein Gott, wie schön Du gewesen bist; wie hast Du Dich aber jetzt verändert!“

„Mutter,“ seufzte Gabriele, „jetzt bin ich elend, namenlos elend geworden, ich habe Alles verloren.“

Gabriele ließ ihr Haupt wieder in den Schooß der Matrone sinken, deren Hände es nicht zu halten vermochten. Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

„Weine nur, klage nur, ich verstehe jetzt Deinen bitteren Schmerz,“ sagte die Matrone, indem sie öfters das Haar Gabrielens küßte, welche die Wohlthat genoß, bei ihrer zweiten Mutter eine Stätte gefunden zu haben, wo sie ihr ganzes Leid ausklagen konnte.

„Ich habe eben in der Bibel gelesen: darum fürchtet Euch nicht vor ihnen. Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde,“ begann die Matrone wieder. „Gabriele, willst Du daran glauben, gibt Dir diese Bibelstelle keinen Trost, kannst Du nicht darauf bauen?“

„Ja, ich will es!“ rief Gabriele. „Dein Herz habe ich wieder, ich kann nun wieder lieben, und mit der Liebe, Mutter, da wächst auch das Glauben!“

Der fromme Zuspruch, den die Matrone mit dem angeführten Bibelverse auf Gabriele bezog, sollte sich bald durch die Wiedervereinigung der beiden Frauen bewahrheiten. Gabriele theilte ihrer Schwiegermutter alle Vorfälle mit, welche sie seit dem Tode Edmunds bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt betroffen hatten, und mit so bangen Ahnungen und Erwartungen Gabriele auch auf die nächsten Ereignisse blickte, wirkte doch die Nähe der Mutter ihres geliebten Edmunds besonders stärkend auf ihren Geist und Körper.

Die Mittheilungen der Matrone über die Kinder ihrer Schwiegertochter beschäftigten sich nur mit dem für todt geglaubten Raimund, denn Konstanzens jetziger Aufenthalt war ihr gänzlich unbekannt.

„Auf derselben Stelle, wo Du jetzt sitzest,“ begann sie ihre Erzählung von Raimund, „saß auch Dein Raimund das Erstemal bei mir. Er ist ganz das Ebenbild seines Vaters, unseres lieben Edmunds; ich habe ihn gleich erkannt. Eines Tages war ich auf den Wall hinausgegangen, und suchte, wie öfter, Kräuter, die ich in der Apotheke verkaufe. Da sah ich, als ich mich aufrichtete, nicht weit von mir einen jungen Menschen im Grase sitzen. Er war sehr bleich, hatte die Hände gefaltet und blickte ganz gedankenvoll von der Anhöhe in die Gegend. Ich näherte mich ihm, ohne daß er es bemerkte. Seine Lippen bewegten sich, er weinte. Da rief ich ihm zu, er möchte zu mir kommen, denn wie er da saß, so still und verzweifelt, das machte mich ganz weich und mitleidig. Als er meine Stimme gehört hatte, erhob er sich, warf mir einen scheuen Blick zu und wollte von der Seite gehen. Ich kann Dir, Gabriele, mein Gefühl nicht beschreiben; als ich ihn so wehmüthig stehen sah, darum bat ich ihn noch einmal ganz herzlich, er möchte doch nur kommen und sich mir anvertrauen. Endlich folgte er und trat mir näher; ich faßte seine Hand.“

„Was fehlt Ihnen denn, fragte ich, ohne eigentlich selbst recht zu wissen, was ich mit ihm anfangen sollte.“

„O, ich bin sehr unglücklich," gab er mir zur Antwort, „aber ich kann es Ihnen nicht sagen."

„Dann will ich auch nicht mehr fragen," erwiderte ich, um nur sein Vertrauen nicht wieder zu verlieren: „aber das meine ich, helfen möchte ich Ihnen wirklich recht gern. Wollen Sie nicht mit mir gehen, da ich hier nichts habe, was ich Ihnen anbieten könnte?"

Er neigte sich von mir weg. „Ich darf mich keinem Menschen anvertrauen," gab er mir furchtsam zu verstehen. „Sie sind eine gute Frau, das sehe ich wohl, aber lassen Sie mich lieber gehen."

„Ich will keine Gewalt brauchen," sagte ich listig, „ich lasse Sie nun los. Und das that ich wirklich. Sie könnten mir aber einen Gefallen thun; ich bin schon recht alt, möchten Sie mir nicht meinen Korb mit Kräutern nach Hause tragen helfen? Da kann ich, Ihnen auch gleich etwas zurecht machen, und wenn Sie sich wieder gestärkt haben, mögen Sie ja thun und lassen, was Sie wollen."

Der junge Mann, der schon ganz erwachsen war, sah mich mit seinen großen, hellen Augen forschend an. Dann sagte er, wenn Sie erlauben, und wenn Sie mich nach meiner Herkunft nicht weiter fragen wollen, dann will ich mit Ihnen gehen und den Korb tragen.

Wir gingen schweigend zusammen nach Hause. Als wir vor der Wohnung standen, zögerte er, sein Blick haftete an dem Schilde mit dem Namen Valentin an der Thür. Ich ließ mir davon nichts merken; er machte aber keine Schwierigkeiten weiter, mir hierher zu folgen. Ich ließ ihn in den Armstuhl sitzen, und holte herbei, was ich augenblicklich hatte, um ihn zu stärken. Seitdem er meinen Namen kannte, schien er sich in meiner Nähe ganz heimisch zu fühlen.

Während ich dort in der Küche die Kräuter aus meinem Korbe zusammenlas, sah ich ihm unbemerkt zu, wie er ein wenig von dem, was ich ihm vorgesetzt, genoß. Seine Müdigkeit mußte aber größer als sein Appetit gewesen sein, denn er schlief bald darauf ein.

Während seines Schlafes trat ich zu ihm, um ihn mir recht genau zu besehen. Sein Kopf war im Schlummer auf die Seite gesunken, so daß der Hals entblößt wurde. Ich schob das Halstuch noch weiter zurück, und hätte beinahe laut aufgeschrieen, als ich an derselben Stelle, wo Edmund das herzförmige Mal besaß, ein ganz gleiches auch bei ihm entdeckte. Nun zweifelte ich, obgleich schon vorher davon überzeugt, keinen Augenblick mehr, Deinen Raimund vor mir zu sehen. Als er erwachte, schüttelte ihn heftiger Fieberfrost; er mußte sich zu Bette legen und stand erst nach sechs Wochen wieder auf, denn er bekam das Nervenfieber.

Da habe ich nun gesessen und ihn treulich gepflegt. Ich wußte, daß es Dein Sohn war; was aber konnte ihn in dieser bemitleidenswerthen Lage hierher geführt haben? Gabriele, ich empfand die Pein dieser Ungewißheit schrecklich; ich überlud Edmund und Dich über das Elend Eures Kindes in meinen Gedanken mit harten Vorwürfen; ich haßte Deine Familie ärger als je. Dazu kamen die Irrreden und Phantasien, die ich an Raimunds Bett vernahm, aus welchen ich mir so viel zusammenreimte, daß Raimund sich heimlich aus einer Anstalt entfernt habe. Vor der Majorin, seiner Tante, drückte er die größte Furcht aus, und bat flehentlich, daß man ihn nicht wieder in ihr Haus zurückbringen möchte. Dann jammerte er um seine Mutter, die, wie er sagte todt sei, um seinen verlorenen Vater, um seine Schwester.

Als er wieder genas, durfte er nicht mehr fort von mir. Nun befand ich mich in großer Verlegenheit, für wen ich ihn ausgeben sollte. Er weigerte sich noch immer, wie zuvor, über seine Herkunft zu sprechen, obgleich ich ihm sagte, wer er wäre.

„Gabriele, verzeih mir, daß ich nicht nach Dir forschte, um Dir die Anzeige von Deinem Kinde zu machen. Mich trifft eine schwere Schuld dafür, daß ich böse gegen Dich gesonnen war, und hierdurch verdarb ich es auch noch bei Raimund. Denn als ich, im Gespräch mit ihm begriffen, ihm zeigte, wie genau ich von seiner Herkunft unterrichtet sei, ließ ich, weil ich glaubte, Du hättest Deine Kinder leichtsinnig von Dir gegeben, manch bitteres und hartes Wort über Dich fallen. Als Raimund sah, daß ich aufgebracht gegen Dich war, wurde seine Verschlossenheit noch hartnäckiger. Er schenkte mir kein Vertrauen mehr und blieb bei seiner Behauptung, als eine Waise in einer fremden Stadt in Pension erzogen und daraus entlassen zu sein, weil kein Pensionsgeld mehr für ihn gezahlt worden wäre — so sei er von dort hülflos fortgewandert und hierher gekommen.

Jetzt ist mir Raimunds Verschwiegenheit ganz erklärlich. Die Furcht hielt ihn ab, sich zu erkennen zu geben; er glaubte, daß ich selbst dazu beitragen könnte, ihn zu der gefürchteten Tante zurückzubringen. Da ich nun nichts mehr besorgte, als daß er mich wieder heimlich verlassen möchte, stellte ich mich, als ob ich seinen Angaben Glauben schenkte.

„Bald nach seiner Genesung beschäftigte er sich mit allerlei Schreibereien. Darin ähnelte er wieder seinem Vater, denn er schrieb eine ebenso vorzügliche Handschrift wie Edmund. Ich freute mich über sein bewunderungswürdiges Schreibtalent und baute darauf den Plan, daß sich Raimund, wenn ich ihn bei mir behalten könnte, dem Schreiberfach widmen möchte. Als ich mit ihm darüber sprach, zeigte er auch Lust dazu und machte mehrere Probestücke. Da ich aber nichts wußte, wohin ich ihn bringen sollte, um in dieser Weise ein Unterkommen für ihn zu finden, nahm ich mir vor, mit Raimund und seinen Probearbeiten auf die Commandantur zu gehen, wo gute Schreiber gebraucht werden. Raimund widerstrebte zwar, mitzugehen, jedoch gewann ich ihn dafür durch vieles Zureden, und so gingen wir eines Nachmittags Beide nach dem Bureau. Man wies mich zu dem Sekretär, und diesem theilte ich mein Anliegen mit und überreichte ihm Raimunds Probearbeiten. Der Sekretär besah dieselben sehr lange und ertheilte ihm das größte Lob. Raimund stand bei mir, ich hielt ihn an der Hand und fühlte, daß er zitterte. Er warf scheue und ängstliche Blicke nach einem Herrn, welcher, wie es schien, zum Besuch in das Bureau gekommen war; denn er stand mit dem Hute in der Nähe des Sekretärs, und als ich diesem die Probearbeiten überreichte, beschäftigte sich auch der fremde Herr damit und betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit. Dann sprachen die beiden Herren leise miteinander.

„Sagen Sie uns doch gefälligst," hob der Sekretär zu mir an, „woher der junge Mann denn gekommen ist, den Sie hier bei uns einführen? Ist er etwa Ihr Sohn?"

Diese Frage setzte mich in die größte Verlegenheit. Der Sekretär betrachtete mich, der unbekannte Herr den zitternden Raimund mit immer forschenderen Blicken.

„Nein, mein Herr," erwiderte ich, „mein Sohn ist er nicht." Dann fing ich an zu stottern, denn was sollte ich sagen? War Raimund wirklich von seiner Tante entflohen, so hätte ich ihn verrathen, wenn ich gesagt hätte, wer er war; denn sehr leicht konnte er, wenn die Tante öffentlich nach ihm forschen ließ, dadurch ermittelt werden. Hätte ich ihn für meinen Enkel ausgegeben, so würde ich zur Rechenschaft gezogen worden sein, aus welchen Gründen und wie ich in seinen Besitz gekommen wäre, und ich wußte doch nichts Bestimmtes von Dir, Gabriele, noch von Raimunds früheren Verhältnissen. Die Nachforschungen hätten also gleichfalls nur dazu beigetragen, ihn der Tante am Ende auszuliefern, und so machte ich, in sichtbarer Angst, dem Sekretär über die Herkunft Raimunds dieselben Angaben, die er mir darüber gemacht hatte.

Der unbekannte Herr warf mir ein spöttisches Lächeln zu und sagte: „Ich kenne den jungen Menschen besser als Sie. Er heißt Raimund Valentin, schreibt zwar eine prächtige Hand, die sich brauchen läßt, ist im Uebrigen jedoch ein mißrathener, und undankbarer Mensch. Meine Schwägerin, die Majorin v. Zarkow, hat ihn erzogen und in eine Anstalt gethan. Aus Unfolgsamkeit ist er daraus entsprungen. Ist es nicht so, Raimund?" fragte er Deinen Sohn, der bleich wie der Tod aussah, dem Herrn aber nicht antwortete.

„Wir haben uns bei der Tante ein paarmal gesehen," fuhr der Herr zu Raimund fort, „Du kennst mich auch als den Baron v. Osinsky. Wie? Du antwortest nicht? Ich weiß, Du bist ein trotziger Junge. Fürchtest Du Dich etwa vor mir?"

„Nein," antwortete Raimund mit sehr fester Stimme, und sah ihn mit einem verachtenden Blicke an.

„Dann werde ich Sorge für Dich tragen," fuhr der Baron fort, „und wenn Du Dich gut aufführst, sollst Du bei mir bleiben, da ich einen tüchtigen Schreiber nöthig habe."

Nun glaubte ich auch die Wahrheit sagen zu können, und nannte mich die Großmutter Raimunds.

„Das hilft Ihnen Alles nichts," gab mir der Herr, der sich Baron v. Osinsky nannte, zur Antwort, „erst müssen wir Raimunds Verhältnisse in Ordnung bringen, und dann wird sich das Weitere finden. Da ich im Augenblick nach dem Gerichte gehe, wird Raimund mit mir kommen. Ich empfehle mich Ihnen indessen, Herr Sekretär!" grüßte der Baron den Beamten, der sich höflich verbeugte.

Raimund sah mich entschlossen an, fiel mir um den Hals und küßte mich; ich wollte ihn nicht fortgehen lassen. Der Baron rief mir jedoch zu, ich sollte mich nicht unterstehen, einen Lärm zu erheben, sonst würde er mich anzeigen, da ich wahrscheinlich den jungen Mann verlockt habe, von seiner Tante zu entlaufen. Mir ging es durch alle Glieder; ich hörte den Baron noch zu Raimund sagen: „Du wirst mir jetzt folgen"; dann waren Beide hinaus gegangen, und ich habe Deinen Sohn bis heute noch nicht wieder gesehen.

Beinahe zwei Monate waren vergangen, als ich einen Brief von Raimund erhielt, einen Abschiedsbrief, den er in der größten Eile geschrieben. Ich erfuhr daraus, daß jener Herr v. Osinsky, welchen wir auf der Commandantur verlassen, Raimund mit in seine Wohnung führte. Hier drohte er, ihn sogleich der Tante auszuliefern, sobald er ihm nicht in allen Stücken Gehorsam leisten würde. Er behielt Deinen Sohn bei sich, sperrte ihn wie einen Gefangenen ab und der Baron beschäftigte ihn fortwährend mit Schreiben.

Die Gefangenschaft, in welcher Raimund lebte, die steten Besorgnisse vor einer Auslieferung an die Majorin, endlich die Abneigung, welche er gegen den Baron empfand, hatten ihn den Entschluß fassen lassen, bei einer günstigen Gelegenheit, die ihm kaum so viel Zeit ließ, durch einen Brief an mich von mir Abschied zu nehmen, aus der Stadt zu entfliehen.

So habe ich bis jetzt auf ein Lebenszeichen von Deinem Sohne gewartet, aber es ist mir keines geworden," endigte die Matrone. „Nun denke Dir, meine arme, unglückliche Tochter, wie tief es mich erschütterte, als der alte Daniel zu mir kam, und erzählte, daß Deine Mutter Dich ganz verstoßen, Deine Schwester Dir die Kinder geraubt habe, und daß Du selbst auf dem Wege seist, sie zu suchen. Nichts weiter vermag ich Dir von Deinem Sohne zu geben, als sein letztes Handschreiben."

Die Matrone war aufgestanden, ging nach einem Schranke und holte den Brief herbei. „Das ist Alles!" sagte sie, reichte ihn Gabriele und umarmte sie liebevoll.

Gabriele hatte in düsterm Schweigen die Erzählung ihrer Schwiegermutter angehört. Sie vernahm daraus, daß Raimund lebte, daß er in den Händen ihres Schwagers, des Barons v. Osinsky gewesen; wo aber weilte er nun?

Sie küßte seinen Brief mit demselben wehmüthigen Entzücken, wie sie das Medaillon ihrer Konstanze geküßt hatte. Dann verbarg sie das theure Pfand auf ihrer Brust, und setzte sich in stummem Schmerz zu den Füßen der Matrone.

„Laß uns auf Gott bauen, meine Tochter," sagte diese und schloß die Trauernde in ihre Arme, „auf ihn vertrauen, denn nur von ihm ist Versöhnung, ist Rath, ist Hülfe zu hoffen, wenn wir leiden." Dann las die Matrone leise ein Kapitel aus der Bibel.

(Fortsetzung folgt.)

Nur kein Altgeselle.

Wenn manchmal ich so überlege,
Wie schön es doch im led'gen Stand
Und dabei mancherlei erwäge,
Wie: freies Spiel und freie Hand,
Wo nicht bei allem Thun und Treiben
Uns stört der Frauen Argusblick —
Dann mögt ich wohl gern ledig bleiben
Und fern von allem Ehenglück.

Doch bin ich wieder unentschlossen,
Seh ich ein glücklich liebend Paar,
Von Lebensfreuden übergossen
Und heiter lächelnd immerdar;
Wenn ich, wie frisch erblühte Rosen,
Das Glück auf beider Antlitz sah —
Und denke dann bei ihrem Kosen:
Es scheint doch nicht so schlimm die Eh'.

Wenn aber Abends in der Schenke,
Sobald's die zehnte Stunde schlägt
Und ich noch nicht an's Weggehn denke,
Schon mancher Ehmann ängstlich frägt:
„Herrje! ist schon um diese Stunde?
Nun krieg ich wieder eine Nacht —"
Bin ich von jedem Ehenbunde,
Zehn Meilen wieder weggebracht.

Doch wenn ich seh' wie unermüdlich
So manches Frauchen ist, wie rein
Rings um sie her, wie schön und niedlich
Stets alles muß in Ordnung sein.
Und wie sie, so ihn Sorgen quälen,
Gar ängstlich sich um ihn bemüht —
Mich's wiederum — soll ich's verhehlen? —
Gewaltig in die Ehe zieht.

Allein, hör ich n'en Ehemann klagen:
„Ach Gott! ich bring es nicht mehr auf!
Sie will sich stets auf's Feinste tragen
Und spricht nur: liebes Männchen kauf —
Die Kinder noch — Gott sei mir gnädig!
Da kommt eins da, eins dort herbei!
Ach, wär ich doch noch einmal ledig!" —
Dann denk ich: nein, noch bin ich frei.

Doch halt, eins hab ich ganz vergessen,
Und was am End die Hauptsach macht:
Wird man nicht älter unterdessen?
Ach ja, das hab ich nicht bedacht.
Was ich gesucht hervorzuheben
Und was man vielleicht anerkannt,
Ist aus dem Junggesellenleben
Und nicht dem Altgesellenstand.

Viel lieber wollt ich alles dulden,
Als solch ein Altgeselle sein;
Ja lieber einen Berg von Schulden —
Beim alten grauen Vater Rhein,
Als solch ein eckig, knurrig Wesen,
Als solch ein hölzernes Gestell:
Das, scheints, als Warnung auserlesen
Für einen jeden Junggesell!

Kusel. C. F.

Heitere Anekdote.

In den Memoiren des Schauspielers Genast begegnen wir folgender heiteren Anekdote: Eine Fleischersfrau aus Berlin, die nur nach Weimar gekommen war, um Goethe persönlich kennen zu lernen, hatte, nachdem sie mit ihrem Gesuch, bei Sr. Exzellenz gemeldet zu werden, von dem Bedienten stets abgewiesen worden, von einem Spaßvogel die Ausfahrtsstunde Gothe's erhalten, wobei er ihr zugleich den Rath ertheilte, sich leise die Haupttreppe hinaufzuschleichen, wenn der Wagen vor der Thür halte. Auf dem oberen Absatz würde sie links eine Doppelstatue erblicken, dahinter möge sie sich verstecken und warten, bis Goethe aus der Thür trete, auf deren Schwelle „Salve" stehe, er liebe dergleichen Huldigungen und sie würde gewiß sehr freundlich aufgenommen werden. Die Fleischersfrau folgte pünktlich allen Anweisungen, und als Goethe kam, trat sie sogleich aus ihrem Versteck mit den Worten: „Bin ick endlich so jlücklich, den großen Dichter vor mich zu sehen?" Goethe sah sie verwundert an und fragte: „Kennen Sie mich Madame?" — „Jott, wer sollte Ihnen nicht kennen? — Fest-

jemauert in der Erde steht die Form aus Lehm jebrannt!" — Goethe lachte und erwiederte: „Es freut mich, daß Sie meine Werke so gut kennen! Adieu, Madame!" und damit ging er an ihr vorüber. Ueberglücklich kam die Frau in den Gasthof zum Elephanten, dessen Wirth ein höchst jovialer Mann war. Entzückt rief die Frau Fleischerin ihm entgegen: „Nun habe ick ihn jesehen und jesprochen! Jott, welch' ein Mann!" Folgendes Gespräch entspann sich nun zwischen ihnen:

Er: „So, Sie haben also Goethe gesehen und gesprochen? Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?"

Sie: „Na, wovon anders denn, als von seine Werke? Ich habe ihm gleich vordeklamirt: Festjemauert in der Erde."

Er: „Das haben Sie ihm gethan? Das verzeiht Goethe Ihnen im Leben nicht."

Sie: „Woso? Er hat ja jesagt: Es freut mir, daß Sie meine Werke so jut kennen."

Der Wirth machte ihr nun die arge Verwechselung, deren sie sich schuldig gemacht hatte, klar. Die ästhetische Fleischersfrau sank fast in Ohnmacht, sich so blamirt zu haben, und verließ in höchster Eile das deutsche Athen.

Verschiedenes.

Neustadt, 7. Nov. Das hier vielbesprochene, weil für den Thurm der neuen katholischen Kirche von Manchem zu schwer gehaltene, fast 35 Ctr. wiegende vergoldete Kreuz ist gestern Abend nach zweitägiger mühevoller Arbeit an seinen Bestimmungsort gebracht worden.

Die drei Districte des Amtsbezirkes Pirmasens gehen ganz ernstlich mit dem Plane um, zwischen Zweibrücken-Pirmasens und Pirmasens-Landau eine Dampfwagen-Verbindung mit täglich zwei- bis dreimaligem Curse für Personen- und Gütertransport herzustellen. Sie haben bis jetzt schon die Summe von 50,000 fl. beisammen, d. i. mehr als das Doppelte, als das Anlage- und Betriebscapital erfordert.

Friedrichshafen, 3. Nov. In einigen Blättern lesen wir heute die Nachricht, daß Ingenieur Bauer den gesunkenen „Ludwig" gehoben habe. Indessen ist das Werk, obwohl vorgeschritten, doch noch nicht so weit gediehen. Wie wir schon früher berichteten, lag das Schiff an einer 65—75 Fuß tiefen Halde, mit dem Bugspriet 10 Fuß höher als sein Spiegel. Nun gelang es Bauer, etliche und 20 der früher angehängten Fässer durch Auspumpen wieder brauchbar zu machen, während er die andere Seite des Schiffes, auf welcher die Fässer abhanden gekommen waren, mittelst eines seiner Ballons hob, so daß jene Differenz von 10 Fuß sich ausglich und das Boot seiner ganzen Länge nach einen ebenen Stand unter dem Wasser einnimmt. Eines der zwei an den Baken des Vordertheils vom Schiff auf etwa 20—30 Fuß Länge angebrachten Kameele, welche wesentlich zu diesem Erfolg beitrugen, verschob sich aber bei dieser Operation, und es ist nun die Aufgabe Bauers, das hierdurch gefährdete Gleichgewicht des Schiffes wieder herzustellen, wofür der Vielgeprüfte auch sofort eine sinnreiche Einrichtung erfand. Haben wir, wie in den letzten 10 Tagen, noch weitere 2 Wochen ruhigen See, so ist nicht daran zu zweifeln, daß der „Ludwig," der gegenwärtig seinen Schnabel gegen Südwesten streckt, gewendet und in der Nähe des südlichen Ufers bei Staad in seichtes Gewässer geschleppt werden kann. Nach den Berichten der Taucher ist übrigens sein Verdeck sehr zerrissen, eine Folge der sehr umständlichen Hebeversuche eines bayerischen Eisenbahntechnikers, der sich nach dem ersten Versuch Bauers mit einem Aufwand von über 10,000 fl. vergeblich die Sporen am „Ludwig" zu verdienen trachtete.

Aus dem Bierlande, und zwar aus Passau wird folgende Bier-Jeremiade laut: „O liebe, werthe Brauer, — Nehmt's mit dem Bier genauer! — Seht, alles ist ja sauer. — Was trinken wir Passauer! — In jeder Schenk' herrscht Trauer, — Es wird uns täglich lauer — Bei dem Getränk und flauer. — Nicht mehr geht's auf die Dauer. — Die Nasen färbt es blauer. — Die Wangen macht's uns grauer — Und selbst die Stimm' wird rauher. — Dies Bier verträgt kein Bauer. — Es frißt die stärkste Mauer! — Die Mägen packt ein Schauer — Von Euch, Ihr Giftgbrauer!" —

Für Damen. Die Augsburger „Allg. Ztg." enthält folgendes Inserat: „K. k. österreichische Offiziere und junge deutsche Damen, die in eheliche Verbindung zu treten wünschen, belieben ihre Anträge franco an die Expedition dieses Blattes unter Chiffre M. M. N. Nr. 7583 zu senden. Die weiteren Referenzen leitet ein distinguirter Cavalier."

Die HH. Gutspächter Kämpf und Oekonom Müller zu Giebelstadt, welche sich der Dampf-Dreschmaschine der HH. Fr. Strauß und Comp. in Würzburg zum Ausdreschen und Putzen ihrer diesjährigen Getreidefrüchte bedienten, empfehlen solche den HH. Landwirthen mit der Bemerkung: „Diese Maschine drischt gegen 80—90 Schäffel per Tag vollständig rein, ohne den mindesten Rückstand von Körnern aus, putzt zu gleicher Zeit das Getreide eben so sauber und sortirt solches in 3 Qualitäten, alles dieses bei namhafter Ersparung von Arbeitslöhnen."

Die Stadt London mit ihrem Weichbild enthält nach dem vorjährigen Census in 194 Pfarreien eine Bevölkerung von 2,803,898 Seelen, und bedeckt einen Flächenraum von 77,997 engl. Morgen (acres), wovon 2778 unter Wasser liegen, d. h. auf die Themse treffen. Daß ein solches Stadtungeheuer nur mittelst großer moralischer und socialer Uebelstände möglich ist, liegt auf der Hand.

Raritäten-Kästlein.

Sohn: Warum endigen denn fast alle Lustspiele mit einer Heirath? — Vater: Weil mit dem Heirathen das Trauerspiel angeht.

Ein Großprahler, der wegen seines Geschwätzes auffiel, sagte unter Anderem zu seinem Nachbar: Glauben Sie, mein Herr, es giebt auch noch heute, wie zu Bileam's Zeiten, sprechende Esel. — Wie ich höre, versetzte der Angeredete.

Einem Geizigen, der sich mit Selbstmordgedanken in's Wasser stürzte, fiel dabei ein, daß er seinen Sonntagsrock naß gemacht habe. Er kletterte daher wieder heraus und hing sich an einen Baum, damit die Kleider wieder trocken würden.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer".

№. 45. Sonntag, den 16. November **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

11.
Die Falschmünzer.

Philibert, welcher Sch . . . erreichte, während Gabriele sich im Krankenhause zu Breslau befand, begab sich sofort nach seiner Ankunft in Sch . . . nach dem Inquisitoriat, in welchem sein Vater gefangen gehalten wurde.

Er sank in die Arme des Greises, glücklich ihn noch am Leben zu finden, denn die Befürchtungen um sein Leben steigerten sich, je näher er seinem Aufenthalte kam.

Philiberts Blick hing lange schmerzlich an den durchfurchten Zügen seines Vaters, an seinem weiß wie Schnee gebleichten, spärlich gewordenen Haar.

„Das sind die Kummertage, mein Sohn," sagte der gefangene Bürgermeister, als er den Blick seines Sohnes verstand; „das Haar, das meinem Scheitel entfiel, ist die Spur der Verleumdungen, ihre dürre Frucht, die von mir sank, und die Furchen, Philibert, die wie tiefe Narben mein Gesicht durchschneiden, in diese ist mein Gram um die geraubte Ehre versenkt. Wann werden diese Tage enden und werde ich ohne Ehre in den Tod gehen müssen? Ruht die ganze Last des Verbrechens noch auf meinem Haupte? Ist nichts entdeckt worden, hat der König für einen Unschuldigen keine Gnade?"

„Vater," entgegnete Philibert betrübt, „ich muß Dir heute noch mit Nein antworten. Der König hat seine Gnade nicht versagt, er hat sie nur verschoben."

„Also nur Geduld für den Gerechten und Redlichen, der schmachtet!„ rief der Gefangene trostlos.

„Mein lieber Vater," fuhr Philibert bewegt fort, „Du hofftest, ich komme, um Dir die Freiheit zu bringen, und ich trage nur neue Schrecken auf dem Herzen. Wie darf ich sprechen, um das Maß Deiner Leiden übervoll zu machen?"

„Was hast Du, Philibert," fragte der Gefangene mit gespannter Bewegung, und forschte aufmerksam in dem Gesichte seines Sohnes nach der Ursache neuer Besorgnisse. „Was habe ich denn mehr als mein Leben zu verlieren, und welchen Werth kann dieß wohl ohne meine Ehre haben? Ich bitte Dich daher, sprich! In den Gefängnißmauern werden die Stunden zu Tagen, sie machen Greise; nur die Freiheit allein hält jung, Feig aber bin ich nicht geworden und Furcht habe ich nur vor dem Einen, daß meine Feinde über mich triumphirt haben, daß Alles, Alles verloren sei! — Ist es das, mein Sohn?"

„Nein, das ist es nicht, mein Vater, das kann und wird nicht sein, so lange ich noch für Dich streiten kann!" rief Philibert und preßte den Vater in seine Arme. „Nach Deinem Leben haben sie getrachtet, die gütige Vorsehung hat jedoch für dießmal ihre schwarze Pläne durchkreuzt." Dann erzählte ihm Philibert tief ergriffen die Entdeckung seiner von den beiden Brüdern Wesley beabsichtigten Vergiftung.

„Meuchelmord!" rief der Gefangene mit einem ergebenen Lächeln aus, als er den gegen sich gerichteten Mordplan durch seinen Sohn erfahren hatte. Philibert übergab ihm eine Abschrift des Blattes, welches er in dem Portefeuille des Barons gefunden hatte. Der Gefangene nahm und las es, ohne daß seine Hand, die das Papier hielt, zitterte. Nach langem Nachsinnen sagte er: „Die drei Wesley sind mir bekannt; der älteste, der berüchtigte Apotheker, ist mein Feind, der Kontroleur mein Verderber, der dritte mein Gefängnißwärter. Dann aber dieser Baron v. Osinsky. Auch ihn glaube ich zu erkennen; er ist Assessor auf dem Gerichte in dieser Stadt gewesen, und man erzählt sich von ihm, daß er leichtsinnig und verschuldet sei. Also auch er gehört zu dem Meuchlerbund. Ich ahnte längst, daß der Kontroleur nicht ohne einflußreiche Helfer gehandelt haben könnte. Wo aber ist der Kontroleur, wo der Baron? Und wenn wir dieser Personen habhaft würden, wir hätten dadurch noch immer keine Geständnisse, keine Beweise. Das Recht wird nicht siegen, Philibert."

„Wir werden nicht verlieren, mein Vater, lasse Du mich auf dem Wege fortschreiten, den die Vorsehung mir geöffnet hat. Der Zweck, welchen ich verfolge, wird mich auch zum Ziele führen, ich werde in das geheime Gewebe jener Verbrecher eindringen, und Denjenigen suchen und finden, der die Schlinge zu unserem Sturze gelegt hat. Mein Plan ist gefaßt. Mehrere Justizräthe werde ich zuvor in Kenntniß von dem Mordversuche gegen Dich setzen. Dann wende ich mich an das Direktorium des Inquisitoriats, um mit Fürsprache des Gefängnißarztes die Einwilligung zu erlangen, daß Deine Beköstigung von morgen ab durch die Tante aus der Stadt bewirkt werde. Eine Anzeige des verdächtigen Schließers darf im Augenblicke noch nicht geschehen, da ich außer diesem Billet keine Beweise gegen ihn habe, jedoch werde ich ihn soweit als eine gefährliche Person zu bezeichnen wissen, daß er der Beaufsichtigung der Direktion nicht entgeht; ohne daß hierdurch der Verdacht des Schließers oder der seiner Verbündeten erregt wird, wodurch meine Nachstellungen leicht mißlingen könnten."

„Mein Sohn," sagte der Gefangene, „Du bist jung, Du hast Muth, Vertrauen und Kraft, Du hast ein braves, treues Herz. Doch Du beginnst da mit der Hoffnung, wo ich mit der Verzweiflung endigte. Handle nach Gottes Wohlgefallen, dann will ich mich ergeben . . ."

Ehe Philibert von seinem Vater schied, füllten sie den Rest der erlaubten Sprechzeit mit Gesprächen über mehrere Geschäftsangelegenheiten, über die Verwaltung der Güter des Bürgermeisters aus; dann umschlossen sich Vater und Sohn zu einer festen Umarmung, und Philibert verließ das Gefängniß.

Philiberts Anordnungen zum Schutze seines Vaters gelangen ihm nach Wunsch, und nachdem er die nöthigen Geschäftsangelegenheiten geordnet hatte, schritt er zur Ausführung seines Unternehmens.

Seine Nachforschungen, die gefährliche Verbindung der Brüder Wesley und des Barons kennen zu lernen, betrafen zunächst den Apotheker Wesley. Er suchte die Wohnung desselben auf, fand jedoch den Laden verschlossen und erhielt die Auskunft, daß der Apotheker sein Geschäft verkauft, Sch . . . verlassen habe und nach dem Städtchen M . . . im Großherzogthum Posen übergesiedelt sei. Philibert athmete leichter, denn ein gefährlicher Feind war hierdurch der Nähe des Vaters entrückt. Nunmehr wollte sich Philibert bei der Mutter Wesley's selbst als den Boten ihres Sohnes Robert Wesley einführen und erwarten, welchen Erfolg sein Besuch bei der alten Hehlerin haben würde, um sich dann weiter zu

berathen. Der Sicherheit wegen entschied er sich dafür, eine fremde Bekleidung anzulegen, und zwar die Tracht eines hausirenden Juden, indem ihm das lange Haar, der Bart und der weite Mantel am zweckmäßigsten erschien, sich unkenntlich zu machen. Er kaufte die nöthigen Sachen in der Stadt ein und verbarg sie in seiner Wohnung bei der Tante, wo er sich aufhielt. Er hatte dieser ihm mütterlich zugeneigten Frau keine Mittheilung von seinem Vorhaben gemacht, um den Vorstellungen ängstlicher Besorgnisse zu entgehen. Der Abend, welchen er zum Besuche der alten Hehlerin bestimmte, rückte heran, und Philibert hüllte sich in sein Kostüm, auf dessen Anlegung er ebensoviele Geschicklichkeit als Sorgfalt verwandte, so daß die eigene Musterung ihn vollständig sicher und befriedigt von seiner Erscheinung ließ.

Die Dunkelheit begünstigte seine Schritte; er entfernte sich aus der Wohnung ganz rasch, über den Markt und der Rosengasse zu, um an die Thür der Mutter Wesley zu klopfen.

Obgleich er das Haus der Hehlerin nicht verfehlte, ward es ihm doch schwer, ihre Wohnung darin aufzufinden. Einige Personen, die er nach ihr befragte, gaben ihm übel gelaunte Antworten und zeigten, daß der Leumund der Alten von keiner guten Beschaffenheit sei. Sie wohnte im Hinterhause, und eine dunkle, baufällige Treppe führte im ersten Stocke zu ihrer Thür. Philibert mußte sein Pochen gegen dieselbe mehrmals wiederholen, ehe er von innen Schritte kommen hörte.

Eine heisere Stimme fragte, wer draußen sei.

„Oeffnen Sie nur," rief Philibert, „ich habe einen Brief abzugeben."

„Hilft nichts," antwortete die Stimme im schleppenden Tone, „ich öffne nicht einem jeden Narren."

„Ich komme von Robert," sagte Philibert, indem er seinen Mund an die Thürspalte legte. Hierauf wurde die Thür geöffnet. Ein schmutzig gekleidetes Weib, die Mutter Wesley's, erschien und hielt eine Lampe in der Hand, unter deren Scheine sie Philiberts ganze Figur mit einem Späherblicke musterte.

„Sagen Sie mir, was Sie bringen, und dann ist es gut," sagte die Alte, indem sie noch immer mißtrauisch Philibert den Eingang durch ihre Person versperrte.

„Das geht nicht," entgegnete dieser, „bei offener Thür können wir nicht verhandeln."

Die Alte brummte einen halben Fluch, dann winkte sie Philibert, ihr zu folgen. Hinter ihm verschloß sie die Thür, führte ihn durch eine Küche in die Stube und setzte die Lampe auf den Tisch. Eine große Branntweinflasche stand auf dem Tische und daneben ein Glas; es schien der ganze Luxus der Bewohnerin dieser Spelunke in diesen beiden Gefäßen zu beruhen, denn außer einer Schlafbank mit einem Strohsack und einigen Schemeln war in der Stube keine bewegliche Habe vorhanden.

Die Alte mußte schon viel getrunken haben, denn ihr ganzes Gesicht war mit einer flammenden Kupferfarbe überzogen. Sie stemmte die rechte Hand in die Seite und stierte Philibert mit einem mürrischen Blicke fragend an, während sie ihren lauten Athemzügen freien Lauf ließ.

„Sind Sie allein?" fragte Philibert, nachdem er vergeblich eine Anrede erwartet hatte.

„Das ist gewiß," sagte die Alte, „und ich denke, wir Beide sind genug, wenn Sie keinen Andern als mich sprechen wollen."

„Gut, Mutter Wesley, hier ist der Brief von Robert; geben Sie mir nur Bescheid, wenn Sie wünschen, daß ich bald gehe."

Obgleich der Kopf der Alten vom genossenen Branntwein schon zu nicken anfing, nahm sie dennoch das Papier, welches ihr Philibert jetzt zureichte, mit lauernder Aufmerksamkeit, führte es gegen das Lampenlicht, und las sehr geläufig.

Die von Wesley mit Geheimschrift aufgesetzten Zeilen waren, wie schon erwähnt, in zwei Billets geschrieben. Das erste enthielt den Auftrag für den Gefängnißwärter, das zweite die Benachrichtigung für die Falschmünzer. Philibert behielt das gefährliche erste Billet nebst den Pulvern, und stellte nur das zweite, für die Falschmünzer geschriebene, der Alten zu.

„Auch gut, geht mich aber nichts an!" rief die Hehlerin, als sie die Nachricht Robert Wesley's gelesen hatte. „Verstehen Sie," fuhr sie mit einem mißtrauischen Blick auf Philibert fort, „'s ist zwar recht gut von Robert, aber ein für allemal, die Sache geht mich weiter nichts an. Ich will mit der Polizei nichts zu schaffen haben, und die sind wie die Stoßvögel dahinter her, das merken Sie sich. Also vorgesehen, wenn Sie das noch nicht wissen." Mit diesen Worten goß sich die Alte ein Glas Branntwein ein und leerte es in einem Zuge. Dann lachte sie heimlich vergnügt und gab Philibert das Papier zurück. „Diesen Zettel müssen Sie dem Schwarzen und dem Braunen bringen. Ich habe nichts damit zu schaffen. Der schwarze Bernhard ist der Doktor, und der braune Benjamin ist der Taschenspieler. Gehen Sie nach dem Kronenkeller, da können Sie Beide finden. Benjamin macht da lustige Kunststücke. Indem die Alte den Arm erhob und die Gegend damit beschrieb, sagte sie: „Sie müssen von hier in die erste Straße linker Hand einbiegen, gerade aus bis über die Brücke gehen, dann ist drei Häuser weiter der Keller. Fragen Sie nur den Burschen nach dem Doktor, der wird es Ihnen sagen; und nun machen Sie, daß Sie fortkommen — ich habe Geschäfte."

Die Hehlerin ergriff die Lampe und machte die deutlichste Geberde, daß Philibert nunmehr zu gehen habe, damit sie ungestört bei ihrer Flasche bleiben könne. Dennoch besaß sie die Zuvorkommenheit, ihre Lampe über die Treppe hinaus zu halten, wodurch Philibert den Ausgang leichter fand.

Als er wieder auf der Straße anlangte, beschloß er, sich sogleich nach dem bezeichneten Kronenkeller zu begeben, da er hier einige Mitglieder der Verbindung Wesley's kennen zu lernen hoffte. Er ging durch die Straße über die Brücke und fand auch bald den durch eine bunte Lampe erhellten Eingang zu dem Keller. Er stieg eine breite Treppe hinab und irrte sich sehr in seiner ersten Vermuthung, daß er in ein Schenklokal der gewöhnlichsten Art gerathen würde. Der Eintritt des Kellers bildete den Laden und enthielt einen ziemlich saubern Tisch mit verschiedenen kalten Speisen, mit Braten, einigem Geflügel, mit Butter und Käse besetzt. Ein in der Ecke liegender Haufen von Austernschaalen ließ bemerken, daß die Ansprüche der Gäste des Kronenkellers sich auch bis zur Feinschmeckerei verstiegen.

Philibert wendet sich zu dem jungen Menschen, der schläfrig, mit einem erhitzten, aufgedunsenen Gesicht hinter dem Ladentische saß, bestellte eine Flasche Wein, und fragte, wie man nach einem alten Bekannten fragt, nach dem Doktor.

„Gehen Sie nur in die dritte Hinterstube," gab der Bursche zur Antwort, „da werden Sie ihn finden."

Philibert schlug seinen Mantel zusammen und ging durch die erste, sehr geräumige, mit Gästen, mit Geräusch und Tabaksdampf angefüllte Stube. Die zweite, welche er betrat, war kleiner; es schien dieß das Speisezimmer zu sein, denn die Tische waren gedeckt, und man hielt sich nur während des Abendessens darin auf. Am Ende eines Tisches hatten sich jedoch vier Personen darin festgesetzt. Die dritte Stube war ebenfalls nur klein, und als sie Philibert betrat, fand er nur zwei Personen darin, welche er sogleich für die von der Hehlerin als den Doktor und den Taschenspieler Bezeichneten erkannte. Der Taschenspieler trug ein Kostüm wie die herumziehenden Gaukler; auf einem Seitentische lagen blanke messingene Teller, Kugeln, bunte Fähnchen und andere Dinge, wie er sie zu seinen Kunstvorstellungen, womit er sich auch in diesem Keller sehen ließ, gebrauchte. Sein Gesellschafter, der Doktor, war ein großer, hagerer Mann mit blassem, hohläugigem Gesicht; schwarzes Haar und ein schwarzer und spitzer Lippen- und Kinnbart zierte sein Gesicht, er trug einen kurzen Sammetrock mit dicken Schnüren und weite Beinkleider. Beide Personen waren beim Eintritt Philiberts in das Kartenspiel vertieft, und er konnte sie daher unbemerkt einen Augenblick betrachten, indem er sich ihnen gegenübersetzte.

Philibert überlegte, sich zuerst an den Doktor zu wenden,

denn das braune, mit einer kleinen Nase versehene Gesicht des Taschenspielers verrieth eine ungemeine Verschlagenheit; die fleischigen Backen drängten sich nach oben und verkleinerten die Augen, welche desto listiger umherblitzten. Philibert bemerkte, daß seine Blicke öfter über die vier Personen streiften, welche in der Nebenstube am Tische saßen, dann fühlte er, daß er selbst heimlich von ihm während des Spiels beobachtet werde. Jetzt erhob sich Philibert und setzte sich in die Nähe des Doktors. Indem er sich zu ihm beugte, als ob er ihn sprechen wolle, schob er demselben das Billet Wesley's über den Tisch zu, indem er sagte: „Von Robert!" Die vorsichtige Art, mit welcher die Einhändigung des Papiers geschah, denn Philibert hatte die Ermahnungen und die Besorgnisse der Hehlerin nicht vergessen, führte auch die beiden Personen zur Bedachtsamkeit. Der Taschenspieler warf wieder einen Blick in das Nebengemach, während der Doktor die Zeilen las. Er stimmte ein zufriedenes Lächeln darüber an und schob das Billet unter den Karten seinem Spielkammeraden zu, der, nachdem er es ebenfalls gelesen, einen forschenden Blick auf den Ueberbringer warf. Philibert schwieg; er hielt zwar eine ersonnene Geschichte seiner Bekanntschaft mit Wesley in Bereitschaft, zog es jedoch vor, sich anreden und befragen zu lassen, was um so besser war, als das Billet Wesley's keine Andeutung enthielt, daß seine Gesellschaft sich mit Anfertigung von falschem Gelde beschäftige, wonach Philibert auch nicht wußte, daß der Doktor und der Taschenspieler Falschmünzer waren.

„Nachher wollen wir darüber sprechen," sagte der Taschenspieler zu Philibert, „hebt den Zettel bis dahin auf."

11.

Die Verhaftung.

Der Kellner brachte für Philibert die bestellte Flasche Wein, während er bezahlen wollte und der Bursche zwischen den Dreien stand, sagte der Taschenspieler leise über den Tisch zum Doktor: „Verschnappt Euch nicht, denn da Wesley die Zeichenschrift gebraucht hat, wird der Jude von nichts wissen. Ueberhaupt seht Euch nur ein wenig um. Die vier Kerle in der Nebenstube haben verdammte Augen im Kopfe. Sie gefallen mir nicht. Vor Allem soll aber unser Jude die Probe machen. Wartet nur, bis wir aufhören." Dann rief er zu Philibert, als dieser den Wein bezahlen wollte: „Laßt das! Ich denke wir trinken zusammen und rechnen dann nachher zusammen. Geh nur, Junge!" Dann füllte er drei Gläser aus seiner Flasche.

Der Doktor begleitete die Andeutungen seines Kameraden mit phlegmatischem Kopfnicken. Er warf einen gleichgültigen Blick auf die vier verdächtigen Personen in der Nebenstube und auf Philibert; dann hob er gelassen die Karten ab, um ein neues Spiel auszugeben. Sie spielten, der Taschenspieler verlor.

„Nichts als Unglück!" rief dieser, „das sitzt mir den ganzen Abend auf den Fersen. Packt Euch mit den Karten, für dießmal ist es genug!" Er warf die Karten fort und griff in die Tasche. „Ihr habt mich vollständig ausgebeutelt, nicht einen Böhm mehr, um Euch zu bezahlen." Der Taschenspieler holte eine Brieftasche hervor, die mit Fünfthalerscheinen gefüllt war.

„Habt Ihr zum Herausgeben?" fragte er den Doktor.

„Nicht die Probe," erwiderte dieser, „nur was ich von Euch geborgt und gewonnen habe, ist mein. Mit Nichts spielt man, mit Nichts gewinnt man."

„Aber Ihr guter Freund," wendete sich der Taschenspieler zu Philibert, „wollt Ihr diesen Geldschein vielleicht wechseln? Ist's Euch gleich, fünf Thaler Courant dafür zu geben? Habt Ihr's dafür?"

Philibert ahnte die Falle nicht, welche ihm durch diese Worte gestellt wurde, denn der Taschenspieler bot ihm mit dem Fünfthalerschein ein Fabrikat der Falschmünzergesellschaft. Er wollte wissen, ob der Bote Wesley's in das Verbrechen eingeweiht sei und in diesem Falle würde er das falsche Geld nicht angenommen und die Zumuthung, gutes Geld dafür zu geben, für einen Scherz angesehen haben.

„Ich will den Schein wechseln," antwortete Philibert unbefangen, „ich habe so viel in der Börse."

Die Fälscher wechselten einen Blick.

„Das ist nicht unser Mann!" flüsterte der Taschenspieler, strich das baare Geld von Philibert ein und gab ihm dafür einen falschen Fünfthalerschein.

Einer der vier Herren aus der Nebenstube war während des Wechsels eingetreten, über das Zimmer gegangen und hatte dann wieder seinen vorigen Platz eingenommen.

Der Taschenspieler wollte sich darüber mit dem Doktor durch einen Wink verständigen, als aus der großen Weinstube der Lärm in Streit gerathener Personen hereinschallte.

Man vernahm die Stimme eines Redners, welche durch ihre Gewalt und Beredtsamkeit die der verschiedenen Parteien, die sich gegen die Sprecher erhoben, übertönte. Er forderte die Anwesenden auf, in die polnische Nationalhymne mit einzustimmen, welche er zu singen begann. Jedoch konnte er kaum den ersten Vers beendigen, obgleich einige Personen die Hymne mitsangen, denn der größere Theil unterdrückte die Fortsetzung durch Toben und Schreien. Noch einmal gelang es demselben Sprecher, sich in dem Chaos der widerstreitenden Stimmen Gehör zu verschaffen. Sein Redestrom ergoß sich begeistert für die Freiheitssache der Polen, welche gegenwärtig im Großherzogthume Posen eine neue Schilderhebung zur Wiederherstellung ihrer Nation hervorgerufen hatten. Als der Sprechende jedoch seine Gegner Feinde der Freiheit nannte und Unterdrücker der Gerechtigkeit hieß, erhob sich der Lärm auf's Neue, und die von der Politik und vom Weine erhitzten Gäste kamen nun zum vollständigen Ausbruch ihrer Streitigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

An den König von Preußen.*)

Die Elberf. Ztg. veröffentlicht folgendes Gedicht:

Es naht der Dichter bittend Deinem Thron,
Der Name »Graudenz« bebt auf seinen Lippen;
Er fleht für Jene die so frühe schon
Ihr Glück zerschellt an des Gesetzes Klippen.
Du sprachst, o hoher Herr, ein zürnend Wort,
Weil sie vom Groll sich ließen arg bethören, —
O sei nun gütig der Gefallnen Hort
Und laß, o Herr, ein Wort der Milde hören!

Wohl haben sie die erste Pflicht verletzt;
Doch sie sind Menschen — Menschen können irren —
Und schrecklich büßen die Entehrten jetzt —
Das Volk hört ihre Ketten klirren.
Die Mutter weint um den verlornen Sohn,
Sie deckt ihr graues Haar mit Trauerflören,
Ihr Jammer dringt, o Herr, an Deinen Thron —
Laß sie ein Trosteswort der Milde hören!

Ein harter Mann nahm jene Treuen Dir —
Kein Besser war's — sein Name hät gelogen!
Ein Böser stachelte des Grolles Thier
Und hat sie kalt zum Abgrund hingezogen,
Sich selbst vergessend stürzten sie hinein;
Zu spät, ihr dunkles Schicksal zu beschwören,
Bohrt sich in ihre Brust der Reue Pein —
O laß nun Du ein Wort der Milde hören!

Und rufst, o Herr, Du einst in Kriegsgefahr
Des Vaterlandes Streiter in die Schranken,
Dann stelle nur voran die kleine Schaar —
Sie wird durch Todesmuth die Freiheit danken.
Und all Dein Volk wird ihres Glücks sich freuen,
Wir preisen Dich in hellen Jubelchören!
O nimm sie wieder auf zu Deinen Treu'n
Und laß, o Herr, ein Wort der Milde hören!

Karl Teschner.

*) Bekanntlich hat die ganze Compagnie dem Hauptmann Besser, welcher sie auf jede Weise mißhandelte, beim Exerciren den Gehorsam verweigert, in Folge dessen viele Mitglieder derselben zu vieljährigem schwerem Kerker verurtheilt wurden.

Verschiedenes.

Neustadt, 10. Nov. Wie ein Sohn des politischen Flüchtlings Ignaz Rassiga von hier ein Opfer des mörderi-

schen Bürgerkriegs in Amerika geworden, so hat auch die Wittwe des ehemaligen kgl. Landcommissärs, Raths Hausmann, von dorten die Trauerbotschaft erhalten, daß ihr Sohn Fritz, früher Cadet, im Kampfe den Tod gefunden hat. Er stand in einem Newyorker Regiment und war erst 25 Jahre alt.

Neustadt, 11. Nov. Wenn wir recht unterrichtet sind, so hat der hiesige Turnverein gestern Abend beschlossen, auf seinem Standpunkte zu beharren und an das kgl. Staatsministerium zu recurriren. Der polizeilichen Aufforderung, die Statuten des Vereins einzureichen, wurde Folge gegeben unter gleichzeitiger Verwahrung vor den Consequenzen, die etwa aus dieser Einsendung der Satzungen gezogen werden könnten, da nur politischen Vereinen fragliche Pflicht obliegt.

Pirmasens, 12. Nov. Hr. Professor Beylich aus Kaiserslautern wird über die Straßen-Locomotiven und speciell deren Benützung auf der Straßenstrecke Zweibrücken-Pirmasens-Winden am Sonntag den 23. d. Mts., Morgens 11 Uhr, im hiesigen Stadthause einen weiteren öffentlichen Vortrag erstatten, dem Mitglieder der Distriktsausschüsse der Kantone Pirmasens, Dahn, Waldfischbach, Bergzabern und Zweibrücken, sowie einige erprobte Techniker beiwohnen werden. Wir hoffen, daß das Unternehmen, das ohne Zweifel für unsere Gegend ein großer Gewinn wäre, bald zur Ausführung kommt. (Pf. Z.)

Mannheim, 11. Nov. Von einer anläßlich der Schillerfeier im Badener Hofe versammelten größern Gesellschaft wurde ein Telegramm an Garibaldi nach Pisa abgefertigt, in welchem derselbe unter Anfügung herzlichster Grüße über sein Befinden befragt wurde. Garibaldi's Antwort lautete folgendermaßen: „Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit; empfangen Sie meinen väterlichen Dank, Gesundheit besser. Garibaldi."

Ein wildgewordener Hirsch. In dem fürstlich Esterhazy'schen Wildpark zu Eisenstadt wurde schon seit längerer Zeit ein vollkommen gezähmter Hirsch — ein Geschenk eines Prälaten an den Fürsten — gehalten. Durch rascheres Herumstreifen und Einbrechen in das Dickicht hatten sich allmählich bei dem Thiere Symptome der Wildheit gezeigt, die zu einem schrecklichen Ereigniß führte. Am 8. Oct. geschah es, daß der Hirsch das Thor des Wildgartens, welches mit dem Försterhause communicirt, nachdem er die Erde unter demselben ausgescharrt hatte, mit dem Geweih zur Hälfte aus den Angeln hob und die Försterin, welche auf das Geschrei der Kinder: „der Hirsch ist los!" herausgeeilt war, angriff, mit dem Geweih im Gesicht verletzte, ihr den linken Arm zerbrach und die Wade vom Knöchel bis zum Knie aufriß und sie gewiß getödtet hätte, wenn es ihr nicht gelungen wäre, sich in den Stall, dessen Thüre sie hinter sich zuschlug, zu retten. Auf den Lärm, der in dem neben der Parkmauer befindlichen Weingarten, wo eben gelesen wurde, von den Leuten geschlagen wurde, als der Hirsch die im Freien weidenden Kühe des Försters zu jagen anfing, erschien auch der Förster, und weil die vom Hirsch verfolgten Kühe direct auf das Haus zugerannt kamen, warf er die Hofthüre hinter sich zu und ging, vertrauend auf die Zahmheit des Thieres, das so oft Hafer aus seiner Hand gefressen und selbst aus der Hand der Kinder Salz geleckt hatte, mit einer Peitsche dem Hirsch entgegen, um ihn nach der Parkthüre zu treiben, während die im Stalle eingeschlossene Frau im Tone der Verzweiflung ihm zurief, er möge sich flüchten, wie sie und die Kinder gethan, sonst sei er ein Kind des Todes. Der muthige Mann (er war früher Grenadier bei der fürstlichen Schloßwache), der ein Doppelgewehr um die Schulter geworfen hatte, glaubte die Gefahr nicht so nahe, als der Hirsch auf ihn losstürzte, ihm mit einem Stoß die Brust durchbohrte und ihn dann noch mit vierundsechzig Stößen zerfleischte, vor den Augen seiner unglücklichen Gattin, welche, selbst im Blute schwimmend, keine Hülfe bringen konnte. Endlich kam die verspätete Hülfe, ein zweiter Förster, den der Hirsch ebenfalls attakirte und einige Male um den im Hofe stehenden dicken Baum herumtrieb, bis es ihm gelang, dem wüthenden Thiere eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auf die erhaltene Kunde sandte der menschenfreundliche Fürst sogleich einen Beauftragten mit tröstenden Worten, Geld und einem Arzte, um zu helfen, wo noch zu helfen war, und mit der schriftlichen Zusicherung, daß er für die Wittwe und ihre Waisen zeitlebens sorgen werde.

Im Seebade Biarritz begegnete Kaiser Napoleon einem freundlich grüßenden Knaben, der ihm durch sein gescheidtes Gesicht auffiel. Bist Du ein Engländer? fragte er. — Nein, ich bin ein Amerikaner! — Nun, mit wem hältst Du es dann, mit dem Norden oder Süden? — Mein Vater hält mit dem Norden, ich aber entschieden mit dem Süden. Und Sie, mein Herr? — Der Kaiser stutzte, drehte den Bart und sagte lachend: Ich halte es mit dem Einen und dem Andern. — Wie? mit Beiden? Das ist nicht leicht und wird Niemand gefallen! — Der Kaiser brach verdutzt ab und zog seines Wegs.

Die Nachtigall ist, wie wir wissen, kein Strich-, sondern ein Zug-Vogel. Sie fliegt aus Europa über das mittelländische Meer nach Afrika; denn die Jahreszeit, in welcher man sie an den nördlichen Abhängen des Atlas findet, ist ganz genau dieselbe, in welcher sie bei uns verschwindet. Man beobachtet ferner in Persien, daß die Bulbul oder Nachtigall nur in denjenigen Monaten singt, in welchen bei uns ihr Gesang verstummt. Nach Asien ist indessen ihre Wanderung längs der wilden Thäler Rumeliens und Kleinasiens eine leichte. Sie rastet wie andere Wandervögel auf den Felsen Gibraltars, wenn sie nach Afrika zieht. Daß man ihre Züge indessen nie sah, daß nie Eine auf einem Seeschiffe Rast hielt, möchte dafür Zeugniß ablegen, daß sie wie die Schwalben ihre Meerzüge Nachts vornimmt.

Raritäten-Kästlein.

Ein Diener, der eben eine Schüssel auf den Tisch setzen wollte, ließ dieselbe fallen, so daß sie in Stücke zerbrach. — „Das ist keine Kunst," sagte sein Herr; „das kann ich auch!" — „Hm," schmunzelte Johann, „nachdem ich's Ihnen erst vorgemacht habe!"

Ein durch seine Geistesgaben nicht eben bevorzugter junger Mann ward dieser Tage um seine politische Meinung gefragt: „Sind Sie Fortschrittsmann?" „Das ich nicht wüßte." „Sind Sie Constitutioneller?" „Das ich nicht wüßte." „Sind Sie Conservativer?" „Das ich nicht wüßte." „Sind Sie Reactionär?" „Entschuldigen Sie, blos Actionär in Possendorfer Steinkohlen."

Ein berühmter Schauspieler wurde auf seiner Durchreise von dem Director eines kleinen Theater zum Gastspiel eingeladen. Um seine Bedingungen gefragt, forderte er zwei Drittel der Einnahme. „Ach," entgegnete der arme Director, „zwei Drittel, jetzt im Sommer nehmen wir manchmal kaum ein Drittel ein."

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 12. Nov. Der Centner Weizen 6 fl. — kr. Korn 4 fl. 25 kr. Spelzkern 6 fl. — kr. Spelz 4 fl. 3 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 2 fl. 48 kr. Mischfrucht 4 fl. 35 kr. Erbsen 3 fl. 36 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Zweibrücken, 13. Nov. Der Centner: Weizen 6 fl. 7 kr. Korn 4 fl. 32 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 19 kr. vierreihige, 3 fl. 39 kr. Spelz 4 fl. 1 kr. Hafer 2 fl. 46 kr. Wicken 2 fl. 42 kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 48 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schmid daselbst.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 46. Sonntag, den 23. November 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

„Werft ihn hinaus!“ schrieen verschiedene Stimmen. „Wir brauchen keine Aufwiegler! Schlagt ihn auf den Kopf! Hinaus mit dem Republikaner!“

Andere riefen: „Prügelt die Bärenhäuter, die Weinsäufer, die Russenfreunde!“

Jetzt klirrten die Gläser, die Tische wurden geschoben, Stühle zerschlagen. Ein heftiger Tumult brach unter den Gästen der Weinstube aus. Ein durchdringender Schrei erfüllte das Kellergewölbe, der Hauptredner war als ein Opfer dieses Auftrittes gefallen: ein Messer wurde ihm in die Brust gestoßen.

Die beiden Falschmünzer und Philibert verließen ihr Gemach, um Zeuge des Tumults zu sein. Das Speisezimmer, in welchem die Drei standen, besaß eine kleine, besondere Ausgangsthür nach dem Hofe.

„Schade,“ sagte der Taschenspieler, „sie haben den langen Polen niedergestoßen. Ein Dutzend Kerle wie der, und Polen wäre noch nicht verloren.“

Die vier alleinsitzenden Personen aus der Speisestube hatten sich beim Beginn des Lärms gleichfalls erhoben und versperrten, indem sie sich in die Thür der Weinstube stellten, den Ausgang aus derselben, denn plötzlich füllte sich der Laden und die Weinstube mit mehreren Polizeikommissären. Diese bemächtigten sich sogleich des Verwundeten und führten ihn in den Laden, um ihm einen Verband anlegen zu lassen, da er stark blutete; alsdann wurden die Stimmführer und die am meisten bei der Schlägerei Betheiligten verhaftet und abgeführt.

Bei dem Anblick des Kommissärs trat der Taschenspieler überrascht in den Hintergrund und zog den Doktor am Arm mit fort.

„Seht einmal,“ flüsterte er diesem in's Ohr, indem er auf die Polizeimänner deutete, „wie kommen die auf einmal in den Kronenkeller! Das ist abgekartet! Ich sage Euch, unsere vier Nachbarn von vorhin sind Polizeispione, sie sind uns auf der Spur. Sie hätten uns sicher, wenn die Schlägerei nicht gekommen wäre, und wenn wir nicht machen, daß wir fortkommen, so werden wir abgefaßt. Die Falle war für uns gestellt; die Polizei hatte das Haus umgeben! Bernhard, ein Glück, daß noch ein Loch geblieben ist, denn die Kommissäre sind wahrscheinlich jetzt alle in die Weinstube zusammengelaufen, und wir können noch aus der Hinterthür über den Hof davonkommen.“

„Falscher Lärm Benjamin,“ sagte der Doktor kaltblütig zu seinem Kameraden, „man hat jedenfalls nach dem langen Polen gefischt, der hier für die Revolution in Posen aufwiegeln wollte. Mich unterhält der Krawall, Ihr seht Gespenster.“

„Ich sage Euch kommt!“ rief der Taschenspieler, indem sein ganzes Wesen die größte Unruhe verrieth.

„Wartet noch,“ sagte der Doktor beharrlich, „Ihr seht ja, unsere vier Bekannte verhalten sich so parteilos wie wir selbst.“

„Eben das ist schlimm für uns,“ entgegnete der Taschenspieler immer hastiger, „sie wollen sich gegen uns nicht verrathen, bis sie uns haben.“

„Der Teufel auch, Benjamin, Ihr seid betrunken.“

„Macht was Ihr wollt!“ rief der Taschenspieler, indem er sich entfernte und wie eine Katze nach dem Ausgange der Speisestube suchte und verschwand.

Die Weinstube war von den Tumultuanten geleert, die Kommissäre hatten die Mehrzahl abgeführt und nur ein Polizeibeamter hielt bei dem verwundeten Polen, der noch schwer stöhnend am Boden lag, Wache.

Erst jetzt bemerkte der Doktor die Abwesenheit des Taschenspielers, da er sich vergeblich in dem öde gewordenen Keller nach ihm umsah, denn außer jenen vorhin bemerkten, unvermeidlichen Personen, deren Zahl sich auf drei verkleinert hatte und die sich jetzt lebhaft über den Vorfall unterhielten, waren die Stuben menschenleer. Nur zerbrochene Flaschen und Teller und umherliegende Stühle, wie der Qualm zerschlagener, verlöschender Lampen und die Dünste des am Boden vergossenen Weines zeigten traurige Spuren der stattgehabten Scene.

„Nun ist's Zeit, daß wir auch aufbrechen,“ sagte der Doktor zu Philibert, „ich sehe, unser Kamerad läßt uns im Stiche. Wir wollen zusammen nach Hause gehen und über dieß und das berathen. Aber die Zeche müßt Ihr heut einmal richtig machen! mein Kamerad ist mit der ganzen Kasse abgegangen und mir fehlt alles Geld. Zu Haus gebe ich Euch die Auslagen zurück, mein Ehrenwort darauf, und das gilt etwas unter uns. Heda!“ rief er durch den Keller und klingelte. Der Kellnerbursche kam verstört angelaufen. „Der Herr will bezahlen,“ sagte der Doktor, „was macht die Rechnung?“

„Drei Thaler fünfzehn Böhm mit Abendbrod,“ war die Antwort.

Philibert reichte dem Burschen den Fünfthalerschein, den er von dem Taschenspieler einwechselte, und der Junge ging vor, um den Ueberschuß zurückzubringen.

Anstatt des Ladenburschen trat jedoch eine jener, von dem Taschenspieler als Polizeileute bezeichneten Personen, aus der Nebenstube in das Gemach. Der Herr hielt den zu wechselnden Kassenschein in der Hand.

„Sie haben diesen Fünfthalerschein so eben, wie ich gesehen habe, an den Burschen in Zahlung gegeben,“ sagte er zu Philibert, „ich frage, ob Sie noch im Besitze ähnlichen Geldes sind.“

Philibert antwortete: „Erst heute Abend wechselte ich dieses Papiergeld ein. Ich frage, welche Berechtigung Sie besitzen, mich deßhalb zur Rede zu stellen?“

„Ich bin Polizeiinspektor und kündige Ihnen an, daß Ihr Geldpapier ein falsches ist und zwar aus der Fabrik einer Falschmünzergesellschaft hervorgegangen, welche wir verfolgen.“ Er wendete sich zu dem Doktor, „Sie, sagte er, der Sie sich für einen Thierarzt ausgegeben und der vorhin hier anwesende Taschenspieler, welcher die Flucht während des Tumultes ergriff, sind uns von einem Ihrer eingefangenen Mitschuldigen, dem Former Röthlich, als zu den Verbrechern gehörig angegeben und beschrieben worden.“

Der Doktor strich mit einer Miene des Unbehagens stillschweigend seinen Knebelbart. Philibert erbleichte. Ueberrascht durch die gefährliche Wendung, welche sein Abenteuer nahm, sagte er: „Dieß Alles ist ein Mißverständniß, ich ersuche Sie —“

Der Beamte unterbrach ihn mit den Worten: „Sie sind uns freilich von den Eingefangenen noch nicht verzeichnet worden, es ist dieß jedoch gleichgültig. Ich habe Sie auf der That ergriffen und Sie werden jedenfalls in genauer Verbindung mit diesen Leuten stehen. Indem ich Sie, als auch den sogenannten Doktor Bernhard im Namen des Gesetzes verhafte, fordere ich Sie auf, mir das Billet zu überliefern, welches Sie diesen Männern vorhin heimlich überbrachten."

Philibert zauderte.

„Machen Sie keine Umstände," rief ihm der Doktor mit seinem gewöhnlichen Gleichmuthe zu, „wir sind doch nicht im Stande, unter diesen Umständen das Mißverständniß zu lösen. Mitgefangen, mitgehangen."

Philibert lieferte demnach das Billet Wesley's an den Beamten aus.

„Sie werden uns nun folgen!" sagte derselbe, und spät in der Nacht wurde Philibert und der Doktor unter der Anklage wegen Anfertigung und Verbreitung von falschem Gelde nach dem Inquisitoriat der Stadt abgeführt.

13.
Das Inquisitoriat.

Philiberts plötzliche Verhaftung im Kronenkeller geschah durch ein so unerwartetes Ereigniß, daß er sich derselben nicht entziehen vermochte, obgleich er sich mit dem Zutritt in den Kreis gefährlicher Menschen auf bedrohliche Entscheidungszustände vorbereitet hielt. Es blieb ihm nur die Wahl, bei dem bevorstehenden Verhör seinen wahren Charakter und die Umstände zu entdecken, die ihn nach dem Keller geführt hatten, oder die Rolle eines hausirenden Juden beizubehalten und seine Theilnahme an der Verbindung der Falschmünzer zu läugnen, oder nicht. In jedem Falle waren die Verdachtsgründe sehr stark gegen ihn erhoben, und wenn er sich auch sehr leicht als den Sohn des Bürgermeisters v. Herzford hätte legitimiren können, so würde er hierdurch die gegen seinen Vater schwebende Anklage, mit dem er jetzt in einem Hause gefangen saß, nur verschlimmert haben, da er, als der Sohn des wegen Fälschung eines landesherrlichen Dekrets eingezogenen Bürgermeisters, unter einer Bande von Fälschern ergriffen worden war. Wenn das Gericht Philiberts Angaben, auf welche Weise er den Brief Wesley's auffand, nur für leere Ausflüchte erachtete, und wenn der Doktor aus Neid und Schadenfreude ihn als einen Mitschuldigen bezeichnete, würde er dann im Stande gewesen sein, sich von dem Verdachte der Anklage zu reinigen? War seines Vaters Schicksal alsdann nicht durch den eigenen Sohn in der peinlichsten Weise gefährdet worden? Das mißglückte Unternehmen Philiberts hatte außerdem nur den Erfolg gehabt, den wirklichen Charakter der Verbindung Wesley's und des Barons zu erfahren, und daß er mit Bestimmtheit schließen konnte, daß unter diesen Personen, welche nach dem Leben seines Vaters trachteten, der Betrug gegen denselben ausgeführt worden sei.

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten Philibert, als er in einer Zelle des Inquisitoriats auf einem Schemel sitzend, sich mit dem Falschmünzer zusammen gefangen gehalten sah. Er starrte düster auf den Boden, mit aller Anstrengung auf einen Rettungsplan denkend.

Ein ebenso leichtfertig als spöttisch klingendes Gelächter des Doktors, der sich in seiner Nähe befand, ließ ihn aus seinen quälenden Gedanken emporschrecken.

„Seid Ihr ein Duckmäuser," rief der Doktor, „oder was heckt Ihr aus; ich höre ja kaum Euren Athem! Bei der Dunkelheit, die in dieser verdammten Herberge herrscht, kann ich Euch auch nicht einmal sehen. Sagt mir doch, Kamerad, wo habt Ihr den Robert Wesley kennen gelernt? Wußtet Ihr denn nichts von unserem Geschäftsverkehr, und was treibt Ihr denn in der Welt?"

„Ihr fragt viel auf einmal," gab Philibert zur Antwort, bemüht, die Bekanntschaft und Vertraulichkeit des Falschmünzers auszubeuten. Und da besonders daran lag, die Art der Betheiligung des Barons an der geheimen Verbindung zu erforschen, suchte er das Gespräch auf diesen zu lenken. „Ich habe mit Wesley in keinem näheren Verhältnisse gestanden," fuhr er fort. „Da ich hausire und unter der Hand Geldgeschäfte betreibe, verhandelte ich nur mit dem Herrn Baron von Osinsky, welcher mich braucht. Ich kam aus Breslau, wo ich mit dem Baron Geschäfte hatte. Wesley war ebenfalls dort, und da ich nach Sch . . . wollte, gab mir dieser den Auftrag, das Billet an seine Mutter zu bestellen, die ich um so lieber kennen lernte, als mir die Alte bei einigen Unternehmungen sehr gute Dienste leisten konnte."

„Das kann ich Euch sagen," erwiderte der Doktor, der nicht ohne Ueberlegung die Auseinandersetzung Philiberts angehört hatte, „Wesley hat Euch hiermit ein großes Vertrauen geschenkt, Ihr müßt Euch ihm sehr verbindlich gemacht haben."

„Ihr scherzt wohl nur?" sagte Philibert. „Wenn Wesley wußte, daß seine Bestellung so bedenklich war, hätte er sich mir sehr verbindlich gemacht, wenn er lieber selbst hierhergekommen wäre."

Der Doktor lachte. „Wahrscheinlich würde dieß auch geschehen sein, wenn sich Wesley der Sicherheit seiner Person wegen hätte unsichtbar machen können."

„Ich verstehe," fiel ihm Philibert in die Rede, „der Steckbrief des Exkontroleurs ist noch nicht erledigt. Meinetwegen hätte der Baron v. Osinsky die Sache übernehmen mögen."

„Der Baron v. Osinsky!" rief der Falschmünzer nach kurzem Schweigen aus. „Ich kenne ihn durch Wesley, und so viel ich weiß, wünscht der Baron den Exkontroleur dahin, wo der Pfeffer wächst."

„Ich versichere Euch, daß Beide zusammen nach Posen, wo der Baron auf dem Gute einer Gräfin lebt, gereist sind." Philibert zog diese Behauptung aus den Angaben Josephs als auch aus dem Briefe Wesley's.

Der Doktor sann schweigend eine längere Zeit nach. Dann sagte er mit einer seinem gewöhnlichen Phlegma fremden Stimme: „Ihr macht mich glauben, daß diese beiden Menschen von Neuem im besten Einverständnisse stehen. Sollte sich dieser Baron wohl gar noch bestimmen, nachdem er mit dem Bürgermeister Herzford so gut fertig geworden ist, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen, um seine Finanzen auszubessern? Sollte er der Gelegenheitsgeber jener Werkstatt für uns in Posen sein, worauf Wesley durch sein Schreiben unsere Hoffnung rege macht? Ehe ich vergesse! Wenn Ihr ein Freund des Barons seid, wie Ihr sagt, dann bestellt doch, sobald Ihr ihn wiederseht, einige Grüße von mir."

„Ich lasse ihn," fuhr der Doktor fort, „der Fürsorge wegen bitten, jenen vortrefflichen jungen Menschen wieder anzuschaffen, den er gebrauchte, die Handschrift des Bürgermeisters zu fälschen. Ihr wißt ja von der Affaire, wie ich eben hörte. Wesley hat von der Geschicklichkeit jenes jungen Menschen, den sich der Baron als Schreiber hielt, so viel Rühmens gemacht, daß ich, umsomehr da mein Augenlicht täglich abnimmt, ganz begierig bin, dieses junge Genie als meinen Lehrling zu benützen."

Philibert, ohne ahnen zu lassen, welchen Eindruck diese Mittheilung des Falschmünzers auf ihn ausübte, indem ihm hierdurch die Person bezeichnet wurde, deren Habhaftwerdung so wichtig für die Entscheidung des Prozesses seines Vaters werden konnte, sagte im Tone des Gleichmuths: „Ihr hättet besser gethan, den talentvollen Schreiber zu behalten. Weßhalb habt Ihr ihn laufen lassen!"

„Warum?" antwortete der Doktor verdrießlich. „Eben darum, weil er sich nicht halten ließ. Bei Nacht und Nebel nahm er der Veränderung wegen Reißaus. Wesley erzählte mir jedoch vor seiner letzten Reise, er habe ihn auf einem deutschen Gute in Posen bei dem Städtchen Sch... wiedergesehen. Seine Versuche, ihn an sich zu locken, seien ihm mißlungen. Dieser geniale Herumstreicher kennt seinen Beruf nicht, der Kunstsinn ist in ihm noch nicht geweckt. Er soll auf dem Gute eine Tochter der Hausleute aus dem See von dem Ertrinken gerettet haben, und aus Dankbarkeit behielt man ihn im Hause."

Für Philibert war keines der Worte des Falschmünzers verloren gegangen, und das Gespräch Beider betraf nunmehr

ihre gegenwärtige Lage. Der Doktor machte Philibert mit der Aussicht einer Entweichung bekannt und mit der Entdeckung, daß Wesley, der Schließer des Inquisitoriats, Robert Wesley's Bruder sei und mit den Verbrechern im Einverständnisse lebe. Philibert mußte hierüber dem Falschmünzer einen förmlichen Eid der Verschwiegenheit leisten, und wurde von demselben mit einer schweren Drohung bedeutet, sobald er von dem, was er wisse und was sich noch zutragen würde, etwas verlautbaren sollte.

Der Schließer Wesley erschien am Morgen in der Halle der Gefangenen, woselbst auch das Protokoll ihrer Haftnahme aufgenommen wurde. Wesley und der Doktor hatten sich während der Zeit durch geheime Zeichen zu verständigen gewußt. Nachdem Wesley zu Mittag noch einmal die Zelle besuchte machte er den Gefangenen die Anzeige, daß Beide am nächstfolgenden Tage nach der Zitadelle einer andern Stadt transportirt werden sollte, und daß daher eine Flucht der Gefangenen, wenn sie mit Hülfe des Schließers bewerkstelligt werden sollte, schon am folgenden Abende zur Ausführung kommen müßte. Wesley unterzog sich inzwischen der Besorgung aller zur Flucht rathsamen und nöthigen Dinge bis auf die Vorkehrungen, welche erst zur Stunde ihres Ausbruchsversuchs getroffen werden konnten. Die Gefangenen sollten ihren Weg über die Festungswerke nehmen und an einem bestimmten Orte ein paar Pferde zu ihrer Flucht bereit finden.

Die Zelle lag im ersten Stockwerke in der Hinterseite des Gebäudes, an welches sich von außen die Bastionen und Wälle der Festungswerke um die Stadt anschlossen. Der bezeichnete Weg der Flucht wurde dadurch gefährlich, daß der Festungsgraben in Folge vorgenommener Baulichkeiten im Wasser lag, wie auch durch die Aufmerksamkeit der Wachtposten auf den Wällen und der in der Nähe liegenden Kasematte. Dennoch konnten die Gefangenen keinen günstigern Zeitpunkt abwarten, da ihnen ihre bevorstehende Auslieferung nach einem andern Gefängnisse die Hülfe des Schließers entzogen haben würde.

An dem zur Entweichung bestimmten Abend begann der Falschmünzer damit, das Schloß der Zelle mit Werkzeugen, welche Wesley gebracht hatte, abzufeilen, um jeden Verdacht von dem Schließer abzuwenden. Die Thür wurde überdieß der Sicherheit wegen von Wesley am Abend nicht geschlossen. Vor Mitternacht verließen der Falschmünzer und Philibert ihr Gefängniß; das Flurlicht brannte nicht auf dem Gange, Wesley hielt die Wächter entfernt. Auf dem Boden fortkriechend, tappte der Doktor nach der von Wesley genau bezeichneten Stelle, wo sich die Fallthür befand, welche zu einer Mine herabführte, deren Ausgang auf den Wall mündete. Mit Hülfe Philiberts wurde der verborgene Riegel der eisernen Klappe geräuschlos geöffnet, und Beide stiegen über eine Treppe in den ziemlich geräumigen unterirdischen Gang hinab. Der ganze Raum war finster und sie gingen, mit den Händen an den Wänden tastend, vorwärts. Das eigenthümliche Geräusch des Wassers in dem Festungsgraben und das Rauschen der Fluth in dem Schilfe und in den Weidenbüschen an den Wällen verkündete ihnen bald die Nähe des Ausgangs, welcher durch eine niedrige, eiserne Thür verschlossen war. Der Doktor wendete auch hier seine Feile geschickt und erfolgreich an; die Thür ließ sich nach wenigen Bemühungen öffnen, die Nachtluft drang kühlend in den mit dumpfer Luft erfüllten unterirdischen Gang.

Der bisher von keinem Hinderniß begleiteten Flucht der Gefangenen stellten sich nunmehr die bedenklichsten Schwierigkeiten entgegen. Nachdem Beide aus der Thür auf den Wall geklettert waren, legte Philibert, um sich freier bewegen zu können, seinen Mantel ab und verbarg ihn in den Weidengebüschen. Die Böschung des Werks war an dieser Stelle äußerst steil, und sie mußten die größte Vorsicht gebrauchen, um nicht in den Sumpf hinabzurutschen, welcher das Ufer des Grabens bildete. Beim Scheine des Mondes, welcher hin und wieder aus den dunklen Wolken des Himmels hervorleuchtete, prüfte der Falschmünzer zunächst die Möglichkeit, über den Graben hinaus zu kommen. Er überzeugte sich jedoch bald, daß sie das zwar nicht hohe, aber sehr sumpfige Wasser des Grabens weder durchwaten noch durchschwimmen konnten. Sie mußten zwischen den Festungswerken eine hierzu günstigere Stelle erspähen und demzufolge hinter den Weidenbüschen am Fuße des Walls weiter gehen.

Philibert, der nicht die Gewandtheit des Falschmünzers besaß, den vom Nachtthau schlüpfrigen Pfad sicher und schnell zurückzulegen, suchte ungeachtet der Warnungen des Doktors die Brustwehr des Walles zu gewinnen. In dem Gefühle seiner Freiheit und Unschuld vergaß er ganz, mit der nöthigen Vorsicht zu Werke zu gehen. Er wurde von dem Wachtposten bemerkt, welcher unfern bei der Kasematte aufgezogen war. Er hörte sich durch das Werda! des Postens schnell dreimal hintereinander angerufen, und da er keine Antwort gab, sondern sich zu entfernen suchte, dröhnte plötzlich der erste Lärmschuß des Postens über die Wälle, dem bald ein zweiter und dritter folgte.

Der Falschmünzer war aus der Nähe verschwunden, und Philibert — die Gefahr, in welcher er schwebte, erkennend — sprang so schnell er vermochte über die Wälle, um in die Stadt zurückzuschleichen, in der Hoffnung, die Wohnung seiner Tante zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bildung uns'rer Tage.

Wer sich dem Pfaue ähnlich trägt,
Gleich einer Gans den Mund bewegt,
Und sich für den Gescheitsten hält,
Doch nach dem Wind sein Urtheil fällt;
Wer Höh're gleißnerisch verehrt,
Dem Nied'rern stolz den Rücken kehrt
Und mit ihm spricht in einer Sprache
Die höhnisch und verachtend klingt —
Der hat die Bildung unsrer Tage
Die Manchem manches Aemtchen bringt.

Wer seine Wege geht mit List,
In Ränken gut bewandert ist,
Beim Vorgesetzten sclavisch steht
Und sich nach seinen Winken dreht;
In jeder Sach ihm pflichtet bei,
Ob recht ob unrecht — einerlei —
Der ist gewiß in einer Lage,
Aus der er leicht sich aufwärts schwingt —
Er hat die Bildung unsrer Tage,
Die Manchem manches Aemtchen bringt.

Bei dem der stets zur Kirche geht
Und 's Heucheln aus dem Grund versteht;
Der Nächt'gern seine Noth beschreibt,
Dabei sie zehnfach übertreibt,
Und dann den Aermern, der ihm klagt,
Gleich herzlos aus dem Hause jagt —
Bei dem braucht's sicher nicht die Frage,
Ob seine Sache ihm gelingt?
Er hat die Bildung unsrer Tage
Die Manchem manches Aemtchen bringt.

Doch wär da lebt nach Recht und Pflicht,
Das was er denkt stets offen spricht
Und nicht mit süßen Phrasen schminkt;
Wer sich nicht mehr als andre dünkt;
Mit Frömmigkeit und Geld nicht bläht
Und stets den Weg der Wahrheit geht, —
Der ist ein Mensch von rohem Schlage,
Der nur mit Noth sich was erringt —
Ihm fehlt die Bildung unsrer Tage
Die Manchem nur manch' Aemtchen bringt.

Kusel. C. F.

* Grabrede meiner Braut.

Tiefbetrübt und Thränen der Wehmuth im Auge, stehe ich vor Deinen sterblichen Ueberresten, Deiner zerbrochenen Hülle, theure Braut. Niemand kennt den Verlust, den mir Dein früher Tod bringt, ich allein fühle es, da Du mir Alles

gewesen. Nur Du hast mich verstanden und mir auf jede Wunde den köstlichsten Balsam geträufelt. Wenn Sorgen und Kummer mich fast zu Boden drückten, nahm ich einen Kuß von Deinem krystall'nen Munde und, wie vom Sturm zerstoben schwanden Ernst und Sorge und gemüthlicher Frohsinn trat an deren Stelle. Müde von des Tages Last und Hitze, suchte ich Dich in stiller Einsamkeit auf; freundlich und hold lächelte mir Dein strahlender Blick entgegen, zärtlich berührten sich unsere Lippen, und Deine Feuerküsse frischten alle meine Lebensgeister auf. Ganze Nächte konnte ich bei Dir weilen ohne im Geringsten an Jemand zu denken, als an Dich, ja, in Deinen Umarmungen vergaß ich die ganze Welt. Mein ganzes Antlitz glüht von Deinem Liebesfeuer, und selbst der edelste Theil deßselben, die Nase, hat Deine Gluth in's schönste Purpurroth gekleidet, und Jeder sieht es meinen Augen an, daß Dein Bild in meinem Herzen wohnt. Aber ich liebte Dich auch mit unwandelbarer Treue und ewiger Liebe. Obgleich Du von manchem Gefühllosen verspottet und ich Deinetwegen gehaßt und verachtet wurde, konnte ich Dich nie lassen. Hatte ich Dich einen Tag über nicht gesehen, hielt es mich nicht mehr zu Hause; fort trieb es mich mit unwiderstehlicher Gewalt in Deine holde Nähe. Meine Schwelle durftest Du nie betreten, da mein Weib über unser Verhältniß gar eifersüchtig war. Ueberall wurden wir belauscht und hatten deßwegen in finst'rer Nacht unser Stelldichein. Nicht nur daß mein Weib jeden unserer Schritte belauschte, auch die Polizei stand uns nach, und das neue Gesetzbuch hat sogar einen eig'nen Artikel, der unserer grenzenlosen Liebe Einhalt gebietet. Auch in unserer Kirche ist die Vielweiberei untersagt und keines Pfarrers Segen hat je unsern Bund beglückt, was aber unser Verhältniß nicht zu lösen vermochte, da wahre Liebe nie an Dogmen und Formen gebunden ist. —

Wie hast Du mich zu mancher schönen That begeistert, von denen leider nur wenige ausgeführt wurden. Du thatest mir Herz und Mund auf und meine Begeisterung drückte ich nicht selten im Liede aus. Bei keiner Feierlichkeit durftest Du fehlen, denn jeder Deutsche feiert seine Zusammenkunft in Gesellschaft Deiner Familie. Wenn wir oft im frohen Kreise um unsere Bräute wetteiferten, trugst Du, meine Holde, immer den Sieg davon, und durchglüht von Dein.m Feuergeiste rollten alle meine Pulse feuriger. Dann schien mir die breiteste Straße zu eng, die ganze Welt mein Eigenthum, und voller Zärtlichkeit habe ich nicht selten meinen Hauseck oder gar meine Treppe umarmt. Wenn ich am Morgen von Deinem Liebestaumel erwachte, schwindelte mir wohl der Kopf; allein ein herzhafter Kuß von Dir, war das beste Gegenmittel, das alle Homöopathie weit übertrifft.

Wer hätte es aber geglaubt, daß Du so frühe sterben müßtest und zwar den Tod von Frauenhand! Da Du zärtlicher warest, als meine Frau, liebte ich Dich auch herzlicher; deßwegen wurde sie eifersüchtig. Und da sie mich einst in Deinen Umarmungen ertappte und mich an Deinen Lippen schwelgen fand, entbrannte ihr Zorn auf's heftigste, und so bist Du in meiner Abwesenheit ein Opfer unserer Liebe geworden. Wohl werden Manchem meiner Zuhörer die Augen feucht, da auch er ein solches Lieb hinter dem Rücken seiner Frau besitzt. Denn jeder Gefühlvolle hat ein Bräutchen aus Deiner Familie. Horaz und Rudolph von Habsburg, der König von Thule, wie der alte Invalide waren für Dein edles Geschlecht begeistert und selbst der keuscheste Mönch buhlt mit Deiner Cousine. Du läßest den Armen seinen Kummer, den Kranken seine Schmerzen, das Alter seine Schwäche auf Augenblicke vergessen, und hast schon manches schwerbelad'ne Herz in's Elysium gezaubert. —

Du gutmüthige Seele wirst es gewiß nicht haben wollen, daß ich ewig Wittwer bleibe, weil ich sonst über Deinen Verlust untröstlich wäre. Vielleicht ist es mir vergönnt Dich wieder zu besitzen. Denn auch Dir winkt eine Auferstehung. Aus Deinen zerbrochenen Ueberresten wird ein neuer, verklärter Leib hervorgehen, den mir die Gunst oder das Schicksal wiedergeben werden. Bei meinem Tode mußt Du alsdann mit hinüberwandern, denn auch bei dem Göttermahle hat jeder Seelige, seine mit Nektar gefüllte — Flasche. F.

Verschiedenes.

Ein „brennender Berg." Aus der Pfalz wird geschrieben: In dem eine Stunde von Saarbrücken gelegenen Eisenbergwerke Sulzbach ist der sogenannte „brennende Berg" ausgebrochen, und dringt das Feuer seit einigen Tagen im Umfange von einigen Fuß so stark aus der Erde hervor, daß auf eine Entfernung von acht bis zehn Fuß die Bäume ringsum fast verkohlt sind. Man hat bereits durch umfassende Untermauerungen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt zu thun. Sollte dem verheerenden Element nicht Einhalt gethan werden können, so dürfte die Existenz von Tausenden von Arbeitern bedroht sein, da das Eisenbergwerk Neunkirchen in der Nähe liegt.

In der Umgegend von Worms und Frankenthal herrscht die Maul- und Klauenseuche in hohem Grade. Einzelnen Thieren fallen sogar die Klauen ab, diese müssen dann geschlachtet werden.

Würzburg, 15. Nov. In den ärarialischen Weinbergen in der Leiste findet eben erst die Weinlese statt; es wurde durch diese Zögerung eine ausgezeichnete Creszenz gewonnen.

Frankfurt, 18. Nov. Die ägyptische Augenkrankheit scheint sich bei uns einbürgern zu wollen. Wenn auch die Erkrankungen unter den hiesigen Bundestruppen nicht mehr so häufig vorkommen, so sind sie doch noch zahlreich genug. Die Zöglinge des Waisenhauses waren fast sämmtlich davon befallen und fand für einige Zeit eine Verlegung des Waisenhauses auf die deutsche Herrenmühle und den Sandhof statt. Trotz dem, daß die Räumlichkeiten neu hergestellt wurden, haben sich die Folgen des Uebels noch nicht ganz verloren. Die Kleinkinderschulen sind gleichfalls angesteckt, und nun beginnt die Krankheit sich weiter über die Stadt zu verbreiten; namentlich sind die Schüler der Allerheiligenschule davon befallen und mußte dieselbe vorerst geschlossen werden. (Fr. J.)

Frankfurt, 18. Nov. Die Crinoline hat gestern Abend in unserer Stadt ein Opfer gefordert. Eine sehr stark becrinolinte Dame begegnete einem alten Manne auf dem Liebfrauenwege und war im Begriffe, rasch vorüber zu eilen, als der Greis mit seinen Füßen in den eisernen Reifen hängen blieb, zu Boden fiel, sich stark am Kopfe beschädigte und ein Bein brach. Die eisentragende Schöne eilte, als sie das angerichtete Unglück wahrnahm, schnell von dannen.

Spruch.

Auf ein Gemüth von Adel
Wirkt schon ein leiser Tadel,
Vergebens durchgebläut
Wird stumpfe Niedrigkeit.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 20. Nov. Der Centner: Weizen 6 fl. 8 kr. Korn 4 fl. 28 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 55 kr. vierreihige, 3 fl. 35 kr. Spelz 3 fl. 55 kr. Hafer 2 fl. 48 kr. Wicken 2 fl. 32 kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 50 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 16 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 19. Nov. Der Centner Weizen 6 fl. — kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelzkern 6 fl. 54 kr. Spelz 3 fl. 46 kr. Gerste 3 fl. 15 kr. Hafer 2 fl. 44 kr. Mischfrucht 4 fl. 30 kr. Erbsen 3 fl. 50 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 51. Sonntag, den 28. Dezember 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Dieser Ausdruck spiegelte sich in dem Augenblicke mehr als je in den Gesichtszügen Konstanzens, als sie dem Manne gegenüberstand, der durch eine verborgene Tapetenthür in der Wand ihr Gemach betreten hatte.

Der Baron v. Osinsky war nach dem Schlosse gekommen; er hatte Konstanze zu dieser Stunde aufgesucht. Konstanze betrachtete ihn mit fragenden Blicken. Da der Baron unter dem Eindrucke dieses ihres unverhofft geäußerten Muthes schwieg, redete sie ihn an.

„Kommen Sie endlich, Herr Baron?“ fragte sie mit lauter, bitterer Stimme, welche fast spöttisch klang, als sie hinzufügte: „Und warum denn allein, wider die Abrede ohne meine Mutter? Wann wird meine Mutter, Ihre Gemahlin, wann werde ich Ihre Tochter sein?“

Der Baron zeigte eine offenbare Verwirrung über diese Anrede. Bald jedoch fand er seine gewöhnliche höfliche Haltung und Redeweise wieder.

„Es beruhigt mich schon, Konstanze, Sie nicht in Thränen schwimmen zu sehen,“ gab er zur Antwort. „Aber Sie fragen wie ein Kind, das gar keine Einsicht hat. Sind Ihnen die Augen denn noch nicht geöffnet? Ich habe Sie hierhergeführt, um Ihrer werthen Person ganz sicher zu sein. Sie sind das Opfer einer kleinen Intrigue geworden. Und Ihre Mutter? Liebes Kind! Sie ist in Breslau geblieben, ich weiß nicht einmal, ob sie noch am Leben ist, so schlimm stand es damals mit ihr; und Sie können noch nach unserer Verheirathung fragen!“ Der Baron lachte zu diesen Worten mit glattzüngigem Spott. „Verzichten Sie also darauf, Konstanze, Ihre Mutter jemals wiederzusehen.“

„Mutter! arme, unglückliche Mutter!“ rief Konstanze schmerz- und wehmuthsvoll, und faltete krampfhaft die Hände über ihre Brust.

„Sie werden sich trösten, liebes Kind,“ fuhr der Baron mit größerer Wärme als vorher fort, indem seine Blicke mit offenbarem Behagen über die Gestalt Konstanzens schweiften. „Nicht meine Tochter werde ich Sie in Zukunft nennen, wohl aber meine liebe, meine theure Konstanze! Was werden Sie dazu sagen?“ — Der Baron näherte sich dreist dem bebenden Mädchen.

Konstanze floh vor ihm zurück.

„Ihre Unwürdigkeit entsetzt mich!“ rief sie aus. „Wenn mein bebendes Herz sich beruhigt haben wird, dann werde ich Ihnen sagen, obgleich ich mich in Ihrer Gewalt befinde, wie sehr ich Sie verachte.“

„Sie lassen mir also bis dahin Zeit zu einer Vertheidigung,“ erwiderte der Baron mit lenksamer Stimme. „Vor Allen, mißverstehen Sie mich, als auch die Gräfin nicht. Hören Sie die Wahrheit. Ich handelte, als ich Sie aus dem Kloster hierhergeführt, im Auftrage Ihrer werthen Tante. Sie werden von Ihrer Mutter verfolgt und warum? Damit Sie gleichfalls in das Elend Ihrer Mutter hinabgezogen werden. Ihre Mutter war ungebeten zur Testamentseröffnung der alten Baronin nach Breslau gekommen, und da sie hier vernahm, daß sie enterbt und verstoßen war, wurde sie darüber verrückt. Sie verlangte obenein nach ihren Kindern, welche man, abgesehen von ihrem unzurechnungsfähigen Zustande, ihr aus besonderen Gründen, die Sie später hören werden, verweigern mußte. Man hat Ihre Mutter in eine öffentliche Anstalt untergebracht, die sie wahrscheinlich je wieder verlassen darf, wenn sie noch am Leben ist. Sie stehen daher allein, Konstanze, Ihr Bruder Raimund ist vor längerer Zeit auf der Flucht aus seiner Pensionsanstalt ertrunken; stoßen Sie daher den Freund, welcher sich Ihnen gutwillig naht, nicht zurück. Ich verspreche Ihnen eine glänzende Laufbahn, sobald Sie mir nicht trotzen, sondern folgen wollen, sonst könnte, zu spät, die Reue Sie treffen . . .“

„Nichts Schlimmeres kann mich treffen,“ fiel ihm Konstanze mit Abscheu in die Rede, „als der Zwang, Sie anhören zu müssen! O, könnte ich zu meiner Mutter!“

„Das sind Redensarten, welche Ihren Klostersitten ganz angemessen sind,“ fuhr der Baron gleichmüthig fort. „Sie tragen überdieß, wie ich sehe, noch immer die gräuliche Klosterrobe, die Ihre Reize in eine wahre Nacht hüllt. Das müssen Sie ändern, und ich habe dafür gesorgt, daß Sie es können. Blicken Sie nur um sich, denn während Sie schliefen, habe ich die beste Garderobe für Sie herbeischaffen lassen. Konstanze, geben Sie mir nur das geringste Zeichen Ihrer Aufmerksamkeit und treffen Sie unter diesen Sachen eine geeignete Wahl. Sie werden unwiderstehlich sein, kleine Närrin, und sogar anbetungswürdig, sobald Sie den Eigensinn ablegen.“

Das Ansinnen des Barons, seine gänzliche Fühllosigkeit ließen Konstanze verstummen. Ihr Auge flammte, ihre weißen Hände ballten sich vor Zorn. Sie blickte um sich und gewahrte im Hintergrunde des Gemachs mehrere kostbare Stoffe und Geschmeide auf einem Tische ausgebreitet. Mit festen Schritte ging sie jetzt darauf zu. Sie ergriff eine der goldenen Ketten und zertrat sie unter ihren Füßen; dann zerriß sie mit zitternden Händen die Stoffe und schleuderte Alles auf den Boden.

„So wie ich diese Dinge vernichte,“ rief sie leidenschaftlich aus, „möchte ich Sie selbst vernichten! O! Ihr Anblick ist mir unerträglich! Verlassen Sie diesen Ort, ich flehe Sie darum an!“

Konstanze floh in die Nähe des Fensters, sie sank in die Knie, heiße Thränen stürzten aus ihren Augen: Sie schluchzte laut.

Der Baron verfolgte sie schweigend mit den Augen. Ein unheimlicher Ausdruck beseelte sein augenblicklich tief erbleichtes Gesicht. „Dieses junge hülflose Geschöpf wird nicht zu übereden sein,“ sagte er flüsternd, „aber ich werde sie zwingen; und wenn sie sich auch nicht zwingen läßt, dann ist sie verloren.“

„Sie übertreiben, Konstanze“; fuhr er dann laut gegen diese fort, und keine Spur des verhaltenen Aergers über das Mißlingen seines Angriffs war an ihm bemerkbar. „Behalten Sie meinetwegen Ihren Talar und predigen Sie immerfort Buße, oder was Sie wollen. Ich schweige und sehe hiernach sehr wohl, daß Sie viel zu hartnäckig sind, um sich den Wünschen der Gräfin zu bequemen, in deren Auftrag ich eigentlich hergekommen bin. Nur so viel merken Sie sich, daß ich kraft des Testaments Ihrer Großmutter Vormundschaftsrechte über Ihre Person, als auch über das Ihnen zugefallene Erbschaftsvermögen besitze, und daß Sie sich meinen Bestimmungen unterwerfen werden, sobald ich es

ernstlich damit meine. Denken Sie einstweilen darüber nach, ich hoffe, Sie in einer bessern Stimmung wiederzusehen."

Der Baron ging aus der Thüre, welche er fest hinter sich verschloß.

Konstanze erhob sich. Der Gedanke, daß ihre Mutter lebe, daß diese nach ihr verlange, daß sie vielleicht doch noch mit ihr vereinigt werden könne, hielt sie von dem eben noch gehegten verzweifelten Entschlusse ab, durch einen Sprung aus dem Fenster sich der Verfolgung des Barons zu entziehen. Konnte sie den Worten des Barons trauen, hatte er dießmal die Wahrheit gesagt? Die Mutter sollte in Breslau sein, enterbt, verstoßen, wahnsinnig! Raimund, der Bruder, todt!

Konstanze schlich gebeugt nach ihrem Lager. Das Glück, in diesem Schlosse ihre Mutter zu finden, war zur schnödesten Lüge geworden. Sie sagte sich, daß Dasjenige, was ihr der Baron nun in Aussicht stellte, wohl die Wahrheit sein möchte, da er ihr das Unglück verkündete. Bald besänftigte ein sanfter Schlummer die Verzagende.

Der Baron hatte bei seiner Ankunft das Schloß in einem förmlichen Belagerungszustande vorgefunden. In der Umgegend hatten sich starke Insurgentenschaaren zusammengezogen. Das Schloß selbst befand sich gewissermaßen im Vertheidigungszustande, und die Gräfin Hedwig schien die Oberherrschaft zu führen. Waren die angesehensten Edelleute nicht selten der polnischen Streitmacht mit ihrer ganzen Dienerschaft beigetreten, so hatte die Gräfin dagegen für die Freiheitssache ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt. Die Höfe, die Keller, selbst ein Theil der entlegensten Wohnungsräume des Schlosses war mit Proviant, Munition und Kriegsvorräthen aller Art versehen. Das Schloß selbst diente zum Versammlungspunkt der Insurgentenhäupter.

16.

Braut und Bräutigam.

Auf Schloß Lysa kamen die Generale der Insurgenten zusammen, um die Pläne zu entwerfen und von hier aus die Bewegungen der Aufständischen regelmäßig zu leiten. Mehrere Polenanführer hatten im ersten Flügel des Schlosses Quartier genommen und wurden hier täglich in der aufmerksamsten Weise von der Gräfin bewirthet; so glich in diesem Zustande das weitläufige Gebäude einem Ordonnanzhause und einem Arsenal. Die Gräfin deckte die Unkosten dieses kriegerischen Aufwandes bis zu außerordentlichen Summen. Sie glaubte einen sichern Grundstein damit zu dem neuen Reiche zu legen, und in der Hoffnung, sich bald selbst eine Rolle darin spielen zu sehen, achtete oder dachte sie nicht einmal an ein Mißglücken des Aufstandes, welches ihren gänzlichen Ruin zur Folge haben mußte.

Der Baron übersah sehr bald, was in der Zeit seiner Abwesenheit und im Fluge dieser stürmischen Periode vorgegangen war. Er fühlte wohl, daß er es bei der Nähe der Gräfin wie auch selbst als Pole, inmitten der Elite des Aufstandes, nicht wagen dürfe, seine wahren, dieser Politik verhaßten Gesinnungen an den Tag zu legen. Er sah die Gräfin mit vollen, opferwilligen Händen ihr Gut für eine verzweifelte Sache auf's Spiel setzen, die er seiner Ueberzeugung nach schon für verloren hielt und bei welcher ihm selbst endlich nichts übrig bleiben würde, als der Verlust aller Aussichten, durch die er sich wieder aus seinen elenden Verhältnissen aufzurichten wünschte.

Die Gräfin hatte ihn mit Begeisterung, mit offenen Armen empfangen. Sie lebte so ganz in der stürmischen Bewegung, in dem feurigen Aufschwunge der Edlen ihres Volkes, daß sie nicht anders glauben konnte, als daß sie in dem Baron ihren Ergebenen einen neuen Verbündeten zuzuführen hätte. Die trügerische Maske, welche der Baron anzunehmen verstand, täuschte sie dießmal, und die Gräfin beschloß, den Baron auf eine würdige Weise in den Kreis der im Schlosse versammelten Häupter aufnehmen zu lassen. Der Baron zeigte sich zu ihrer größten Freude in allen Stücken willfährig und zollte ihr sogleich dieselben Huldigungen, welche ihr von sämmtlichen Anführern geschenkt wurden, so daß sich die Gräfin bereits zu jenem Range erhoben fühlte, welcher das Ziel ihrer Wünsche war, das aber in Wahrheit noch sehr fern lag.

In dem Saale des Erdgeschosses, in welchem die Gräfin regelmäßig an allen Berathungen Theil nahm, fand die Aufnahme des Barons in den Stab der Insurgentenarmee bald nach seiner Ankunft statt. In der Mitte dieses Saales stand eine lange, mit Papieren bedeckte Tafel, und um dieselbe befanden sie viele uniformirte Personen verschiedenen Ranges. Die Fenster des Saales waren in der Regel ganz geschlossen; zwei Kronleuchter verbreiteten ein strahlendes Licht. Ueber der Thür und an den Wänden hingen kreuzweise die polnischen Fahnen, außerdem waren die Wände mit Waffen und Büsten dekorirt. Eine Büste Kosciuszkos, mit Lorbeer bekränzt, stand auf einem hohen Piedestal in der Mitte der Seitenwand; neben derselben waren zwei große Armleuchter mit flammenden Kerzen aufgestellt. Das festliche Ansehen dieses Saales ließ sehr bald in den Anordnungen die Hand der für die Freiheitssache schwärmenden Gräfin erkennen.

Vorbereitet auf das Kommen des Barons, sah sich dieser von allen Versammelten brüderlich mit einem feurigen Lebehoch empfangen. Er nahm die Huldigungen in seiner gewohnten Weise auf und ohne Schwierigkeit legte der Baron, in ihre Mitte geführt, den Eid der Treue ab, für Polens Sache zu fechten. Ihm wurde der Oberbefehl im Schlosse übertragen, er erhielt den Degen, alsdann gingen die Versammelten zu ihren Berathungen über, deren besonderer Gegenstand den bevorstehenden allgemeinen Kampf mit den Preußen betraf. Die Gräfin sagte für die neuen Zurüstungen, welche dieser Kampf erforderlich machte, wieder mit namhaften Summen gut. Ein schallender Jubel, ein nicht enden wollendes Hoch! wurde ihr für diese edle Handlung von den Anwesenden dargebracht; der Baron allein warf ihr einen sprühenden, höhnischen Blick zu, der jedoch in der triumphirenden Aufregung Aller verloren ging. Zum Schlusse der Berathungen erhielt der Baron eine vollständige Uebersicht aller militärischen Einrichtungen der Insurgenten, die Angabe ihrer sämmtlichen Streitkräfte und die Beschlüsse zukünftiger Operation, welche zur Ausführung kommen sollten, sobald ein entscheidender Schlag geschehen sein würde.

Ein glänzendes Souper, von der Gräfin in einem andern Saale veranstaltet, beendigte die heutige Zusammenkunft. Einige der Gäste kehrten noch in der Nacht nach dem Lager zurück; diejenigen, welche im Schlosse Quartier hatten, begaben sich dorthin. Auch die Gräfin entfernte sich nach ihren Zimmern.

Hier angekommen, ließ sich die Gräfin entkleiden, und kaum hatte sie ihr Negligé angelegt, um sich zur Ruhe zu begeben, als ein Kammermädchen den Baron anmeldete.

„Der Baron?" fragte die Gräfin, weniger über das Unpassende der Stunde verwundert, da in ihrer gegenwärtigen Stellung nicht selten mitten in der Nacht Ordonnanzen ergingen, als darüber, was er nach so kurzer Trennung zu sagen habe. „Was ist denn Dringendes vorgefallen," sagte sie und ordnete ihr Nachtkleid, „wir gingen eben erst von einander." Sie beorderte die Kammerfrau: „Der Baron mag die Gefälligkeit haben und erscheinen, wenn die Angelegenheit keinen Aufschub erleidet."

Noch ehe sie ausgesprochen, erschien der Baron ungerufen im Zimmer.

„Nein," sagte er lächelnd und leise, sich der Gräfin nähernd, „entfernen Sie Ihre Dienerin, denn da meine Sache eine Herzensangelegenheit ist, erleidet sie wirklich keinen Aufschub."

Die Gräfin entfernte durch einen Wink ihre Bedienung; ihr Blick heftete jedoch noch immer mit Befremden auf dem Baron.

„Mein Lieber," sagte sie, „das habe ich heute von Ihnen am wenigsten erwartet. Die Geschäfte nahmen mich sehr in Anspruch."

„Hedwig," entgegnete der Baron mit der Keckheit, die er Frauen gegenüber in der Regel behauptet, „ich sehnte mich ganz besonders danach, Sie unter vier Augen zu sprechen. Sie kommen mir jetzt ganz verwandelt vor, ich wünschte diesen Augenblick zu benutzen, um Sie einmal wieder in Ihrer wahren Gestalt zu sehen. Ich denke die Künstlerin, denn ich will nicht sagen die Schauspielerin, hat die Rolle, welche sie heute spielte, glänzend zum größten Beifall aus-

geführt; sie hat sich in ihre Garderobe zurückgezogen, und die Maske ist endlich gefallen."

„Sie sprechen wahrlich in Räthseln, Baron! Wenn Sie gekommen sind, um Scherz zu treiben, so haben Sie die Zeit dießmal übel gewählt."

„Nicht doch," antwortete der Baron, „der Scherz ist meiner Meinung nach aus, und ich komme eben hierher, um den Ernst zu suchen. Begreifen Sie mich nicht? Aus Ihrem reizenden Schlosse ist eine Kaserne geworden, Sie haben die Keller mit Pulver und Blei vollgepfropft, unsere Säle starren von Waffen, Fahnen und Soldatenröcken. Sie selbst die leibhaftige Jungfrau von Orleans! Mein Gott, ich muß Ihnen sagen, Gräfin, Ihr altes Regime gefiel mir besser."

Die Gräfin betrachtete den Sprecher mit immer wachsendem Erstaunen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Weihnachtstraum.

Christkindchen geht von Haus zu Haus
Und spürt der Kleinen Herzen aus,
Um ihre Wünsche ihren Willen
Aus seinem Gabenhorn zu stillen.
Auch bei den Großen kehrt es ein;
Bei diesen aber fragt es fein,
Was sie von seinen Gaben
Am allerliebsten haben.

So kam es auch in diesem Jahr
Zu Lina mit dem Rabenhaar
Und mit den dunklen Feueraugen,
Die Flammen zünden wo sie tauchen
Und sprach zu ihr: nun Lina nenn'
Auch Deine liebsten Wünsche, denn
Ich will sie Dir gewähren
Und morgen es bescheeren.

Da wurde Lina feuerroth
Und kam in eine große Noth.
Doch endlich hub sie an mit Beben:
Christkindchen, ach Du kannst nicht geben
Was ich verlange; s'ist kein Spiel
Und für Dein Zauber viel zu viel,
Mir fehlt, nur sag's nicht weiter,
Ein Männchen zum Begleiter.

Nun, sprach Christkindchen liebevoll,
Nun, Lina weine nicht, es soll
Die schönste Gabe meiner Gaben
Dir morgen Aug und Herze laben,
Ich gebe Dir darauf mein Wort. —
Und damit ging es wieder fort.
Da zog in Lina's Herzen
Die Freud' mit tausend Kerzen.

Und still beglückt ging sie zu Bett',
Als wenn sie schon ihr Männchen hätt'.
Christkindchen hatt' es ja versprochen
Und wann hat das sein Wort gebrochen?
So dachte Lina auch und schlief;
Bis es auf einmal Lina rief
Und als sie d'rauf erwachte,
Er ihr entgegenlachte.

In eine Kirche ward sie jetzt
Wie durch ein Zauberwort versetzt,
In einem weißen duft'gen Kleide
Und der Geliebte ihr zur Seite,
Im feinen schwarzen Bräutigamsstaat;
Und hart vor ihnen im Ornat,
Ein Priester der so eben
Begann vom Ehenleben.

Wie glühte sie in holder Scham,
Als sie den Ring des Freundes nahm
Und welch ein süßes, süßes Beben,
Als man sich anfing zu erheben.

Still schwebte sie an seiner Seit
Nach Hause voller Seligkeit
Und mit verklärtem Blicke,
In nie empfund'nem Glücke.

Schon standen sie vor'm lieben Haus,
Schon trat entzückt Mama heraus
Sie zu begrüßen auf den Stufen,
Da mußt es wieder Lina rufen —
Erschrocken fährt sie in die Höh',
Sieht um sich, seufzet: „Ach und Weh!
Noch immer bin ich ledig,
Gott, sei mir endlich gnädig."

Kusel. C. F.

Mein erstes und letztes Trauerspiel.

Ich war Sekundaner, siebzehn Jahre alt, und zum ersten Male verliebt. Die Symptome einer solchen ersten Liebe sind bekannt: man kauft die ersten Glace-Handschuh, macht Verse, neigt sich stark zur Melancholie und beschäftigt sich vorherrschend mit Seufzen. Später tritt man in das Stadium der Tragödienwuth und bearbeitet irgend einen griechischen oder römischen Heroen der Vorzeit als Trauerspiel. Ich hatte mir den Kaiser Nero zum Opfer ausersehen, jenen Wütherich, dessen Vorliebe für Mord und Brand hinlänglich bekannt und gewürdigt ist. Armer Nero, was Du auch verbrochen haben magst, diese Strafe hattest Du gewiß nicht verdient! Ich las mein Trauerspiel der Dame meines Herzens vor, sie fand es vortrefflich. Das genügte aber meinem Ehrgeize nicht, denn Liebe ist blind und ich wollte ein unpartheiisches Entzücken. Ich bat einen meiner besten Freunde meinen „Nero" anzuhören, aber leider hatte er früher selbst Trauerspiele geschrieben und kannte das. Er wich mir aus. Aehnlich ging es mir bei einem zweiten, einem dritten, einem vierten — ich sah ein, daß nur List allein mich zum Ziele führen könnte. Ich lud meine Kameraden zu einem bescheidenen Souper bei mir ein, bewirthete sie mit Wurst und Bier und als Alles in der heitersten Stimmung war, rückte ich ihnen mit meinem „Nero" hinterrücks auf den Hals. Jetzt war ein Entkommen unmöglich — ich las und las, sie tranken und tranken und Alles ging vortrefflich. Aber nur während des ersten Aktes, denn im zweiten war die Gesellschaft bereits so „angesäuselt," daß ich nur mit Mühe das Feld behaupten konnte, und im dritten schnarchten sie alle unter dem Tische!

Ich war der Verzweiflung nahe, mein „Nero" lag mir wie ein Stein auf dem Herzen — ich wurde Hypochonder.

Da nahm mich eines Tages mein Freund, derselbe, der früher selbst Trauerspiele geschrieben, bei Seite:

„Du hast doch Deinen Nero noch?"

„„O gewiß"" — rief ich, und ein freudiger Hoffnungsschimmer durchstrahlte meine Seele. — „„soll ich Dir ihn vielleicht"" —

„Nein, nein, das nicht, aber ich habe Jemanden gefunden, der sich ihn vorlesen lassen will, es ist ein alter Professor, der sich für aufkeimende Talente interessirt."

„„Wer ist der Mann und wo wohnt er?""

„Das kann Dir gleich sein, er wird Morgen Abend zu Dir kommen" —

„„Morgen ist ja Königs-Geburtstag und die ganze Stadt des Feuerwerkes wegen auf den Beinen"" —

„Desto schmeichelhafter für Dich, Du siehst, was er Dir opfert. Noch Eins, der Professor ist kein Freund von vielen Worten, geh' also sobald als möglich auf die Sache selbst ein" —

„„Gewiß"" —

Ich drückte meinem Freunde zärtlich die Hand und erwartete mit fieberhafter Ungeduld den nächsten Abend. Mit dem Schlage sieben trat ein alter, würdiger Herr bei mir ein. „Nero" lag bereits auf dem Tische, und dem Winke meines Freundes folgend, begann ich, nachdem wir uns kurz begrüßt, mit der Lektüre. Der alte Herr hörte mit einer fast ängstlichen Aufmerksamkeit zu, ich las mit einem Feuer, als ob ich ein ganzes Auditorium von Professoren zu erwärmen

hätte. Jetzt waren wir beim letzten Akte angelangt und vom Schloßhofe her erdröhnte ein Kanonenschlag als Signal des beginnenden Feuerwerks.

„Prosit“ — sagte der alte Herr. Ich sah ihn erstaunt an und las weiter. Es fiel ein zweiter Schuß.

„Prosit“ — repetirte der Alte. — Noch wußte ich nicht, was dies zu bedeuten hätte, als der dritte Schuß fiel.

„Prosit — Sie haben wohl den Schnupfen, junger Mann!“

Jetzt fiel mir's wie Schuppen von den Augen — der alte Herr, der einzige Mensch, der mein Trauerspiel bis zum fünften Akte ausgehalten hatte, war — stocktaub.

Zehn Minuten später lag „Nero“ im Feuer. So endete mein erstes und letztes Trauerspiel.

Verschiedenes.

Mainz, 21. Dezbr. Ein Dienstmädchen ist gestern Abend hier erstochen worden: der Mörder stieß seinem Opfer ein Schiffmannsmesser in die Brust; sie war auf der Stelle todt. Eifersucht war das Motiv der That. Der Mörder hat sich durch das Kinn geschossen und liegt, gefährlich verwundet im Spital. Er ist ein Schlossergeselle und bei der Taunusbahn in Kastel beschäftigt. Das Mädchen ist erst 17 Jahre alt; sie selbst wie der Mörder sind beide aus Worms.

Rotterdam, 21. Dez. Seit vorgestern haben wir sehr hohes Wasser, mit Springfluth. In der ganzen Weinstraße fährt man mit Kähnen und Nachen. Die ganze Stadt bis zur Hochstraße gleicht einem Meer und haben wir seit 1825 keine derartige Springfluth gehabt.

Straßburg, 20. Dez. Gestern Abend wurden die drei Raubmörder Gigack, Wolck und Ruff, welche die Nichte des Generals Reibell und deren Magd zu Benfelden erdrosselten, zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung wird zu Benfelden vollzogen werden.

Einer der Modeschneider von Paris, der kürzlich gestorben, hat nach notarieller Erhebung ein Vermögen von 5,803,450 Fr. hinterlassen; das Vermögen wurde mit 6 Fr. begonnen, wofür der spätere Millionär 1812 den Stoff zu einer Weste kaufte, die er für 13 Fr. 50 Cent. verkaufte.

Der 77jährige Greis, welcher in Bordeaux seine 73jährige Ehehälfte aus Eifersucht todtgeschlagen hat, ist dort am 12. d. zu 12 Jahren Gefängniß verurtheilt worden.

Lissabon, 12. Dez. Auf der Ostbahn ist ein furchtbares Unglück vorgekommen. Eine Brücke brach ein, als ein Zug, auf dem sich 200 Personen befanden, über sie fuhr, und an 100 Personen sollen das Leben verloren haben.

Das einfachste und beste Mittel gegen Hühneraugen sollen Schuhe von Ziegenleder sein. Der Schmerz läßt sofort nach, wenn man dergleichen Schuhe anzieht. (Das sind ja aber Handschuhe!)

Neue Zähne im 96. Lebensjahre. Aus Leitomischl wird geschrieben, daß kürzlich die Schwiegermutter des dortigen Bürgers und Fleischhauers S., welche sich im 96. Lebensjahre befindet und bereits alle Zähne verloren hatte, wieder wie ein Kind auf's Neue zu zahnen anfing, in Folge dessen bei ihr auch wirklich viel neue Zähne, und namentlich Spitzzähne hervorgetreten sind, ein Fall, der zu den seltensten gehören dürfte. Wenn ein Rückschluß auf die Oekonomie der Natur erlaubt ist, und diese Frau ihre neuen Zähne zu dem Zweck erhalten hat, sie hienieden noch aufzubrauchen, so hat sie die beste Anwartschaft auf ein Methusalem-Alter.

Juristische Aphorismen.

Das Tête-à-tête zweier Liebenden ist eine mündliche Verhandlung, bei der gewöhnlich die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird.

• • •

Der öffentliche Ankläger heißt Staatsanwalt, des Angeklagten Vertheidiger Rechtsanwalt. Also auf Seiten des Klägers ist der Staat, auf Seiten des Angeklagten das Recht — das trifft in vielen Fällen zu!

• • •

Mancher Kläger merkt erst, wie theuer ihm sein Advokat ist, nachdem dieser seinen Prozeß — verhandelt hat.

• • •

Die ganze Welt ist ein einz'ger großer Gerichtshof, denn alle Welt — klagt jetzt.

• • •

Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, hat zwar eine Wageschale in der einen Hand, es wird aber selten Gewicht darauf gelegt.

Raritäten-Kästlein.

Fremder. Aber in Ihrer Annonce stand ja: Consultationen gratis?

Arzt. Ganz recht. Für die Consultation fordere ich Ihnen auch nichts ab, sondern nur für die — Antwort.

• • •

Lehrer zum Schüler: „Jetzt bist Du eine Stunde Esel“ —

Schüler: „Eine Stunde bloß? wer bei Ihnen in die Schule geht, bleibt zeitlebens Esel.“

• • •

Assessor Weise. „Merkwürdig, Herr Doctor, wie wohl Sie jetzt seit vierzehn Tagen ausseh'n“ —

Dr. Kluge. „Bad Ems bekommt mir auch sehr gut.“

Assessor Weise. „Waren Sie denn dort?“

Dr. Kluge. „Nein, aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung hingeschickt.“

• • •

„Sie müssen sich mehr auf die Grammatik legen, junger Mensch!“ sagte ein Lehrer zu einem nicht gar fleißigen Studenten, „sonst kommen Sie nirgends hin.“ — Tags darauf fand man den Studenten in einem Wäldchen auf der Erde liegen, ein Buch unter dem Kopfe. Der gute Mensch hatte dem Rathe seines Lehrers, sich mehr auf die Grammatik zu legen, pünktlich Folge geleistet.

• • •

Eines Tages sprach man in Gegenwart Kaiser Karls V. von einem Offiziere, der sich rühmte, sich in seinem Leben nicht gefürchtet zu haben. „So hat er denn nie das Licht mit den Fingern geputzt,“ versetzte der Kaiser, „sonst würde er gefürchtet haben, sich dieselben zu verbrennen.“

Lesefrüchten aus deutschen Schriftstellern.

Keine Kunst läßt sich erlernen wie ein System; sondern sie muß durch Naturanschauung und Uebung selbst im Innern entwickelt, ein Selbsterzeugniß und inneres Leben des Menschen werden.

• • •

In manches Hirn kommt erst Geist und bestimmter Zusammenhang, wenn es in Spiritus aufbewahrt wird.

• • •

Wahrheit will nicht aus dem unbeständigen Glücke irgend eines Zeitalters, sondern aus dem ewigen und beständigen Lichte der Natur und Wahrheit geschöpft sein.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 24. Dez. Der Centner: Weizen 5 fl. 42 kr. Korn 4 fl. 29 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 50 kr. vierreihige, 3 fl. 10 kr. Spelz 3 fl. 44 kr. Hafer 2 fl. 48 kr. Wicken 2 fl. 41 kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 15 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 24. Dezbr. Der Centner Weizen 5 fl. 56 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelzkern 5 fl. 57 kr. Spelz 3 fl. 45 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 2 fl. 52 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen 3 fl. 20 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 47. Sonntag, den 30. November 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war dunkler geworden, er hatte glücklich die Festungswerke hinter sich und befand sich in einer engen, ihm noch unbekannten Straße. Er überlegte, welche Richtung er einzuschlagen habe, als der Hufschlag mehrerer Reiter durch die angränzenden Straßen erschallte. Er vermuthete, daß ein Corps Gendarmen ihn verfolge, und mit beflügelten Schritten eilte er die Straße hinauf. Da schlug eine kreischende Stimme an sein Ohr; sie kam von einer auf dem Pflaster liegenden Frau, welche augenscheinlich im Rausche hier niederfiel, bevor sie noch die Thür zu ihrer Wohnung finden konnte. Philibert, der den Galopp seiner Verfolger immer näher kommen hörte, beugte sich in fieberhafter Aufregung zu dem Frauenzimmer hinab und fragte, wo sie ihren Hausschlüssel habe. Jedoch die Betrunkene, in deren Gesicht Philibert das der alten Hehlerin Wesley erkannte, hörte und verstand seine Frage nicht. Sie war mit einem Mantel und Hut bekleidet. Philibert griff hastig nach diesen beiden Kleidungsstücken, nahm sie der Berauschten ab, dann noch immer voll Geistesgegenwart, entschloß er sich sogleich, diese Sachen anzulegen, um seine Verfolger zu täuschen.

Die Kühnheit ist niemals verdächtig. Er setzte den Hut auf, hing den Mantel um, und zog ihn halb in das Gesicht, ahmte den taumelnden Gang einer Betrunkenen nach und ging mitten auf dem Damme seinen Verfolgern entgegen.

Bald begegnete er den Reitern, fünf Gendarmen, die zur Verfolgung der Entflohenen die Stadt galoppirend durchstreiften. „Heda! Platz da!“ schallte ihm der Ruf von dem Anführer der Truppe entgegen. Anstatt jedoch auszuweichen, machte Philibert das Manöver eines Menschen, der vor Betrunkenheit niederfällt, so zwar, daß das Pferd des Gendarmen vor ihm aufsetzte und über ihn wegsprang. „Weiter!“ rief der Anführer; „laßt die Betrunkenen ruhig liegen.“ Die Reiter entfernten sich, und als Philibert den Hufschlag in weiterer Entfernung hörte, erhob er sich unbeschädigt und eilte in die nächste Gasse.

Der Stadttheil, in welchem er sich befand, war ihm jetzt bekannt, jedoch lag er ganz auf der entgegengesetzten Seite der Wohnung seiner Tante, die er zu erreichen gewünscht.

Da ihm ein nochmaliges Begegnen mit der Gendarmerie in der Stadt zu gefährlich schien, wollte er wiederholt versuchen, in der Dunkelheit über die Festungswerke zu entkommen, um so mehr, da er sich der von Wesley bezeichneten Gegend genähert hatte, wo die Entsprungenen die Pferde zu ihrer Flucht vorfinden sollten. Die Bedrängniß, in welcher er schwebte, und die ihm keine Zeit zum Ueberlegen gewährte, trieb ihn daher von Neuem auf die Festungswerke.

Vor dem Festungsgraben angelangt, fand er, daß derselbe an dieser Stelle trocken lag, denn hier betrafen die vorgenommenen Festungsarbeiten nur die Ausbesserungen der Wälle. Dennoch hatte der Graben einen sumpfigen Grund, der ihm nicht gestattete, ihn zu durchschreiten. Er suchte umher und fand ein paar schmale Bretter, die während des Baues zum Uebergange von einem Walle zum andern dienten. Er kam darauf glücklich nach dem gegenüberliegenden Wall, über dessen Anhöhe sich das Glacis unter einer Lauballee um die Stadt erstreckte. Schon am Fuße des Walles verließen ihn jetzt die Kräfte, er vermochte nicht mehr die Höhe zu erreichen. Erhitzt von den Anstrengungen seines Laufens, hatte die veränderte feuchte Luft des Sumpfes lähmend auf seine Glieder gewirkt. Indem er sich nun seines falschen Bartes, seiner lockigen Perrücke und des Frauenhutes, der ihm so wichtige Dienste leistete, entledigte und die Gegenstände spurlos in das Sumpfwasser eingedrückt hatte, mußte er sich endlich erschöpft dem Schicksale überlassen, denn er konnte den Aufenthalt unter den Weidenbüschen nicht lange für sicher halten, da er annehmen mußte, daß vor Tage die Festungswerke durchsucht werden würden. So blieb er hülflos auf dem Rasen liegen und hüllte sich bebend vor Frost fester in den Mantel, den er der alten Hehlerin während der nächtlichen Verfolgung abgenommen hatte.

Der Morgen brach herein und beschien die Blätter der Büsche mit rosigen Farben. Immer höher stieg die Sonne empor, und schon bemerkte Philibert einige Patrouillen die Festungswerke durchstreifen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung raffte er sich auf; die heftig geäußerte Willenskraft schien seinen Körper neu belebt zu haben. Er stieg den Wall hinauf und erreichte das Plateau. Schon blickte er forschend in den Laubwald des Glacis hinüber, als er zur Seite das Gespräch von Frauen vernahm, unter deren Stimmen er eine wohlbekannte zu hören glaubte. Vorsichtig näherte er sich den Personen und erblickte in der einen eine schon hoch betagte, aber ihm fremde Frau, in der andern Gabriele Valentin, welche auf einer kleinen Anhöhe saß und öfter Blicke voll Wehmuth in die Ferne richtete.

Wir wissen bereits, daß Gabriele durch ihre Schwiegermutter das Schicksal ihres Sohnes Raimund vernommen hatte. Die Stelle, an welcher sie sich gegenwärtig auf dem Glacis befand, war dieselbe, auf welcher die Wittwe Valentin mit dem umherirrenden Raimund zuerst zusammenkam. Gabriele hatte ihrer Sehnsucht nicht widerstehen können, an diesem Platze zu warten, um sich lebhafter Raimunds zu erinnern, und ihre Blicke mit den heißesten Wünschen nach ihren Kindern auszusenden. So war sie am heutigen Morgen in Begleitung der Matrone hierhergekommen, und beide Frauen hatten sich von Raimund und jener schon gedachten Scene, die hier mit ihm stattfand, unterhalten.

Plötzlich hatte Gabriele ihren Namen aussprechen gehört; sie wandte sich dem Schalle der Stimme nach, und viel mehr war es der Klang dieser Stimme, als der unverhoffte Ruf, welcher sie erbeben ließ; denn sie erkannte in ihr sogleich die Stimme ihres vermißten Freundes wieder, und schon hielt sie sich für überzeugt, ihn zu sehen, bevor er noch erschienen war.

„Herr v. Herzford, ja, Sie sind es!“ rief sie aus, als Philibert herantrat. Bald jedoch erschrack sie vor ihm; denn sein Aussehen war vernachlässigt, bleich und verstört. Er machte schnell eine bedeutsame Bewegung, welche ihr sagte, daß sein Erscheinen mit den seltsamsten Umständen verbunden wäre. Gabrielens Blicke und auch die der geängstigten Matrone ruhten forschend auf Philibert. Gabriele begriff sogleich, daß es sich hier um ein gefahrvolles Ereigniß handle, und daß hier weniger eine Frage nach den Ursachen, als die nach der erwünschten Hülfe angebracht wäre.

„Ich bitte, machen Sie kein Aufsehen, schweigen Sie,“

sagte Philibert, aber leisten Sie mir, wenn es möglich ist, schnell Beistand. Ich werde unschuldig verfolgt, ich bedarf einer nahen sichern Zuflucht zum Schutze meiner Person. Ich darf die Stadt nicht betreten!"

Gabrielens Blick richtete sich unruhig fragend der Matrone zu, welche für den Vorfall noch keine Erklärung fand. „Mutter!" rief Gabriele, „Du siehst in meinen Beschützer, meinen Freund, den Herrn v. Herzford vor uns stehen. Ein Unglück hat ihn betroffen, wo können wir in der Nähe ein Unterkommen für ihn finden?"

„Wo, wo!" fragte verwirrt die Matrone in dem ängstlichen Gefühle eines Menschen, dem es schwer wird, schnell die Kräfte seines Verstandes zu gebrauchen. „Wo! Ja, weiß ich es? Nur einen kurzen Augenblick meine Tochter; ich habe mich schon besonnen. Wenn der Herr die Pappelallee hinabgehen will, dann stößt er gleich hinter dem ersten Feldwege auf die Wohnung des Miethpachters, eines nahen Verwandten von mir. Den darf der Herr nur im Namen der Mutter Valentin um Dasjenige bitten, was er wünscht, man wird ihm nichts abschlagen. Meine alten Füße sind leider zu schwach, um mitzugehen, wenn es Eile hat, darum mag der Herr verzeihen . . ."

„Ich gehe schon, den Dank schulde ich Ihnen noch!" rief Philibert, indem er nach der bezeichneten Richtung aufbrach.

„Nicht ohne mich!" fügte Gabriele hinzu, und war schnell an Philiberts Seite. „Ihnen droht Gefahr, ich werde Sie nicht verlassen!"

Die Matrone blieb auf dem Glacis zurück. Sie sah ihre Tochter und Philibert durch die Pappelallee forteilen, bis Beide in der Entfernung hinter den hohen Gebüschen verschwanden.

Die Fortgeeilten hatten glücklich das Pachterhaus erreicht, und Philibert, nachdem er seinen Namen nannte, fand daselbst unter dem Vorwande, daß er heute Morgen unvorsichtigerweise beim Pflanzensuchen in den Festungsgraben gestürzt sei und bei seinem Unwohlsein abzuwarten wünsche, bis er von seiner Tante abgeholt werde, eine freundliche Aufnahme.

Gabriele übernahm es, der Tante Philiberts mit der nöthigen Vorsicht die Botschaft zu überbringen, denn Philibert hatte sie, während Beide nach dem Pachterhause eilten, von seinem Abenteuer unterrichtet.

Ungefähr nach einer Stunde wurde er in einem Wagen abgeholt. Joseph, der inzwischen ebenfalls nach Sch . . . gekommen war und die Equipage führte, überbrachte ihm frische Kleidungsstücke, welche er schnell anlegte. Dann gelangte Philibert unangefochten im Wagen nach der Wohnung seiner Tante in die Stadt, woselbst noch die ernstesten Nachforschungen nach ihm angestellt wurden.

Da Philibert nach diesen Vorfällen körperlich litt, war es ihm noch nicht gestattet, weder Gabriele, von welcher er einen Brief mit ihrer Adresse bei seiner Tante vorfand, noch den Vater zu besuchen. Das überstandene Abenteuer hatte die Frucht für ihn getragen, die Personen und den Aufenthalt Derjenigen zu ermitteln, welche in dem verübten Verbrechen gegen seinen Vater die Hauptrolle spielten. Er sah sich wieder mit Gabriele und Joseph vereinigt. Er wollte in dem Kloster der Stadt Erkundigungen über Konstanze einziehen, und dann mit allen Betheiligten zu Rathe gehen, welche Mittel zu einem sichern und schnellen Erfolge zu ergreifen wären.

Als er sich wieder im vollen Besitz seiner Gesundheit fühlte, suchte er Gabriele bei ihrer Schwiegermutter auf. Hier vernahm er von ihr, welcher feindlichen Behandlung sie im elterlichen Hause ausgesetzt worden; daß ihr die Schwester die Zurückgabe der Zwillinge entschieden verweigert und ihren Aufenthalt verschwiegen habe; wogegen sie von der Schwiegermutter über Raimund Aufschluß erhielt, welchen Gabriele Philibert in derselben Weise mittheilte, wie wir ihn aus dem Munde der Matrone hörten.

Philibert folgte dieser Erzählung mit wachsender Spannung und Furcht. Konnte hier länger ein Zweifel vorliegen, daß Raimund nicht derselbe junge Mann sei, dessen geschickte Federführung im Dienste des Barons von dem Falschmünzer so verdächtig bezeichnet und gerühmt wurde? Raimund hatte gleichfalls im Dienste des Barons gestanden und war wie jener Bezeichnete entflohen.

Gabriele reichte Philibert den Abschiedsbrief, den Raimund an seine Großmutter geschrieben hatte. Er ergriff das Papier mit zitternder Hand. Den Brief lesend, schlug er die Kehrseite desselben auf, welche mit einer Quittung beschrieben war, in deren Schriftzügen Philibert sogleich die Handschrift seines Vaters erkannte. Wie kam diese Quittung auf dieses Papier? War sie ein Original, war sie eine jener künstlichen Kopien, deren Raimund's Hand so fähig sein sollte? Hatte er diesen Bogen Papier einmal benutzt, um zum Zwecke einer Fälschung eine Probe, eine Uebung zu machen, und hatte er zufällig dasselbe Papier zu dem Briefe an seine Großmutter gebraucht, ohne dieß in der Eilfertigkeit seiner heimlichen Entfernung von dem Boron zu bemerken oder zu beachten?

Philibert zauderte, diese Vermuthung für wahr zu halten; die Angaben des Falschmünzers stimmten jedoch so genau mit Raimund's Verhältnissen überein, daß er die Wahrheit davon annehmen mußte, so sehr sich sein Gefühl auch dagegen sträubte, in dem Sohne Gabrielens, in dem Bruder Konstanzens einen von ihm verfolgten Verbrecher zu sehen.

Philibert vermochte es nicht, die unglückliche Mutter in dieses neue schmerzliche Geheimniß sogleich einzuweihen. Er selbst betrachtete auch bald das Verhängnißvolle dieses Umstandes aus einem andern Gesichtspunkte. Denn Raimund mußte ja von aller Schuld freigesprochen werden, da aus seinem Briefe hervorging, daß ihn der Baron nur zwangsweise zu dergleichen Arbeiten anhielt, bis sich Raimund seiner Nähe durch die Flucht entzog. Und dann galt es noch die Frage, ob Raimund, dem es nunmehr anheimgestellt war, den Bürgermeister zu befreien, ihm die Ehre und das Ansehen wiederzugeben, überhaupt gewußt hatte, zu welchem Betruge er durch Verführung seine Hand lieh.

Ungeachtet dieser tröstlichen Einwendungen, mit welchem sich Philibert zu beruhigen suchte, schwieg er darüber und beglückte Gabriele vielmehr durch die Entdeckung, daß er wisse, Raimund lebe auf einem deutschen Gute in Posen bei dem Städtchen R . . ., woselbst er sich durch eine aufopfernde That verdient gemacht habe. Dann übernahm er es, nachdem er seine Muthmaßungen über Konstanzens Schicksal gegen Gabriele ausgesprochen hatte, die nöthigen Erkundigungen in dem Kloster der Stadt einzuziehen.

Er begab sich dorthin.

Die Nachfrage bei der Vorsteherin des Klosters über die Novize Konstanze Valentin endigten mit der Erklärung, daß Konstanze durch den Baron v. Osinsky nach dem Schlosse Lysa in Posen abgeholt worden war, indem die weiteren Auseinandersetzungen der ehrwürdigen Mutter Philibert das hierbei verübte Intriguenspiel der Frau v. Karkow vollständig aufdeckten.

So ermuthigt wie er sich durch das Zusammentreffen vieler nützlichen Umstände gefühlt hatte, ließen diese Nachrichten den tiefsten Eindruck auf ihn zurück. Konstanze befand sich also in den Händen des Barons, eines Mannes, der von seinen Leidenschaften ruinirt, sich den gefährlichsten Menschen gleich gestellt hatte; der Ehrenräuber seines Vaters, der Räuber Konstanzens, des Mädchens, welches das Glück seiner Wünsche und Träume ausmachte. Ein Mann wie Philibert, der zu jedem Opfer fähig war, konnte nur treu und leidenschaftlich lieben. Ist die Liebe nicht das Eigene, das Selbst, das wir im Andern suchen und besitzen wollen, und diesen Besitz bestritten sehen, ist dieß nicht eine Herausforderung der höchsten menschlichen Selbstsucht? Werden alsdann nicht alle Kräfte rege werden, um mit der Waffe des Hasses den Gegner zu verfolgen?"

Philibert fühlte in der Stunde, in welcher er sein Ideal in den Händen eines Räubers wußte, welche feste Wurzel die Liebe zu Konstanze in seiner Brust geschlagen hatte. Jetzt befand sich Konstanze in der Gewalt eines Elenden, und was sollte mit dem hülflosen, unglücklichen Mädchen begonnen werden, was konnte schon in der Zeit mit ihr geschehen sein, seitdem sie das Kloster verließ! Konnte hier der Arm des Gerichtes den Verbrecher schneller erreichen, oder die

von der Liebe oder vom Hasse beflügelte Selbsthülfe? Philibert legte sich besonnen jede Frage vor, er beantwortete sich nur die letzte mit einem Ja. Welche unter den Pflichten, die er gegen den gefangenen Vater, gegen die Freundin, gegen die Geliebte zu erfüllen hatte, sollte ihm am nächsten stehen? Er bekämpfte die Stimme, welche sich in ihm wieder für die letzte entschied: er stellte sie alle gleich, aber unverzüglich und rüstig wollte er an die Erfüllung gehen. Sowohl Konstanze als Raimund befanden sich in dem Großherzogthum Posen; die Stadt R...., in deren Nähe sich Raimund aufhalten sollte, lag auf halbem Wege, das Gut Lysa nördlich an der Warthe.

Noch einmal besuchte Philibert den Vater, um ihn von Allem Kenntniß zu geben. In gleicher Weise machte er dem Justizrathe des Vaters die nöthigen Notizen und denunzirte den Gefängnißschließer Wesley.

Nach wenigen Tagen trat er mit Gabriele und von Joseph begleitet die Reise nach dem Großherzogthum an, um die Kinder Gabrielens und mit ihnen die Feinde seines Vaters zu erreichen, welche sich um die Zwillinge gesammelt hatten.

14.
Der Aufstand.

Die Schilderhebung der Polen im Großherzogthume Posen, deren Beginn wir schon in den vorherigen Kapiteln in die Erzählung eingeführt haben, nahm in kurzer Frist unter den Führern Mieroslawki und Dombrowski einen so raschen und entschiedenen Verlauf, daß schon zu dem gegenwärtigen Zeitpunkte das Land in allen Theilen insurgirt war. Die Volksbewaffnung bestand aus einer wohlgebildeten Streitmacht, aus polnischen gut berittenen Ulanen, in deren Reihen sich viele Edelleute als Kämpfer befanden. Die Jäger waren mit sehr guten Büchsen bewaffnet; der Kern derselben wurde aus der Dienerschaft des insurgirten Adels gebildet. Die Geistlichkeit hatte an allen Orten durch Aufrufe, Reden und Predigten gewirkt und fanatisirte Schaaren und Sensenmännern, durch glänzende Versprechungen an die Fahnen gefesselt, strömten dem Kampfe zu. Zur Bildung der polnischen Führer hatte man sofort ein Militär-Erziehungsinstitut begründet, um den neuen Freiheitskampf mit Thatkraft und Nachdruck zu verfolgen.

Mehrere preußische Regimenter des fünften Armeekorps waren gegen die Schaaren der Aufständischen in's Feld gerückt und unweit Schroda konzentrirt worden, nachdem eine Konvention mit den Polen abgeschlossen wurde, welche allen Feindseligkeiten Einhalt that. Die Verletzung dieser Konvention von Seiten der Aufständischen führte jedoch eine Menge blutiger und hartnäckiger Einzelgefechte herbei, nach welchen endlich der offene Kampf ausbrach.

Unweit des Städtchens R...., als des nächsten Zielpunktes ihrer Reise, bewegte sich der Wagen, in welchem sich Philibert und Gabriele befanden. Sie hatten bereits die Umgegend der Stadt durchstrichen, um nach dem bezeichneten Aufenthaltsorte Raimunds zu suchen, wobei sie auch wirklich das von dem Falschmünzer bezeichnete deutsche Gut antrafen. Dasselbe wurde jedoch vor wenigen Tagen von den Insurgenten geplündert und fast gänzlich vernichtet. Die Bewohner waren flüchtig geworden, und so büßte Gabriele auf's Neue die Spur ihres Sohnes ein. Sie suchten daher nach ihren vergeblichen Nachstellungen das Städchen zu erreichen, wo sich Gabriele entmuthigt über den Fehlschlag eine kurze Rast gönnen wollte.

Schon in der Entfernung der Stadt stießen die Reisenden auf starke Zuzüge bewaffneter Korps und Sensenmänner, und die Polenhaufen zeigten sich mehr und verstärkt, je näher sie der Stadt kamen, um welche sich die Insurgenten zusammen zu ziehen schienen.

Die Reisenden sahen sich mehrere Male von den Führern der Aufständischen angehalten und durchsucht. Auf die Anfragen, woher sie kämen und wohin sie wollten, nannte Philibert als Ziel ihrer Reise das Schloß Lysa an der Warthe, eine Auskunft, welche überall den günstigsten Eindruck auf die Insurgenten hervorbrachte, indem man in den Reisenden Verbündete der dem Aufstande zugethanen Gräfin von Czacki vermuthete.

Ohne erhebliche Anfechtungen setzten sie daher ihren Weg fort. Und obgleich sie genug gesehen hatten, um voraussetzen zu können, daß die Zuzüge der Aufständischen einen Ueberfall der Stadt bedeuteten, weigerte sich Gabriele dennoch umzukehren, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Für sie, welche nur in der Sehnsucht und Liebe zu ihren Kindern lebte, nach welchem es sie so mächtig vorwärts trieb, gab es nur den einen Schrecken, sie zu verlieren. Ein anderes Unglück achtete und befürchtete Gabriele in der Unruhe ihres Herzens nicht; vielmehr fühlte sie sich von einem unerklärlichen Antriebe angefeuert, die Stadt zu erreichen.

Sie langten endlich in dem ohne Ringmauern offen stehenden Orte an und begaben sich nach einem Gasthause. Hier nahm Gabriele Besitz von einem Zimmer, um sich der Ruhe zu überlassen, welche ihr zum dringendsten Bedürfniß geworden war. Philibert verabschiedete sich inzwischen von ihr und verließ mit Joseph das Gasthaus, da er sich über die politischen Vorfälle und die Unruhe, welche unter den Bewohnern der Stadt herrschte, aufzuklären wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wir machen auf die am 6. Dezember Morgens zwischen 6 und 8 Uhr stattfindende Mondsfinsterniß aufmerksam, deren ersten Theil, d. h. den Eintritt des Vollmonds in den Erdschatten, wir nur beobachten können, da beim Austritt des Mondes der letztere für uns schon untergegangen ist.

Aus Germersheim, 23. Nov., wird dem „Volksboten“ geschrieben: Gestern Vormittag wurde hier von dem Hrn. Hauptmann Essenwein in der Nähe des Brückenkopfes ein Seeadler beim Herabstoßen auf Wildenten geschossen. Es ist ein Prachtexemplar; die Spannweite der Flügel beträgt 7½ Fuß.

Würzburg. Vergangene Woche forderte ein Infanterie-Soldat, angeblich der Bediente eines Offiziers, in einem Kleidermagazine Kleider für den Sohn seines Herrn, welche er erhielt, als unpassend wieder zurückbrachte und mit anderen vertauschte. Der Soldat erschien nunmehr nicht wieder. Als man Erkundigungen einzog, stellte sich der Betrug heraus. Einen Theil der Kleider fand man im hiesigen Pfandhause, den Betrüger selbst aber nicht, trotzdem alle Soldaten des durch die Uniform bezeichneten Regiments dem Damnifikaten in der Kaserne waren vorgestellt worden. Man hat demnach das Recht, den Mißbrauch der Uniform anzunehmen.

Bezüglich des schon erwähnten, in der Nacht vom 19. auf den 20. d. M. in Egmating stattgefundenen Haberfeldtreibens erfährt man, daß sich die Wirthsleute, ein Metzger und sogar der Herr Cooperator einer besonderen Theilnahme der Rächer im Verborgenen oder, besser gesagt, des Verborgenen zu erfreuen hatten.

In Stadtamhof ist die Probenummer eines mit dem 1. Januar in's Leben tretenden neuen Tagblattes: „Neues bayerisches Volksblatt“ (Redakteur Herr Schmidbauer) erschienen. Darin wird „aus dem Nachlasse des Erziehers eines deutschen Fürstensohnes“ ein Auszug aus einem Schreiben mitgetheilt, welches der Vater jenes Prinzen, „der berufen war, seinerzeit in die Regierung einzutreten,“ an den Erzieher gerichtet hat. Der Auszug lautet: „Teutsch soll mein Sohn werden, vorzüglich teutsch, nie zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Britten, sind wir Teutsch, und mehr noch Ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten“ .... „Was mein Sohn verspricht, das halte er, der aber zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zuverlässigkeit ist eines jeden Menschen, eines Fürsten vorzüglich seyende Haupteigenschaft. Zutrauen macht stärker als Heere, aber es muß verdient werden..... Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen Frankreich (Teutschlands Erbfeind) und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein Teutscher Frankreichs Freund sein! so lange wenigstens es Elsaß noch

von Teutschland abgerissen unterworfen behält, — von Teutschland, zu dem es gehörte und durch Sprache und Lage immer gehören soll..... Mensch im höheren Sinn des Wortes muß mein Sohn werden, Mensch und Christ (der veredelte, zur Vollkommenheit strebende Mensch ist der Christ), er achte die Menschen und liebe die Menschen..... Gegen Selbstsucht, die Pest unserer Zeit, ist sehr bei ihm zu arbeiten".... „Das Gedächtniß, was für einen Fürsten so wichtig ist, muß geübt, muß geschärft werden. Dahin streben Sie, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durchlebe, wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe ist das Heiligste.... Auf Wahrheit werde unerbittlich strenge gehalten."

In Uhland's Nachlaß hat sich eine beträchtliche Anzahl Gedichte vorgefunden. Sie sind, wie der übrige literarische Nachlaß, in der Hand seines intimen Freundes, des Lyrikers Carl Mayer.

Stuttgart, 27. Nov. Dieser Tage ereignete sich in einer hiesigen Familie ein trauriger Fall, welcher als Mahnung zur Vorsicht wohl veröffentlicht werden dürfte. Nachdem die Kinder Abends 7 Uhr zu Bett gebracht waren, beging ein Dienstbote die Unvorsichtigkeit, einen steinernen, ca. 5 Schoppen haltenden, mit Wasser gefüllten Krug, gut verpfropft, in's äußere Bratrohr des Ofens zu stellen, in Folge dessen bald der Ofen mit donnerähnlichem Gekrach zusammenstürzte und große Verheerungen im Zimmer anrichtete. Dank der Vorsehung, daß die beiden Kinder nicht als Leichen unter den Trümmern hervorgezogen werden mußten, sondern mit mehr oder weniger bedeutenden Verletzungen davonkamen. Die Explosion war so stark, daß die Scherben sogar durch's Fenster in's anstoßende Zimmer flogen.

Als am 6. Nov. ein Dienstknecht in der Nähe von Hohenleuben auf seinem mit zwei Ochsen bespannten Wagen heimfuhr, bemerkte er, daß ein großer Bussard oder Schwarzgeier in immer engeren Kreisen das Gespann umkreiste. Plötzlich warf sich der Vogel auf den Rücken des einen Ochsen und griff tief mit seinen Fänger ein. Da ein kräftiger Peitschenhieb ihn zu Boden warf, wendete er sich wüthend gegen den Knecht, der sich seiner mit dem Peitschenstock nur mit Mühe erwehren kann. Der hinzukommende Bürgermeister des nahen Ortes Langenwetzendorf zertrat endlich dem Vogel den Kopf. Das Thier maß 2¼ Elle von einer Flügelspitze zur andern. Ein so ungleicher Kampf ohne äußere Veranlassung ist vielleicht ohne Beispiel.

Berlin, 23. Nov. Schon wieder haben zwei Offiziere der Garde, darunter einer dem Eliteregiment der Armee angehörend, ihre Zahlungen eingestellt. Der eine hat es bis zu einer Schuldenlast von 50,000 Thlrn., der letztere gar bis zu 100,000 Thlr. gebracht. Dieser bietet im Akkorde circa 30 Prozent. Wenn die beiden Herren angeklagt werden sollten, so haben sie bereits ihren Gläubigern angedroht, sich auf den Einwand der väterlichen Gewalt zu stützen, der bekanntlich durchgreifend ist. Natürlich hat keiner der Herren es beim Schuldenmachen gesagt, daß er noch unter väterlicher Gewalt stände.

London, 26. Nov. In London sind heute zwei große Baumwollspinnereien geschlossen und dadurch über 600 Arbeiter und Arbeiterinnen brodlos geworden. Es verlautet, daß mehrere andere Baumwollfabriken in London ebenfalls zumachen werden.

Im englischen Publikum greift die Ansicht um sich, daß häufiges Fahren auf Eisenbahnen der Gesundheit nachtheilig sei. In Folge davon ist die Zahl der Inhaber von Saisonfahrbilletten (season-tickets) in England und Wales, welche im Jahr 1859 32,222 betrug, auf 30,500 gesunken. Ueber diese Frage erschien in der ärztlichen Zeitschrift: „The Lancet" eine Reihe Aufsätze, welche jetzt unter dem Titel: „Der Einfluß des Eisenbahn-Reisens auf den öffentlichen Gesundheitszustand" gesammelt sind. (London, bei Hardwyl.) Die Schrift sucht die Angst des Publikums zu beschwichtigen, räumt jedoch ein, daß zu dem anstrengenden Dienst der Locomotivführer, Heizer und Conducteurs nur ganz kräftige Menschen geeignet sind, und daß ihre Lebenskraft, auch abgesehen von besondern Unglücksfällen, eine rasche Abnützung erfährt. Passagiere sind, zumeist durch schlechte Wagenfenster, oder unvorsichtiges Oeffnen derselben, der Gefahr der Erkältung ausgesetzt. Außerdem haben nervenschwache Personen sich vor langen Fahrten zu hüten.

Lesefrüchten aus deutschen Schriftstellern.

Das viele Trinken auf die Gesundheit ist ein Ertrinken derselben.

* * *

Wie große Glocken nachtönen, so zittern große Krankheiten lange nach.

* * *

Vom Herzen wird viel geredet, aber nicht von ihm als dem Organe, welches gleich einem Lebensrade ohne Rast und ohne Aufforderung arbeitet.

* * *

Süße Worte im Leben thun, was der Honig in Dicksäften und Latwergen: sie verbinden schwer mischbare Dinge mit einander.

* * *

Der Tod, von dessen Lustigkeit nicht viel zu rühmen, treibt oft Ironie, indem er Andere entführt, als worauf gerechnet wird.

* * *

Herumziehende Uebel, wie Rheumatismus und Gicht, sind gleich Vagabunden, auf Wasser und Brod zu setzen.

Raritäten-Kästlein.

„Herr Doctor, wo stecken Sie denn? Ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen."

„Ich war einige Wochen auf dem Lande."

„Ach, richtig! ich hab's ja in der Zeitung gelesen."

„In der Zeitung? Wirklich?"

„Ja es stand darin, daß in diesem Monat vierzig Personen weniger gestorben sind, als in dem vorigen."

* * *

„Herr Seltsam, sprach ein kleiner Knabe zu einem ziemlich aufgeblasenen Manne, wollen Sie mir wohl erlauben, einmal auf Ihrem Pferde zu reiten?"

„Auf meinem Pferde? Habe ich denn ein Pferd?"

„Nun, Papa sagte doch zur Mama, daß Sie sich immer auf's hohe Pferd setzen."

* * *

In einer Konditorei verlangte ein Landmann ein Glas Wasser und mußte dafür zwei Groschen bezahlen. „Da möcht' ich schon wissen, was bei Ihnen ein Wolkenbruch kostet!" rief er verwundert aus.

* * *

Der Teufel. In einer von Professor Vilmar herausgegebenen theologischen Zeitschrift sind über den Teufel, der sich der speziellen Bekanntschaft des Herrn Vilmar rühmen kann, allerlei interessante Betrachtungen angestellt. Den fleischlichen Teufel im Menschen erkennt man z. B. daran, wenn dieser Glasscherben, Schuhnägel u. s. w. haufenweis von sich gibt, den geistigen Teufel hat Jemand in sich, der mehrere Sprachen spricht u. s. w.

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 27. Nov. Der Centner: Weizen 6 fl. 1 kr. Korn 4 fl. 30 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 30 kr. vierreihige, 3 fl. 41 kr. Spelz 3 fl. 40 kr. Hafer 2 fl. 52 kr. Wicken 2 fl. 46 kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 52 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 16 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 26. Nov. Der Centner Weizen 5 fl. 57 kr. Korn 4 fl. 30 kr. Spelzkern 5 fl. 55 kr. Spelz 3 fl. 56 kr. Gerste 3 fl. 12 kr. Hafer 2 fl. 50 kr. Mischfrucht 4 fl. 35 kr. Erbsen 3 fl. 57 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Gotthold in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe
Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer."

№ 48. Sonntag, den 7. Dezember. 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

In der Stadt gaben sich jene peinlichen und beängstigenden Zeichen kund, die in der Regel die Vorboten einer nahenden allgemein befürchteten Gefahr sind. Die Stimmung der Bewohner zeigte sich geheimnißvoll und besorgt, die Läden waren geschlossen, der Verkehr schien ganz abgebrochen. Die Gruppen von Personen, welche sich auf dem Markte und in den Straßen blicken ließen, zerstreuten sich in der Furcht, sich zu verrathen oder zu verdächtigen, in kurzer Zeit wieder, denn die Gerüchte, daß sich starke Polenhaufen, wie auch ein Bataillon preußischer Infanterie in der Umgegend der Stadt befänden, theilte schnell die Meinungen, indem Einige die Ansicht knud gaben, daß das preußische Militär gekommen wäre, um die Stadt vor einem Ueberfalle der polnischen Insurgenten zu schützen, Andere, daß die Polen nur in die Nähe gerückt wären, um die Einnahme der Stadt durch die Preußen zu verhindern.

So waren die Bewohner, welche schon seit einer Woche von den schrecklichsten Gerüchten beunruhigt wurden, am heutigen Tage, wo sich alle sagten, daß die drohende Gefahr vor der Thür stände, zur höchsten Besorgniß getrieben. Man zweifelte nicht länger an einem blutigen Zusammenstoß der Preußen und der Aufständischen, wie auch daran nicht, daß die Stadt der hierfür bestimmte Kampfplatz sein würde. Der Abend rückte heran, Straße und Markt wurden leerer, die Häuser zeitig geschlossen. So stand die Stadt schon gänzlich öde, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Welche Schrecken sollten sich unter dem Deckmantel der Nacht erheben? Furcht und Bangen, aber auch der Mord lauerte hinter den verschlossenen Thüren dieser wie die Gräber düsteren Gebäude.

Da wurden die Trommeln geschlagen. Eine Kompagnie preußischer Soldaten näherte sich der Stadt und zog in dieselbe ein. Der Trommelwirbel, unter welchem das Militär dem Markte zuschritt, hallte wieder in den verödeten Straßen. Die Fenster der Häuser klirrten, langsam öffneten sich die Thüren, verschiedene Personen zeigten sich wieder und folgten dem Marsche der Truppen, oder kamen ihnen von verschiedenen Seiten erwartungsvoll entgegen.

Auch Philibert nnd Joseph gingen dem Marktplatze zu, auf welchem die Soldaten Halt machten.

Hier versammelte sich allmälig eine größere Menschenmenge, welche sich jedoch von den Truppen unter einem Gemisch von Scheu und Spannung entfernt hielt. Die Oede, welche noch vor Kurzem in den Straßen herrschte und dieses jetzt so verwirrte Zusammendrängen zahlreicher Personen trug dazu bei, unter dem Militär Mißtrauen zu erwecken, denn außer den gaffenden Zuschauern, welche die Truppen umringten, schien man zu zögern, denselben einen gebührenden Empfang zu erweisen. Die Soldaten blieben marschfertig unter dem Gewehre stehen.

Endlich erschienen einige Magistratspersonen auf dem Platze. Die Deputation begab sich unter dem voranschreitenden Bürgermeister zum Hauptmann der Kompagnie, welcher ihr entgegenkam.

Der Bürgermeister ergriff das Wort, indem er mit großer Zuvorkommenheit dem Hauptmann die Hand drückte und seinen Dank über das Einrücken der Truppen aussprach.

„Kraft meines Amtes," sagte er nicht ohne pomphafte Betonung, „im Namen der guten Stadt N... und ihrer Einwohner sage ich Ihnen, Herr Hauptmann, unsern schuldigsten Dank und Willkommen für die Hülfsleistung, welcher Sie sich in diesem Augenblicke durch das Erscheinen Ihrer Truppen zu unterziehen bemüht sind, indem unsere gute brave Stadt befürchtete, als ein Opfer der Revolution zu fallen; Glücklicherweise haben sich unsere Befürchtungen als übereilt erwiesen. Es herrscht in unserer Stadt die vollkommenste Ruhe und wenn in der That noch zu dieser Stunde einige der Aufständischen in der Umgegend der Stadt, wie leider jetzt überall im ganzen Lande, die Sicherheit bedrohen sollten, so dürfte von diesen Wenigen kein ernster Ueberfall zu befürchten sein, so daß wir länger zu gewichtigen Maßregeln zu schreiten hätten. Wir hoffen, daß bei dem patriotischen Sinne unserer Bürger die unverbrüchlichste Ruhe und Ordnung in der Stadt bewahrt bleiben werde. Herr Hauptmann, die Stadt bietet Ihnen hiermit durch das Wort aus meinem Munde den herzlichsten Willkommen zu Ihrem gegenwärtigen Einzuge und so ist auch ein jeder Bürger durch die That bereit, das Möglichste an Quartieren, Erquickungen und Verpflegungen für Ihre ermüdeten Leute beizutragen. Verzeihen Sie, daß unsere Anordnungen zu Ihrem Empfange äußerlich als vernachlässigt erscheinen. Unsere gute Stadt hatte nicht geglaubt, die Truppen noch zu so später Stunde eintreffen zu sehen. Dennoch ist, wie schon gesagt, für Quartiere in jeder Weise bestens gesorgt, und dürfen Sie, Herr Hauptmann, den Befehl ertheilen, die nöthigen Billets in Empfang zu nehmen."

Die eingezogene Kompagnie, welche auf eine vorangegangene Botschaft aus der Stadt N... zum Schutze derselben vor den umlagernden Insurgenten von einem preußischen Bataillone abgeschickt wurde, das ungefähr vier Meilen von der Stadt entfernt stand, gehörte zu einem Regiment, welches in der letzten Zeit durch einen beschwerlichen Felddienst, durch anhaltende Märsche und Gefechte angegriffen war, und daher langte die Kompagnie in der That schon sehr ermüdet in der Stadt an. Die abgegebene Erklärung des Bürgermeisters, daß die Truppen nicht sofort zu einem neuen Kampfe zu schreiten hätten, war für den Hauptmann keine unerfreuliche Nachricht, und daher minderte sich wohl augenblicklich sein Mißtrauen gegen den Widerspruch des erst heute Morgen angerufenen und gegen Abend schon wieder abgelehnten militärischen Schutzes für die Stadt. Der Hauptmann verfehlte auch nicht, seine Verwunderung darüber gegen den Bürgermeister laut werden zu lassen mit dem Bemerken, ob auch wohl die Behörde in dieser kurzen Zwischenfrist im Stande gewesen sein könne, eine volle Ueberzeugung von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu gewinnen? Der Bürgermeister antwortete ihm jedoch in der vorherigen zuvorkommende Weise, daß man in einer Zeit lebe, wo die geängstigten Gemüther, wohl verzeihlicher Weise, die Gefahren aus der Ferne schwärzer sähen, als sie in der Nähe erschienen.

Diese Versicherungen des Bürgermeisters, welcher während der Unterredung eine unerschrockene und überlegene Haltung zeigte, waren endlich wohl geeignet, den Anführer

der Kompagnie zu beruhigen. Er beschloß in der Stadt das Nachtlager zu nehmen, um am kommenden Tage die Umgegend rekognosziren zu lassen.

Die städtische Deputation zog sich zurück. Quartierbillets wurden ausgetheilt und noch einmal unterbrach in der späten Abendstunde durch die Vertheilung der Soldaten, welche von den Bürgern nach den Quartieren geführt wurden, ein buntes, reges Leben die unheimliche Stille. Eine Wache wurde etablirt und der Hauptmann selbst begab sich mit einem Offizier nach einem am Markte gelegenen Gasthofe. Die Soldaten wurden mit den Offizieren theils einzeln, oder zu zwei und drei bei den Bürgern einquartirt.

Die Stadt besaß größtentheils polnische Einwohner.

Philibert hatte diesem Vorgange auf dem Markte dicht am Orte mit beigewohnt, auf welchem die Deputation mit dem Hauptmann zusammengekommen war.

Die zweideutige Stimmung der Einwohner, die Worte und die Erscheinung des Bürgermeisters hatten ihn sogleich mit Verdacht erfüllt. Kaum vernahm er die Ansprache des Bürgermeisters, als er mit Joseph, welcher neben ihm stand, befremdende Blicke wechselte. Er konnte nichts anders als die Ueberzeugung hegen, daß die Stadt von einem Ueberfalle der Polen bedroht sei, so sehr auch der Bürgermeister öffentlich und zwar mit der kaltblütigsten Gewissenhaftigkeit die Wahrscheinlichkeit der Gefahr bestritt. Seine Festigkeit bei diesen falschen Behauptungen setzte Philibert anfänglich in Verwirrung. Als er sah, daß der Beamte seinen Zweck erreicht hatte und die Soldaten in die Quartiere geschickt wurden, erschrack er über das leichte Vertrauen des Hauptmanns. So wenig Philibert eine Ahnung von dem Plane hatte, den möglicherweise die Behörde mit den Insurgenten zusammen auszuführen gedachte, wollte er sich dem Hauptmann nähern, um ihm anzuzeigen, wie er sehr wohl wisse, daß sich bedeutende Polenhaufen um die Stadt gesammelt hätten. Noch hielt ihn ein Zweifel zurück, daß der Hauptmann die Gefahr so wenig kennen sollte, und daß er auch für seine Entdeckung einen geeignetern Ort, als den öffentlichen Platz wählen müsse, als der Kommandeur schon aus seiner Nähe verschwunden war, um Befehle unter den Truppen zu geben.

Philibert kehrte zu Joseph zurück, der neugierig auf dem Markte den Verlauf der Begebenheit beobachtete.

„Joseph," sagte er mit leiser Stimme zu ihm, „hast Du gehört? War das kein Verrath? Sage mir, wer ist dieser Bürgermeister?"

„Wer es ist?" gab Joseph mit einem Lächeln zur Antwort. „Das kann ich Ihnen zufällig sagen. Auf den ersten Blick habe ich den alten Schuft wieder erkannt, obgleich er die wichtigste Miene von der Welt aufsetzte. Sie werden ihn gleichfalls kennen, sobald ich ihn nur beim Namen nenne. Dieser neugebackene Bürgermeister ist kein anderer als der Apotheker Wesley aus Sch . . ., ein Mensch, der von jeher Kopf und Kragen daran setzte, eine Hauptrolle zu spielen. Weiß Gott, seit wann und wie er zum Bürgermeister in dieser Stadt geworden ist. Gelungen ist es diesem infamen Kerl aber, wie man sehen kann."

„Der Apotheker Wesley!" rief Philibert bestürzt, „der Giftmischer! Freilich, man sagte mir ja in Sch . . ., daß er seine Apotheke verkauft habe und hierher übergesiedelt sei! Was ist da zu thun, Joseph, ich frage, was führt er hier im Schilde?"

„Richtig ist es nicht," erwiderte Joseph.

„Welcher Meinung bist Du; welchen Zweck kann es haben, die Vorsicht des Militärs, das sie in ihre Häuser gastfreundlich aufnehmen, einzuschläfern?"

„Wir sind erst seit wenigen Stunden in der Stadt," antwortete Joseph, „hier ist schwer zu rathen. Ich denke, daß, wenn die Insurgenten wirklich während der Nacht plündern, der Bürgermeister helfen will, um sich dann mit der Beute fortzumachen."

„Ich glaube nicht, daß er mit solchen Plänen umgehen würde," antwortete Philibert nachdenklich. „Ein ehrgeiziger Mensch, wie dieser Schurke, will nur herrschen und regieren, und alsdann wäre seine Rolle gar zu bald ausgespielt. Nein, er wird es auf einen kleinen Staatsstreich abgesehen haben, um seine Macht und sich selbst in der Gunst, die ihn auf den Bürgermeisterstuhl geholfen hat, besser zu befestigen."

Der Marktplatz hatte sich während des Gesprächs der Beiden von Truppen als auch von Bürgern gänzlich geleert. Der Abend war vorüber, die Finsterniß hatte begonnen.

„Joseph!" rief Philibert. „Komm, und begleite mich! Ich werde nicht Anstand nehmen, den Hauptmann aufzusuchen, denn ich kann es nicht über mich gewinnen, da theilnahmslos zu schweigen, wo der Ausbruch eines Unrechts droht."

Philibert von Joseph begleitet, ging über den Markt und verschwand in der Dunkelheit, um das Quartier des Hauptmanns aufzusuchen.

Der Besitzer des Gasthofes, in welchem Gabriele mit Philibert einkehrte, war ebenfalls ein Pole.

Gabriele war während ihrer Reise als auch seit der Ankunft in der Stadt R . . . ohne Eindruck von allen sie umschwebenden Unruhen und Wirren geblieben. Ihre körperliche und geistige Erschöpfung nöthigten sie zur Ruhe, und seitdem Philibert sie verließ, genoß sie eines ruhigen erquickenden Schlummers. Ein glücklicher Traum fesselte ihren Schlaf, sie erblickte, was in der Wirklichkeit der Mutter noch immer nicht vergönnt wurde, ihre Zwillinge bei sich. Sie träumte von der Vereinigung mit ihnen, sie hielt sie fest in ihren Armen, sie preßte sie selig an ihr Herz. Da galt ein Traum keine Vergangenheit, keine Zukunft, nur die glückbringende Gegenwart war ihr wie von ewiger Dauer vorgezaubert. So hatte Gabriele geschlafen und geträumt, und mehrere Stunden verstrichen darüber, Stunden, die ihrem Glücke in den Armen ihrer Kinder wie Minuten verflossen.

Auch die Unruhe, die seit dem Abend im Hause sich erhob, störte die Träumende noch immer nicht, so mit ganzer Macht hielt der Traum ihre Sinne umfangen. Erst eine Stunde vor Mitternacht sank der Schlummer allmälig von ihren Augen, dennoch blieb sie dem Eindruck des Traumes noch so stark hingegeben, daß sie auch noch im halbwachen Zustand die Kinder an ihrer Seite wähnte. Sie rief sie leise bei ihren Namen und beschäftigte sich unausgesetzt mit ihnen.

Das Gasthaus, worin sich Gabriele befand, war wie die meisten Häuser der Stadt, alterthümlich gebaut, von düsterm Aussehen und in seiner Bauart beengt und unregelmäßig. Das Gemach, in welchem sie schlummerte, bildete einen Alkoven, der im hintern Raume des ziemlich großen Zimmers nischenartig in die Wand eingebaut und abgeschnitten war, so daß er hinter einer Tapetenthür dem Auge völlig entgehen konnte.

Auch in dem Gasthause des Polen hatte ein Lieutenant, ein Freiwilliger und ein Tambour des eingerückten preußischen Militärs Quartier erhalten.

Das Geräusch einiger Stimmen, welches ganz in der Nähe des Schlafkabinets Gabrielens laut wurde, entriß sie ihrem halbwachen Zustande. Sie lauschte, sie glaubte noch immer die Stimme ihrer Kinder zu vernehmen, welche sich vor wenigen Augenblicken an ihrer Seite befanden. Es waren jedoch fremde, rauhe Stimmen und sonderbare Reden, die an ihr Ohr drangen. Kaum war sie zum Bewußtsein von Allem gelangt, was sie umgab, als Gabriele sich bestürzt halb von ihrem Lager erhob. Sie konnte sich die Anwesenheit fremder Personen, deren Unterhaltung in dem anstoßenden Zimmer deutlich zwei Männer verrieth, nicht erklären. Hatte sie das Zimmer vor ihrem Niederlegen nicht geschlossen, hatte man willkürlich oder in dem Glauben, das Zimmer sei unbewohnt, aus Versehen darin Aufenthalt genommen? Gabriele vermochte sich nicht zu entsinnen, was sie in der Zerstreuung gethan, bevor der Schlaf sie überfiel.

Sie neigte ihr Ohr gegen die Thür, um mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen. Da sie wohl reden hörte, aber die Worte nicht deutlich verstand, öffnete sie geräuschlos den Drücker der Kabinetsthür.

Der Schein von brennenden Lichtern fiel durch die Thürspalte. Sie sah in das Zimmer hinein und erblickte zwei Männer, welche vor dem Tische saßen. Sie rauchten aus kurzen Pfeifen und zwar so stark, daß sie von einer

blauen Wolke umkreißt wurden; der Tisch war mit Flaschen, Gläsern und Tellern bedeckt, woran Beide gesessen hatten.

Gabriele fuhr entsetzt über den Anblick zurück, denn das Aussehen der Männer war im hohen Grade abenteuerlich. Der Eine, ein großer, hagerer Mensch mit marquirten Gesichtszügen, trug einen Sammtrock mit dicken Schnüren besetzt und bis unter den Hals zugeknöpft; um den Leib hatte er einen Reitersäbel geschnallt. Auf dem Kopfe trug er einen spitzen, breitkrämpigen Hut mit einer rothen Feder, und in dem Leibgürtel steckte ein langes Dolchmesser. Der Andere war von gedrungener, kräftiger Gestalt. Sein Kopf war unbedeckt, der Rausch des genossenen Weines sprach aus seinem braunen aufgedunsenen Gesicht, sein dunkles Haar hing verstört über die niedrige Stirn. Er trug eine weite Jacke und anschließende Lederhose; in seinem Leibgürtel steckten zwei Pistolen. Zwei mit einer langen Spitze beschlagene Lanzen, die an der Wand lehnten, machte die Bewaffnung der beiden Männer vollständig.

Beide Personen sind uns schon aus dem Kronenkeller in Sch … bekannt. Es waren die Falschmünzer, der sogenannte Doktor Bernhard und der Taschenspieler Benjamin. Ihre Bewaffnung gab kund, daß sie den polnischen Insurgenten angehörten.

„Habt Ihr von Wesley unter unserm Korps nichts erfahren?" hörte Gabriele den Fälscher Benjamin seinen Gefährten fragen.

„Wenn Ihr den Schließer meint," erwiderte Bernhard, „der mich und meinen jüdischen Genossen aus dem Inquisitoriat entschlüpfen ließ, so kann ich Euch sagen, daß er zwar in Verdacht kam, jedoch wie gewöhnlich den ehrlichen Kerl so meisterhaft spielte, daß er seinen Posten noch behauptet. Wenn Ihr, Benjamin, durch seine Vermittelung nicht hinter den Wällen mit Pferden auf uns gewartet hättet, so würde mir meine glückliche Flucht über den Festungsgraben mit Hülfe eines Kahnes, auf den ich stieß, nichts geholfen haben. So viel ist gewiß, in Sch … blüht für uns der Weizen nicht mehr, es war das Beste, daß wir unter die Aufständischen gegangen sind. Ich möchte nur wissen, wo der Jude, der mit mir floh, ein Ende nahm.

„Ich fragte nicht nach ihm und auch nicht nach dem Schließer," gab Benjamin zur Antwort. „Den Kontroleur Wesley habe ich gemeint, einer Rechnung wegen, da ich noch mit ihm abzumachen habe."

„Der Jude, mit dem ich zusammensaß, sagte mir, er würde mit dem Baron auf einem Gute Lysa im Posen'schen sein."

„Ich kenne das Schloß, es liegt an der Warthe," antwortete Benjamin. „Da werden wir hoffentlich mit ihm zusammentreffen. Denn wenn die Affaire, die wir für heute Nacht vorhaben, gut abläuft, alsdann ist das ganze Insurgentenheer von nah und fern nach dem Norden kommandirt. Mieroslawski will an der Warthe den Preußen eine offene Schlacht liefern, das Schloß Lysa, welches Ihr genannt habt, ist auf den Fall reichlich verproviantirt."

„So sicher wie wir die Köpfe der preußischen Kompagnie schon zu haben glauben," erwiderte Bernhard, „ohne Lärm wird es nicht abgehen, und das Bataillon der Preußen steht kaum einige Meilen von der Stadt."

„Und hinter uns steht eine Nachhut von tausend Sensenmännern," fuhr der andere Fälscher fort, und stopfte frischen Tabak in seine Pfeife, goß ein Glas bis an den Rand voll Wein und schlürpfte es aus. „Meint Ihr nicht," fuhr er dann fort, „daß es bald Zeit sei? Sollten noch nicht Alle in die Quartiere gekommen sein? Wir gehörten freilich zu dem ersten Trupp, der in die Stadt schlich. Am Ende ist etwas vorgefallen!"

„Nichts davon," sagte Bernhard, „hört doch nur, es ist still wie im Grabe draußen. Die ganze Kompagnie wird in ihren Quartieren schon im Schlafe liegen und träumt sicherlich nichts davon, wie sich die Polen hineinschleichen in die offene Stadt, wie die mit ihnen einverstandenen Wirthe leise die Hausthüren öffnen, damit den armen Teufeln von Soldaten im Schlafe beim ersten Signal durch unsere Hände das Lebensfünkchen genommen werde. Der Bürgermeister hat ja wohl aus Freundschaft für die Polen den Mordplan erfunden?"

„So ist es," entgegnete der Andere, „und Keiner von der ganzen Kompagnie wird davon kommen. Hernach besetzen wir die Stadt. Also drei Leute, ein Lieutenant, ein blutjunger Soldat und ein Tambour sind hier im Hause einquartiert. Hat Euch der Wirth ihre Schlafzelle auch genau bezeichnet?"

„Ganz genau. Sie liegen eine Treppe höher. Wir werden als Zeichen vor ihrer Thür einen Stein liegen finden. Sie sind längst zu Bett gegangen und schliefen schon vor zwei Stunden."

„Wißt Ihr nicht, wie sie gelagert sind? Etwa einzeln?"

„Der Wirth sagte dieß. Zwei Betten stehen dicht neben einander, der Tambour liegt nicht weit davon allein."

„Ich übernehme also die Zwei," sagte Benjamin und griff nach den zwei Dolchen, welche auf dem Tische zwischen den Flaschen lagen und prüfte mit dem Finger ihre Spitzen und Schneiden. „Alsdann, wenn wir das Signal hören, gehe ich voran, in der Rechten einen Dolch, den andern halte ich zwischen den Zähnen. Ihr folgt dicht bei mir und geht zu den Einzelnen, und so machen wir uns Beide zum Stoße fertig. Wenn ich Zu! rufe, dann ist's Zeit. Wir stoßen zusammen und Zwei müssen danach geliefert sein. Ehe sie noch einen Laut geben, werde ich den Dritten eben so sicher getroffen haben. Werdet Ihr also auf dem Posten sein?"

„Ich werde!" antwortete Bernhard, „und in dem Augenblicke, daß wir die That ausführen, werde ich denken, hundert Kameraden zücken wie Du in derselben Minute den Stahl auf die elenden Schläfer, und dann werde ich rufen, es lebe die Freiheit!"

„Es lebe Polen!" rief der Andere, und Beide tranken sich aus vollen Gläsern zu.

„Ich denke, der Wirth wird nüchterner sein, als wir," sagte Bernhard, „habt Ihr noch nichts blasen hören?"

„Der Teufel auch, in Einem fort," rief Benjamin verstört, „aber ich glaube, das ist unser Signalhorn nicht, sondern der Wein, der mir im Kopf spukt. Mir saust es durch die Ohren wie eine Posaune zur Auferstehung."

Gabriele lag in dem Kabinet vor ihrem Lager auf den Knieen. Sie hatte den beschlossenen furchtbaren Mordplan der polnischen Insurgenten gehört, nach welchem mit Hülfe der Wirthe die bei den Bürgern einquartierten Soldaten im Schlafe niedergestoßen werden sollten. Sie rang die Hände, sie flehte zu Gott, ihr einen Ausweg zu zeigen, das gräßliche Vorhaben vereiteln zu können. Es war ihr, als habe sie leise und schrecklich das Mordsignal vernommen, ein wimmernder Ton, wie der Schall eines Hornes schien aus der Luft an ihr Ohr getragen zu werden. Sie sah die Stadt, sie sah die Mörder durch die Straßen und in die Häuser schleichen, sie hörte das Geächze der Gemordeten. Entsetzen ergriff sie. Die wüsten Stimmen der Gesellen im Nebenzimmer erfüllten sie mit Grausen. Sie wollte hinauseilen, die Schläfer wecken, Mord! Mord! durch die Straßen rufen. Sie bebte zurück vor dem ersten Schritte aus ihrer Kammer, der sie selbst in die Hände der Mörder liefern würde.

Nach wenigen Minuten, — vielleicht nur eine Sekunde noch, und es ist zu spät, die Schläfer zu rufen, — vergeblich, — sie erwachen nimmer wieder, — sie schwimmen in ihrem Blute! —

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Von Rosenheim wird dem Münchener „Volksboten" geschrieben: Am 30. November, ersten Adventsonntag, in der Nacht um 1 Uhr, wurden die Bewohner des Pfarrbezirks Pang aus tiefem Schlafe durch einen Lärm geweckt, welcher auf den ersten Augenblick erkennen ließ, daß die Haberfeldtreiber gekommen seien, um ihre Volsjustiz in der Pfarrgemeinde auszuüben. Das Concert begann mit häufigen Flintenschüssen, begleitet von dem Geklapper einer Getreidwindmühle, Kühglocken und großem Geschrei. Nach dieser Ouvertüre wurden vom „Haberfeldmeister" das Sün-

denregister in Knittelversen abgelesen. In drei Abtheilungen wurden den Sündern, meistens nicht wegen Ehrbarkeit, bekannten Burschen und Dirnen, ihr Vergehen unter lautem Zuruf vorgezählt. Die Hauptanklage und der Hauptzweck des Haberfeldtreibens galt jedoch ein Paar übermüthigen und geldstolzen Männern, über die Ruggerichte wegen notorischen Ehebruchs gehalten wurde. Nach Verlesung des Sündenregisters brachten die Haberfeldtreiber, welche 50 bis 60 Köpfe stark sein mochten, dem Bezirksamtmann von Rosenheim, dem Pfarrer und dem Kooperator von Bang, so wie den dortigen Wirthsleuten je ein donnerndes dreifaches „Lebehoch!“ worauf sie in aller Ruhe und in militärischer Ordnung abzogen. Der Schauplatz, oder vielmehr wegen der dichten Finsterniß, der Platz zum Zuhören, war dicht vor dem Dorfe auf einem Kornfelde. Um das Sturmläuten zu verhindern, waren die Schlösser der Kirchthüren und des Glockenhauses mit Holz verkeilt worden. Die ganze Produktion dauerte eine halbe Stunde.

In Münchener Blättern wird vor den Hamburger antiquarischen „Export-Buchhandlungen“ gewarnt, die oft sehr unvollständige, in schlechtem Zustand befindliche Werke um theures Geld verkaufen, während sie ihre Waare zu „fabelhaft“ billigen Preisen ausrufen.

Mainz, 2. Dez. Unsere neue Eisenbahnbrücke ist ihrer Vollendung um einen weiteren Schritt näher gerückt, indem nun auch der zweite Bogen, vom rechten Rheinufer gezählt, einer eben so energischen Probe unterzogen wurde, wie dieß vor mehreren Tagen mit dem ersten Bogen der Fall war. Bei einer eminenten Belastung von 9000 Centner erwies sich der Bau so fest und sicher, daß ihm das Lob der größten Solidität gegeben werden muß. — Die Festlichkeiten zur Eröffnung der neuen Rheinbrücke und der linksmainischen Eisenbahn finden am Samstag den 20. Dezember statt. Unter Anderm wird ein Festbankett für 300 geladene Gäste im Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses stattfinden; das Couvert wird mit 6 Thalern bezahlt. Abends soll eine Festoper im Theater stattfinden, wofür Webers „Oberon“ in Aussicht genommen ist.

Köln, 29. Nov. Gestern Abend fanden zu Mainz zwei obdachlose Bummler ihr Nachtquartier in einem Güterwagen des dortigen Bahnhofes, wo sie unbemerkt blieben, demnächst aber nicht wenig betroffen waren, als der Wagen geschlossen wurde und der Güterzug, zu welchem er gehörte, sich in Bewegung setzte. Der Zug kam nach fast zweitägiger Fahrt gestern Morgen hier an, und mit ihm die halbverhungerten und erfrorenen Burschen, die sich hier sofort auf dem Polizeipräsidium meldeten und ihr unbequemes Abenteuer berichteten.

Wien. Ein Mechaniker aus Pesth hat beim Kriegsministerium das Projekt zu einer Höllenmaschine eingereicht, die, mit Dampf betrieben, solche Wirkungen erzielen soll, daß, wenn vier solche Maschinen aufgestellt oder in's Feld geführt werden, die größte und tapferste Armee binnen wenigen Stunden vernichtet sein muß. Unglaublich, aber wahr ist es, daß dieses Projekt eingereicht wurde.

Werth der Stadt Wien. Ein Statistiker hat berechnet, daß sich der Werth der Stadt Wien auf circa 700 Mill. Gulden beläuft. Derselbe kapitalisirt den Miethzins mit 5 Procent und schlägt etwas über eine Million für Staatsgebäude an, wodurch er ein Kapital von circa 500 Millionen Gulden erhält. Der Rest wird als Mobilien-Werth genommen. Die Zahl der Hunde in Wien wird mit beinahe 30,000 angegeben. Ein Drittheil dieser Hunde ist nothwendig, die übrigen sind Luxushunde. Jährlich werden etwa 3000 herrenlose Hunde vertilgt.

Einem Pariser Schreiben entnehmen wir interessante Einzelheiten über den unglaublichen Luxus, der in Compiegne herrscht: die Damen erscheinen nie zwei Mal in demselben Kleide, weil sie wissen, daß das ungern bemerkt wird; Madame de P— s nahm achtundvierzig Kleider für die Dauer einer Tournee (10 Tage) mit nach Compiegne. Die Einladungen gestalten sich auf diese Weise zu einer sehr kostspieligen Ehre.

Raritäten-Kästlein.

Gehorsamste Schafanzeige alle Frühjahr wegen der Schafzucht in der Gemeinde X.

Es zeigt sich pflichtschuldig an, daß die Gemeinde heuer 197 Schafe stark ist, worunter nur ein raudiger Hammel
der gehorsamste Gemeindevorsteher Rase.

* * *

In einem Teiche zu N. ersäuften sich kurz hintereinander zwei Personen. Der Schulze des Ortes ließ darauf eine Tafel mit der Inschrift aufstellen: „Wer sich untersteht, sich in diesem Teiche zu ersäufen, soll nach den Gesetzen bestraft werden.“

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 49. Sonntag, den 14. Dezember 1862.

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Gabriele raffte sich empor. Leise stieß sie die Thür auf. —

Die Lichter in dem Zimmer waren schon zu Stumpfen herabgebrannt und verbreiteten einen flackernden, durch die Rauchwolken verdüsterten Schein.

Nur einer der Männer saß mit dem Rücken gegen die Thür, aus welcher Gabriele hervortrat. Der andere, Benjamin, hatte in demselben Augenblicke eine Flasche ergriffen, um auf's Neue einzuschenken. Sie entfiel seiner Hand und klirrend zu Boden.

Hinter dem Rücken des Andern und halb gebückt näherte sich Gabriele dem Tische, beugte sich mit einer raschen Bewegung vor und blies mit einem starken Athemzuge die Lichter aus. Dann floh sie mit schwebenden Schritten durch das Zimmer nach der Flurthür. Ihre bebende Hand fand den Drücker, sie öffnete und war entkommen.

Sie hörte sich nicht verfolgt, nur ein schwerer Fall und ein Fluch schallte ihr aus dem Zimmer nach.

Dann huschte sie den Gang entlang und suchte die Treppe. Ein bleicher Mondstrahl, der durch das Fenster fiel, zeigte sie ihr. Einem Schatten gleich flog sie die Stiegen hinauf. Ihr Fuß stieß gegen einen Stein. Das war das Zeichen der Mörder. — Dieß war die Thür.

„Oeffnet!“ rief sie fast athemlos und klopfte mit bebender Hand gegen die Thür. „Oeffnet ihr drinnen, um Gottes Willen!“

Immer noch regte sich Niemand in dem Zimmer. Gabriele wagte nicht, laut zu rufen, um die Mörder nicht herbeizulocken. Von Furcht gejagt, ergriff sie den Thürdrücker. Die Thür war offen, wahrscheinlich absichtlich schon vorher aufgeschlossen.

Gabriele stürzte herein.

Eine kleine Lampe erhellte das Zimmer. Die Soldaten lagen angekleidet und ruhig schlummernd auf ihrem Lager.

Gabriele flog auf den Ersten zu und berührte seine Schultern.

„Auf! auf!“ rief sie aus. „Erhebt Euch! Man will Euch morden!“

Der junge Soldat ist erwacht. Er richtet sich auf und starrt Gabriele, welche mit erhobenem Arm im todtenbleichen Angesicht vor ihm steht, wie eine nächtliche Erscheinung an.

Gabriele wendet keinen Blick von dem jungen Soldaten, ihr Auge forscht durchdringend in seinen Gesichtszügen. Er selbst fühlte sich wie gebannt durch den Ausdruck dieser Augen.

„Mein Gott!“ ruft er, „was wollen Sie? Wer sind Sie?“

Der junge Soldat zieht die Hand über die Augen. Er will sich erheben. Mit gesteigerter Spannung betrachtete er Gabriele.

„Sehe ich eine Todte?“ ruft er aus. „Ist meine Mutter mir erschienen?“

Gabriele steht noch immer wie ein starres Bild vor ihm. „Du bist es, mein Sohn Raimund!“ ertönt es jetzt von ihren zuckenden Lippen. „Erkenne mich, ich bin Deine Mutter!“

Gabriele fliegt auf ihn zu, umschlingt ihn und bedeckt ihn mit Küssen.

Wieder reißt sie sich aus seinen Armen, indem sie ruft: „Auf! auf! Säumet nicht länger! Hier im Hause, in der ganzen Stadt lauern die Mörder auf Euer Leben!“

Gabriele hatte in dieser Stunde ihren Sohn wiedergefunden, der junge Soldat ist Raimund Valentin.

Auch er hatte sie schon wiedererkannt. Gabriele war kraftlos auf einen Stuhl gesunken. Raimunds Haupt ruhte in ihrem Schooße.

So verrinnt eine inhaltschwere Minute! Jetzt schlägt die Stunde des Kampfes?

Der Offizier wie auch der Tambour waren schon aus ihrem Schlafe emporgeschreckt. Sie vernahmen von Gabriele die Schreckenskunde, daß die Polen in der Stadt wären, um die Soldaten in ihren Quartieren heimlich zu überfallen und zu morden.

„Thue Deine Pflicht!“ ruft Gabriele ihrem Sohne zu, „ich werde Dir folgen.“

Der Lieutenant tritt vollständig bewaffnet hinaus. Er will einen Blick in die Stadt werfen. Da sich seine Rückkehr verzögerte, eilte Raimund ebenfalls aus dem Zimmer auf den Gang. Es dünkt ihn, als höre er Lärm im Hause. Jetzt vernimmt er deutlich, wie sich die Säbel der Fechtenden kreuzen.

Der Lieutenant kehrte nicht zurück.

Plötzlich dringen aus der Höhe vom Thurme am Markte langsame, dumpfe Hornstöße.

Raimund bebt zusammen. Er schwankt in seinem Vorhaben, dem Lieutenant zu folgen, oder zu bleiben.

„Das war das Mordsignal! Hast Du gehört, mein Sohn?“ ruft Gabriele. „Rette die Kameraden, ehe es zu spät ist!“

Raimund kehrt zurück.

„Folge mir, Kamerad,“ sagte er zu dem Tambour, „der Lieutenant ist verschwunden, wir wollen thun, was uns möglich ist.“

Mit diesen Worten seine Mutter mit sich fortziehend, gefolgt von dem Tambour, eilt er die Treppe hinauf, welche nach dem Bodenraume im Hause führt.

Hier findet er eine offene Dachluke. Da er hierdurch nicht genug Uebersicht über die Stadt gewinnt, klettert Raimund auf das Dach.

„Folge mir!“ ruft er dem Tambour nach, welcher nun auch auf das Dach steigt.

Der Mond steht in Form einer Sichel am Himmel; sein nebelblauer unsicherer Schein beleuchtet die Straßen nur halb. Schräge dunkle Schatten werden von den Gebäuden geworfen, so daß Raimunds spähendes Auge von der Höhe des Daches die dunklen Massen nicht überall zu durchdringen vermag.

Dennoch sieht er die Sensenmänner in kleinen Trupps hier und dort erscheinen, wie auch nach verschiedenen Seiten einzeln verschwinden. Auch einige Trupps politischer Jäger sieht er durchmarschiren, doch weiß er nicht, wo sie sich postiren.

Zum Zweitenmale ertönt das Horn vom Thurme. Der

Klang wird von den Lüften zitternd über die Häuser getragen.

„Jetzt schlage den Generalmarsch!" ruft Raimund dem Tambour zu. „Nimm alle Deine Kraft zusammen, vielleicht daß wir dadurch die Schläfer erwecken können!"

Gabriele liegt betend auf den Knieen.

Die Trommel wird geschlagen! Weithin schallt ihr dröhnender Wirbel über die Stadt; er findet durch das Echo in den Straßen einen vielfachen Widerhall.

„Lauter! Immer stärker, Kamerad!" befeuert Raimund den Tambour und die Trommel rasselt im betäubenden Wirbel.

„Zeigt sich Niemand?" fragt Gabriele ihren Sohn. „Ist noch Alles still?"

„Ich glaube Lärm zu hören," antwortet Raimund lauschend. „Mir ist, als sehe ich einzelne Rotten durch die Straßen flüchten. Höre nur! Lärm hier und dort! Da blitzt der Lauf von Gewehren, die Bajonnette, — ja, es sind unsere Soldaten! Dem Allarmplatze eilen sie zu!"

Der Knall vereinzelter Schüsse dringt herauf; es war, als strichen ein paar Kugeln über die Köpfe Raimunds und des Trommlers.

Zum Drittenmale ertönen jetzt die Hornstöße, aber sie werden in dem Trommelwirbel erstickt. Größere Trupps ziehen und kreuzen hastig durch die Straßen. Die Stadt ist allarmirt!

Als der Lieutenant Raimunds das Zimmer verließ und hinabeilte, stieß er in der untern Etage auf die Insurgenten Bernhard und Benjamin, welche durch Gabrielens kühne Flucht mehr überrascht als abgeschreckt waren, da sie sich den Vorfall nicht erklären konnten. Erst nachdem sie wieder ein Licht angezündet und das Zimmer durchsucht hatten, entdeckten sie das abgelegene Kabinet und hielten sich für überzeugt, daß sie belauscht wurden. Sie hatten sich bei dem ersten Hornsignale bewaffnet, um ihren Mordstreich auszuführen. Ihre Thür stand offen, als der preußische Offizier vorübergehen wollte. Gabrielens Botschaft sagte dem Offizier, daß er in diesen beiden Abenteurern seine Meuchelmörder vor sich sehe. Er stürzte mit gezogenem Degen auf den ersten, auf Benjamin, welcher vor dem heftigen Angriff, obgleich er Anfangs taumelte, zurückwich. Dann bückte er sich tief nieder und fing mit großer Gewandtheit auf seinem Dolchmesser den Säbelhieb auf, der ihm unfehlbar in den Kopf gefahren wäre. Dann sprang er blitzschnell in die Höhe, warf sich mit Gewalt gegen den Offizier, der zu einem zweiten Schlage den Säbel über ihn schwang, und stieß ihm den Dolch in die Brust. Der Offizier stürzte lautlos zusammen.

„Wir sind verrathen!" schrie Bernhard. „Fort von hier!"

Beide flohen hinaus und die Treppe hinab.

Zu derselben Zeit kehrte Philibert und Joseph in den Gasthof zurück. Sie stießen mit den Fliehenden auf der Treppe zusammen und wurden wüthend von ihnen auf die Seite gerannt, ohne daß es den Kommenden in der Dunkelheit möglich wurde, sich zur Wehre zu setzen, oder sie aufzuhalten. Die Flüchtige entkamen.

Philibert, von Besorgniß um Gabriele getrieben, stürzte nach ihrem Zimmer hinauf. Hier sah er sogleich den Offizier todt am Boden liegen und im Blute schwimmen. Entsetzt durchsuchte er das Kabinet; Gabriele war verschwunden.

Er bewaffnete sich schnell mit dem Säbel des gefallenen Offiziers und eilte dem Schalle der Trommel nach. Er erreichte den Boden des Hauses, wo er Gabriele fand.

Sie flog ihm begeistert entgegen.

„Kommen Sie!" rief Gabriele aus und deutete nach Raimund. „Dort, dort ist mein Sohn! Wir haben ihn wieder!" Dann theilte sie ihm schnell die Vorgänge, welche sie während seiner Abwesenheit erlebt hatte, und den Mordplan der Aufständischen mit.

Philiberts Bemühungen, sich dem preußischen Hauptmann zu nähern, um ihn vor dem Verrath zu warnen, waren vergeblich gewesen. Die Zeit war darüber verstrichen. Der entstandene Lärm führte ihn nach Hause zurück.

Raimund stieg, sobald er sah, daß der Allarm in der Stadt begann, vom Dache zurück. Gabriele stellte ihm Philibert als ihren Freund und Beschützer vor. Durch ihn erfuhr Raimund, daß der Offizier gefallen war. Philibert erbot sich und Joseph zu Mitkämpfern.

Raimund drückte ihm freudig die Hand und dankte für seinen Beistand. „Lassen Sie uns eilen, mein Herr," sagte er zu ihm, „wir müssen das Haus verbarrikadiren."

Alle entfernen sich vom Bodenraume, um sogleich mit dem Werke zu beginnen.

Raimund sieht an dem Gasthofe mehrere preußische Soldaten in stürmischer Hast vorüber dem Allarmplatze zueilen. Er ruft sie zum Stehen an, und es gelingt ihm, fünfzehn Mann um sich zu sammeln.

Die Insurgenten, welche in immer größeren Haufen in die Stadt gekommen sind, ziehen sich nach dem Markte zusammen.

Ganz dem Augenblicke hingegeben und begeistert durch die Nähe seiner Mutter, beschließt Raimund mit seiner kleinen Schaar einen muthigen Ausfall zu machen. Er bittet, er fleht seine Mutter an, welche ihm auch in den Kampf folgen will, zurückzubleiben. Gabriele weigert sich, allein durch Philiberts Bitten und Vorstellungen, daß sie noch ihr Leben für ihre Tochter Konstanze zu erhalten habe, steht sie davon zurück und bleibt unter dem Schutze Philiberts im Gasthause. Noch einmal umarmt und küßt sie den Sohn, feuert ihn zum doppelten Muthe an und nimmt dann Abschied von ihm.

Die kleine Schaar zeigt sich bereit, dem Kommando des muthbeseelten Jünglings zu folgen. Raimund tritt an die Spitze des Trupps, welcher nun sogleich aufbricht und geschlossen unter dem Sturmmarsche der Trommel aus dem Hause gegen den Marktplatz vorrückt.

Graue Streiflichter verkünden schon den Anbruch des Tages.

Als sich Raimund mit seinen Leuten an der Mündung der Straße befindet, sieht er, daß die Polen den preußischen Hauptmann und einige Offiziere als Gefangene wegführen wollen. Er ruft den Uebrigen zu, in welcher Gefahr ihre Offiziere sich befinden und fordert sie zu ihrer Befreiung auf. Alle antworten mit einem schallenden Hurrah!"

Raimund kommandirt seine Leute zu einer Bajonnetattaque, und kaum sind die Kommandoworte: „Fällt's Gewehr! Marsch! Marsch!" aus seinem Munde, als sich der Trupp unter Hurrahruf und dem lauten Wirbel der Trommel auf den Feind wirft.

Der muthige und unerwartete Angriff setzte die auf dem Markt zusammengerotteten Insurgenten in panischen Schrecken. Der frühzeitige Allarm, welcher durch Raimund herbeigeführt wurde, hatte den geheimen Plan der Aufständischen verrathen. Obgleich die einquartirten Soldaten in den Häusern einen Kampf mit Meuchelmördern zu bestehen hatten, entkam der größte Theil der Kompagnie dem gewissen Tode.

Die Insurgenten hielten sich von einer bedeutenden Truppenmacht umringt und angegriffen. Bestürzt entflohen sie, während das Korps Raimunds sie unter Gewehrfeuer verfolgte, welches die Fliehenden nicht erwiderten.

In der Zeit hatten sich die übrigen Soldaten der Kompagnie noch eiliger durch die vom Markte her vernommenen Schüsse am Orte versammelt, so daß die Truppen in stärkerer Zahl den Kirchhof besetzen konnten, welcher die am Markte stehende Kirche mit einer Mauer umgibt.

Die Aufständischen, welche durch die nicht nachhaltige Verfolgung erkannten, daß die Angreifenden nur schwach an der Zahl wären, kehren bald in Schaaren nach dem Marktplatze zurück, um gegen die Preußen zu stürmen, welche inzwischen eine sichere Position eingenommen hatten.

15.

Das Todesurtheil.

Ungeachtet der überlegenen Macht der Aufständischen gelang es den Preußen, bis gegen Nachmittag alle wüthenden Angriffe zurückzuschlagen. Die Kompagnie hatte sich jetzt beinahe verschossen, als der Rest ihres Bataillons, noch aus mehreren Kompagnien bestehend, zur Hülfe heranrückte.

Das Erscheinen desselben belebte auch den Muth der tapfern Truppen in der Stadt, deren Kräften durch den hartnäckigsten Widerstand aufgerieben wurden. Das Bataillon

umzingelte die Stadt und fiel von verschiedenen Seiten den Insurgenten in den Rücken. Ein blutiger Straßenkampf entspann sich. Die Insurgenten kämpften zwischen zwei Feuern mit Muth und Energie; man bemerkte polnische Jäger, welche sich eine zweite Büchse nachtragen ließen, um im steten Feuern bleiben zu können. Jedoch bei dem unregelmäßigen Kampfe, den sie führten, und bei der Verwirrung, welche der Einfall der Hülfstruppen hervorrief, verlor sich ihre Entschlossenheit und die Abtheilungen schwankten und wichen. Immer kühner drangen die Preußen von allen Seiten auf den Feind ein, der endlich geschlagen den Rückzug aus der Stadt suchte. Eine Verfolgung der Aufständischen, welche bei den erbitterten Soldaten wohl öfters zu schonungslosen Einzelkämpfen ausfiel, beendete gegen Abend den Kampf.

Während das Gewühl der Kämpfenden noch unter dem Krachen der Gewehrsalven die Straße durchwogte, verfolgte Gabriele den Ausgang des Aufstandes in verzweiflungsvoller Erwartung für das Schicksal ihres Sohnes, welcher, kaum wieder mit ihr vereinigt, einem fast gewissen Tode entgegengegangen war.

Noch bevor sich der Sieg der preußischen Truppen entschied, sah sie vom Fenster ihrer Wohnung aus, nach der Gegend des Marktplatzes, einen Verwundeten herbeiführen. Er wurde von zwei Soldaten auf einem quer gelegten Gewehre getragen und hing ohnmächtig an der Schulter des einen. Sie näherten sich dem Hause. Die Angst schärfte das Auge Gabrieles, sie erkannte schon von Weitem ihren Sohn Raimund in dem Verwundeten. Seine beiden Kameraden, an deren Seite der tapfere Jüngling fiel, trugen ihn aus dem Gefecht und langten mit ihm bei Gabriele an. Raimund war im Oberarm von einer Kugel getroffen und durch den starken Blutverlust besinnungslos geworden. Philibert brachte ihn sogleich auf ein Lager und unterzog sich der Operation, die Kugel, welche noch im Arme steckte, herauszunehmen, was der sichern Hand des jungen Arztes glücklich gelang. Raimunds Leben war nicht in Gefahr und so schmerzlich dieser Ausgang auch für Gabriele sein mochte, fand sie nun das für eine liebende Mutter beseligendste Glück, ihrem Sohne die zärtlichste Pflege geben zu können. Da es an allen Lazareth-Einrichtungen fehlte und schon am Abend die Stadt vollständig von den Preußen besetzt, der Bürgermeister und andere Anstifter des Aufstandes zur Haft gebracht und die Sicherheit hergestellt war, verblieb Raimund während seiner Kur in dem Gasthause.

Erst im Laufe seiner Genesung kam es zwischen ihm, der Mutter und Philibert zur Unterredung über seine Erziehung bei der Tante, über seine Flucht und die ferneren Schicksale, wie wir sie in unserer Erzählung bis zu seinem Aufenthalt auf dem deutschen Gute in Posen vernommen haben.

„Auf diesem Gute," fuhr er in seinen Mittheilungen fort, „verweilte ich noch bei dem Ausbruche der polnischen Unruhen. Ich befand mich an einem Tage allein mit wenigen Leuten zu Hause, da der Gutsherr und seine Familie nach Preußen gereist war, als wir von einer Horde Sensenmänner mörderisch überfallen wurden. Wir hatten uns so gut wie möglich verschanzt. Die Insurgenten warfen jedoch Feuerbrände in die Scheunen und Ställe und bald stand das Gut an allen Ecken in Flammen. Wir zogen uns nach dem Herrenhause zurück. Um uns jedoch aus dieser Stellung zu vertreiben, legten die Polen auch hier Feuer an und bald brannten die Treppen. Wir mußten aus den Fenstern springen und fielen in ihre Hände. Nach einem verzweifelten Widerstande unterlagen meine Unglücksgenossen; die Füße wurden ihnen mit den Sensen langsam abgehackt. Ich allein wurde dem Zweikampfe mit einem wüthenden Gegner durch einige preußische Soldaten entrissen, deren Detaschement zur Hülfe herbeikam. Das Gut mit allen Vorräthen war niedergebrannt. Ich schloß mich den Soldaten an, welche zu ihrem Bataillon zurückkehrten, denn ich fühlte mich von einer unbezwinglichen Lust zum Soldatenstande ergriffen. Man führte mich zu dem Hauptmann, um Rechenschaft von dem geschehenen Ueberfalle zu geben, und ich erntete hierüber seine Freundlichkeit, da er hörte, daß ich mich nicht fein benommen hatte. Darüber wuchs mein Muth und ich eröffnete ihm, wie gern ich sogleich Soldat werden und als Freiwilliger an dem Kampfe Theil nehmen möchte. Er verweigerte mir die Annahme meiner Jugend wegen und weil überdieß kein Freikorps bestand. Ich warf mich ihm zu Füßen und verdoppelte meine Bitten. Es ist mir noch unbekannt, welchem Umstande ich endlich die Erfüllung meines Wunsches zu danken hatte. Mein Eintritt in die Kompagnie erfolgte, nachdem mir die Exercitien geläufig waren, und somit wurde ich als Freiwilliger hierher kommandirt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Winter.

Nun hat der Winter seinen dichten Schleier
In dunkler Nacht gesponnen weit und breit.
Es ruhet die Natur im weißen Kleid,
Wie eine Leiche hold in stiller Feier.

In ihrer Brust erlosch das heiße Feuer;
Wie ist ihr Antlitz wunderbar erneut!
Der Friede kam, es schwand des Sterbens Leid,
In ihrer Ruh' ist sie uns doppelt theuer.

Und auch im Tode weist sie uns auf's Leben.
Am Berge steht ein dunkler Tannenbaum,
Die grünen Zweige kaum vom Schnee verhüllt.

Ich seh' ihn schon von Lichterglanz umgeben,
Ich träume schon der Weihnacht sel'gen Traum,
Und heil'ge Lust des Lebens mich erfüllt.

* * *

O, traur'ge Zeit! Kaum hat dem Nebelflor
Der Nacht die matte Sonne sich entwunden,
Ist sie auf's Neu' erblassend hingeschwunden
Und wieder steigt die Finsterniß empor.

Des Himmels Königin ihr Reich verlor,
Ihr strahlend Blut fließt langsam aus den Wunden,
Der Nebel drückt die Welt zu allen Stunden,
Und kaum entweicht der Sterne mächt'ger Chor.

Das Leben stockt, weil es das Licht begehret,
In steter Dämm'rung wandeln wir dahin,
Als sänke ew'ge Nacht bald auf die Welt.

Wann kommt die Zeit, wo neu zum Kampf bewehret
Die Sonne sich erhebt und Siegerin
Die Finsterniß in Strahlenfesseln hält!

* * *

Ich fahr' empor vom Traum der Mitternacht
Und schau' hinaus. Hell strahlt des Mondes Licht,
Kein Ton die grause Todtenstille bricht,
Nur fern im Wald der Stamm der Fichten kracht.

Wie irrer Geister Schaar flieht lautlos sacht
Der Raben Flug; ihr Rauschen hör' ich nicht.
Des Mundes Odem steigt wie Nebel dicht.
Der Strom des Lebens stockt durch Frostesmacht.

Jetzt schleicht der kalte Tod auf nächt'ger Spur,
Magische Netze spinnt des Mondes Strahl
Und drückt die Welt mit unsichtbarer Last.

Mir ist's, ich hör' das Aechzen der Natur,
Wie sie erstarret ruht in stummer Qual.
Hinweg, eh' mich der Zauberbann erfaßt.

C. L.

Der Bauchredner.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts lebte auf einem Schlosse in Poiton ein sehr reicher Mann, Namens Gourdon, der sein Vermögen auf seltsame Weise erlangt hatte. Er war Intendant des Barons von Blinval gewesen, der, nach dem Verluste seiner Gattin und seines einzigen Sohnes, sich auf ein Schloß in Poiton zurückgezogen hatte und nur mit Gourdon umging. Plötzlich fand man den menschenscheuen Blinval todt, und neben ihm ein Brieschen von seiner Hand, des Inhalts: „Man lege Niemanden meinen Tod zur Last. Ich konnte den Verlust meiner Frau und meines Kindes nicht länger ertragen. Gourdon, verzeihe mir. Der Baron von Blinval." Sogleich wurde in dem Schlosse

Alles versiegelt und als man nach der gesetzlichen Zeit die Siegel erbrach, fand man ein Testament, welches Gourdon, zum Lohne für seine treuen Dienste, zum Universalerben erklärte. Dieser schien von tiefem Schmerze niedergebeugt zu werden und die Schätze, die er erlangt hatte, gar nicht zu achten. Der Gedanke an den Tod seines Wohlthäters schien alle andern in ihm zu verdrängen. An der Stelle, wo die Leiche des Barons gefunden worden war, ließ er eine Capelle bauen, und in der Kathedrale zu Poitiers jeden Monat eine Messe für die Ruhe der Seele des Barons lesen. Einem Kloster endlich schenkte er den zehnten Theil seines Erbes. Schon waren zwei Jahre seit dem traurigen Ereignisse vergangen, und noch immer verharrte Gourdon in seiner Trauer. Stundenlang kniete und betete er in der Kapelle, die er erbaut hatte. Nichts vermochte ihn zu zerstreuen. Mehrere Edelleute in der Nachbarschaft verschworen sich endlich gegen diese hartnäckige Trauer. Gourdon wurde zu allen Festen und Gelagen eingeladen, aber er schlug die Einladungen entweder aus, oder saß still und schweigend mitten unter den heitern Gästen. Eines Tages drang endlich einer seiner Nachbarn, um ihn zu zerstreuen, in ihn, er möchte ihn nach Poitiers begleiten, wo ein Bauchredner ganze Trauer- und Lustspiele allein aufführe. Gourdon ließ sich anfangs lange bitten, endlich gab er doch dem Freunde nach. In einem großen Saale waren wohl vierhundert der angesehensten Personen von Poitiers und der Umgegend versammelt, um den Künstler zu bewundern, der anfangs das Lachen der Anwesenden durch allerhand Possen zu erregen suchte, ohne aber von Gourdons Stirn die finsteren Falten vertreiben zu können, und endlich ankündigte, er werde eine schauerliche Scene aufführen, die er früher mit angesehen habe, ohne daß er die Betheiligten habe erkennen können. Ein Mann wehrte sich in dieser Darstellung gegen einen Mörder, der ihm ein Pistol entgegenhielt. Der Unglückliche bat und flehte, erlangte aber kein Erbarmen, und fiel endlich von der Kugel seines Gegners. Gleich im Anfange dieser Scene wurde Gourdon todtenbleich, denn der Bauchredner ahmte täuschend die Stimme des verstorbenen Blinval und die Stimme Gourdons nach. Nach Beendigung der Vorstellung sprang der ehemalige Intendant plötzlich auf, sank dann auf seine Knie nieder, und rief aus: „Baron von Blinval, Gnade, Gnade für mich, Deinen Mörder!“ Gourdon wurde sofort verhaftet, und gestand sein Verbrechen. Er hatte davon gehört, daß Blinval ein Testament zu seinen Gunsten gemacht habe, und die Vollstreckung desselben beschleuniget. Eines Abends war er nämlich mit seinem Herrn ausgegangen, hatte denselben im Walde erschossen, und das Briefchen neben den Todten gelegt, das er selbst geschrieben. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode, das Urtheil wurde aber nicht vollstreckt, weil sich Gourdon in seinem Kerker selbst erdrosselte.

Verblutung durch einen Zahn.

Der vierzehnjährige Sohn eines reichen Handelsherrn und Consuls in Hamburg hatte seit drei Wochen eine Blutung am Zahn. Der geschickteste Zahnarzt Hamburgs ward herbeigerufen; er nahm die Wurzeln heraus, die Operation ging leicht, keine anatomische Anomalie ward an den ausgezogenen Theilen bemerkt, allein der Blutguß war nicht zu stillen. Der Hausarzt und eine Menge anderer geschickter Aerzte wurden zu Hilfe gerufen, allein es gelang nicht, die Blutung zu hemmen, da eine Ader, die sich um die Zahnwurzel geschlungen, zerstört worden war, ganz ohne Schuld des Zahnarztes. Drei Tage und drei Nächte blutete der blühende Knabe und verblutete so ohne Rettung.

Verschiedenes.

Es ist mehrfach bemerkt worden, daß in der letzten Zeit von den alten falschen Friedrichsd'or verausgabt wurden. Damit sich unsere Leser vor Schaden bewahren können, wollen wir nicht unterlassen, sie wiederholt auf die Jahrgänge schlechter Prägung jener Goldstücke aufmerksam zu machen. Es gelten nämlich die Friedrichsd'or mit den Jahreszahlen 1750 bis 1753 nur 7 fl., 1754 4½ fl., 1755—57 5½ fl., 1758 7 fl., 1759 3 fl. 36 kr., 1760/61 9 fl., 1763/64 3 fl. 37 kr., 1766 3 fl.

Zweibrücken, 11. Dez. Während der 4. ordentlichen Schwurgerichtssitzung für die Pfalz im Jahre 1862 werden folgende Fälle zur Aburtheilung kommen: Montag, 15. Dezember: Johannes Jochim, Ackerer von Rülzheim, wegen vorsätzlicher Körperverletzung im Verbrechensgrade, und Johannes Müller, lediger Taglöhner von Erzenhausen, wegen Nothzuchtsversuchs. Dienstag, 16. Dez.: Philipp Sander, gewöhnlich Gabel genannt, lediger Maurergeselle von Großbockenheim, wegen Nothzucht, und Johannes Lehr, lediger Holzschuhmacher und Tagner zu Hauhofen, wegen verschiedener Betrugshandlungen im Vergehensgrade. Mittwoch, 17. Dez.: Georg Jacob Siegwart, lediger Schustergeselle von Ludwigswinkel, wegen Mißbrauchs von Personen zu widernatürlicher Wollust. Donnerstag, 18. Dez.: Friedr. Portner, Oekonom in Zweibrücken, wegen Amtsehrenkränkung mittels eines Preßerzeugnisses. (Pf. Z.)

Mainz, 11. Dez. Einer heute Nachmittag um 2 Uhr eingetroffenen telegraphischen Benachrichtigung zufolge ist ein großer Theil der k. bayerischen Kaserne in Aschaffenburg abgebrannt. Nähere Details fehlen. (M. A.)

Das Schwurgericht zu Tübingen hat einen zwölfjährigen Knaben, der einem vierzehnjährigen Mädchen einen Kreuzer nehmen wollte, zu drei Monaten in der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher zu erstehender Kreisgefängnißstrafe verurtheilt.

Raritäten-Kästlein.

Schlechter Trost. Patient: „Ach, Herr Doctor, ich leide fortwährend an fürchterlichem Kopfweh; sagen Sie mir doch, woher dieses rührt?“

Arzt: „Seien Sie außer Sorgen, das wird die Section schon zeigen.“

* * *

Ein Amerikaner und ein Irländer ritten miteinander an einem Galgen vorbei. „Wo würden Sie sein,“ sagte der erstere, „wenn der Galgen hätte, was ihm gebührt?“ — „Ich müßte gewiß allein reiten,“ versetzte der Irländer.

* * *

Pater Tellier, Beichtvater Ludwigs XIV., sagte zu einem jungen gaskonischen Geistlichen, der ihn um eine Pfründe ansprach: „So lange Ihr Herren etwas sucht, ist unser Einer gut genug, hat man Euch aber gesättigt, so vergeßt Ihr uns.“ — „Fürchten Sie das nicht!“ entgegnete der Bittende, „ich bin unersättlich.“

Frucht-Mittelpreise.

Zweibrücken, 11. Dez. Der Centner: Weizen 6 fl. — kr. Korn 4 fl. 29 kr. Gerste, zweireihige, 4 fl. 36 kr. vierreihige 3 fl. 24 kr. Spelz 3 fl. 50 kr. Hafer 2 fl. 46 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 29 kr. Heu 2 fl. 20 kr. Stroh 1 fl. 20 kr. Weißbrod 3 Pfd. 16 kr. Kornbrod 6 Pfd. 21 kr.

Homburg, 10. Dezbr. Der Centner Weizen 6 fl. — kr. Korn 4 fl. 28 kr. Spelzkern 5 fl. 55 kr. Spelz 3 fl. 51 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 2 fl. 50 kr. Mischfrucht 4 fl. 30 kr. Erbsen 3 fl. 20 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 50 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt für Erheiterung und Belehrung.

„Beilage zum Pfälzer“.

№ 50. Sonntag, den 21. Dezember **1862.**

Die Zwillinge.

(Fortsetzung.)

Raimund genas wieder und Philibert schloß mit ihm einen innigen, aufrichtigen Freundschaftsbund. Erst jetzt fühlte sich Philibert geneigt, seinem Freunde Raimund zu eröffnen, welchen Mißbrauch der Baron v. Osinsky von der Handschrift Raimunds gemacht habe. Dieser erschrack über die Größe des Verbrechens, woran er ohne Wissen und Willen Theil genommen hatte. Er erklärte Philibert, wie der Baron ihn zur Anfertigung der falschen Schriften gegen den Bürgermeister, ohne Verdacht zu erwecken, verleitet und ihn überdieß zu seinem Dienste durch die fortwährende Drohung angehalten habe, ihn, sobald er sich widersetze, der Tante auszuliefern. Aus Furcht vor dieser ihm verhaßten Frau, in deren Gewalt er nie zu kommen wünschte, habe er gethan, was man von ihm verlangte. Raimund erklärte sich bereit, als Zeuge in der Prozeßsache Herzfords aufzutreten und bei der nächsten Behörde seine Vernehmung darüber abzugeben. Das Verhängniß, welches ihn dazu bestimmte, den Vater seines Freundes aus der schmählichsten Gefangenschaft zu befreien, schloß seinen als auch Gabrielens Freundschaftsbund mit Philibert noch fester, da die Hand der Vorsehung so sichtbar dahin wirkte, ihr Schicksal durch gegenseitige Hülfe zur Entscheidung zu führen.

Ihr nächster Bestimmungsort konnte nun wohl kein anderer sein, als das Schloß Lysa, denn noch fehlte Konstanze ihrem Bunde, die Tochter, die Schwester, die Geliebte.

Raimund begleitete die Mutter und den Freund. Seine Wunde, obgleich geheilt, machte ihn zur augenblicklichen Fortsetzung des Dienstes unfähig. Er stellte sich dem Hauptmann vor und erhielt den erbetenen Urlaub, wie auch die Versicherung einer spätern rühmlichen Auszeichnung, mit welcher seiner unerschrockenen und tapfern Handlungsweise, die thatsächlich die Kompagnie errettete, höhern Orts gedacht werden würde; und beschied ihn, sich wieder zum Dienste zu melden, um die Laufbahn, auf welcher ihm schon so früh der Lorbeer grünte, weiter zu verfolgen.

Joseph erhielt von Philibert den Auftrag, nach Sch...
zurückzukehren, um den Notar seines Vaters von Raimunds Bürgschaft zweckmäßig zu unterrichten und Philibert der Kürze wegen bei dem Gericht in Posen durch Instruktionen zu ermächtigen, sobald er auf seiner Reise den Baron wie auch den Kontroleur Wesley entdecken sollte, die Verbrecher verhaften zu können.

Alsdann schlugen Gabriele mit ihrem Sohne und Philibert den Weg nach dem Schlosse Lysa ein. Je mehr sie sich dem nördlichen Theile der Provinz näherten, desto zügelloser herrschte die Anarchie.

Die zwischen den preußischen Truppen und den Polen geschlossene Konvention war Seitens der Polen nicht gehalten worden und die ausgebrochenen offenen Feindseligkeiten nahmen einen immer drohenderen Charakter an. Außer den durch die Konvention geduldeten Insurgentenlagern hatten sich neue in der Nähe der Warthe und unfern des Schlosses Lysa gebildet.

Unsere Reisenden waren nur noch wenige Meilen davon entfernt, als sie sich mitten in ein Gefecht versetzt sahen, welches von einem Detachement Preußen und einer Insurgentenabtheilung geführt wurde. Die Polen kämpften längs der Heerstraße, an welcher sie die Gehöfte geplündert und niedergebrannt hatten. Ein wilder Haufen Sensenmänner, von einem Geistlichen angeführt, kam als Verstärkung herzu. Der Geistliche führte die Seinigen in's Feuer und zog sich alsdann hinter sie zurück. Plötzlich warf ihn die Kugel eines Preußen zu Boden. Kaum sahen die Sensenmänner ihren Anführer im Blute schwimmen, als sie sich zurückzogen und auf ihrer Flucht den Reisewagen attaquirten, welchen Philibert auf der letzten Station angenommen hatten. Sie rissen die Reisenden aus dem Wagen und verlangten ihr Geld und ihre Effekten.

Gabriele wurde von zwei Bewaffneten ergriffen und gewaltsam fortgeführt.

Philibert und Raimund waren nur ein Jeder mit einer Pistole bewaffnet und hätten bei der Mehrzahl ihrer Angreifer an einen erfolgreichen Widerstand nicht denken dürfen. Beide erblickten jetzt Gabriele schon eine Strecke fortgeschleppt.

Philibert schrie laut auf, als er Gabriele verschwinden sah, und erhob sein Pistol, um ihre räuberischen Entführer niederzuschießen. Ehe er jedoch abfeuern konnte, schleuderte der Faustschlag eines Insurgenten das Pistol aus seiner Hand, dann wurde er selbst zu Boden geworfen.

Raimund, der den unbewachten Augenblick, daß sich die Meuterer über Philibert hinwarfen, benutzte, entsprang und folgte seiner Mutter nach. Er erreichte sie und streckte durch den Schuß seines Pistols den Ersten nieder, der die mit ihrer letzten Kraft sich sträubende Gabriele hinter das Gebüsch ziehen wollte. Auf den andern warf er sich mit der ganzen Kraft seiner Verzweiflung. Gabriele, welche kaum befreit den Dolch des gefallenen Insurgenten ergriff, sprang ihrem Sohne zur Hülfe und senkte seinem Gegner ihre Waffe in die Brust. Gabriele und Raimund suchten alsdann hinter den Gebüschen vor ihren Verfolgern Sicherheit.

Bald darauf sahen sie hinter den Hügeln der Heerstraße die Bajonnete der Preußen blitzen. Eine Kolonne preußischer Truppen erschien auf den Höhen; kaum hatten sie die Insurgenten erblickt, als auch ihre Schüsse unter die Plünderer krachten. Dann rückten sie im Sturmmarsche vor und das Gefecht brach auf dieser Seite aufs Neue los.

Einige der Polen hatten sich inzwischen mit Philibert in den Wagen geworfen und trieben die Pferde zur rasenden Flucht, um das unweit von dem Kampfplatze befindliche Insurgentenlager zu erreichen.

Während nach Beendigung des Gefechtes Gabriele und ihr Sohn unter dem Schutze des Militärs verblieben, langte Philibert als Gefangener in dem Lager an, wo er, als Spion angeklagt, vor den Befehlshaber gestellt wurde. Obgleich er das Schloß Lysa als sein Reiseziel benannte, war seine Bekanntschaft mit der Gräfin von Czacki und mit den auf dem Schlosse herrschenden politischen Verhältnissen von so geringer Bedeutung, daß seine Aussagen ihn von dem Verdachte eines Spions nicht befreien konnten, und da er selbst die Waffe gegen die Insurgenten erhoben hatte, traf ihn das Urtheil, in zwei Stunden erschossen zu werden.

Die Zeit verstrich für Philibert in der qualvollsten Erwartung. Seine Todesstunde hatte geschlagen. Von einer Wache gedeckt, die Hände auf den Rücken gebunden, mit

entblößter Brust, wurde er auf einen Sandhügel gestellt, und zwei Mann marschirten unter dem Befehle eines Insurgentenlieutenants auf, um ihn niederzuschießen.

Philibert, der dem Tode nicht mehr zu entrinnen hoffte, blickte ihm jetzt standhaft ins Auge. Er warf einen festen Blick auf die zwei Leute, welche wenige Schritte von ihm entfernt, sich zum Schusse fertig machten. Nicht diese Vorbereitungen, durch welche er den Tod erleiten sollte, waren es, die er mit spähenden und immer erwartungsvolleren Blicken verfolgte, sondern forschend hing sein Auge an den Gesichtszügen dieser beiden Schützen.

„Sie sind es!“ rief er leise aus. „Ich muß mich ihnen zu erkennen geben!“

Wieder eine qualvolle Minute verflog; die Leute standen schußfertig, bis zum Kommando. Schon sollte dieß gegeben werden, als Philibert selbst ein lautes „Halt!“ ausrief.

„Ich wünsche noch einmal zu reden,“ begann er zu dem kommandirenden Insurgentenlieutenant; „denn ich sehe zwei Freunde vor mir, welche meine Unschuld, daß ich kein preußischer Spion bin, klar beweisen können. Ich bitte, meine Angabe zu untersuchen, und die Exekution aufzuschieben.

Man hielt damit ein.

Die beiden als Freunde Philiberts bezeichnete Insurgenten stutzten und starrten verwundert auf Philibert, welcher mit der Hand nach ihnen winkte.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Doktor?“ rief er dem Ersten entgegen, der sich ihm näherte. „Wie habe ich es denn mit Euch verdorben, daß Ihr Euren alten Freund aus dem Kronenkeller in Sch … ohne Gnade füsilliren wollt? Da hätte ich ja lieber gewünscht, mit Euch noch im Inquisitoriat zu sitzen, als nun ein solches Ende zu nehmen. Ich bin ebensowenig ein Spion, als ein Jude, wie ich damals zu Euch kam. Ich will zu dem Baron nach Lysa in Geschäftssachen, Ihr wißt ja, wovon wir im Inquisitoriat gesprochen haben. Dann kann ich Euch noch sagen, daß ich Euren Liebling, den geschickten Schreiber, aufgefunden habe. Wenn ich am Leben bleibe, Kamerad, dann mehr davon.“

„Wahrhaftig,“ erwiderte der Herangetretene, der Philibert von oben bis unten musterte, „Eure Figur, Stimme, Augen und Eure Worte sagen mir jetzt, wer Ihr seid. Ich weiß genug und daß Ihr unsern Schreiber habt, ist das Beste. Zu einer bessern Zeit konntet Ihr nicht appelliren, Ihr hättet im nächsten Augenblicke im Sande gelegen. Jetzt faßt nur wieder Muth.“

Der Sprechende, der in der That der Fälscher Bernhard war, ging mit raschen Schritten zu seinem Gefährten Benjamin — denn beide Fälscher waren mit den flüchtig gewordenen Insurgenten aus der Stadt R … hierhergekommen — und wechselte mit ihm und mit dem kommandirenden Lieutenant einige Worte.

Alle Drei entfernten sich alsdann und Philibert blieb unter der Wache eine marternde halbe Stunde allein zurück, zweifelnd, ob seine Reden den Eindruck auf den Fälscher gemacht haben würden, daß er durch seine Befürwortung das Leben retten könnte.

Jetzt sah er die Drei wiederkommen. Der Lieutenant trat vor Philibert mit der Verkündigung hin.

„Im Fall Sie gesonnen sind,“ sagte er, „die Waffen für die Freiheit zu ergreifen und mit Gut und Blut zu unserer Partei zu gehören, soll Ihnen das Leben geschenkt sein. Diese Ihre beiden Freunde haben sich für Ihre Glaubwürdigkeit verbürgt. Sie sollen nicht länger als ein Spion angesehen werden, jedoch bei dem geringsten Verdachte, der auf Sie fallen sollte, ist Ihr Leben auf der Stelle verwirkt. Sobald Sie mir und diesen Zeugen Ihr Ehrenwort geben, sind Sie frei, Sie werden alsdann eintreten und Ihren Freunden folgen.“

Philibert, bei einer Weigerung mit dem Tode bedroht, legte nothgedrungen das Gelöbniß ab. Hochaufathmend stieg er von dem Sandhügel der sein Grab werden sollte.

„Dießmal wieder mit einem blauen Auge davon gekommen, wie damals!“ sagte Bernhard, der lachend auf ihn zuschritt und die Stricke zerschnitt, die Philiberts Hände knebelten. „Wir müssen gute Freunde werden und wollen sogleich, da wir noch Zeit dazu haben, Brüderschaft trinken und Euch für die ausgestandene Angst entschädigen. Ich bin neugierig, was Ihr uns erzählen werdet. Folgt uns jetzt. Wir werden Euch Waffen besorgen und dann zusammen trinken, es sind ganz frische Vorräthe angekommen.“

Philibert schritt in der Mitte der beiden Fälscher dem Innern des Lagers zu. Er war zwar vom Tode gerettet, doch konnte ihn leicht ein unbedachtsames Wort verrathen. Da er durch die Angabe, Raimund aufgefunden zu haben, besonders die Theilnahme des Fälschers gewann, dachte er, nur sehr vorsichtig darüber zu sprechen, wie auch über sein Entkommen aus dem Inquisitoriat. Der Lärm einiger trunkenen Becher schallte den Dreien aus der Ferne entgegen; und Philibert, genöthigt an dem Gelage Theil zu nehmen, schwang, in die Umstände sich fügend, seinen Becher so keck und zuversichtlich, wie die übrigen Trinker.

15.

Schloß Lysa.

Sehen wir endlich, welchem Schicksale Konstanze entgegenging, als sie durch die Gräfin Hedwig v. Szacki im Einverständnisse mit dem Baron und auf Wunsch der Majorin v. Zarkow nach dem Schlosse Lysa gebracht und hier verborgen wurde.

Wir müssen hier gleichfalls noch einige Bemerkungen über den Charakter der polnischen Gräfin Hedwig voranschicken. Ihre dem Aufstande gewidmete Thätigkeit war bei vieler Schwärmerei, zu welcher sich ihr Patriotismus hinneigte, nicht ohne Ehrgeiz. Sie scheute vor der Größe keines Opfers zurück, welches sie ihrem unglücklichen Vaterlande darbringen konnte, dennoch schlummerten in ihrer Brust manche verlockende Träume die sie neben dem Thron zu erringen dachte, sobald die Wiederherstellung Polens, die Freiheit der Nation, die Nation selbst wieder eine Wahrheit geworden sein würde. Ihr Verhältniß mit dem Baron v. Osinsky war weit weniger auf persönliche Zuneigung gestützt, als auf politische Beweggründe. Sie kannte die einflußreichen Verbindungen, welche sich an seinen Namen knüpften; durch diese vorzugsweise wollte sie sich erheben. Sie durchschaute den Charakter des Barons, hoffte jedoch, indem sie seinen Leidenschaften zu schmeicheln suchte, über ihn sehr leicht herrschen und ihn nach ihrem Willen lenken zu können, obgleich sie wußte, daß er aus Egoismus für die polnische Politik verloren war.

Daß die Gräfin sich dazu verstanden hatte, die ihr ganz unbekannte Konstanze zu sich zu nehmen, geschah nicht ohne Einsicht in die Waudow'schen Familienverhältnisse. Die Mutter Konstanzens, Gabriele, wurde der Gräfin als eine Elende geschildert, welche durch die erniedrigendsten Fehltritte aus der Familie verstoßen sei, und daß sie ihre Tochter nur verlangt und dem Schutze der Verwandten entziehen wollte, um sie zu verderben. Soweit erhielt die Gräfin den Glauben, daß die heimliche Entfernung Konstanzens von der Mutter nur zum Glücke der Tochter stattfände, und da die Gräfin selbst in der gegenwärtig herrschenden Politik ihrer Nation ein Ideal fand, glaubte sie in der That nur zum Heile des jungen Mädchens zu handeln, wenn sie dieselbe ihre Begeisterung und ihre Thätigkeit daran theilen ließe. Der Gedanke, wie das Herz einer Mutter daran brechen könnte, stieg im Geiste der Gräfin nicht auf.

Wir sahen Konstanze zum Letztenmale in dem ihr von der Gräfin im Schlosse angewiesenen Gemache. Sie trug noch immer die schwarze Klostertracht, in welcher sie das Kloster in Sch … verließ.

Sie war nicht, wie sie hoffte, in die Arme ihrer sehnlichst erwarteten Mutter gelangt, sie sah sich betrogen und als eine Gefangene behandelt. Wohl konnte sie ahnen, daß diese Ueberlieferung ihrer Person nach einem ihr ganz fremden Orte das Werk ihrer Tante wäre. Der Gedanke, daß es aber die Mutter war, vor welcher man sie zu verbergen suchte, kam ihr am wenigsten in den Sinn. Jahre lang hatte sie nichts mehr von derselben vernommen, wie konnte sie ahnen, daß die unglückliche Mutter die höchsten Anstrengungen machte, ihr Kind wiederzuerlangen? Weßhalb aber hatte man dieß Versprechen gewählt, das fragte sich

Konstanze, wenn nicht, um sie dadurch zu locken und grausam zu täuschen?

Der Baron v. Osinsky befand sich noch nicht auf dem Schlosse. Ueber eine Woche war seit ihrer Ankunft verflossen, ohne daß ihn Konstanze zu Gesicht bekam. Er hatte gesagt, die Mutter solle seine Gattin werden. Warum sah sich Konstanze von der Gräfin mit Gewalt behandelt? Durfte sie noch glauben, daß mit dem Erscheinen des Barons die ihr zweideutige Rolle der Gräfin aufhören, ihr heißer Wunsch in Erfüllung gehen, die Lüge endigen würde? Konstanze, so sehr sie sich zu diesen Hoffnungen geneigt fühlte, verneinte sich selbst diese Fragen. Sie fühlte ein unüberwindliches bis zum Hasse gesteigertes Mißtrauen gegen Diejenigen, welche sie an ihrer gegenwärtigen Lage für schuldig hielt. Sie verzweifelte und rang, je mehr das Ausbleiben des Barons ihre Pein und Ungewißheit verlängerte, mit dem Entschlusse, sich von geheimen Unterdrückern gequälten Lebens zu befreien.

Hartnäckig hatte sich Konstanze geweigert, vor der Gräfin zu erscheinen. Sie schlug jede Zerstreuung, welche man ihr zu bereiten suchte, aus, und da sie nicht dazu zu bewegen war, ihr Zimmer zu verlassen, wurde sie nur in ihrem Gemache bedient. Von den Rüstungen über den Ab- und Zugang bewaffneter Personen, von der fortfahrenden Aufregung im Schlosse schien sie nichts zu vernehmen. Ein von der Gräfin bei ihr veranstalteter Besuch, um sie für die politische Bewegung zu gewinnen, blieb gänzlich ohne Erfolg, da ihr Geist offenbar von einer starren, düstern Schwermuth gefangen gehalten wurde, die allen Anfechtungen und Versuchungen auf diesem Felde widerstand.

Wieder war eine bange, schlaflose Nacht für Konstanze vergangen. Erschöpft von der Last vergeblicher Erwartungen flehte sie zu Gott um die Wohlthat eines kurzen Schlummers, um ihre Einsamkeit, ihre Gedanken wenigstens auf Augenblicke vergessen zu können. Sie lehnte ihr Haupt in die Kissen des Sophas. Von ihrem Kummer gänzlich bedrückt, schlief sie bald darauf ein.

So hatte Konstanze nicht lange gelegen, als sie den Druck einer Hand auf ihrem Kopfe fühlte.

Sie zuckte heftig zusammen. War es die plötzliche Berührung oder Störung im Schlafe oder das Gefühl einer Abneigung, welches sie in der Nähe der Person empfand, die an ihr Lager geschlichen war? Schnell und verstört richtete sie sich auf, um die Ursache zu entdecken. Als sie die Person erkannte, welche sich über den Anblick Konstanzens betroffen einige Schritte zurückzog, wendete sie sich derselben mit entrüsteter Geberde zu.

In Konstanzens Geist und Wesen war in der kurzen Zeit ihre Entfernung aus dem Kloster eine auffallende Veränderung vorgegangen. Aus ihrem sanft blickenden Auge leuchtete jetzt öfters ein anklagender, drohender Blick. Ihre feinen, schönen Lippen schlossen sich nicht selten unter dem Eindruck eines innern Kampfes bebend zusammen und verriethen durch diesen Zug ihre Gedanken, welche nicht länger die einer Dulderin sein wollten, sondern in dem Entschlusse gewiß waren, Gewalt mit Widerstand, Unterdrückung mit Kraft zu begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Immer mit Gemüthlichkeit.

Jeder Mensch hat sein Vergnügen,
Jeder auch sein Lieblingswort,
Und ich müßte wahrlich lügen,
Hätt' auch ich nicht ein's am Ort.
Auch ich habe derlei Sünden,
Will verhehlen solche nicht,
Will mein Sprüchwort Euch verkünden,
Das mein Mund gar öfters spricht:
"Immer mit Gemüthlichkeit!"

Blieb ich allzu lang vom Hause,
War allein auf dem Coupé,
Oder sonst auf einem Schmause
Und die Gattin schrie: „O weh!
Wo bist Du so lang geblieben?
Böser Mann, Das schickt sich nicht!"
Lach ich schelmisch meiner Lieben
In das böse Angesicht:
„Immer mit Gemüthlichkeit!"

Hab' ich 'mal zu viel getrunken
Von des Weines kräft'gem Naß
Und bin selig hingesunken
Dicht beim großen Kellerfaß,
Rufet lallend meine Kehle,
„Hast zu gut Dir heut' gethan,
Künftig, liebe gute Seele,
Bleibe ferner von dem Hahn:"
„Immer mit Gemüthlichkeit!"

Sehe ich die letzten Kröten
Auf der Börse tiefem Grund,
Ruf' ich scheidend: „Gehet flöten,
Machet weiter eure Rund',
Grüßet alle eure Brüder,
Wandern muß ja alles Geld!
Sehen wir uns hier nicht wieder,
Doch in einer and'ren Welt:"
„Immer mit Gemüthlichkeit!"

Drängen mich die Manichäer,
Wohl der Executor gar
Oder sonsten so ein Späher,
Dem ich auf dem Rohre war,
Weiß ich mich gar bald zu stellen
Mit dem bösesten Patron,
Mag er noch so wüthend bellen,
Sag ihm lächelnd: „Lieber Sohn,
„Immer mit Gemüthlichkeit!"

Stets, in guten, bösen Tagen
War mein Sprüchwort mir ein Trost,
Weil des Lebenssturmes Plagen
Mit ihm minder mich umtos't.
Und sollt' einst Freund Hain mich winken
In des beff'ren Jenseits Land,
Werd' ich mit den Worten sinken,
Dabei reichen ihm die Hand:
„Immer mit Gemüthlichkeit!"

C. L.

Verschiedenes.

Zweibrücken. (Assisenverhandlungen.) In der zweiten Sitzung vom 16. Dezbr. kam zur Verhandlung die Anklage wegen Betrugs gegen Johannes Lehr, 27 Jahre alt, lediger Holzschuhmacher von Hanhofen, vertheidigt durch Herrn Rechtscandidaten König.

Lehr hatte sich am 3., 4. und 8. November abhin bei den Eisenhändlern Grohe und Klebsch in Speyer verschiedene Quantitäten Eisenwaaren, stets durch die nämlichen Vorspiegelungen, ohne Bezahlung zu verschaffen gewußt, in einem Gesammtwerthe von jedenfalls mehr als 10 Gulden. Die Waaren verschleuderte er zu Spottpreisen und verzechte den Erlös. Diese von Lehr offen eingestandenen Handlungen, die nach Art. 321 des Strafgesetzbuches als eine einzige zu betrachten sind, bilden an sich ein bloßes Vergehen und werden erst dadurch zum Verbrechen, wenn Rückfall im Sinne des Art. 319 des Strafgesetzbuchs vorliegt, d. h. wenn Lehr schon früher entweder *einmal* zu einer Verbrechens- oder zweimal zu Gefängnißstrafe von wenigstens einem Jahre wegen Betrug oder Fälschung verurtheilt worden ist. Lehr wurde aber unter der Herrschaft des Code pénal zweimal mit Gefängniß, das jedesmal 1 Jahr überstieg, wegen *Prellerei* verurtheilt. Hierin sah die anklagende Behörde einen Rückfall im Sinne des Art. 319. Anders die Vertheidigung. Diese stellte in beredtem und wohlmotivirtem Vortrage vorerst auf, daß den Geschwornen, als Richtern der That, die Beantwortung der Frage zustehe, ob Rückfall vorliege oder nicht, weil im gegebenen Falle der Rückfall zum *Begriffe* der That gehöre, der Rückfall es gerade erst sei,

der die That zum Verbrechen mache. Von einem Rückfalle im gesetzlichen Sinne könne aber bei vorliegender That unmöglich geredet werden, weil man, ohne sich einer Rückziehung der Gesetze schuldig zu machen, nicht die durch Art. 319 verlangten Verurtheilungen wegen Betrugs als ersetzt ansehen könnte durch die nach altem Gesetze erfolgten Verurtheilungen wegen Prellerei. Der Betrug des neuen und die Prellerei des alten Gesetzes seien so durchaus und so wesentlich verschiedene Begriffe, daß man nimmermehr beide vermengen oder gar einander substituiren dürfe. Hiernach hätten die Geschwornen sich darüber schlüssig zu machen, ob die erfolgten Verurtheilungen des Lehr wegen Prellerei die Anforderungen des Art. 319 des neuen Strafgesetzbuchs erfüllten oder nicht, das Verurtheilungen wegen Betrugs verlangt.

Der k. Schwurgerichtshof sah die Sache anders an und formulirte die Fragen an die Geschwornen so, daß diese lediglich darüber sich auszusprechen hatten, ob Lehr der neuerdings ihm zur Last gelegten Handlungen schuldig und früher schon zweimal wegen Prellerei zu Gefängniß von wenigstens einem Jahre verurtheilt worden sei. Hiernach war die Beurtheilung der Frage, ob die Verurtheilungen wegen Prellerei die in Art. 319 verlangten wegen Betrugs zu suppliren im Stande seien, als eine Rechtsfrage dem Gerichte vorbehalten und wies dieses einen Antrag der Vertheidigung auf Abänderung der Fragestellung in ihrem Sinne ab. Die Geschworenen sprachen ein Schuldig aus und verneinten zugleich eine zweite Frage über geminderte Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten; das Gericht erkannte auf eine Zuchthausstrafe von 4 Jahren, das Minimum der gesetzlichen Strafe.

In der Sitzung vom 17. Dezbr. wurde Georg Jacob Siegwart, lediger Schuster von Ludwigswinkel, des Mißbrauchs zu widernatürlicher Wollust für schuldig erklärt und in eine Zuchthausstrafe von sechs Jahren verurtheilt. Die Vertheidigung führte der k. Anwalt Vollmar. (Pf. Z.)

Grünstadt, 19. Dez. In dem benachbarten Kleinbockenheim spielte eine Lynchgeschichte, welche das jenseitige Haberfeldtreiben an Frivolität fast noch übertrifft. Die öffentliche Stimme legt sich dieselbe in zwei Aufzüge zurecht, welche folgende Thatsachen zum Vorwurf haben. Der erste Aufzug berührt eine althergebrachte Volkssitte, welche in vielen Orten, so auch in Bockenheim noch fortlebt und bestimmt, daß jeder fremde Bursche, welcher ein Mädchen aus dem Dorfe heirathet, als Lösegeld für die Braut — die ja primo loco Einem aus dem Dorfe gehört — eine Quantität Wein liefern oder aber je nach den Verhältnissen eine Baarsumme bezahlen muß, welche die ledigen Bursche des Ortes verjubeln. So wurde auch neulich ein Mädchen losgekauft, aber zu frühe, denn die Heirath kam nicht zu Stande. Das Mädchen wird bald wieder Braut und wieder ist der Bräutigam ein „Ausländer“. Natürlich, so sagten die „Alldahiesigen,“ gebührt uns nochmals unser Abstand; doch die Angehörigen der Braut waren anderer Ansicht. Darauf hin bildete sich eine Rügejury, um den Widerspenstigen vor der Trauung noch den Bann in folgender Weise zu verkündigen. Unter obligater Katzenmusik trug man nämlich einen Strohmann an der Wohnung der Braut vorüber, brach ihm das Genick und warf ihn unter Absingung des Liedes: „Begrabt den Leib in seine Gruft“ in eine nahe Sandgrube, ein Aufzug, welchen die Acteurs mit Arrest- und Geldstrafen büßen mußten. Dies das lustige Vorspiel der Vehme! Am letzten Sonntage waren die geächteten Alten nach einem benachbarten Dorfe zum Besuch ihrer kürzlich getrauten Tochter, zum sog. Tischrücken, gegangen und auf ihrem Heimwege sollte, wie man hört, das versinnlichte Vorspiel förmlich in Scene gesetzt werden. Zum Glücke kamen sie aber erst am Montag früh zurück und fanden — ihr Wohnhaus verheert und verwüstet, als ob in der Nacht das wilde Heer oder eine Schaar Hunnen dort Herberge gehalten hätte. Den zurückgebliebenen Hofhund fanden sie mit abgeschossener Zunge röchelnd in seinem Blute, die aus Eisengittern bestehende Umfriedung des Hauses und Gartens niedergerissen, die Steinpfeiler zertrümmert, Läden und Fenster ausgehoben und sammt den Küchengeräthschaften in Stücke geschlagen, die Hauptthür gewaltsam erbrochen, die Thürschwellen herausgebrochen, den Pumpenstock abgedreht und an einen Baum aufgehängt, den (zufällig leeren) Stall durchwühlt — kurz alle Räume total verwüstet, so daß sie genöthigt waren, sich anderwärts Quartier zu suchen. Das Wohnhaus steht zwar nur ungefähr 20—30 Schritte vor dem Dorfe, und doch will, wie man sagt, im Dorfe selbst Niemand von diesem Treiben etwas gehört haben. In Kindenheim und Großbockenheim wurde dagegen nach Mitternacht der Lärm und jener Schuß gehört, der den treuen Philax wahrscheinlich sein Leben gekostet. Die Legalinstruction ist in voller Thätigkeit und soll bereits nahe Indicien gefunden haben, die erwarten lassen, daß diese barbarische Volksrache mit der gerechten Strafe (Art. 156 ff. des Strafgesetzb.) gesühnt werden wird. (Pf. Z.)

Raritäten-Kästlein.

Zu einem General kam ein stämmiger Rekrut. „Du bist doch kein Säufer, kein Schlemmer, kein Spieler, Bursche?“ fragte der strenge Kriegsmann. — „Nein Herr General,“ war die Antwort. — „Aber Du bist doch ein wackerer Kerl, der seinen Branntwein vertragen kann?“ „Und wärs ein Kübel voll“ entgegnete der Rekrut keck.

Anzeige. Vergangenen Montag ist meine Magd, Rosina Reibeding, mit einer Kuh verschwunden. Hinter den Ohren hatte sie rothbraune Schildkrottüpfelchen, und große schwarze Flecken auf dem Rücken. Wer mir dieselbe so nachweist, daß ich sie gerichtlich belangen kann, erhält zwei Thaler Belohnung.

Eine Vorstellung. In den fliegenden Blättern findet sich folgender originelle Dialog nebst Conterfei: A.: „Meine, Schöne, ich erlaube mir, Ihnen meinen Freund Emil Trautenhain vorzustellen.“ — Dame (frappirt): „Ich — habe ja gar nicht einmal die Ehre, Sie zu kennen.“ — A.: „Bitte — auch nicht nöthig; sowie Sie mit Trautenhain bekannt sind, werde ich mir die Freiheit nehmen, mich durch ihn vorstellen zu lassen.“

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.